



Sebastian Stark

Die Architektur des Kodex

Flexionsmorphologische Varianten in
DaF-/DaM-Grammatiken und ihr Verhältnis
zum grammatikographischen Textnetz

Sebastian Stark

Die Architektur des Kodex

Sebastian Stark

Die Architektur des Kodex

Flexionsmorphologische Varianten in
DaF-/DaM-Grammatiken und ihr Verhältnis
zum grammatikographischen Textnetz



*Würzburg
University Press*

Dissertation, Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Philosophische Fakultät, 2021
Gutachter: Prof. Dr. Wolf Peter Klein, Prof. Dr. Matthias Schulz

Impressum

Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Würzburg University Press
Universitätsbibliothek Würzburg
Am Hubland
D-97074 Würzburg
www.wup.uni-wuerzburg.de

© 2022 Würzburg University Press
Print on Demand

Coverdesign: Jule Petzold
Bildvorlage: architecture-g917aab37e_1920.jpg, Pexels/Pixabay.com, Pixabay License

ISBN 978-3-95826-188-4 (print)
ISBN 978-3-95826-189-1 (online)
DOI 10.25972/WUP-978-3-95826-189-1
URN urn:nbn:de:bvb:20-opus-252978



This document – excluding the cover – is licensed under the Creative Commons License Attribution-ShareAlike 4.0 International (CC BY-SA 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>
This CC license does not apply to third party material (attributed to another source) in this publication.



The cover page is licensed under the Creative Commons License Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Für meine Familie

Vorwort

„Hinter der Sprache steht ein System klarer Regeln“ – „Wurde nach *trotz* denn der Genitiv festgelegt?“ – „Schau doch mal im Duden nach!“ Das alles sind Sätze, die man in den verschiedensten Variationen immer mal wieder hört, wenn es um Belange der deutschen Sprache geht. Darin verkörpert sich das Bewusstsein, dass wir als Sprachgemeinschaft auf schriftliche Regelformulierungen zurückgreifen können, wenn wir Genaueres über das Deutsche erfahren wollen. In der Sprachwissenschaft spricht man bei solchen Regelinventaren von Sprachkodifizierung. Die Regeln der Sprache werden in einem Kodex gesammelt und erlangen dadurch einen quasi-offiziellen Charakter. Er kann womöglich mit Gesetzen verglichen werden. Wie das tägliche Zusammenleben in einer entwickelten Gesellschaft letztlich durch Gesetze geregelt ist, basiert – so die Unterstellung – auch das sprachliche Zusammenleben auf einem Kodex, zumindest in problematischen Fällen und vor allem dann, wenn die Meinungen über die richtigen Sprachformen auseinander gehen sollten.

An solche Kodifizierungen lassen sich viele Fragen richten. Um nur einige zu nennen: Aus welchen Texten besteht der Sprachkodex und wie hängen diese Texte zusammen? Wie ließen sich seine Regeln und „Vorschriften“ inhaltlich näher charakterisieren? Wie ist der Sprachkodex zustande gekommen und wie hat er sich im Laufe der Zeit entwickelt und verändert? – Wissenschaftliche, also detaillierte und nachvollziehbare Antworten auf solche Fragen sind rar, wenn sie überhaupt schon vorhanden sind. Die linguistische Sprachkodexforschung steckt zweifellos noch in den Kinderschuhen.

Sebastian Stark hat mit seiner Dissertation nun eine Untersuchung vorgelegt, mit der dieses Forschungsfeld nachdrücklich erschlossen und überzeugend ausgebaut wird. Wir stehen vor einer wissenschaftlichen Leistung, die ihresgleichen sucht. Sie geht weit über die gewöhnlichen Gehalte von Doktorarbeiten hinaus. Mit systematischer, bewundernswerter Präzision und auf der Basis zahlreicher einschlägiger Text-Konvolute unterzieht er den neuhochdeutschen Sprachkodex einer gründlichen Analyse. Dabei kommt es der Arbeit sehr zugute, dass einerseits avancierte computertechnische Forschungs- und Darstellungsmethoden genutzt werden, andererseits eine Beschränkung auf flexionsmorphologische Befunde erfolgt. Nur so können die großen Daten-Mengen, die in Rechenschaft gezogen werden müssen, in den Griff gebracht und plausibel ausgewertet werden. Was es heißt, dass wir beim Deutschen eine kodifizierte Sprache vor uns haben, ist durch die wegweisende Arbeit von Sebastian Stark nun wesentlich deutlicher und greifbarer als zuvor. Damit gilt für seine Dissertation das, was als Optimum einer Forschungsarbeit zu gelten hat: Sie erweitert unseren Horizont; nach ihrer Lektüre verstehen wir die Welt besser.

Wolf Peter Klein (Würzburg)

Danksagung

Ein Projekt wie das vorliegende benötigt vor allem Anstrengung, Vertrauen und Zeit. Während über Erstere bis zu einem gewissen Grade selbst verfügt werden kann und der Angestrengte vor allem eine Verpflichtung sich selbst gegenüber eingeht, sind die beiden übrigen Faktoren von gänzlich anderer Natur: Vertrauen muss gegeben und kann im besten Fall im Nachhinein begründet werden – ein Vorgang, der gemeinhin mit der schrägen Finanzmetapher des Zurückzahlens beschrieben wird, obgleich hier ganz andere Gesetze walten. Noch problematischer ist jedoch die Zeit: Wird sie gegeben oder genommen, ist sie auf keine Art der Welt zu restituieren und der Gebrauch fremder wie eigener Tage, Monate und Jahre eine Schuld, die bleibt. Mit Rücksicht auf das mächtigste Synonym von *schulden* geht mit dem Geschenk von Zeit ein *Verdanken* einher, das bleiben muss.

Vor diesem Hintergrund spreche ich den folgenden Personen meinen Dank dafür aus, mich auf dem langen Weg dieser Arbeit begleitet und unterstützt zu haben: meinem Doktorvater Prof. Dr. Wolf Peter Klein, dem Zweitgutachter dieser Arbeit, Prof. Dr. Matthias Schulz, meinen ehemaligen Kolleginnen und Kollegen des Lehrstuhls für deutsche Sprachwissenschaft der Julius-Maximilians-Universität Würzburg sowie für die letzten Schritte dieses Projektes auch dem Team der Würzburg University Press. Mein innigster Dank gebührt schließlich meiner wunderbaren Familie, die schenkt, als würde nichts verloren gehen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
Danksagung	IX
Inhaltsverzeichnis	XI
Abbildungsverzeichnis	XV
Tabellenverzeichnis	XXI
1 Einleitung: De architectura	1
2 Zentrale Fragestellungen: Ein Problem, drei Dimensionen	5
3 Theoretische Grundlagen: Konstituentenmodell der Basistermini	7
3.1 Etappe 1: Von der Variante zur Varietät	8
3.1.1 Begriffsklärung(en): Variante, Variation, Varianz und Variabilität	8
3.1.2 Paradigmatische Aspekte: Onomasiologische und semasiologische Variablen	10
3.1.2.1 Zum Problem semantischer Äquivalenz	16
3.1.2.1.1 Dimensionen von Bedeutung	16
3.1.2.1.2 Synonymiebegriffe	23
3.1.2.2 Flexionsmorphologische Varianten	30
3.1.2.3 Ergänzung: Varianten auf anderen Systemebenen	38
3.1.2.4 Weitere Typen paradigmatischer Variation: Zweifelsfälle, Varianzfälle, Domänen	42
3.1.3 Syntagmatische Aspekte: Varietäten	45
3.1.3.1 Klassifikationsversuche: Zwischen Typologien und Sprachwirklichkeit	47
3.1.3.2 Diasystematische Dimensionen und metasprachliche Beschreibung	51
3.2 Etappe 2: Von der Standardisierung zur Grammatik	57
3.2.1 Standardisierung, Sprachplanung und Konkurrenz begriffe	57
3.2.2 Haugen und Kloss: Sprachenproblem und Kodifizierung	60
3.2.3 Kodifizierung und ihre terminologischen Komponenten	62
3.2.3.1 Zielgröße – Standardbegriffe	64
3.2.3.1.1 Standardvarietät und das Diasystem	66
3.2.3.1.2 Standardvarietät und Diatopie	68

3.2.3.2	Argumentative Substanz – Norm und Regel	72
3.2.3.3	Zwischenbilanz: Normativitätsdilemma und Rezipientendimension	78
3.2.3.4	Netzwerke – Kräftefeld, Normautoritäten und der Kodex	84
3.2.4	Intratextuelle und transtextuelle Perspektive auf den Kodex.....	88
3.2.5	Diskursgemeinschaft der Grammatiker(innen) – Kodex als Menge der Referenztexte.....	93
3.3	Interferenzen: Englischsprachige Grammatiken und die deutsche Sprachgemeinschaft.....	99
3.3.1	Spannungen I: (DaF-)Grammatiken und fachdidaktische Paradigmenwechsel	103
3.3.2	Spannungen II: DaF im bildungspolitischen Gefüge der englischsprachigen Länder.....	106
3.3.3	Spannungen III: Varietätenkonzepte des Deutschen und Englischen	111
4	Datengrundlage und Auswertungsmethode.....	115
4.1	Korpus: Zusammensetzung und Textcharakteristika	115
4.1.1	Zeitlicher Rahmen: Zwischen Boom, Boom und heute	116
4.1.2	Grammatikbegriff: Grammatik = Flexionsmorphologie + X	121
4.1.3	Übersicht zu Einzeltexten und Auflagenfolgen	121
4.1.4	Charakteristika der Texte: Grammatikparameter nach Helbig	131
4.1.4.1	Normative (bzw. präskriptive) vs. deskriptive Grammatik	131
4.1.4.2	Diachronische vs. synchronische Grammatik	135
4.1.4.3	Problem- vs. Resultatsgrammatik	135
4.1.4.4	Wissenschaftliche vs. Gebrauchsgrammatik, linguistische vs. didaktische Grammatik	136
4.1.4.5	Mutter- vs. Fremdsprachengrammatik, einzelsprachliche vs. kontrastive Grammatik	139
4.2	Datenverarbeitung und Auszeichnungsprozesse	141
4.2.1	Untersuchungsebene A1: Flexionsmorphologische Variation	144
4.2.1.1	Alternative Quantifikationsverfahren	146
4.2.1.2	Gewähltes Untersuchungs raster	149
4.2.2	Untersuchungsebene A2: Thematisierungstypen	152
4.2.3	Untersuchungsebene B: Diasystematische Markierungen	156
4.2.4	Untersuchungsebene C: Explizite und implizite Verweisstrukturen.....	160

5	Auswertung: Vom Großen und vom Kleinen	165
5.1	Analysefokus Gesamtkorpus.....	165
5.1.1	Ebene C: Kodex.....	166
5.1.1.1	Ebene C1: Explizite Verweisstrukturen.....	166
5.1.1.2	Ebene C2: Implizite Verweisstrukturen	170
5.1.1.3	Zwischenfazit.....	175
5.1.2	Ebene A: Flexionsmorphologische Variation	178
5.1.2.1	Überblicksanalysen I: Variantenrepertoire.....	178
5.1.2.2	Überblicksanalysen II: Auswahlverhalten der Einzeltexte.....	181
5.1.2.3	Variationslinguistische Kanonisierungstendenzen	195
5.1.2.4	Verwandtschaftsbeziehungen	204
5.1.2.5	Semantische Subdifferenzierungen.....	210
5.1.2.6	Zwischenfazit.....	214
5.1.3	Ebene B: Markierungen	217
5.1.3.1	Überblicksanalyse: Markierte Varianten und diasystematische Kategorien	217
5.1.3.2	Diasystematische Kategorien und Einzelmarkierungen.....	228
5.1.3.2.1	Diafrequente Einzelmarkierungen	229
5.1.3.2.2	Diachronische Einzelmarkierungen	231
5.1.3.2.3	Diamediale Einzelmarkierungen	234
5.1.3.2.4	Diatonische Einzelmarkierungen.....	237
5.1.3.2.5	Diatopische Einzelmarkierungen.....	240
5.1.3.2.6	Einzelmarkierungen aus dem Bereich Standardsprachlichkeit	242
5.1.3.2.7	Diaevaluative Einzelmarkierungen	245
5.1.3.2.8	Einschub: Explizite Fremdurteile.....	248
5.1.3.2.9	Diatechnische, diatextuelle und einzelpersonenbezogene Markierungen.....	249
5.1.3.3	Ko- und Kontra-Markierungen	253
5.1.3.3.1	Standardsprachlichkeit.....	254
5.1.3.3.2	Alltagssprache und everyday language	263
5.1.3.3.3	Umgangssprache und dialect	267
5.1.3.4	Zwischenfazit.....	274

5.2	Analysefokus Auflagenfolge: Textgenetische Betrachtungen zur Duden-Grammatik.....	278
5.2.1	Bestandsaufnahme (Part A): Flexionsmorphologische Varianten	278
5.2.2	Bestandsaufnahme (Part B): Diasystematische Markierungen	286
5.2.3	Traditionslinien I: Blick zurück – Bezüge zwischen Duden-Grammatik, Erbens <i>Abriss der deutschen Grammatik</i> und Curmes <i>A Grammar of the German Language</i>	294
5.2.4	Traditionslinien II: Blick nach vorn – Echos der Duden-Grammatik im Textnetz.....	306
5.2.4.1	Duden-Grammatik und Hammer/Durrell: Typologie der Mediatisierungsprozesse	309
5.2.4.2	Der Blick weitet sich: Duden-Grammatik als intertextueller Multiplikator.....	318
5.2.5	Zwischenfazit.....	321
5.3	Analysefokus Einzelphänomene	324
5.3.1	Aspekt I: ‚Eigenzeit‘ und ‚Eigenort‘	325
5.3.2	Aspekt II: Selektionsmechanismen.....	336
5.3.3	Aspekt III: Metasprachliche Kontrastierung.....	347
5.3.4	Zwischenfazit.....	350
6	Zusammenschau der Ergebnisse	353
7	Grammatikforschung als Provenienzforschung? – Vom Einstürzen und Neubauen	369
8	Anhang	371
8.1	Verzeichnis der für Auflagenfolgen verwendeten Kürzel	372
8.2	Verzeichnis der registrierten Varianzfälle und Metazweifelsfälle	375
8.3	Übersicht: Anzahl thematisierter flexionsmorphologischer Variationsphänomene in Einzeltexten	386
9	Primärliteratur (Korpustexte).....	389
10	Sekundärliteratur	395

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Konstituentenstruktur der genutzten Basistermini.....	8
Abbildung 2:	Beispiele paradigmatisch strukturierter Elemente mit und ohne Variantenstatus.....	11
Abbildung 3:	Inhaltsvariable und Ausdrucksvariable.....	13
Abbildung 4:	Drei Bedeutungsebenen.....	17
Abbildung 5:	Komponenten des Bedeutungsbegriffs in ausgewählten Werken zur Semantik.....	21
Abbildung 6:	Dreigliedriges Bedeutungsmodell der vorliegenden Arbeit.....	22
Abbildung 7:	Synonymie-Nicht-Synonymie-Skala auf Lexemebene.....	26
Abbildung 8:	Kriterien zur Unterscheidung von Flexionsmorphologie und Wortbildung in ausgewählten Veröffentlichungen.	33
Abbildung 9:	Lexemorientierung und Wortformorientierung sozio-expressiver Bedeutungskomponenten.....	34
Abbildung 10:	Synonymie-Skala auf Wortformebene.....	36
Abbildung 11:	Typen paradigmatischer Variation.....	43
Abbildung 12:	Schema der historischen Sprache.....	48
Abbildung 13:	Sprachwirklichkeitsmodell.....	50
Abbildung 14:	Markierungsdimensionen nach Hausmann (1989).....	52
Abbildung 15:	Modell zum Umgang mit Varianz im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen.....	56
Abbildung 16:	Matrix der Dimensionen von Sprachplanung.....	61
Abbildung 17:	Drei Orte der Standardsprache.....	65
Abbildung 18:	Texttypologische Parameter des Standarddeutschen.....	67
Abbildung 19:	Modell regionaler Varietäten des Deutschen.....	69
Abbildung 20:	Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Bartsch (1987).....	75
Abbildung 21:	Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Gloy (1975).....	76
Abbildung 22:	Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Gloy (2004).....	77
Abbildung 23:	Begriffsfeld nicht-deontisch/deontisch und deskriptiv/präskriptiv.....	78
Abbildung 24:	Vier Dimensionen der Deskriptivität/Präskriptivität.....	80
Abbildung 25:	Ausschnitt der präskriptiven Texte aus der Gesamtheit metasprachlicher Texte in Abhängigkeit von Kleins (2004) vier Definitionen der Präskriptivität/Deskriptivität.....	83
Abbildung 26:	Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät.....	85
Abbildung 27:	Kodex als Referenzgröße des Kodex im sozialen Kräftefeld.....	94
Abbildung 28:	Statusskala eines intertextuellen Kodexbegriffs.....	97
Abbildung 29:	Prototypische Abbildung von Strukturprinzipien sozialer Netzwerke...	101
Abbildung 30:	Erstveröffentlichungen von Deutschlehrwerken für englischsprachige Lerner mit den Titelbestandteilen <i>grammar</i> oder <i>Grammatik</i> im Verlauf des 20. Jahrhunderts.....	119

Abbildung 31:	Nennungen von linguistischem oder pädagogisch-didaktischem Fortschritt als Motiv für die Erstveröffentlichung oder Überarbeitung von Grammatiken in den Vorworten dieser Werke.....	120
Abbildung 32:	Teilkorpus A: Grammatiken des Deutschen mit deutscher Metasprache.....	123
Abbildung 33:	Teilkorpus B: Grammatiken des Deutschen mit englischer Metasprache.....	124
Abbildung 34:	Teilkorpus B: Fortsetzung.....	125
Abbildung 35:	Mögliche geographische Zuordnungen der englischsprachigen DaF-Grammatiken des Korpus nach Wirkungsort der Verfasser(innen) und Druckort der Texte.....	130
Abbildung 36:	Aussagen zur Variationsaffinität in Vorworten und Einleitungen der deutsch- (D) und englischsprachigen (E) Korpustexte.....	132
Abbildung 37:	Chronologische Verteilung der Aussagen zur Variationsaffinität in Vorworten und Einleitungen der Korpustexte.....	133
Abbildung 38:	Häufigste Selbstbezeichnungen der Texte in Titeln, Vorworten, Einleitungen und Umschlagtexten.	134
Abbildung 39:	Grammatikarten nach Zielgruppen in Anlehnung an Helbig (1992, 2004).	137
Abbildung 40:	Genannte Zielgruppen in Einleitungen, Vorworten, Buchvorder- und Rückseiten.	137
Abbildung 41:	Veranschlagte Sprachniveaus in englischsprachigen (rot) und deutschsprachigen (blau) Auflagenfolgen.....	138
Abbildung 42:	Kernbereiche grammatischer Variation im Dudenband 9.	143
Abbildung 43:	Alternative Quantifikationsverfahren variationslinguistischer Forschung.....	148
Abbildung 44:	Übersicht zu den Untersuchungsmaßstäben in verschiedenen Bereichen aufgenommener Variation.....	151
Abbildung 45:	Kodierungsraster diasystematischer Markierungen.	157
Abbildung 46:	Eingehende explizite Verweise in den Texten des Untersuchungskorpus.....	167
Abbildung 47:	Ausgehende explizite Verweise in den Texten des Untersuchungskorpus.....	168
Abbildung 48:	Explizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus.	169
Abbildung 49:	Implizite Verweisstrukturen in den Texten des Untersuchungskorpus.....	172
Abbildung 50:	Implizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus.....	173
Abbildung 51:	Implizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus.....	175
Abbildung 52:	Übersicht detektierter Varianten und Varianzfälle.	179
Abbildung 53:	Anzahl der thematisierten flexionsmorphologischen Varianten in den Einzeltexten des Korpus.....	181
Abbildung 54:	Anzahl der thematisierten Varianten in den Einzeltexten des Korpus (Einzeltexte mit weniger als 300 thematisierten Varianten)....	182

Abbildung 55: Anzahl der verhandelten Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus.	184
Abbildung 56: Anzahl der verhandelten Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus (Einzeltexte mit weniger als 50 thematisierten Zweifelsfällen).	185
Abbildung 57: Anzahl der verhandelten Varianzfälle in den Einzeltexten des Korpus.	190
Abbildung 58: Anzahl der verhandelten Varianzfälle in den Einzeltexten des Korpus (Einzeltexte mit weniger als 35 thematisierten Varianzfällen).	191
Abbildung 59: Domänen in der vorliegenden Arbeit.	192
Abbildung 60: Thematisierung von Varianz nach Domänen.	193
Abbildung 61: Anzahl der Auflagenfolgen, die die jeweilige variationslinguistische Domäne thematisieren.	194
Abbildung 62: Anzahl der thematisierten Domänen je Auflagenfolge.	195
Abbildung 63: Anordnung der 354 im Gesamtkorpus detektierten Varianzfälle nach Häufigkeit.	196
Abbildung 64: Anordnung der 270 im deutschsprachigen Korpusteil detektierten Varianzfälle nach Häufigkeit.	197
Abbildung 65: Anordnung der 1162 im Gesamtkorpus mit Variation in Verbindung gebrachten Lexeme nach Häufigkeit.	200
Abbildung 66: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl.	207
Abbildung 67: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl (Subsystem I, um 90° nach links gedreht).	208
Abbildung 68: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl (Subsystem II, um 90° nach links gedreht).	209
Abbildung 69: Anzahl der semantisch subdifferenzierten Zweifelsfälle je Domäne.	213
Abbildung 70: Prozentualer Anteil diasystematisch markierter Varianten an allen thematisierten Varianten der Einzeltexte.	217
Abbildung 71: Prozentualer Anteil diasystematisch markierter Varianten an thematisierten Varianten (Einzeltexte, die weniger als 20% der Varianten diasystematisch markieren).	218
Abbildung 72: Verhältnis markierter Varianten zu thematisierten Varianten nach diasystematischen Kategorien. Durchschnitt der Prozentwerte aller Einzeltexte (inklusive Nullwerte).	220
Abbildung 73: Häufigste diasystematische Markierungen nach Oberkategorien.	221
Abbildung 74: Verhältnis markierter Varianten zu thematisierten Varianten nach diasystematischen Kategorien. Durchschnitt der Prozentwerte aller Einzeltexte (exklusive Nullwerte).	222
Abbildung 75: Angaben zur Zielvarietät der grammatischen Darstellungen in den deutschsprachigen Auflagenreihen des Korpus.	223
Abbildung 76: Angaben zur Zielvarietät der grammatischen Darstellungen in den englischsprachigen Auflagenreihen des Korpus.	224

Abbildung 77: Vorkommen diasystematischer Kategorien bei der Verhandlung von Varianten.	226
Abbildung 78: Häufigkeit diafrequenter Markierungen in den deutschsprachigen Korpustexten.	230
Abbildung 79: Häufigkeit diafrequenter Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	231
Abbildung 80: Häufigkeit diachronischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.	232
Abbildung 81: Häufigkeit diachronischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	233
Abbildung 82: Häufigkeit diamedialer Markierungen in den deutschsprachigen (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.	235
Abbildung 83: Zeitliche Verteilung der Korpustexte, die Varianten-Markierungen aus dem Bereich der Schriftsprache verwenden.	236
Abbildung 84: Zeitliche Verteilung der Korpustexte, die die Varianten-Markierungen <i>GESPROCHENE SPRACHE</i> oder <i>NICHT-SCHRIFTSPRACHLICH</i> verwenden.	237
Abbildung 85: Zeitliche Verteilung der Korpustexte, die Varianten als <i>UMGANGSSPRACHE</i> oder <i>COLLOQUIAL</i> markieren.	238
Abbildung 86: Häufigkeit diatonischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.	239
Abbildung 87: Häufigkeit diatonischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	239
Abbildung 88: Häufigkeit diatopischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.	240
Abbildung 89: Häufigkeit diatopischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	241
Abbildung 90: Zeitliche Verteilung der Korpustexte mit diatopischen Markierungen.	241
Abbildung 91: Häufigkeit der Markierungen aus dem Bereich Standardsprachlichkeit in den deutsch- (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.	244
Abbildung 92: Häufigkeit diaevaluativer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.	246
Abbildung 93: Häufigkeit diaevaluativer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	247
Abbildung 94: Häufigkeit diatechnischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.	250
Abbildung 95: Häufigkeit diatechnischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.	250
Abbildung 96: Häufigkeit diatextueller Markierungen in den deutschsprachigen (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.	252
Abbildung 97: Relationen zwischen deutschen und englischen Varietätentermini nach Barbour/Stevenson (1990: 140).	273

Abbildung 98: Oben: Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen den verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik; unten: Entwicklungen des Varianzfall- und Zweifelfallrepertoires.....	280
Abbildung 99: Prozentsätze markierter Varianten (gestaffelt nach diasystematischen Dimensionen) in der ersten bis achten Auflage der Duden-Grammatik.....	287
Abbildung 100: Entwicklung des S-Koeffizienten zwischen Auflagen der Duden-Grammatik und Curme.....	304
Abbildung 101: Links: Explizite Verweisstrukturen mit der Zielgröße Duden-Grammatik. Rechts: Implizite Verweisstrukturen, die die Duden-Grammatik involvieren.....	307
Abbildung 102: S-Koeffizienten zwischen Auflagen von Hammer/Durrell und den jeweils vorausgehenden Auflagen der Duden-Grammatik.....	309
Abbildung 103: Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen den verschiedenen Auflagen von Hammer/Durrell.....	310
Abbildung 104: Inhaltliche Interdependenzen zwischen Auflagen von Hammer/Durrell und Duden in Passagen zum Genus von <i>Meter</i>	311
Abbildung 105: Entwicklung expliziter Verweise von Hammer/Durrell auf Duden.....	316
Abbildung 106: Modifizierte Implikationsskala starker Verben.....	325
Abbildung 107: Thematisierte Partizip II-Varianten des Lexems <i>backen</i> in den Korpustexten.....	326
Abbildung 108: Wortverlaufskurve für die Formen <i>gebackt</i> und <i>gebacken</i> im DWDS-Zeitungskorpus.....	327
Abbildung 109: Thematisierte Konjunktiv II- (oben) und Präteritum-Varianten (unten) des Lexems <i>backen</i> in den Korpustexten.....	329
Abbildung 110: Wortverlaufskurve für die Formen <i>buk(st/en/t)</i> und <i>backte(st/n/t)</i> im DWDS-Zeitungskorpus.....	332
Abbildung 111: Relative Auftretenshäufigkeit der Formen <i>backte</i> und <i>buk</i> gemäß Dürscheid et al. (2018f.).....	332
Abbildung 112: Thematisierte Varianten für die 2./3. Person Singular Präsens des Lexems <i>backen</i> in den Korpustexten.....	333
Abbildung 113: Wortverlaufskurve für die Formen <i>back(s)t</i> und <i>bäck(s)t</i> im DWDS-Zeitungskorpus.....	334
Abbildung 114: Relative Auftretenshäufigkeit der Formen <i>back(s)t</i> und <i>bäck(s)t</i> gemäß Dürscheid et al. (2018f.).....	335
Abbildung 115: Anzahl der thematisierten Präteritum-Varianten des Typs vw/vk in den Einzeltexten des Korpus.....	338
Abbildung 116: Anzahl der thematisierten Lexeme pro Text, für die nur Präteritum-Varianten des vw-Typs (oben) bzw. vk-Typs (unten) erscheinen.....	339

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Gesamtseitenzahlen und thematisierte flexionsmorphologische Zweifelsfälle	188
Tabelle 2: Zweifelsfall-pro-Seite-Ratio (ZF/S; links) und Varianzfall-pro-Seite-Ratio (VF/S; rechts).....	189
Tabelle 3: 15 häufigste Varianzfälle in Gesamtkorpus und Teilkorpora nach Auflagenfolgen (AF).....	199
Tabelle 4: Zehn häufigste Lexeme in Gesamtkorpus und Teilkorpora	201
Tabelle 5: Zehn häufigste Varianzfälle (links) und Lexeme (rechts) in den 37 bedingt variationsaffinen Auflagenfolgen des Korpus.....	202
Tabelle 6: Häufigste Zweifelsfälle in den einzelnen Domänen.....	203
Tabelle 7: S-Koeffizienten zwischen Texten auf Basis der thematisierten Zweifelsfälle	205
Tabelle 8: Links: Am häufigsten subdifferenzierte Einheiten des registrierten Lexeminventars. Rechts: Semantische Subdifferenzierung der zehn am häufigsten thematisierten Lexeme	211
Tabelle 9: Häufigste variationslinguistisch thematisierte Lexeme des Gesamtkorpus (bereinigt um Fälle semantischer Subdifferenzierung).....	212
Tabelle 10: Am häufigsten semantisch subdifferenzierte Zweifelsfälle.....	212
Tabelle 11: Anteil semantisch differenzierter Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus.....	214
Tabelle 12: Häufigste Markierungen in deutsch- (links) und englischsprachigen (rechts) Korpustexten.....	229
Tabelle 13: Hinzugezogene Fremdurteile zu flexionsmorphologischen Varianten in den Texten des Korpus.....	249
Tabelle 14: Gegenüberstellung von Textpassagen auf Basis identischer Einzelpersonen-Markierungen.....	253
Tabelle 15: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>STANDARDSPRACHE</i> ; geordnet nach Zahl der detektierten (Gegen-)Varianten pro Einzeltext (ET) (links) und Zahl der Auflagenfolgen (AF) (rechts).....	255
Tabelle 16: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>HOCHDEUTSCH</i>	257
Tabelle 17: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>HOCHSPRACHE</i>	259
Tabelle 18: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>STANDARD</i>	260
Tabelle 19: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>SUBSTANDARD</i>	261
Tabelle 20: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>NON-STANDARD</i>	262
Tabelle 21: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>ALLTAGSSPRACHE</i>	265
Tabelle 22: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>EVERYDAY LANGUAGE</i>	266
Tabelle 23: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>UMGANGSSPRACHE</i>	268
Tabelle 24: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>COLLOQUIAL</i>	270
Tabelle 25: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung <i>DIALECT</i>	272
Tabelle 26: Angaben zum Überarbeitungsstatus in den Auflagen der Duden-Grammatik (1959-2009).....	279

Tabelle 27: Wechselvorgänge im Zweifels- und Varianzfallinventar zwischen DUD 1973 und DUD 1984 (Ausschnitt).....	282
Tabelle 28: Wechselvorgänge im Zweifels- und Varianzfallinventar zwischen DUD 1998 und DUD 2005 (Ausschnitt).....	284
Tabelle 29: Konstant weitergegebene Zweifels- und Varianzfälle in den untersuchten Duden-Auflagen (Auszug).....	284
Tabelle 30: Entwicklung einer Textpassage des Dudens im Verlauf der Auflagenfolgen (Beispiel A).....	285
Tabelle 31: Entwicklung einer Textpassage des Dudens im Verlauf der Auflagenfolgen (Beispiel B).....	286
Tabelle 32: Beispiele für die Substitution des Begriffs <i>Schriftsprache</i> durch <i>Hochsprache</i> im Übergang von Auflage eins zu zwei der Duden-Grammatik.....	288
Tabelle 33: Kontra-Markierungen zur Markierung <i>SCHRIFTSPRACHE</i> in Duden (1959).	289
Tabelle 34: Beispiele für die Substitution des Begriffs <i>Hochsprache</i> durch <i>Standardsprache</i> im Übergang von Auflage drei zu vier der Duden-Grammatik.....	290
Tabelle 35: Textuelle Konvergenzen zwischen Erben (1958) und Duden (1959).....	296
Tabelle 36: Textuelle Bezüge zwischen Curme (1922/64) und Duden (1959) (Auswahl).	298
Tabelle 37: Textuelle Bezüge zwischen Curme (1922/64) und Duden (2009).	305
Tabelle 38: S-Koeffizienten zwischen Auflagen der Duden-Grammatik und anderen Einzeltexten des Korpus.	308
Tabelle 39: Beispiele zweistufiger Assimilationsverläufe aus Hammer/Durrell und der Duden-Grammatik.....	313
Tabelle 40: Beispiel für die Assimilation rekursiver Zitationsstrukturen aus Duden und Hammer/Durrell.....	314
Tabelle 41: Beispiele aus Duden und Hammer/Durrell für das Interferieren verschiedener Entwicklungsetappen desselben Referenztextes (oben) sowie für einen einstufigen Assimilationsvorgang (unten).	315
Tabelle 42: Beispiel für die sukzessive Abstraktion expliziter Verweise aus Duden und Hammer/Durrell.....	317
Tabelle 43: Beispiel für die Referenzfolge Curme > Duden > Hammer/Durrell.	318
Tabelle 44: Markierungen in Texten, die für Konjunktiv II und Präteritum von <i>backen</i> mehr als eine Variante thematisieren.....	330
Tabelle 45: Markierungen in Texten, die für die 2./3. Pers. Sing. Präsens von <i>backen</i> mehr als eine Variante thematisieren.....	336
Tabelle 46: Thematisierungen schwacher und starker Präteritalformen einschlägiger Verben in den Einzeltexten (ET) und Auflagenfolgen (AF) des Korpus.....	341
Tabelle 47: Auftreten von Verbindungen schwacher und starker Präteritalformen mit Markern des Bedeutungsfeldes ‚alt‘ (a) und ‚neu‘ (¬a) sowie ‚häufiger‘ (h) und ‚seltener‘ (¬h).....	344

Tabelle 48: Zahl an Texten und Auflagenfolgen im Korpus, die zur Differenzierung der aufgeführten Verben auf semantische, diatopische oder diachronische Metainformationen zurückgreifen.....	348
---	-----

In the face of this, the addressee must suspect that it is not true that works are created by their authors. Works are created by works, texts are created by texts, and all together they speak to and with one another independently of the intentions of their authors.

(Eco 1985: 3)

Natürlich war mehr an Forschungsliteratur zu lesen, als hier verwertet werden konnte. Wer eine Grammatik schreibt, sollte viel gelesen haben. Alles schafft keiner mehr.

(Engel 1996: 14)

Hence it should not be surprising if the author's hand has often failed him, but the study has been to him a pleasing one and he has never tired in the struggle to draw the outlines so that they might give at least a faint idea of this complex life.

(Curme 1922/1964: vii)

1 Einleitung: De architectura

Wenn der Titel der vorliegenden Arbeit in Anlehnung an die bekannte Metapher Flydals (1952: 245) und Coserius (1988a: 33) einen Einblick in die **Architektur** des deutschen Sprachkodex verspricht, ist die Wahl dieses Bildes nicht allein einem verstärkten Interesse für das breite Forschungsfeld der Variationslinguistik geschuldet – auch wenn den vorzutragenden Gedanken und Analysen tatsächlich sehr viel daran liegen wird, eine Brücke zu schlagen zwischen eben jener Variationslinguistik und korpuslinguistisch ausgerichteter Intertextualitätsforschung. Der Rückgriff auf die Architektur-Metapher lässt sich auch schlicht damit erklären, dass im Folgenden etwas über **Grammatiken** ausgesagt werden soll, die Untersuchungen sich also mit einer Gruppe von Texten auseinandersetzen, deren Verfasserinnen und Verfasser sich traditionellerweise gerne der Strukturmetaphorik des Bauens bedienen (vgl. Eisenberg 2006b: X). Zu den bekanntesten und bedeutendsten ἀρχιτέκτονες (im griechischen Wortsinne also etwa: ‚vorangehenden Baumeistern‘) der deutschen Grammatikographie¹ zählen sicherlich Gottsched und Adelung, von denen der Ältere sein richtungsweisendes Grammatikprojekt als *Grundlegung* verstanden wissen will, worauf er „künftig noch immer mehr und mehr zu bauen gedenke“ (Gottsched 1749: 5r), während der Jüngere seinem zentralen Werk den Titel *Lehrgebäude* gibt, auf dessen Grund jemand, „der es nothwendig finde[t], eine neue Deutsche Sprachlehre heraus zu geben, [...] nur weiter fortbauen“ dürfe (Adelung 1782a: v). Das Ergründen der alles andere als trivialen Frage, was es denn im Detail damit auf sich haben kann, wenn Grammatikschreiberinnen und -schreiber ihre Texte tatsächlich im Wortsinne *aufeinander aufbauen*, stellt deshalb einen der beiden Fluchtpunkte aller dargestellten Teilanalysen dar.

Der andere Fluchtpunkt wiederum ergibt sich aus der tiefen Überzeugung, dass sich auch unsere Grammatiktradition nur als Tradition *von etwas* beschreiben lässt. Einsichten in das textuelle Beziehungsgeflecht des sogenannten Kodex sind nur über ein möglichst konkret zu erfassendes Tertium comparationis zu gewinnen. Als solches herangezogen werden könnte prinzipiell das gesamte Spektrum der in Grammatiken manifestierten Sinnzusammenhänge und Phänomene, doch halte ich wenige Untersuchungsschwerpunkte aus diesem breiten Angebot für so textsortencharakteristisch wie die Frage nach dem **Umgang mit sprachlicher Variation**. Man muss nicht sehr wagemutig sein und wird den folgenden Darstellungen nicht wesentlich vorgreifen, wenn man die Aussage trifft, dass die Abfassung von Grammatiken ohne eine Art von (reflektierter oder unreflektierter) Variantenselektion nur schwer denkbar wäre. Wie sich Varianten und ihre Beurteilung jedoch im Netz der Grammatiktexte konstituieren, wie sie sich in ihm bewegen und von ihm gestaltet werden, scheint bisher noch kaum Gegenstand umfassenderer Beschreibung geworden zu sein. Die in der Architekturmetapher mitschwingende Frage nach dem textuellen Woher wird auf diese Weise greifbar gemacht am Was und Wie der in den Texten präsentierten

¹ Unter Lexikographie verstehe ich gemäß Glück (2016a: 401) die „Praxis des Konzipierens, Verfassens, Redigierens, Herausgebens und Bearbeitens von [Wörterbüchern]“, unter Grammatikographie analog die Praxis des Konzipierens, Verfassens, Redigierens, Herausgebens und Bearbeitens von Grammatiken (vgl. den Gebrauch des Begriffs bei Cherubim 1980, Zifonun 2009, Hennig 2010, Ziegler 2010, Fuß/Wöllstein 2018 u.a.).

Formen. Oder präziser gesagt: Das Kernvorhaben dieser Arbeit ist eine transtextuell (d.h. über-einzeltextlich, vgl. Genette 1993: 9–14) ausgerichtete Bestandsaufnahme des in deutschen Grammatiken verhandelten Variantenrepertoires.

Diese Zielvorstellung ließe sich angesichts der Fülle des infrage kommenden Textmaterials zugegebenermaßen noch immer sehr unterschiedlich umsetzen. Gestalt gewinnt eine entsprechende Untersuchung deshalb erst durch notwendige Einschränkungen in Bezug auf die Analyseobjekte, wobei die drei wichtigsten Einschränkungen bereits an dieser Stelle benannt werden sollen, da sie weitreichende Konsequenzen für den Aufbau der gesamten Untersuchung mit sich bringen:

1. Ansatzpunkt meines Vergleichs verschiedener Grammatiken wird deren Umgang mit **flexionsmorphologischen Varianten** sein. Weitere Systemebenen der Sprache werden sowohl aus Gründen der methodischen Geschlossenheit der Darstellung (siehe Kapitel 4) als auch aus solchen des Umfangs nicht berücksichtigt werden können.
2. Die folgenden Analysen werden sich darüber hinaus auf Grammatiken beschränken, deren Veröffentlichungsdatum im Zeitraum zwischen den **späten 50er Jahren** des letzten Jahrhunderts und dem Beginn meines Forschungsprojekts im Jahre **2014** liegt. Die besondere Bedeutung der späten 50er und frühen 60er Jahre für die deutsche Grammatikographie soll in Kapitel 4.1.1 näher erläutert werden. Eine Fokussierung auf den genannten zeitlichen Rahmen bewirkt im Umkehrschluss, dass Werke und Auflagen, deren Publikation außerhalb dieses Zeitfenster liegen, nicht in die Analysen eingehen werden. Allenfalls werden sie exemplarisch und anekdotisch behandelt, wo immer sie zur Erläuterung des theoretischen Hintergrunds beitragen können.
3. Leitend bei der Wahl von Forschungsansatz und -gegenständen war zudem die Auffassung, dass dem Beitrag der sogenannten Auslandsgermanistik zur Entwicklung unseres gesamten Faches (noch) zu selten seine angemessene Aufmerksamkeit zuteilwird. Aus diesem Grunde sollte versucht werden, der Interaktion von **Deutsch als Muttersprache** (DaM) und **Deutsch als Fremdsprache** (DaF) auf dem prestigeträchtigen germanistischen Betätigungsfeld der Grammatikographie Rechnung zu tragen, wobei anfangs nicht klar war, wie offen die Abhängigkeiten der beiden Schwesterdisziplinen (insofern man sie überhaupt differenzierend als solche bezeichnen möchte) gerade in diesem Kontext zutage treten. Das für diese Arbeit erstellte Korpus setzt sich deshalb aus **zwei Teilkorpora** zusammen: Zum einen aus einer Sammlung einschlägiger Grammatiken für muttersprachliche Leserinnen und Leser, zum anderen aus einer Sammlung von Grammatiken, die sich an englischsprachige Rezipientinnen und Rezipienten richten. Die berücksichtigten Texte können hierbei notwendigerweise nur eine (wenn auch möglichst umfangreich gehaltene) Auswahl aller infrage kommenden englischsprachigen Publikationen darstellen und sind damit wiederum nur ein kleiner Ausschnitt aus der vielfältigen Palette an DaF-Angeboten in unterschiedlichsten Zielsprachen. Dies heißt auch: Den dargestellten Verfahren und Ergebnissen kann aus DaF-Gesamtperspektive bestenfalls gelingen, neues Interesse zu schüren und mehr Fragen zu ermöglichen, als im engen Rahmen dieses Textes beantwortet werden können.

Aus diesen drei Punkten ergibt sich für die vorliegenden Ausführungen demnach folgender Aufbau (oder um im Bild zu bleiben: folgende Architektur): **Kapitel 2** wird sich

detaillierter mit den Zielen der Untersuchungen auseinandersetzen und versuchen, die im Rahmen dieser Einleitung nur kurz angerissenen Problemkomplexe zu übergeordneten Erkenntnisinteressen und Fragestellungen zusammenzufassen. Darauf aufbauend werden die Darstellungen dann eine Art argumentativer Kreisbewegung vollziehen, indem sie im Theoriepart (Kapitel 3) von der Mikroebene zur Makroebene gelangen und im anschließenden Analysepart (Kapitel 5) den umgekehrten Weg beschreiten:

Als Einstieg in die Thematik soll dabei ein Aufriss des Variantenbegriffes dienen, der sich gewissermaßen als Mikro-Einheit der nötigen theoretischen Vorüberlegungen verstehen lässt und dessen unterschiedliche Aspekte in **Kapitel 3.1** verhandelt werden. Für genauere Positionierungen im Geflecht der einschlägigen Termini bediene ich mich an dieser Stelle des strukturalistischen Koordinatensystems von „Kombination“ und „Selektion“ (vgl. Jakobson 1979: 94), wobei auf einer sehr basalen Ebene Variablen als paradigmatische Lesart und Varietäten als syntagmatische Lesart von Varianten betrachtet werden sollen. **Kapitel 3.2** widmet sich darauf aufbauend solchen Ansätzen, die (sozusagen auf meso- und makrostruktureller Ebene) Aushandlungs- und Auswahlprozesse zwischen verschiedenen Varietäten thematisieren. Über Modelle sprachlicher Standardisierung wird sich die Argumentation dem Begriff der Kodifizierung nähern und Grammatiken als eine textuelle Manifestation dieses Phänomenkreises betrachten. Eine Schlüsselfunktion für die folgende Argumentation wird hierbei der Beobachtung zukommen, dass viele Interpretationen zentraler Begriffe wie Kodex und Norm eine intertextuelle Herangehensweise geradezu fordern. **Kapitel 3.3** wird schließlich knapp auf die Beziehungen zwischen DaM-Germanistik und im englischen Sprachraum ansässiger DaF-Germanistik eingehen. Der Schwerpunkt wird in diesem Zusammenhang auch auf differierenden Konzeptionen zentraler diasystematischer Kategorien liegen, da sich dies in Form terminologischer Interferenzen unmittelbar auf das Verständnis der Grammatikdarstellungen auswirken kann.

An der Schnittstelle zwischen den theoretischen Grundlagen und der Präsentation der Analyseergebnisse steht eine zweigeteilte Einführung in die genutzte Datengrundlage und Auswertungsmethode: In **Unterkapitel 4.1** werden Kriterien der Auswahl und Aufbereitung der Texte erläutert, Besonderheiten in der Versionsgeschichte der einzelnen Grammatiken herausgearbeitet und verschiedene metatextuelle Variablen zur Gruppierung der Texte angeboten. **Unterkapitel 4.2** widmet sich der Darstellung der an den Texten vorgenommenen Auszeichnungsprozesse – die genaue Gliederung des Kapitels richtet sich nach den konkret genutzten Kodierungen: Skizziert werden deshalb die Informationseinheiten 1) flexionsmorphologische Varianten, 2) direkte/indirekte Thematisierungsart, 3) diasystematische Markierungen und 4) explizite/implizite Verweisstrukturen.

Die anschließenden Analysen kehren dann die Mikro-Meso-Makro-Abfolge um und arbeiten sich von größeren Korpus- und Kodierungseinheiten zu enger gefassteren Phänomenkreisen vor: Im ersten Teil werden makrostrukturelle Phänomene im Vordergrund stehen, also solche, für die das Gesamtkorpus als Bezugsgröße dient (**Unterkapitel 5.1**). Vorgestellt wird an dieser Stelle zuerst das engmaschige Netz an Verweisen, welches das Korpus entscheidend prägt. Auf dieser Grundlage lässt sich dann auch eine Art von Inventur des grammatikographisch fixierten Variantenfundus vornehmen, die sich wiederum mit verschiedenen Aspekten der Variantenmarkierung in Bezug setzen lässt. Gerade diese Korrelationen werden dann in einem zweiten Schritt (**Unterkapitel 5.2**) auf der (Meso-)Ebene

der Auflagenabfolge der Duden-Grammatik weiterverfolgt, wobei besonderes Augenmerk darauf liegen soll, wie dieser Text mit einschlägigen Publikationen aus der englischsprachigen Sparte deutscher Grammatikographie interagiert. Neben einem kursorischen Einblick in die strukturellen Veränderungen des grammatischen Kernkodex bietet sich auf Basis detektierter intertextueller Verwandtschaften zwischen einzelnen Grammatiken auch die Möglichkeit, Adaptionenprozesse zwischen DaM- und DaF-Werken genauer unter die Lupe zu nehmen. Mit **Unterkapitel 5.3** finden die Darstellungen letztlich zurück zu ihrem mikrostrukturellen Kern, den Varianten, und konzentrieren sich hier exemplarisch auf eine Gruppe von Einzelphänomenen im Umkreis starker und schwacher Konjugation, deren Verhandlung in den Grammatiken des Korpus nachgezeichnet werden soll.

Kapitel 6 fasst die wichtigsten Ergebnisse der genannten Teilanalysen noch einmal zusammen und bindet sie zurück an die anfangs definierten Problemfelder, bevor **Kapitel 7** die Argumentation schließlich mit einem Ausblick auf mögliche Betätigungsfelder einer intertextuell ausgerichteten und korpusbasierten Kodexforschung beschließt.

2 Zentrale Fragestellungen: Ein Problem, drei Dimensionen

Das Fundament der folgenden Gedankengänge besteht im Wesentlichen aus einer einzigen Grundfrage, die beim ersten Hinsehen nicht einmal sonderlich komplex erscheint: **Wie verhandelt der deutsche Grammatikkodex flexionsmorphologische Varianten?** Auf den zweiten Blick enthält diese Frage jedoch mindestens drei (mehr oder minder separate) Problemfelder bzw. Teildimensionen, auf die im Rahmen der nachfolgenden Analysen an unterschiedlichen Stellen eingegangen werden muss.

Dimension A: **Problemfeld flexionsmorphologische Variation.** Wie im Rahmen der Einleitung bereits angedeutet, beruht auch eine Analyse, die Textgrenzen in Richtung trans- und intertextueller Fragestellungen überschreiten möchte, auf der Detektion, Deskription und Interpretation von möglichst klar definierten Elementen in Einzeltexten. Für die folgenden Untersuchungen besteht die notwendige materielle Grundlage zum einen in *objektsprachlichen* Textinhalten in Form thematisierter flexionsmorphologischer Varianten – Klein (2014: 229) spricht in diesem Zusammenhang von „Variantenaufmerksamkeit“. Die Ausrichtung solcher Analysen ist in ihrer Basisstruktur eine quantitativ-binäre, da das, was konstatiert werden kann, sich jeweils als Anwesenheit oder Abwesenheit von bestimmten Textinhalten beschreiben lässt. Das bedeutet im simpelsten Fall: Entweder ein Text spricht über eine bestimmte Variante oder er tut das nicht – wobei ‚Sprechen über‘ bzw. ‚Thematisieren‘ sicherlich noch genauer zu betrachten sind. Zu den Fragen dieses Problemfeldes gehören deshalb: In welchem Umfang wird flexionsmorphologische Variation in den Grammatiken thematisiert? Welche Arten von Varianten werden in den einzelnen Grammatiken verhandelt? Welche Arten von Varianten werden gerade *nicht* verhandelt? Zeigen sich mit der Zeit Veränderungen, was das Verhalten der Grammatiken gegenüber flexionsmorphologischer Variation angeht? Weisen verschiedene Grammatiken bezüglich der Variationsphänomene, denen sie Aufmerksamkeit schenken, ähnliche Muster auf? Welche Phänomene bilden vor dem Hintergrund einzelwerkübergreifender Analysen also so etwas wie den Kern des in Grammatiken des Deutschen verhandelten Varianteninventars? Unterscheiden sich DaM- und DaF-Werke darin, in welchem Umfang Variation thematisiert wird? Unterscheiden sie sich darin, welche Phänomene besprochen werden?

Dimension B: **Problemfeld Metasprache.** Neben den genannten objektsprachlichen Textinhalten stellen Grammatiken aber auch eine Vielzahl *metasprachlicher* Textinhalte zur Verfügung, die sich in Relation zu ihren objektsprachlichen Bezugselementen bringen lassen. Auch diese inhaltlichen Komponenten von Grammatikschreibung sollen in die Analysen einbezogen werden. Im Grunde handelt es sich hier ebenfalls um Probleme der Anwesenheit/Abwesenheit von Textelementen. Da die metasprachlichen Elemente jedoch in Bezug zu objektsprachlichen Referenzelementen stehen und ihnen Aussagen zuordnen, erweitern spätestens sie eine quantitative Analyse hin zur qualitativen. Die Analyse metasprachlich-objektsprachlicher Zusammenhänge wird zu Einzelfragen folgender Art führen:

Wie häufig werden metasprachliche Urteile (Markierungen) zur Differenzierung von Formen herangezogen? Welche Markierungstypen und Einzelmarkierungen werden von den Grammatiken verstärkt genutzt? Welche Oppositionen werden etabliert, um konkurrierende Varianten zu differenzieren? Welche Unterschiede gibt es im englischsprachigen Markierungsrepertoire im Vergleich zu den deutschsprachigen Publikationen? Welche Schlüsse lassen sich daraus auf das Bild verschiedener Varietäten in den Grammatiken ziehen?

Dimension C: **Problemfeld Kodex.** Einer Analyse von Kodexinhalten steht mindestens gleichberechtigt eine solche der strukturellen Beschaffenheit des Trägermediums dieser Inhalte (in unserem Fall: der Grammatiktexte) gegenüber. Dabei lassen sich beide wechselseitig aufeinander beziehen: Aus übereinstimmenden Inhalten kann unter Umständen darauf geschlossen werden, dass Texte ‚sich bekannt sind‘. Stehen sich zwei Texte nahe, verändert dies auch und gerade den Blick auf Textinhalte, die Unterschiede aufweisen. So sind die Übernahme und Abwandlung bestimmter Textpassagen eben nicht nur ein Spiegel des Verhältnisses zwischen neuem Text und Variante oder neuem Text und Objektsprache, sondern auch des Verhältnisses zwischen neuem Text und seinen Vorläufertexten bzw. der ‚Tradition‘. Anders gesagt: Inhaltliche Konvergenzen lassen auf intertextuelle Relationen schließen, intertextuelle Relationen rücken inhaltliche Divergenzen in ein anderes Licht. An Untersuchende stellt dies die Anforderung, derartige Textbezüge zu detektieren und abzubilden. Einen Pfeiler der nachfolgenden Korpusstudien bildet deshalb die Analyse intertextueller Verweisstrukturen. Zugehörige Detailfragen lauten: Welche Texte beinhalten direkte oder indirekte Verweise auf andere Texte im Korpus? Welche Texte sind sich in Bezug auf die verhandelten Varianten ähnlich? Welche übergeordnete Struktur weist das Gesamtkorpus auf? Sind die Texte stark oder lose miteinander verknüpft? Welche Grammatiken stehen also im ‚Zentrum‘, welche in der ‚Peripherie‘ des Kodex? Und mit Rücksicht auf die zwei gewählten Teilkorpora ist auch hier von Bedeutung: Welcher Zusammenhang besteht zwischen DaM- und DaF-Werken?

Der hier nur kurz umrissene Dreischritt aus Variante, zugehöriger Metasprache und transtextuellem Kodex-Begriff bildet letztlich das terminologische Gerüst, vor dem die weiteren Teile dieser Arbeit verstanden werden sollen. Mit anderen Worten: Alle darin vorgestellten Erkenntnisse sollten sich – ungeachtet methodischer Diversität – auf ihn zurückführen lassen. Dies gilt auch für die unmittelbar nachfolgenden, theoretisch orientierten Kapitel: Bevor sich die Korpusanalysen näher mit der Beantwortung der aufgeworfenen Fragen beschäftigen, ist es unabdingbar, bisher nur vage skizzierte Kernbegriffe wie Variante, Markierung, Grammatik und Kodex vor dem Hintergrund des momentanen Forschungsstandes genauer zu erfassen.

3 Theoretische Grundlagen: Konstituentenmodell der Basistermini

Es erscheint einigermaßen trivial, die Disparität der für diese Arbeit zentralen Begrifflichkeiten zu betonen. Dass Termini wie Variation oder Variante, Grammatik oder Grammatikographie, Kodex, metasprachliche Markierung und Intertextualität ihren Ursprung in teilweise sehr unterschiedlichen ‚Bindestrich-Linguistiken‘ (oder ‚Bindestrich-Germanistiken‘) mit ebenso unterschiedlichen Voraussetzungen haben, ist offenkundig. An den geeigneten Stellen wird es vor diesem Hintergrund auch für die nachfolgenden Untersuchung unverzichtbar sein, auf die einschlägigen Beiträge und Modelle der Variationslinguistik, Grammatikforschung, Standardisierungsforschung, Lexikografie, Fremdsprachendidaktik und Intertextualitätsforschung einzugehen. Eine zu strikte Abgrenzung dieser Forschungsfelder könnte sich im Hinblick auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit jedoch als eher kontraproduktiv erweisen: Mindestens ebenso wie die adäquate Darstellung der fachwissenschaftlichen Einzelkontexte tut es im Sinne der oben genannten Zielfragen auch not, die mitunter sehr engen Verwandtschaften und Bezüge basaler Konzeptionen in den Subdisziplinen herauszuarbeiten, um zu vielschichtigeren Ergebnissen zu gelangen.

Die nachstehenden Überlegungen werden deshalb versuchen, die verschiedenen theoretischen Einflussgrößen als Bestandteile einer einzigen, induktiv ausgerichteten Argumentationslinie zu modellieren. Der Weg, der hierfür vorgeschlagen wird, beginnt auf Morphem- und Wortebene bei den mikrostrukturellen Einheiten der flexionsmorphologischen Varianten, führt über deren textuelle Aufarbeitung in Grammatiken² über den trans- und intertextuellen Begriff des Sprachkodex bis hin zu makroskopischen Zusammenhängen der Standardisierungsprozesse. Hinter den Ausführungen dieses Kapitels steckt somit die Annahme eines Schachtelprinzips, wie es auch für andere Phänomenkreise der Linguistik zur Verbindung verschiedener Forschungsbereiche herangezogen wird³: Standardisierungsprozesse können als übergeordneter Kontext des Kodex verstanden werden und stehen gleichzeitig mit ihm in einer Interaktionsbeziehung. Gleiches gilt für die Beziehung zwischen Kodex und einzelnen Grammatiken sowie ein Level darunter für die Beziehung zwischen Grammatik und Textelementen (flexionsmorphologischen Varianten). Dabei gibt

² Unter Grammatik soll im Folgenden damit vornehmlich das verstanden werden, was Helbig (1992: 135) als Grammatik B beschreibt: „In einem ersten [...] Bezugssystem sollte vorerst dreierlei deutlich differenziert werden [...]:

eine Grammatik A: das dem Objekt Sprache selbst innewohnende Regelsystem, unabhängig von dessen Erkenntnis/Beschreibung von der Linguistik und von dessen Beherrschung durch den Sprecher;

eine Grammatik B: die wissenschaftlich-linguistische Beschreibung des der Sprache innewohnenden Regelsystems, die Abbildung der Grammatik A durch die Linguistik;

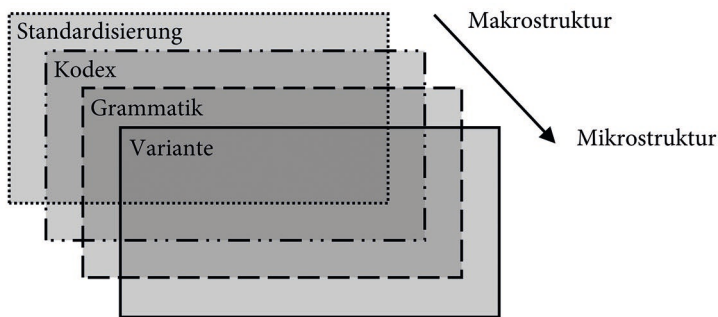
eine Grammatik C: das dem Sprecher und Hörer interne Regelsystem, das sich im Kopf des Lernenden beim Spracherwerb herausbildet, auf Grund dessen dieser die betreffende Sprache beherrscht [...]“ (Hervorhebungen im Original).

³ Man denke an Versuche, die linguistischen Basiseinheiten Phonem/Graphem, Morphem, Wort, Satz, Text und Diskurs in Form eines aufsteigenden „Konstituentenmodell[s]- oder auch Kontextmodell[s]“ zu konzeptualisieren (vgl. Spitzmüller/Warneke 2011: 22–25).

es auf allen Ebenen unzweifelhaft auch Komponenten der Termini, die die Gedankenfolge Standardisierung ↔ Kodex ↔ Grammatik ↔ Variante übersteigen und den Begriffen eine Selbstständigkeit auch außerhalb dieses Beziehungsgeflechts geben – man denke beispielsweise daran, dass sich flexionsmorphologische Varianten etwa unter Gesichtspunkten wie Natürlichkeit, Sprachtypologie u.Ä. genauso gut unabhängig von Fragen der Standardisierung und Grammatikographie betrachten lassen (Abbildung 1).

Für alle genannten Abschnitte gilt im besonderen Falle dieser Arbeit darüber hinaus: Auch die Problematik möglicher Inter- und Differenzen zwischen DaF- und DaM-Interpretationen von essenziellen Fachbegriffen kann an vielen Punkten eine Rolle spielen. Sie sofort an allen Stellen ausreichend zu thematisieren, würde den roten Faden der Argumentation jedoch auf ein ungehöriges Maß überspannen. Der Lesbarkeit halber soll dieser Aspekt der theoretischen Grundlagen deshalb erst am Ende dieses Theoriekapitels gesammelt behandelt werden.

Abbildung 1: Konstituentenstruktur der genutzten Basistermini.



Quelle: Eigene Darstellung.

3.1 Etappe 1: Von der Variante zur Varietät

3.1.1 Begriffsklärung(en): Variante, Variation, Varianz und Variabilität

Ich eröffne meine Zusammenschau der bisherigen Forschungszusammenhänge also mit einem Blick auf den Begriff der **Variante** – und werde dabei zu einem späteren Zeitpunkt der Argumentation auch auf die Subgruppe der flexionsmorphologischen Varianten zu sprechen kommen. Möglichst allgemein gefasst, impliziert der Gedanke einer **Variante** mindestens zwei Umstände: (1) ein zumindest binär (vgl. Ammon 2005: 30 und 2006: 100)⁴ gestaltetes Phänomenfeld⁵ und (2) eine besondere Art der Relation zwischen den einzelnen

⁴ Zur binären Struktur von Varianten siehe auch die Ausführungen zu Zweifelsfällen in Kapitel 3.1.2.4 bzw. Klein (2003: 7).

⁵ Ammon et al. (2016: XXXIV) und Lüdeling (2017: 130) sprechen diesbezüglich vom „Variantenfeld“.

Konstituenten dieses Feldes. Mit der Aussage ‚x ist eine Variante‘, wird also präsupponiert, dass neben x noch mindestens ein weiteres Phänomen y besteht, das unter den gesetzten Prämissen in den Fokus geraten könnte. Darüber hinaus wird vorausgesetzt, x und y trügen unter der Gesamtheit ihrer Eigenschaften solche, die sie aus der aktuell gewählten Perspektive in einem gegenseitigen Substitutionsverhältnis erscheinen lassen (etwa durch Eigenschaftsgleichheit oder das Überschreiten einer genauer zu definierenden Ähnlichkeitsschwelle), so dass gilt: ‚x ist eine Variante von y‘, ‚y ist eine Variante von x‘ (vgl. Iturriz Leza/Skopeteas 2000 bzw. Sinner 2014: 18–28).⁶

Illustriert sei das Ganze an einem Beispiel aus dem Projekt *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (Elspaß/Möller 2003ff.): Dort werden auf Basis einer webbasierten Umfrage zwei „regionale Varianten“ für die Bezeichnung des Interpunktionszeichens <;> aufgeführt: Das nördlich des Mains vorherrschende *Semikolon* und der im südlichen deutschen Sprachraum verbreitete *Strichpunkt*. Als Varianten im Sinne der obigen Definition können die beiden Alternativen deshalb gelten, weil sie (1) ein Phänomenfeld (die Bezeichnung des Satzzeichens <;> im deutschen Sprachraum) mindestens binär gliedern und (2) über die Eigenschaft ‚gleiches Signifikat‘ miteinander verbunden sind. Der Variantenbegriff ist dabei nicht auf die hier angesprochene, lexikalische Ebene beschränkt (auch wenn die lexikalische Perspektive in der Dialektologie und sonstigen Areallinguistik einen hohen Stellenwert einnimmt), sondern wird in der Forschung in vielen Fällen auch auf sprachliche Elemente der Phonologie, Syntax, Morphologie, Pragmatik und Graphematik angewandt (vgl. Chambers 1994: 4, Schmidlin 2011: 3, Berg 2016).⁷

Denjenigen Part der Sprachwissenschaft, der sich der Beschreibung von Varianten annimmt, nennt man gewöhnlich **Variationslinguistik** (Ammon 2016e), die aus den konkreten Varianten ableitbare, generelle „Eigenschaft natürlicher Sprachen [...], unterschiedliche materielle Ausprägungen zu erzeugen“ (Sinner 2014: 18) zumeist **Variation**. Grundsätzlich unterschieden wird in diesem Kontext darüber hinaus häufig zwischen diachroner Variation (bzw. diachron ausgerichteter Variationslinguistik), geprägt durch die ‚klassische‘ Sprachgeschichtsforschung⁸, und synchroner Variation (bzw. synchron ausgerichteter Variationslinguistik), deren Entwicklung eng verbunden ist mit der Genese der jüngeren Teildisziplin Soziolinguistik⁹ (vgl. Hazen 2017: 520).

Doch wird dieses terminologische Feld in der Literatur nicht immer in gleicher Weise geordnet: Alternativ zu Variation wird auch der Begriff **Varianz** gebraucht, wobei letzterer laut Sinner (2014: 27) mitunter stärker darauf abhebe, den Kontrast zu einer Standardnorm herauszustellen.¹⁰ Eine konsequente Trennung anderer Art nehmen Hennig et al. (2012) vor, die in ihrem Artikel zwischen dem abstrakteren Umstand sprachlicher Variation an

⁶ In Konkurrenz zu dieser Auffassung von Varianten steht (in der Literatur weit weniger geläufig) die Gleichsetzung von Variante mit ‚Teilsystem einer Gesamtsprache‘, so etwa bei Fanselow (2017). Um Unklarheiten in der Argumentation zu vermeiden, werde ich dem nicht folgen und in Fällen, wo sprachliche Subsysteme thematisiert werden sollen, stattdessen von Varietäten sprechen (siehe Kapitel 3.1.3).

⁷ Siehe hierzu jedoch die Anmerkungen zur Relation von verschiedenen Variantentypen und Semantik im unmittelbar folgenden Kapitel 3.1.2.

⁸ Man denke hier z.B. an die Arbeiten von Grimm (1819) und Paul (1880).

⁹ Als wegweisend gelten die Untersuchungen Labovs (darunter Labov 1963/2015 und 1966/2006).

¹⁰ In der Tat findet sich ein solcher Gebrauch beispielsweise bei Peyer et al. (1996), jedoch ist auch dies nicht auf den Begriff Varianz beschränkt – vgl. den Sammelband *Norm und Variation* (Mattheier 1997a).

sich und dem konkreten Vorliegen grammatischer Varianz (in Form von identifizierten sprachlichen Varianten) unterscheiden. Die meisten Autoren (darunter etwa Voeste 1999, Harnisch 2004, Berg 2016 und Stutterheim 2017) behandeln die beiden Termini aber schlichtweg als Synonyme.

Hin und wieder begegnet einem im Fachdiskurs zusätzlich noch die Bezeichnung **Variabilität**, meist als weiteres Synonym für Variation und Varianz im Sinne der „grundlegende[n] Eigenschaft von Sprache [...], für unterschiedliche Situationen verschiedene sprachliche Mittel zur Verfügung zu haben (z.B. *Gattin* oder *Ehefrau*, *Jungen* oder *Jungs*, *wir haben gesessen* oder *wir sind gesessen*)“ (Berner 2009: 16; vgl. auch Sinner 2014: 27). Einen terminologischen Sonderweg gehen schließlich Bubenhofer et al. (2014: 32–36): Auch für sie stellt Variabilität den Überbegriff für alle Formen sprachlicher Veränderlichkeit dar. Unter Variation verstehen sie aber eine Subklasse dieses Überbegriffs, nämlich „Variabilität bezüglich mehrerer grammatischer Phänomene“, was bedeutet, dass der Fokus auf der Betrachtung mehrerer „Vergleichsobjekte“ (z. B. der Präteritalformen *frug* oder *fragte*) liegt. Demgegenüber steht als zweite mögliche Betrachtungsweise die Konzentration auf „Variabilität bezüglich eines grammatischen Phänomens“ – etwa wenn man sich die Korpus-Verteilung der Einzelform *frug* ansieht und feststellt, dass die Auftretensfrequenzen in verschiedenen Teilkorpora stark schwanken (diese also eine hohe Varianz aufweisen). Anders gesagt: Varianzurteile stehen nach Bubenhofer et al. (2014) in Abhängigkeit von Dispersionsanalysen und beziehen sich auf einzelne sprachliche Einheiten, Variation beschäftigt sich mit Identifikation von Varianten-Relationen zwischen mehreren sprachlichen Einheiten.

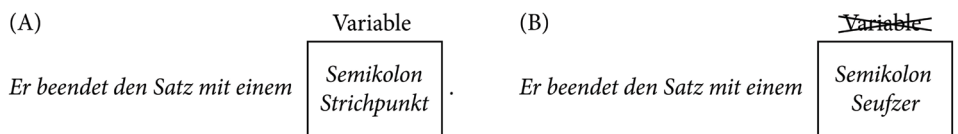
Angesichts dessen, dass auch die vorliegende Arbeit mit korpuslinguistischen Methoden arbeitet und entsprechende Urteile fällen muss, halte ich die terminologische Trennung zwischen einer Eigenschaft der Gesamtsprache (Variabilität), den Bezugslinien Einzelphänomen-Korpusbasis (Varianz) und Einzelphänomen-Einzelphänomen (Variation) für hilfreich und werde mich ihr im Folgenden, soweit möglich, anschließen.

3.1.2 Paradigmatische Aspekte: Onomasiologische und semasiologische Variablen

Unabhängig von der Heterogenität überdachender Begriffe gehen die verschiedenen Phänomene, die zueinander in der Relation der Variante stehen und zum Gegenstand variationslinguistischer Forschung erhoben werden können, aus linguistischer Sicht stets eine Allo-Beziehung ein (vgl. Iturrioz Leza/Skopeteas 2000 sowie Banhold 2015: 26 bzw. Glück 2016d): Es handelt sich um spezielle (man könnte auch sagen: etische) Realisationen abgeleiteter (emischer) Suprakonzepte. Das Resultat der abstrakten Zusammenfassung von Varianten unter emischen Voraussetzungen wird in Anlehnung an die Mathematik gemeinhin als **Variable** bezeichnet, die als Werteraum (bzw. „Variantensatz“, Mattheier 1990: 5) alle infrage kommenden Varianten umfasst (vgl. Baßler/Spiekermann 2001b: 205,

Ammon 2005: 30).¹¹ Übertragen auf das Beispiel aus dem vorangehenden Kapitel bedeutet dies: Im Referenzrahmen ‚deutscher Sprachraum‘ stoßen wir bei der Bezeichnung des Interpunktionszeichens <;> auf zwei Alternativen, *Semikolon* und *Strichpunkt*, die sich über ihre Bedeutung einer einzigen Variable zuordnen lassen (Abbildung 2, Muster A).¹²

Abbildung 2: Beispiele paradigmatisch strukturierter Elemente mit und ohne Variantenstatus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Im Sprachmodell strukturalistischer Prägung ist die Variable aufgrund ihrer vertikalen Austauschbeziehung der **paradigmatischen Achse** der Sprache zuzuordnen (vgl. Model 2010: 5–7), d.h., der „Abhängigkeit ‚entweder – oder‘ zwischen alternativen Elementen“ (Hjelmslev 1974a: 32).¹³ Hinter der Vorstellung einer Vertikalität der Zeichen steht dabei der besondere epistemologische Status der paradigmatischen Relation: So besteht ein solches Austauschverhältnis in de Saussures (2001: 147–148) Worten „*in absentia* [Kursivierung original] in einer möglichen Gedächtnisreihe“ und liegt demnach als nicht-lineares, kognitives Phänomen jenseits der konkreten, notwendigerweise linearen sprachlichen Realisation.¹⁴ Paradigmatische Reihen sind aus diesem Grund Artefakte grundlegend anderer Art als syntagmatische Reihen: Sie sind nur mittelbar aus natürlichen Sprachdaten ableitbar und insofern abhängig von metasprachlichen Erläuterungen und Setzungen.

Unter diesen Prämissen paradigmatisch wäre im Übrigen auch die Beziehung zwischen *Semikolon* und *Seufzer* in Abbildung 2, Muster B. Dennoch würde man die beiden Elemente variationslinguistisch kaum als Ausprägungen einer Variable beschreiben.¹⁵ Die Relation zwischen den einzelnen sprachlichen Elementen innerhalb einer Variable geht somit über

¹¹ Ähnliche Gedankengänge finden sich u.a. bei Durrell (2004: 195), Fischer (2005: 150), Watt (2007: 3), Berner (2009: 16), Maitz/Elspaß (2009: 63), Lüdeling (2017: 129–130) und auch einzelne Grammatiken im vorliegenden Korpus sind sich der verschiedenen Variantentypen durchaus bewusst: „Es besteht zuweilen eine Mehrheit von Formen für die gleiche Funktion: *webte / wob* (Ausdruck des Präteritums durch Suffix oder Ablaut des Stammvokals, d. h. ‚innere Flexion‘, [...]); *sei still / du sollst still sein!* (Aufforderung durch einfache Befehlsform oder Zusatz eines Hilfsmorphems, also ‚Umschreibung‘); andererseits tritt oft die gleiche Form in verschiedenen Anwendungsbereichen und als Ausdrucksform verschiedener Kategorien auf, z. B. a) *rede* in: *ich rede, er rede, rede! die Rede*“ (Erben 1966: 80; Hervorhebungen im Original).

¹² Abzugrenzen ist ein solcher Variablenbegriff im Übrigen von Variablen im Sinne von variantenexternen (d.h. kotextuellen und kontextuellen u.ä.) Bedingungen, die die Wahl zwischen Varianten beeinflussen (vgl. Sinner 2014: 14). Letztere haben beispielsweise Bedeutung als statistisch zusammengefasste Datenkomponenten im Design vieler variationslinguistischer Studien, so wenn Klotzsche/Reich (2016: 37) schreiben: „Die Variable ‚Alter‘ war im Sinne der Hypothese für diese Untersuchung in die Kategorien ‚<27‘ und ‚≥27‘ eingeteilt worden.“

¹³ Im Gegensatz zu ihr stehen syntagmatisch strukturierte Beziehungen zwischen sprachlichen Elementen (hier z.B. zwischen *er* und *beendet*, *einem* und *Semikolon* usw.), die für die Variationslinguistik ebenfalls von Relevanz sein können, jedoch mit einem etwas anderen Blick auf Variation einhergehen (vgl. Kapitel 3.1.3).

¹⁴ In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass de Saussure (2001: 148) die paradigmatische Achse „assoziative Beziehungen“ nennt und sie subjektiver denkt als dies spätere Konzeptionen tun (vgl. Model 2010: 6–7).

¹⁵ Es sei denn, man operiert mit Gleichsetzungen auf einer anderen Ebene von Semantik – siehe Kapitel 3.1.2.1.1.

eine einfache paradigmatische Beziehung hinaus und lässt sich allgemein am ehesten als **Substitutionsverhältnis** fassen,¹⁶ also als wechselseitige Austauschbarkeit der sprachlichen Elemente bei gleichzeitiger Konstanz entweder des Signifikats oder des Signifikanten. Hjelmslev (1974c: 46) erläutert diesen besonderen Typus innerhalb der Paradigmatik ex negativo anhand des Konkurrenzbegriffs Kommutation:

Andererseits unterscheiden wir Kommutationen und Substitutionen. Innerhalb eines Paradigmas besteht Kommutation zwischen zwei Elementen des Ausdrucks (Signifikant), deren Austausch einen Austausch zweier korrespondierender Elemente des Inhaltes (Signifikat) herbeiführen kann, und zwischen zwei Elementen des Inhaltes (Signifikat), wenn der Austausch den Austausch zweier korrespondierender Elemente des Ausdrucks (Signifikant) herbeiführen kann. Es besteht dagegen Substitution zwischen zwei Gliedern eines Paradigmas, die diese Bedingung nicht erfüllen.¹⁷

Um im Beispiel zu bleiben: Beim paradigmatischen Austausch von *Semikolon* durch *Strichpunkt* im obigen Satz ändert sich zwar der Signifikant, auf Ebene des Signifikats kann man jedoch Konstanz beobachten;¹⁸ die zwei Elemente *Semikolon* und *Strichpunkt* stehen damit als Varianten im paradigmatischen Verhältnis der Substitution.

Vor jeder weiteren Unterteilung in verschiedene linguistische Systemebenen (Phonetik, Morphologie, Syntax usw.) lassen sich die Etiketten Variante und Variable also auf zwei Typen von Phänomengruppen anwenden, je nachdem auf welcher semiotischen Ebene (Form oder Inhalt) nach deren „Tertium Comparationis“ (Bubenhofer et al. 2014: 33) – bzw. deren „Invariante“ (Iturrioz Leza/Skopeteas 2000: 235) – gesucht wird. Voneinander unterschieden werden auf diese Weise **Ausdrucksvariablen** (mit Bedeutungs- bzw. Inhaltsvarianten) und **Bedeutungs- bzw. Inhaltsvariablen** (mit Ausdrucksvarianten); hierbei gilt: Ausdrucksvariablen eint ausdrucksseitige Äquivalenz, Inhaltsvariablen eint inhaltsseitige Äquivalenz (vgl. Baßler/Spiekermann 2001b: 205–206).¹⁹ Gefragt wird somit jeweils nach polysemen/polyfunktionalen (Ausdrucksvarianten) oder polymorphen sprachlichen Strukturen (Inhaltsvarianten).²⁰ Eine solche Unterscheidung bringt es mit sich, dass die beiden Seiten eines sprachlichen Zeichens mit unterschiedlichen anderen sprachlichen Zeichen in Allo-Relationen gesetzt werden können (vgl. Abbildung 3). Bisweilen wird die Opposition

¹⁶ Vgl. die Variantendefinition im vorangehenden Kapitel.

¹⁷ Ursprünglich entwickelt wurden die Begriffe Kommutation und Substitution im Rahmen der phonetischen Forschung und sind in diesem Zusammenhang noch immer weit verbreitet (man denke an die Phonembestimmung durch Minimalpaaranalysen). Gleichwohl versteht Hjelmslev sie als systemebenenübergreifende Prinzipien und zieht sie beispielsweise auch für semantisch-lexikologische Untersuchungen heran (siehe Hjelmslev 1974b).

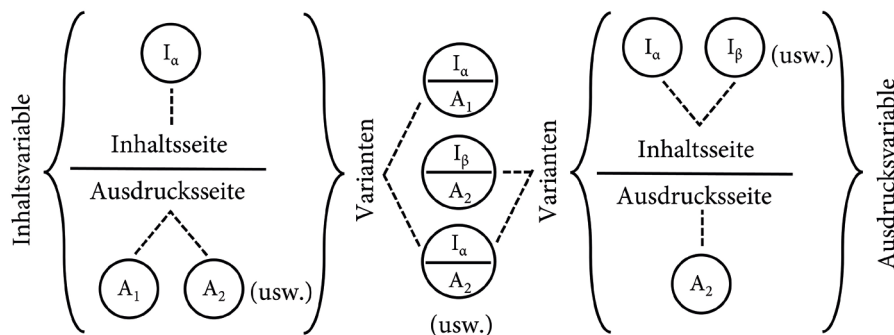
¹⁸ Dass eine solch pauschale Aussage zur Bedeutungsstruktur prinzipiell differenziert werden müsste, werde ich im Unterkapitel 3.1.2.1.1 erläutern.

¹⁹ Zum Begriff der Ausdrucksvarianten und Inhaltsvarianten vgl. auch Coseriu (1976: 16–17).

²⁰ „Wenn mehrere Signifikantia mit einem Signifikatum korrelieren, liegt **Polymorphie** vor. Synonyme wie die deutschen Wörter *Samstag* und *Sonnabend* bezeichnen dasselbe Signifikatum, [...] und in diesem Sinne werden sie als alternative Signifikantia des gleichen Signifikatums betrachtet. [...] Wenn umgekehrt ein Signifikans für mehrere Signifikata steht, spricht man von **Polysemie** bzw. **Polyfunktionalität**, z. B. dt. *Flügel* in den Bedeutungen Körperteil eines Vogels bzw. Konzertklavier“ (Iturrioz Leza/Skopeteas 2000: 238; Hervorhebungen im Original).

Ausdrucks- vs. Inhaltsvariable im Anschluss an Ammon (1995: 62) auch unter den Bezeichnungen **onomasiologische** und **semasiologische Variablen** (bzw. Varianten) verhandelt: „Man kann die Variablen mit gleichbleibender Bedeutung und variierendem Ausdruck auch *onomasiologisch* und die Variablen mit gleichbleibendem Ausdruck und variierender Bedeutung *semasiologisch* nennen, entsprechend der Blickrichtung, aus der sie konstituiert sind“ (Hervorhebungen im Original).²¹

Abbildung 3: Inhaltsvariable und Ausdrucksvariable.



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an das Modell einer Variable von Fischer (2005: 150).

Wirft man unter diesen Voraussetzungen einen Blick auf einschlägige Definitionsversuche sprachlicher Variation und Variablen, ist auffällig, dass die überwältigende Mehrzahl der Autoren nach onomasiologischen Grundlagen verfährt. Die Semasiologie spielt meist kaum eine bzw. nur eine untergeordnete Rolle. Typisch onomasiologische Verfahren finden sich bei Löffler (2005: 24), der Variation „als Vorhandensein oder Wahl verschiedener Möglichkeiten bei gleich bleibender Intention“ beschreibt, Bubenhofer et al. (2014: 40), für die grammatische Variablen aus „mindestens zwei formal unterscheidbare[n] Ausprägungen“ bestehen, und auch die teildisziplinübergreifend sehr wirkmächtige Soziolinguistik in der Nachfolge Labovs legt ihren Analysen zumeist eine onomasiologische Herangehensweise zugrunde (vgl. Lavandera 1978: 175–176).²²

Im Zusammenhang mit einer onomasiologischen und semasiologischen Konzeptualisierung von Variabilität lohnt es sich, für einen Moment Ammons (1995) Gedankengänge weiter zu verfolgen. Ein von ihm unternommener Versuch, am Beispiel der sprachlichen Zeichen *Schrank* und *Kasten* zu demonstrieren, wie sich auf Basis der beiden Herangehensweisen onomasiologisch und semasiologisch prinzipiell die gleichen Informationen

²¹ Vgl. hierzu auch Ammon (2006: 100) sowie Sinner (2014: 26) und Fuß et al. (2017).

²² Siehe auch Dittmar (1997: 58; Kursivierung original): „Als *linguistische Variable* können nach Labov alle jene Segmente einer Sprachstruktur betrachtet werden, die durch alternative Varianten in der Sprachgemeinschaft realisiert werden können und sich dabei in der *Form* des Ausdrucks, nicht aber in seiner Bedeutung unterscheiden.“ Im Grunde handelt es sich bei Definitionen dieser Art jedoch gewissermaßen um eine Verkürzung des Labov’schen Bedeutungsbegriffs zuungunsten der für seine Argumentationen zentralen „social meaning“ (Labov 1963/2015: 304; Lavandera 1978: 173–174), vgl. Kapitel 3.1.2.1.1.

vermitteln lassen, legt zugleich sehr anschaulich die Schwierigkeiten einer konsequenten Unterteilung in Ausdrucks- und Inhaltsseite offen:

[Onomasiologische Perspektive] (a) Der Gegenstand, der in Deutschland *Schrank* (und nur so) heißt, wird in Österreich und in der Schweiz *Kasten* oder *Schrank* genannt. (b) Der Gegenstand, der in Deutschland *Kasten* heißt, wird auch in Österreich und in der Schweiz *Kasten* genannt.

[Semasiologische Perspektive] (a) Der Ausdruck *Kasten* hat in Deutschland die Bedeutung ‚große Kiste‘ (neben anderen, hier irrelevanten Bedeutungen), in Österreich und der Schweiz aber die Bedeutung ‚Schrank oder große Kiste‘. (b) Der Ausdruck *Schrank* hat in Deutschland, Österreich und in der Schweiz gleichermaßen die Bedeutung ‚Schrank‘. (Ammon 1995: 114–115)

Grundsätzliches Problem scheint das Fehlen einer praktikablen semantischen Beschreibungskonvention zu sein, die vergleichbar kompakt und intuitiv zu verstehen und strukturieren wäre wie ihre formseitige Entsprechung.²³ Als Ausgangspunkt einer onomasiologischen Betrachtung entscheidet sich Ammon deshalb für eine ausdrucksseitige(!) Variante, will sie aber als Inhaltsbeschreibung verstanden wissen. Er ist sich dieses methodischen Kniffes durchaus bewusst (vgl. Ammon 1995: 65), sieht hierin sogar ein Argument für die onomasiologische Perspektive:

Bei der Wahl zwischen einer der beiden Darstellungsrichtungen erscheint nun aber die onomasiologisch orientierte günstiger, und zwar vor allem deshalb, weil dabei auf die ausdrückliche Bedeutungsbeschreibung verzichtet werden kann, was bei der semasiologischen Darstellung nicht möglich ist. Bei der Darstellung aus onomasiologischer Sicht ist die ausdrückliche Bedeutungsbeschreibung deshalb nicht notwendig, weil die Bedeutung der verschiedenen in Variation stehenden Ausdrücke den Lesern in der Regel unmittelbar zugänglich ist. [...] Den deutschsprachigen Lesern ist nämlich zumindest die Bedeutung der Ausdrucksvariante des eigenen nationalen Zentrums bekannt, und diese ist (im Fall der onomasiologisch orientierten Variation) ja identisch mit der Bedeutung der anderen Ausdrucksvarianten der betreffenden plurizentrischen Variablen. (Ammon 1995: 115)

Gegebenheiten eines bestimmten sprachlichen Subsystems (in Ammons Fall: des Bundesdeutschen) werden somit als semantisches Raster genutzt, um andere Subsysteme (das österreichische, schweizerische, luxemburgische ... Deutsch) onomasiologisch abzubilden.²⁴ Aus rein praktischen Gründen wäre ein derartiges Vorgehen eventuell berechtigt. Die Schattenseite der damit erreichten darstellungstechnischen Ökonomie, Geschlossenheit des Bezugsrahmens und leichten Zugänglichkeit für Laien besteht jedoch darin, dass semantische Inkompatibilitäten zwischen den lexematischen Einheiten notwendigerweise verdeckt werden. Gleiches kann im Übrigen auch für semasiologische Herangehensweisen geltend gemacht werden (man achte auf Ammons Anmerkung: „neben anderen, hier irrelevanten

²³ Man denke hier an strukturalistische Versuche, durch Dekomposition größerer semantischer Einheiten zu den kleinsten Bedeutungskomponenten zu gelangen (vgl. den Sem- und Semembegriff in Greimas/Courtés (1979: 332–335)).

²⁴ Dies dürfte, nebenbei bemerkt, enorme Auswirkungen darauf haben, welche Formen seitens Rezipientinnen und Rezipienten dieser Grammatiken als deviant gelesen werden und damit auch darauf, wie das entsprechende Werk zwischen den Polen Deskriptivität und Präskriptivität eingestuft wird (siehe dazu Kapitel 3.2.3.3).

Bedeutungen“). Eine stringente Darstellung von Variablen nach onomasiologischen wie semasiologischen Prinzipien hat demnach immer damit zu kämpfen, dass „die sprachlichen (oder linguistischen) ‚Systeme‘ [...] in der sprachlichen Wirklichkeit keineswegs so säuberlich getrennt sind, wie die meisten strukturalistischen Sprachbeschreibungen dies nahelegen oder voraussetzen“ (Ammon et al. 2016: 62).

Ungeachtet des onomasiologischen Übergewichts auf Definitionsseite weichen deshalb viele Autoren für konkrete Darstellungen auf onomasiologisch-semasiologische Zwittersysteme aus. Dies gilt auch für Ammon et al. (2016: 376) und das *Variantenwörterbuch des Deutschen*, worin die Informationen zu *Kasten* und *Schrank* wie folgt auftauchen:

Kasten der; -s, Kästen: **1.** A CH D-süd ‚größeres Möbelstück zum Verstauen von Kleidung, Gebrauchsgegenständen oder Lebensmitteln; Schrank‘: [...]. **2.** D; ↑HARRASSE CH ‚Behältnis für Getränkeflaschen‘: [...]. **3.** A D kurz für ↑*Postkasten*: ‚Briefkasten‘: [...] – Zu 2: In CH selten. Andere Bedeutungen sind gemeint. – Zu 1: ↑**Eiskasten** A D-süd, **Kastenboden**, **Kleiderkasten**, **Rollkasten**, **Vorzimmerkasten** (↑Vorzimmer) A, **Wandkasten**, **Wäschekasten**. Zu 2: ↑**Bierkasten**, **Wasserkasten**. [Hervorhebungen im Original]

Kasten (bzw. im onomasiologischen Fall eigentlich ‚Kasten‘) changiert hier zwischen ausdrucksseitigem Referenzwert (Varianten: ‚größeres Möbelstück‘, ‚Behältnis für Getränkeflaschen‘, ‚Briefkasten‘) und inhaltsseitigem Referenzwert (Varianten: *Kasten*, *Harasse*, *Postkasten*), Semasiologie und Onomasiologie werden miteinander verschränkt.

Was hier aus Sicht der lexikographischen Aufarbeitung sprachlicher Variablen angesprochen wird, gilt analog ebenso für Grammatiken: Das Inventar metasprachlicher Werke ist nicht so eindimensional gestaltet, wie uns überwiegend onomasiologische Definitionen von Variation eventuell glauben machen könnten. Selbst wenn viele Grammatiken Variation vordergründig nach dem onomasiologischen Prinzip präsentieren (etwa in der Art: ‚Statt Form X wird/kann/muss man [unter den Bedingungen B] die [weitgehend funktionsgleiche] Form Y wählen.‘)²⁵, darf nicht damit gerechnet werden, dass ein Werk in seiner Darstellungsperspektive konsistent bleibt. Stattdessen wird auch hier zu beobachten sein, wie Beschreibungen immer dann, wenn es darum geht, Varianten in ihren Unterschieden und Eigenheiten zu erfassen, relativ frei zwischen Semasiologie und Onomasiologie wechseln und mit Querverweisen zwischen den Ebenen arbeiten. Dies wiederum ist unbedingt zu bedenken, wenn es wie in der vorliegenden Arbeit um die Konzeption eines Analyseinstrumentariums zur Erfassung von Variation in Grammatiken geht. Im Rahmen von Kapitel 4.2 wird deshalb noch einmal auf dieses Thema eingegangen und erläutert werden, wie ein Untersuchungsraaster aussehen könnte, das diesen Umständen zumindest in Ansätzen Rechnung trägt.

²⁵ Um Missverständnisse an dieser Stelle gleich auszuräumen: Ich beziehe mich mit den Kategorien onomasiologisch und semasiologisch nur auf den Umgang von metasprachlichen Werken mit Varianten, also auf die Frage, ob Alternativen eher form- oder inhaltsseitig zusammengefasst werden. Davon abzugrenzen sind übergeordnete Strukturprinzipien von Grammatiken, wie beispielsweise die ebenfalls als onomasiologisch bezeichnete Grundausrichtung sogenannter funktionaler Grammatiken (so etwa Buscha 1998; vgl. dazu Freudenberg-Findeisen 1999 und Hennig/Hennig 2001: 78–85).

3.1.2.1 Zum Problem semantischer Äquivalenz

Die letzten Überlegungen leiten unmittelbar über zu einer weiteren terminologischen Aufgabe der Variationslinguistik, die jedoch in den meisten Fällen von den Autoren in ihrer wirklichen Tragweite kaum berührt wird. Die Rede ist von der Frage nach **semantischer Äquivalenz** bzw. **Synonymie**.²⁶ Bis hierher gingen die vorgestellten Argumentationen stillschweigend davon aus, dass sprachliche Zeichen in ihrem Kern semantische Gleichheitsbeziehungen zueinander aufbauen können, auch wenn die absolute Deckungsgleichheit ihres Inhaltspotenzials nicht gewährleistet werden kann (was wiederum zu den genannten Brüchen in rein semasiologischen oder onomasiologischen Darstellungen führt). Auch dies muss jedoch differenzierter betrachtet werden. Wenn Löffler (2005: 24), wie oben angesprochen, von „gleich bleibender Intention“ verschiedener Varianten spricht, ist damit bei Weitem noch nicht sicher, dass dies notwendigerweise deckungsgleich ist mit verwandten Aussagen von Labov (2004: 7), Bubenhofer et al. (2014: 33–34), Banhold (2015: 27), Schuster (2016: 1), Lüdeling (2017: 129–130) oder den vielen anderen, die Varianten ebenfalls anhand inhaltsseitiger Äquivalenzen gruppieren. Inhaltsseitig ist nicht immer gleich inhaltsseitig.

3.1.2.1.1 Dimensionen von Bedeutung

So ist jeder Suche nach semantischen Entsprechungen eigentlich die grundsätzliche methodische Entscheidung vorgeordnet, ob man für die Betrachtung von Bedeutung generell von der Ebene der konkreten, räumlich-zeitlich singulären Äußerung abstrahieren möchte/kann (Möglichkeit I) oder nicht (II). Geht man **äußerungsunabhängig** („utterance-independent“, Lyons 1995: 79) vor, betrachtet man Bedeutung unabhängig von den Referenzphänomenen, mit denen sie in der konkreten Äußerungssituation verbunden wird (vgl. Busse 2009: 93–94). In anderen Worten: Man legt den Fokus auf eine Art idealen semantischen Möglichkeitsraum. Dieser Möglichkeitsraum kann wiederum einerseits außersprachlich über eine Art Gesamtheit aller möglichen Referenten (I_a) definiert werden; zum anderen kann er seinen Wert aber auch innersprachlich gemäß den strukturalistischen Ordnungsprinzipien durch die Oppositionen der unterschiedlichen semantischen Elemente zueinander erhalten (I_b) (vgl. Lyons 1995: 77–82). Setzt man diese Unterscheidungen als Maßstab, gelangt man zu Systemen wie dem Lyons' (1980: 187–228; 1995: 75–82), der terminologisch trennt zwischen Denotation (I_a), Sinn (I_b) und Referenz (II).

Andere Autoren hingegen unterlassen eine Differenzierung zwischen (I_a) und (I_b) und zerlegen stattdessen den Pol der **Äußerungsabhängigkeit** (von Lyons 1995: 79 als „utterance-dependent“ bezeichnet) in zwei Elemente, die man am ehesten mit den Worten der Searle'schen Sprechakterminologie als propositional (II_a) vs. illokutionär (II_b) beschreiben

²⁶ Semantische Äquivalenz scheint hier generell der unvoreingenommene Begriff zu sein, insbesondere wenn es um die Auseinandersetzung mit Theorien geht, die auf Differenzaxiomen aufbauen, etwa mit der Konstruktionsgrammatik und dort dem sogenannten Principle of No Synonymy. Ich werde im weiteren Verlauf meiner Ausführungen noch darauf zurückkommen.

könnte.²⁷ Auf dieser Basis kommen sie dann ebenfalls zu dreigliedrigen Systemen und unterscheiden z.B. zwischen Ausdrucksbedeutung (I), Äußerungsbedeutung (II_a) und kommunikativem Sinn (II_b) (Löbner 2013: 1–8, Abbildung 4).²⁸ Auch die vorliegende Untersuchung wird letztlich mit einer Unterscheidung zwischen deskriptiver Bedeutung, grammatischer Bedeutung und sozio-expressiver Bedeutung auf Elementen dieses ternären Modells aufbauen.

Abbildung 4: Drei Bedeutungsebenen.

Tab. 1.1: Die drei Bedeutungsebenen

Bedeutungsebene	Definition
Ausdrucksbedeutung	Bedeutung eines einfachen oder zusammengesetzten Ausdrucks für sich genommen
Äußerungsbedeutung	Bedeutung, die ein einfacher oder zusammengesetzter Ausdruck durch die Festlegung seiner Referenz in einem gegebenen Äußerungskontext erhält
Kommunikativer Sinn	Bedeutung einer Äußerung als kommunikative Handlung in einer gegebenen sozialen Konstellation

Quelle: Löbner (2013: 8).

Vorübergehend bleibt nun Folgendes festzuhalten: Unabhängig davon, ob die Konzepte nun an der Stelle (I_a) und (I_b) oder zwischen (II_a) und (II_b) weiter zergliedert werden, steht im Zentrum solcher Ansätze die Spaltung zwischen Semantik als abstrakter, ggf. *aktualisierbarer*, Größe (I) und Semantik als situativ eingebundener, *aktualisierter* Größe (II). Im Grunde, so könnte man sagen, hat man es mit einer potenziellen Trennung zwischen der langue- und parole-Seite von Semantik zu tun²⁹, zu der sich auch variationslinguistische Ansätze zwangsläufig verhalten müssen. Losgelöst von ihrem theoretischen Wert als Ordnungsinstanzen können Überlegungen dieser Art nämlich sehr handfeste Effekte zeitigen, insbesondere wenn Autoren für ihre Arbeiten unterschiedliche Bedeutungsebenen ins Visier nehmen oder andere Ebenen ausblenden:

²⁷ „The first upshot of our preliminary reflections, then, is that in the utterance of any of the four sentences in the example a speaker is characteristically performing at least three distinct kind of acts. (a) The uttering of words (morphemes, sentences); (b) referring and predicating; (c) stating, questioning, commanding, promising, etc.

Let us assign names to these under the general heading of speech acts:

(a) Uttering words (morphemes, sentences) = performing *utterance acts*.

(b) Referring and predicating = performing *propositional acts*.

(c) Stating, questioning, commanding, promising, etc. = performing *illocutionary acts*“ (Searle 1969/2011: 23–24; Hervorhebungen im Original).

²⁸ Alternative Benennungen bei weitestgehend identischen Grundannahmen präsentieren Pafel/Reich (2016: 15–19), die von charakteristischer Bedeutung (I), referenzieller bzw. propositionaler Bedeutung (II_a) und kommunikativer Bedeutung (II_b) sprechen.

²⁹ Wobei der Dreischritt I-II_a-II_b der modern(er)en „system-process-product trichotomy“ entspricht, die Lyons (1995: 16–22) aus dem Abgleich der de Saussure’schen langue-parole-Dichotomie mit Chomskys competence-performance-Unterscheidung ableitet.

So schlägt Coseriu (1976: 9) für die von ihm entworfene Wissenschaft der Lexematik, deren Hauptaufgabe in der strukturellen Aufarbeitung des Wortschatzes verschiedener Sprachen bestehen solle, eine Konzentration auf die äußerungsabgewandte (I) Interpretation von Bedeutung vor, wenn er schreibt: „Außerdem geht es in der Lexematik nur – oder wenigstens an erster Stelle – um die einzelsprachlich gegebene Bedeutung als solche, d.h. nicht um diese Bedeutung in der Rede oder im Text.“³⁰ Die Möglichkeit, aus Texten die Semantik sprachlicher Einheiten zu rekonstruieren, wird hierbei aufgrund eines konsequent gedachten Primats des Allgemein-Abstrakten vor dem Konkret-Besonderen in Zweifel gezogen:

In der funktionellen Sprachbetrachtung darf man nicht von abstrakten Strukturen ausgehen, die dann „lexikalisiert“ werden: Nichts wird im Prozeß der üblichen Erzeugung von Sätzen „lexikalisiert“; die lexikalischen Einheiten der jeweiligen Einzelsprache sind von vornherein schon da. [...] Die Sätze enthalten nämlich nicht die Bedeutung, die funktionellen Einheiten als solche, die nur in der Sprache selbst zuhause sind, sondern jeweils lediglich Redebedeutungen, d.h. einzelne Bedeutungsvarianten, aus denen die Bedeutung grundsätzlich nicht erschlossen werden kann. (Coseriu 1976: 13)

Derartige Prämissen haben Konsequenzen, wenn es um die Identifikation von semantischer Entsprechung und damit onomasiologischer Variation geht. Folgt man Coserius Argumentation, können Texte als Gewährsinstanzen auch für solche Fälle der semantischen Analyse eigentlich nicht ins Gewicht fallen. Legitim erscheinen dagegen Urteile, die auf Basis des sprachlichen Wissens des sprachkompetenten Untersuchenden getroffen werden und damit in direkter Verbindung zur abstrakt-potenziellen Sphäre äußerungsungebundener bzw. ausdruckszentrierter Semantik stehen.³¹ Vor diesem Hintergrund wird auch klar, dass der Blickwinkel der Äußerungsunabhängigkeit eine genuin lexikologische Perspektive darstellt und mit syntaktischen Forschungsvorhaben schwer kompatibel ist.

Auf der anderen Seite des Spektrums gibt es Autoren, die sich zur Bestimmung von Variation eben nicht auf die äußerungsunabhängige Ebene von Bedeutung konzentrieren, sondern dezidiert äußerungsabhängig (II) vorgehen – oft geleitet durch ein Interesse an (morpho-)syntaktischen Fragestellungen. Paradebeispiel sind die zahlreichen Studien im Umkreis des IdS-Projekts *Korpusgrammatik*, die sich allesamt einer „[p]räzise[n] Beschreibung grammatischer Phänomene auf der Basis großer Korpora“ (Projektteam Korpusgrammatik 2016ff.) verschreiben.³² Grundsatz ist eine entschiedene Ausrichtung am konkreten Sprachgebrauch (vertreten durch elektronische Datensammlungen), die auch die Frage nach Varianten bestimmt. Als wichtigstes Kriterium für die Analyse sprachlicher

³⁰ Coserius Denken prinzipiell Äußerungsabgewandtheit zu unterstellen, wäre jedoch ein Missverständnis, gehören seine Arbeiten zur Diasystematik (Coseriu 1988a, 1988c, 1988b u. a.) doch zu den Grundlagen der Erforschung sprachlicher Varietäten (siehe Kapitel 3.1.3). Für die Lexematik mag Coseriu den Äußerungszusammenhang aus methodischen Gründen ausklammern, für sein Gesamtwerk ist dies aber nicht repräsentativ.

³¹ In dieser Hinsicht besonders aufschlussreich ist Coserius (1976: 16–17) Beschreibung der Ausdrucksvarianten *benutzen* – *benützen*, wobei zwar konstatiert wird, dass „die entsprechende Inhaltseinheit nur eine ist“, der Sprachgebrauch selbst sowie eventuelle situativ-diasystematische Aspekte, die die beiden Varianten semantisch trennen könnten, in der Argumentation aber keine Rolle spielen.

³² Für einen kursorischen Überblick über die aktuelle Entwicklung des Forschungsfelds vgl. die Sammelbände von Konopka/Wöllstein (2017), Fuß/Wöllstein (2018) und Fuß et al. (2018).

Variabilität gilt laut Bubenhofer et al. (2014: 33–34) deshalb „die Struktur und/oder Bedeutung von Syntagmen, in die die Vergleichsobjekte eingebettet erscheinen [...]. Aus korpusbezogener Sicht wird hier die gleiche Distribution von Vergleichsobjekten bzw. der gleiche unmittelbare Kontext (Kotext) als Symptom für Variation gewertet.“ Bedeutung fällt hier in der Art aller kontextualistischen Bedeutungstheorien³³ zusammen mit dem Gebrauch des entsprechenden Elements in der Sprache. Im Umkehrschluss haben sich solche Ansätze (im Vergleich etwa zur Lexematik Coseriu'scher Prägung) eingehender mit äußerungsgebundenen Epiphänomenen in Gestalt situativ-diasystematischer Einflüsse auseinandersetzen (vgl. Bubenhofer et al. 2014: 44–45).

Die Frage danach, auf welche Weise Variationsanalysen zu ihren Äquivalenzurteilen gelangen, ist somit alles andere als trivial und wird nicht zuletzt mitbedingt von der Systemebene, der sich Untersuchungen widmen. In Bezug auf das Untersuchungskorpus dieser Arbeit kann bereits vorweggenommen werden, dass flexionsmorphologische Passagen schon allein deshalb nicht nur auf Basis vollkommen äußerungsabgewandter Bedeutungsmodelle argumentieren können, da Flexion zumindest potenzielle morphosyntaktische Einbindung in lexemtranszendierende Einheiten impliziert (siehe Kapitel 3.1.2.2). Darüber hinaus arbeiten Grammatiken, wie zu zeigen sein wird, mit einer Fülle von situativ-kontextuellen Markierungen, um den Einsatzbereich sprachlicher Elemente zu erläutern. Ihre Stoßrichtung ist in diesen Momenten klar äußerungszugewandt. Zugleich arbeiten die Texte aber auch mit Abstraktionen, isolieren Einzelelemente in Deklinationstabellen und sprechen (gerade als nicht-muttersprachliche Grammatiken) über Inhalte von Lexemen *an sich*. Am ehesten lassen sich Grammatiken damit als Hybridkonstellationen bezeichnen, die Äußerungsab- mit Äußerungszugewandtheit verbinden und deshalb nicht auf einen dieser Aspekte zu reduzieren sind.

Weiter an Kontur sollte dieser Gedankengang gewinnen, wenn man sich vor Augen führt, in welche weiteren Subkomponenten³⁴ Semantik in einschlägigen Werken zerlegt wird (Abbildung 5).³⁵ Eine große Gemeinsamkeit der hier betrachteten Autoren besteht dabei in der Kontrastierung von **deskriptiven Bedeutungsbausteinen** mit nicht-deskriptiven, wobei deskriptiv weitestgehend gleichgesetzt wird mit propositional.³⁶ Hierzu Lyons (1995: 44; Hervorhebungen im Original):

³³ Zum sprachphilosophischen Konnex zwischen Korpuslinguistik und Kontextualismus siehe Lemnitzer/Zinsmeister (2010: 28–32).

³⁴ Hermanns (2002: 343) spricht von „Dimensionen der Bedeutung“. Zur Rolle der semantischen Subkomponenten für den Zweifelsfall-Begriff vgl. Stark (2019).

³⁵ Ergänzend sei an dieser Stelle auf Ludwig (1991) verwiesen, der sich ebenfalls in Form einer Literatursynopse speziell mit der Idee der nicht-denotativen Bedeutungsbestandteile befasst. Ludwigs Arbeit kann damit als Brücke zwischen den hier erläuterten Sachverhalten und dem Thema dianormativ-diaevaluativer Markierungspraxis dienen (siehe Kapitel 3.1.3.2).

³⁶ Als weitere begriffliche Alternative für den Gegensatz steht in diesem Zusammenhang bedingt auch das verbreitete Begriffspaar Denotation vs. Konnotation zur Verfügung, wenn man – wie u.a. Bußmann (2008) – Denotation als „deskriptiven, d. h. rein sachbezogenen Bedeutungsanteil eines sprachlichen Ausdrucks“ (120) und Konnotation als „[i]ndividuelle (emotionale) stilistische, regionale u. a. Bedeutungskomponenten eines sprachlichen Ausdrucks“ (362) definiert. Hier ist jedoch Vorsicht geboten: Viele Konnotations-Konzepte umfassen auch nicht-interpersonale (s.u.) „Nebensinn[e]“ (Erdmann 1900: 108) von Lexemen, die sich nicht ohne Weiteres auf die Kategorien deskriptiv und nicht-deskriptiv aufteilen lassen; siehe dazu auch Ludwig (2009: 1582–1583).

[I]t might be helpful to draw even now one very broad distinction [...]. This is the distinction between **descriptive** (or **propositional**) and **non-descriptive** (or **non-propositional**) meaning. (Alternative terms, more or less equivalent with ‚descriptive‘ and ‚propositional‘, are ‚cognitive‘ and ‚referential‘.) With regard to descriptive meaning, it is a universally acknowledged fact that languages can be used to make descriptive statements which are true or false according to whether the **propositions** that they express are true or false.³⁷

Deskriptive Bedeutung als propositionale Bedeutung ist damit im Unterschied zu nicht-deskriptiven Komponenten rückgekoppelt an außersprachliche Referenz und Wahrheitswerte. Seitens der nicht-deskriptiven Anteile wird in den meisten Fällen – in Fortführung der Bühler’schen Sprachfunktionen³⁸ – zwischen semantischen Anteilen unterschieden, die mit der Veräußerlichung emotionaler Information in Verbindung stehen (**expressive Komponenten**), und solchen, deren Aufgabe in der Herstellung und Wiedergabe situational-interpersonaler Konstellationen besteht (**soziale Komponenten**). Löbner schlägt diesbezüglich die folgenden Definitionen vor:

[Soziale Bedeutung:] Ein Ausdruck oder eine grammatische Form hat genau dann soziale Bedeutung, wenn er dem Ausdruck sozialer Beziehungen oder dem Vollzug sozialer Handlungen dient und seine Verwendung spezifischen Regeln für die Handhabung sozialer Interaktion unterliegt. (Löbner 2013: 35)

[Expressive Bedeutung:] Ein Ausdruck hat genau dann expressive Bedeutung, wenn er dem unmittelbaren Ausdruck subjektiver Empfindungen, Gefühle, Bewertungen und Einstellungen dient. (Löbner 2013: 39)

Die Wahrnehmung solcher Komponenten als Bedeutung und ihre Anerkennung als Distributionsfaktoren sprachlicher Elemente markiert in der Geschichte der linguistischen Disziplinen die Geburtsstunde der modernen, soziolinguistisch geprägten Variationslinguistik (Lavandera 1978: 173–174). Dabei sollte die tatsächliche begriffliche Trennschärfe zwischen expressiv und sozial nicht überschätzt werden. Verwiesen sei auf Anmerkungen von Lyons (1995: 45), der einer Autonomie der beiden Sphären äußerst skeptisch gegenübersteht und beide Teilbereiche stattdessen unter einer Kategorie subsumiert, die er „socio-expressive“ (bzw. auch „interpersonal“, Lyons (1980: 65)) nennt.³⁹ Da die Isolation der beiden semantischen Typen für die nachfolgenden Analysen ohnehin nicht von entscheidender Bedeutung ist, die mögliche Trennung von deskriptiver und nicht-deskriptiver Bedeutung indes aber im Zentrum genutzter Äquivalenzauffassungen stehen wird, werde

³⁷ Zum weiteren Verständnis der Begriffe Deskription, Proposition und Referenz vgl. auch die definitorischen Zusammenhänge bei Löbner (2013: 26–27): „Die deskriptive Bedeutung eines Inhaltswortes ist ein Konzept für seine potenziellen Referenten. [...] Die deskriptive Bedeutung eines Satzes, seine Proposition, ist ein Konzept für seine potenziellen Referenzsituationen. [...] Die deskriptive Bedeutung von Wörtern oder grammatischen Formen besteht in ihrem Beitrag zur deskriptiven Satzbedeutung.“

³⁸ Siehe zu diesem Punkt Hermanns (2002: 343–345) und Lyons (1980: 65–66).

³⁹ „[E]xpressive meaning necessarily merges with what many authors have referred to as **interpersonal, instrumental, social or conative**, meaning. In other words, as far as the structure and function of natural languages are concerned, the expressive is necessarily **socio-expressive** and the personal is necessarily **interpersonal**“ (Lyons 1995: 45; Hervorhebungen im Original).

ich Lyons in diesem Punkt folgen und ab hier ebenfalls von der Überkategorie **sozio-expressiver Bedeutung** sprechen.

Abbildung 5: Komponenten des Bedeutungsbegriffs in ausgewählten Werken zur Semantik.

Ogden/Richards (1923)	Bühler (1926)	Leech (1974)	Lyons (1995)	Cruse (2000)	Hermanns (2002)	Busse (2009)	Löbner (2013)	Pafel/Reich (2016)
Symbolic function	Sinn-dimension der Darstellung	Conceptual Meaning	Descriptive meaning	Descriptive meaning	Kognitive Dimension von Bedeutung	Lexikalische Bedeutung	Deskriptive Bedeutung	Deskriptive Bedeutung
Emotive function	Sinn-dimension der Kundgabe	Associative Meaning	Socio-expressive meaning	Expressive meaning	Volitive Dimension	Konnotative Bedeutungselemente	Expressive Bedeutung	Expressive Bedeutung
Thematic Meaning	Reflected Meaning	Collocative Meaning	Grammatical meaning	Grammatical meaning		»Grammatische« Bedeutungselemente	Grammatische Bedeutung	

Quelle: Eigene Darstellung.

Gleichermaßen übernommen werden soll schließlich auch die Erweiterung der Opposition von deskriptiver und nicht-deskriptiver Bedeutung um die Ebene der **grammatischen Bedeutung**, wie sie Lyons (1995), Cruse (2000), Busse (2009) und Löbner (2013) vorschlagen:

[F]orms, in so far as they are forms of particular lexemes, are also of concern to the semanticist. Different forms of the same lexeme will generally, though not necessarily, differ in meaning: they will share the same **lexical meaning**, but differ in respect of their **grammatical meaning**. For example, the forms *girl* and *girls* have the same lexical meaning (or meanings); but they differ in respect of their grammatical meaning, in that one is the singular form [...] and the other is the plural form [...]; and the difference between singular and plural forms, or – to take another example – the difference between the past, present and future forms of the verbs, is semantically relevant: it affects sentence-meaning. (Lyons 1995: 52; Hervorhebungen im Original)

Grammatikalische Bedeutung ist dabei – im Gegensatz zur deskriptiven (bzw. lexikalischen) Bedeutung – gekennzeichnet durch translexematische Konstanz, Paradigmenbildung und die Möglichkeit zur taxativen Enumeration (siehe auch Kapitel 3.1.2.2). In den Worten Charitonovas (1989: 53):

- Lexikalische Bedeutungen sind einmalig und kommen einzelnen Wörtern zu; grammatische Bedeutungen sind überindividuell und charakterisieren die Spezifik einer Wortklasse.
- Lexikalische Bedeutungen sind irregulär; grammatische Bedeutungen sind durch strenge Regularitäten und Paradigmen gekennzeichnet.
- Lexikalische Bedeutungen sind unzählbar; grammatische Bedeutungen können (theoretisch) in einer endlichen Liste erfaßt werden.

Generell stellt die Überwindung einer strengen Grammatik-Semantik-Schranke ein Vorhaben dar, an dem sich die Linguistik bereits seit Langem abarbeitet (vgl. neben Charitonova 1989 exemplarisch Coseriu 1972 und Wierzbicka 1988). Schlagende Argumente für eine theoretische Überschreitung der grammatisch-semantischen Grenze kommen dabei zum einen aus der komparativen Linguistik und der dortigen Beobachtung, dass ähnliche Bedeutung in einer Sprache lexikalisch, in einer anderen dagegen grammatikalisch kodiert werden kann (vgl. Lyons 1995: 52); zum anderen weist auch die fortschreitende Erforschung von Grammatikalisierungs- und Degrammatikalisierungserscheinungen auf vielfältige Übergangssphären und Transitionsprozesse zwischen lexikalischer und grammatischer Bedeutung hin (vgl. Leuschner et al. 2005, Szczepaniak 2011, Mečiarová 2015 oder Diewald 2017), was mit einer disjunktiven Auffassung von Semantik wiederum schwer zu vereinen wäre.

Abbildung 6: Dreigliedriges Bedeutungsmodell der vorliegenden Arbeit.

Bedeutungskomponente	Definition
Deskriptive Bedeutung	Dekontextualisierte und dekontextualisierte Beschreibung von Entitäten (Referenten, Propositionen)
Grammatische Bedeutung	Beschreibung der kotextuellen Relationen von Entitäten
Sozio-expressive Bedeutung	Beschreibung der kontextuellen Relationen von Entitäten

Quelle: Eigene Darstellung.

Insgesamt gesehen, stößt eine weite Semantik⁴⁰ mit der Annahme grammatischer wie auch sozio-expressiver Bedeutungskomponenten also weit in ein Terrain vor, das im Rahmen einer klassischen Dreiteilung linguistischer Forschungsdomänen in Syntaktik, Semantik und Pragmatik noch außerhalb der semantischen Reichweite angesiedelt war (vgl. Lyons 1980: 127–132). Die kategoriale Trennung in die drei Teildisziplinen (Syntaktik, Semantik, Pragmatik) wird auf diese Weise in die Semantik selbst transferiert (man könnte auch von einer Internalisierung des Problems sprechen) und erscheint dort in Form von „lexical semantics, grammatical semantics, and illocutionary semantics“ (Wierzbicka 1988: 1). Derartige Ansätze sind somit nicht zuletzt auch Versuche, eine Integration der drei weiter oben erläuterten Sphären von Ausdrucksebene, Äußerungsebene und kommunikativem Sinn unter dem Dach eines möglichst homogenen Analysemodells zu erreichen.⁴¹

Vorübergehend bleibt festzuhalten: Aus gängigen Semantik-Modellen lässt sich ein mehrgliedriges Komponentenraster ableiten. Praktikabel erscheint eine Einteilung in die drei beschriebenen Subklassen deskriptive Bedeutung, grammatische Bedeutung und sozio-expressive Bedeutung. Ein solches, dreigeteiltes Bedeutungsmodell (Abbildung 6) wird die Basis der vorgestellten Analysen bilden.

3.1.2.1.2 Synonymiebegriffe

Hilfreich ist das dreigliedrige Bedeutungsmodell insbesondere im Umgang mit dem bereits angedeuteten Begriff der Synonymie und damit letztlich auch bei der Aufarbeitung des Terminus Variante. Die oben vertretene Annahme, Semantik lasse sich in verschiedene Komponenten zerlegen, wird von den meisten Autoren variationslinguistischer Arbeiten zwar nicht explizit geäußert, verbirgt sich aber als Prämisse zumindest hinter einigen der Synonymiekonzepte, die für solche Arbeiten herangezogen werden. Es lohnt sich deshalb, zumindest einen cursorischen Blick auf die terminologische Vielfalt im Begriffsfeld Synonymie zu werfen. Eine argumentative Basis kann in diesem Zusammenhang die sehr allgemein gehaltene Synonym-Definition von Cruse (2002: 486) liefern, die zwei neuralgische Punkte zentraler Debatten berührt: „We shall take synonymy, then, to be a relation of similarity/identity of meaning between senses associated with two (or more) different lexical forms.“

Punkt 1: **Synonymie-Level.** Die Formulierung „senses associated with two (or more) different lexical forms“ trägt in sich ein Spannungsverhältnis, das uns im Grunde noch einmal auf die methodischen Unterschiede zwischen einer ausdrucksabhängig-kontextualisierten und einer ausdrucksunabhängig-lexematisch orientierten Semantik verweist. Übertragen auf den Synonymiediskurs stellt sich hier die Frage: Ist Synonymie eine Relation zwischen Lexemen, einzelnen Wortformen oder den Bedeutungen einzelner Wortformen?

⁴⁰ Siehe dazu die Unterscheidung zwischen weiter (kontextualistischer) und enger (minimalistischer) Semantik bei Pafel/Reich (2016: 19–20).

⁴¹ Dies stellt sicherlich nur eine von mehreren Möglichkeiten dar, das Problemfeld unter den Vorzeichen einer Teildisziplin aufzulösen. Für eine kurze Übersicht zu verschiedenen Arten, die Relation von Semantik und Pragmatik zu konzeptualisieren, vgl. Leech (1983: 5–7). Gemäß der dort vorgeschlagenen Terminologie handelt es sich bei den von mir favorisierten Positionen um semantizistische Perspektiven.

Dass diese Richtgrößen nicht die gleichen sind, weist Ci (1987: 316) im Rahmen einer eingehenden Analyse der lexikologischen Grundbegriffe Polysemie⁴² und Homonymie nach:

[O]ne form may represent one lexeme or it may represent two or more lexemes (i.e. homonymy). One lexeme may in turn have one meaning or it may have two or more meanings (i.e. polysemy). There thus emerges a hierarchy consisting of three levels, namely, form, lexeme, and meaning (or sense). Form and lexeme may each be linked to the lower level or levels in a one-to-one or one-to-many relation.

Given these three levels of lexical unit, it is possible to conceive three corresponding levels of synonymy: form-synonymy (synonymy between two forms), lexeme-synonymy (synonymy between two lexemes) and sense-synonymy (synonymy between two senses or meanings).

Laut Ci (1987: 316) greifen die meisten Autoren für ihre Synonym-Definition mehr oder weniger explizit auf Bedeutungssynonymie zurück⁴³, konzentrieren sich also hauptsächlich auf die form- oder lexemübergreifende Entsprechung einer Bedeutung, wobei semantische Differenz in Bezug auf andere Bedeutungsbestandteile polysemer Wörter akzeptiert werden (vgl. auch Murphy 2004: 146–147). Ein solches Vorgehen ist onomasiologisch im Sinne der Einleitung dieses Kapitels. Wie im Zuge der dortigen Ausführungen jedoch bereits angemerkt, haben variationslinguistische Darstellungen generell immense Schwierigkeiten, eine streng onomasiologische Perspektive einzuhalten, weshalb es in Bezug auf Synonymie-Urteile auch häufig zu einer Vermischung zwischen **Bedeutungs-** und **Form-** bzw. **Lexemperspektive** kommt. Mögen die meisten Definitionen gemäß der Beobachtungen Cis auch relativ einheitlich onomasiologisch ausgerichtet sein, liefert zumindest die Darstellungs- und Analysepraxis ein nicht ganz so homogenes Bild ab: So bringen z.B. die üblichen Lemmatisierungsverfahren auch in Synonymwörterbüchern eine Kontamination von Onomasiologie und Semasiologie mit sich (vgl. Duden 2010). Die Vermischung der beiden Perspektiven stellt damit auch im Zusammenhang der Synonymiediskussion eines der großen Problemfelder variationslinguistischer Aufarbeitung dar. Synonymie zur Prämisse variationslinguistischer Untersuchungen zu machen, ohne auf diesen Graubereich an ihrer Basis hinzuweisen⁴⁴, erscheint deshalb problematisch.

Ebenfalls problematisch wäre es aber, aus semasiologischer Sicht *keine* methodologische Entscheidung in Bezug auf Lexem- oder Formorientierung zu treffen. Entscheidet man sich für die Bezugsgröße Lexem und damit für „eine Abstraktion der Flexionsformen, die ein Wort aufweist“ (Iturriz Leza/Skopeteas 2000: 238), geht dies im Umkehrschluss auch mit einer Abwendung von den grammatischen Kategorien dieser Flexionsformen einher. Grammatische Bedeutungsanteile – meist mit Ausnahme der Wortart⁴⁵ – fallen für lexemorientierte Synonymie-Urteile gewöhnlich ebenso wenig ins Gewicht wie mögliche weitere

⁴² Natürlich stellen Homonymie und Polysemie ihrerseits in hohem Maße erläuterungsbedürftige Termini dar, weshalb sogleich noch einmal auf sie eingegangen werden wird.

⁴³ Als konkretes Beispiel für eine solche Argumentation sei auf Harm (2015: 66–67) verwiesen.

⁴⁴ Vgl. manche (keinesfalls alle) der oben zitierten variationslinguistischen Arbeiten.

⁴⁵ Siehe u.a. Harm (2015: 21) sowie die kritischen Gedanken zu grammatischer Identität als Argumentationsgrundlage für Synonymieurteile bei Murphy (2004: 153).

lexeminterne Unterschiede zwischen einzelnen Wortformen oder Bedeutungsanteilen.⁴⁶ Der Fokus läge auf lexemexternen Synonymierelationen und könnte in der Praxis in etwa so aussehen wie Ammons weiter oben zitierte Besprechungen der Varianten zu bundesdeutsch *Kasten*. Hielte man sich aber strikt an Lexeme als Referenzgröße, würde zugleich jedoch eine Reihe von Phänomenen aus der Diskussion ausgeklammert, die traditionellerweise zum Kernbereich variationslinguistischer Gegenstände gehören: Man denke an Phänomenpaare wie *(die) Generale* vs. *(die) Generäle*, *wendete* vs. *wandte* u.Ä. Gerade für die vorliegende Arbeit, die sich mit flexionsmorphologischen Varianten auseinandersetzt, wäre eine Konzentration auf die Lexemperspektive deshalb kein gangbarer Weg.

Aus Sicht der Synonymieforschung (nicht der Variationsforschung!) stellen die weiter unten präsentierten Untersuchungen demnach gewissermaßen eine Ausnahme dar, insofern sie sich am Synonymielevel der Form orientieren bzw. grammatische Bedeutung in ihre Überlegungen einbeziehen. Wie gesagt ist Synonymieforschung, bedingt durch eine traditionell starke Affinität des Synonymiebegriffs zur Lexikologie⁴⁷, zumeist Lexemforschung. Die Verbindung von Variationslinguistik und Synonymik erfordert vor diesem Hintergrund nicht zuletzt eine Moderation konventioneller Forschungsinteressen beider Teildisziplinen.

Punkt 2: **Identität und Ähnlichkeit**. Indem Cruse in seine Synonym-Definition die schon dem intuitiven Verständnis nach nicht deckungsgleichen Bereiche der Bedeutungsähnlichkeit und -identität („a relation of similarity/identity of meaning“) einschließt, verweist er zusätzlich auf den graduellen Charakter von Synonymie: Von ihr bzw. ihren Subkategorien abgedeckt werden meist unterschiedliche semantische Konstellationen, die potenziell von Fällen uneingeschränkter semantischer Identität bis an die Grenzen der absoluten Nicht-Synonymie (Bedeutungsverschiedenheit) zweier sprachlicher Elemente reichen (vgl. Cruse 2002: 488–491; Adamska-Sałaciak 2013: 331).

Der Pol der **absoluten Synonymie** (bzw. totalen, reinen, strikten Synonymie, vgl. Ludwig 2009: 1589) entspricht dabei in der Regel einer semantischen Übereinstimmung auf den Ebenen aller semantischen Bedeutungskomponenten (siehe Spalte ①, Abbildung 7). ‚Alle‘ in Bezug auf Bedeutungsdimensionen umfasst dabei in der lexem-orientierten Synonymdiskussion, wie bereits angesprochen, auf jeden Fall deskriptive, häufig auch sozio-expressive, in den seltensten Fällen jedoch grammatische Komponenten. Für einen Augenblick sei solchen Annahmen entsprochen und die Rolle grammatischer Komponenten bis zum Ende dieses Kapitels außer Acht gelassen. Eine mögliche lexem-orientierte Definition von absoluter Synonymie liest sich in diesem Zusammenhang wie folgt:

Two (or more expressions) are absolutely synonymous if, and only if, they satisfy the following three conditions:

- (i) all their meanings are identical;
- (ii) they are synonymous in all contexts;
- (iii) they are semantically equivalent (i.e., their meaning or meanings are identical) on all dimensions of meaning, descriptive and non-descriptive. (Lyons 1995: 61)⁴⁸

⁴⁶ Vgl. Ci (1987: 316): „Nor is it very meaningful to talk about lexeme-synonymy when one of the lexemes in question is polysemous.“

⁴⁷ So entstammt beispielsweise auch Cruses oben zitierte Definition dem Kontext des von ihm herausgegebenen HSK-Bandes zur *Lexikologie* (vgl. Cruse 2002: 486).

⁴⁸ Ich werde später noch einmal detaillierter auf die einzelnen Punkte von Lyons' Definition zurückkommen.

Abbildung 7: Synonymie-Nicht-Synonymie-Skala auf Lexemebene. Gegeben seien jeweils die Lexeme 1 und 2.

	Semantische Beziehung zwischen Lexem 1 und Lexem 2							
	①	②	③	④	⑤	⑥	⑦	⑧
Deskriptive Bedeutung	1 = 2	1 = 2	1a = 2 1b ≠ 2	1a = 2 1b ≠ 2	1 ~ 2	1 ~ 2	1 ≠ 2	1 ≠ 2
Sozio-expressive Bedeutung	1 = 2	1 ≠ 2	1a = 2 (1b ≠ 2 oder 1b = 2)	1a ≠ 2 (1b ≠ 2 oder 1b = 2)	1 = 2	1 ≠ 2	1 = 2	1 ≠ 2

Absolutive Synonymie
Partielle Synonymie
Plesionymie
Nicht-Synonymie

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Existenz solcher absoluter Synonyme wird in der Literatur jedoch gewöhnlich in Zweifel gezogen oder als Phänomen mit Ausnahmecharakter präsentiert, wobei dies meist damit begründet wird, dass absolute Synonyme gegen die Ökonomie des lexikalischen Systems verstoßen und Sprachen deshalb natürlicherweise vor der Ausbildung derartiger Strukturen zurückscheuen würden.⁴⁹ Dies entspricht, so viel sei den Analysen an dieser Stelle vorweggenommen, nicht der Darstellung von Variation in vielen Grammatiken.

Vor dem Hintergrund der Frage nach der Möglichkeit absoluter Synonymie ist im Übrigen auch die anhaltende Diskussion um einige vornehmlich konstruktionsgrammatische Ansätze zu verstehen, die von einem Principle of No Synonymy bzw. einem Principle of Contrast sprechen.⁵⁰ Ein beträchtlicher Teil der regen Debatte um Prämissen des Typs „Words contrast in meaning, so there are no true synonyms“ (Clark 1987: 3) entfällt auch hier nämlich auf die Frage, auf welche Bedeutungskomponenten sich Synonymie letztendlich zu beziehen habe. Gehören nicht-deskriptive Bedeutungsanteile noch zur „meaning“, von der Clark spricht, oder nicht? Werden deskriptive Entsprechungen bei nicht-deskriptiven Unterschieden also vom Principle of No Synonymy gedeckt oder fallen sie nicht darunter? Von der Antwort auf diese Frage(n) ist letztlich abhängig, ob konstruktionsgrammatische Arbeiten in der Goldberg-Tradition überhaupt vereinbar mit der Annahme sprachlicher Varianten sind – oder anders gesagt: ob das (oft implizite) Synonymiepostulat vieler variationsgrammatischer Arbeiten (darunter auch das der vorliegenden Arbeit) diese

⁴⁹ Siehe Adamska-Salaciak (2013: 330): „Semantic distinctiveness being the *raison d'être* of words, there is, on the face of it, no justification for formally distinct yet semantically identical lexemes co-existing within one language. Normally, one of two different ways of expressing the same concept tends to be eliminated, because it places an extra burden on the language users' memory without bringing any added value.“ Ähnliche Argumentationsmuster finden sich u. a. auch bei Cruse (1986: 270; 2017: 243), Clark (1987: 2) und Edmonds/Hirst (2002: 107).

⁵⁰ Vgl. hierzu die Überlegungen bei Bolinger (1977: ix–x) und Clark (1987: 2–3) sowie deren Rezeption durch Wierzbicka (1988: 12–14) und Goldberg (1995: 1–6).

zugleich für einen florierenden Bereich der grammatischen Analyse unerreichbar macht. Gefahr für alle variationslinguistischen Ansätze geht dabei besonders von zu radikalen Lesarten des Principles aus, die die Möglichkeit jeglicher semantischen Konvergenz rigoros verneinen (vgl. Uhrig 2015), während moderatere Interpretationen, die allein die Möglichkeit absoluter (d.h. deskriptiver plus nicht-deskriptiver) Synonymie infrage stellen, weitestgehend mit dem Grundtenor vieler anderer Arbeiten zur Semantik übereinstimmen:

It is not surprising, perhaps, that we rarely find words which have both the same conceptual meaning and the same stylistic meaning. This observation has frequently led people to declare that ‘true synonyms do not exist’. If we understand synonymy as complete equivalence of communicative effect, it is indeed hard to find an example that will disprove this statement. But there is much convenience in restricting the term ‘synonymy’ to equivalence of conceptual meaning, so that we may then contrast conceptual synonyms with respect to their varying stylistic overtones. (Leech 1974: 14)

Dem Konzept der absoluten Synonymie kommt in vielen (auch konstruktionsgrammatischen) Argumentationen deshalb primär die Funktion zu, als Vergleichswert für andere Formen von Synonymie jenseits vollkommener semantischer Deckungsgleichheit zu dienen, ohne hartes Kriterium für den Ausschluss variationslinguistischer Fragestellungen aus dem Forschungsfeld zu sein. Dabei geraten nicht nur Synonymiekonzepte ins Blickfeld, in die sich Leechs „varying stylistic overtones“ integrieren lassen, sondern auch solche, die auf Ebene der deskriptiven Äquivalenz weiter differenzieren. Im Detail werden derartige Formen von Synonymie in der Literatur verschieden modelliert und unter verschiedenen Bezeichnungen geführt, vereinfachend seien an dieser Stelle nur die Termini partielle Synonymie und Plesionymie gebraucht.⁵¹ Die Phänomene, denen in der Literatur üblicherweise **partielle Synonymie** (oder ein terminologisch verwandter Status) zugesprochen wird, lassen sich dabei grob anhand der Synonymiebedingungen Lyons’ (s. o.) gruppieren:

Am präsentesten im wissenschaftlichen Diskurs sind vermutlich die auch von Leech angesprochenen Fälle, in denen zwei oder mehrere sprachliche Einheiten in ihrer deskriptiven Bedeutung übereinstimmen⁵², dabei aber in ihren *sozio-expressiven* Bedeutungskomponenten (stylistic meaning) differieren (Spalte ②, Abbildung 7). Es handelt sich also um Verstöße gegen Lyons’ Bedingung (iii) (semantische Äquivalenz auf deskriptiver und nicht-deskriptiver Ebene).⁵³ Ein Beispiel für partielle Synonyme dieses Typus wäre etwa das

⁵¹ An und für sich verläuft die Grenze zwischen den beiden Konzepten dann ungefähr dort, wo auch Lyons (1995: 60) zwischen „partial synonyms“ und „near-synonyms“ trennt. Auf die Bezeichnung „near-synonymy“ bzw. eingedeutscht ‚annähernder Synonymie‘ oder ‚Beinahe-Synonymie‘ soll aber verzichtet werden, da sie leicht mit Quasi-Synonymie verwechselt werden könnte – einem Begriff, der seinerseits hin und wieder deckungsgleich mit partieller Synonymie gebraucht wird (vgl. Schwarz-Friesel/Chur 2014: 61). Der u. a. von Cruse (2002) und Murphy (2004: 147) verwendete Terminus Plesionymie scheint hier unbelasteter. Im Übrigen ist auch der Begriff partielle Synonymie in der Literatur nicht vollends frei von Widersprüchen. So nutzt ihn Ludwig (2009: 1589) konträr zu Lyons’ Gebrauch, um semantische Ähnlichkeit (nicht Deckungsgleichheit) zu bezeichnen.

⁵² Lyons (1995: 63) spricht diesbezüglich von „descriptive synonymy“, Cruse (2002: 491) in ähnlichem Zusammenhang von „propositional synonyms“.

⁵³ Siehe beispielsweise Klabunde (2018b: 117): „In der Regel ist bei partieller Synonymie die deskriptive Bedeutung der beiden Wörter identisch, aber es bestehen Unterschiede in der expressiven Bedeutung. Beispiele sind

Variantenpaar *Anführungszeichen* und *Gänsefüßchen*, wenn man mit Duden (2016: 68) davon ausgeht, *Gänsefüßchen* sei eine „alltagssprachlich[e]“, d.h. sozio-expressiv markierte Variante zu *Anführungszeichen*.⁵⁴

Ebenfalls zur partiellen Synonymie hinzugerechnet werden bisweilen auch Konstellationen (Spalten ③ und ④), in denen eine polyseme Einheit nur in einer oder mehreren *deskriptiven Teilbedeutungen* (bzw. Sememen, vgl. Meier 1964) synonym zu einer Referenzeinheit ist, wobei weitere Teilbedeutungen bestehen, die keine Synonym-Relation zur Referenzgröße aufweisen – der Status nicht-deskriptiver Bedeutungsanteile wird hier zumeist nicht diskutiert.⁵⁵ In diesem Fall geht es um Verstöße gegen Lyons' Synonymiebedingung (i), Identität aller Bedeutungsanteile. Generell lässt sich jedoch die Notwendigkeit in Zweifel ziehen, diese Fälle als eigene Unterkategorie von Synonymie zu behandeln. Würde man nämlich statt Lexemsynonymie Bedeutungssynonymie ins Zentrum der Beobachtung stellen, würden sich derartige Fälle schlicht auf die anderen Formen semantischer Relationen (absolute Synonymie, partielle Synonymie und Nicht-Synonymie) aufteilen lassen. In der obigen Abbildung wurden diese Polysemie-konditionierten Formen partieller Synonymie deshalb in Klammern gesetzt.

Auch Lyons' Kriterium (ii), Austauschbarkeit in allen Kontexten, wird bisweilen für die Definition von partiellen Synonymen herangezogen.⁵⁶ Um dieses Kriterium, das die Lexemperspektive spätestens transzendiert, jedoch überhaupt anlegen zu können, müssten zuerst eine lange Reihe von konzeptuellen Fragen geklärt werden:

Entscheidet man sich theoretisch schon für einen kontextualistischen Blick auf Semantik, auf welcher Basis sollte dann überhaupt zwischen den Kriterien (i), (ii) und (iii) getrennt werden? Lässt eine Einbindung des Kontexts Synonymie überhaupt zu (siehe die obige Diskussion zum Principle of No Synonymy)? Was wären die möglichen Grenzen von kontextabhängiger Synonymie (vgl. Cruse 2002: 487; Murphy 2004: 146)? Wie zielführend sind kontextuelle Synonyme als Analysekategorie, wenn gilt: „Two expressions may be functionally equivalent and serve as approximate paraphrases or translations of one another, and yet be semantically distinct by virtue of the contrasting images they incorporate“ (Langacker 1988: 10–11)?⁵⁷ Welche Rolle spielen also Phänomene des contextual en-

Cousin und *Vetter*. Beide drücken dieselbe Verwandtschaftsbeziehung aus, aber während das aus dem Germanischen stammende *Vetter* mittlerweile eher umgangssprachlich verwendet wird, ist das seit dem 17. Jahrhundert belegte, aus dem Französischen stammende *Cousin* in Texten oftmals stilistisch angemessener.“

⁵⁴ Einen terminologischen Sonderweg beschreitet in diesem Zusammenhang Murphy (2004: 151), wenn sie nur Konstellationen dieser Art in Anlehnung an Warren (1988) als „variation“ bzw. „variant“ bezeichnet. Da sich auf diese Weise Bedingung (Synonymie) und Konsequenz (Variante) meiner eigenen Argumentation begrifflich zu mischen drohen, werde ich diesem Vorschlag nicht folgen.

⁵⁵ Vgl. Lyons (1995: 61–62), der partielle Synonymie am Beispiel der englischen Adjektive *big* und *large* erläutert, sowie Löbner (2013: 231; Hervorhebung im Original): „Sehr häufig sind dagegen Fälle von **partieller Synonymie**: Zwei Lexeme teilen eine oder mehrere Bedeutungsvarianten. Beispiele sind *schon* – *bereits* oder *fast* – *beinahe* (bei näherem Hinsehen sind die Verwendungsmöglichkeiten nicht identisch, überlappen sich aber stark).“

⁵⁶ Siehe z.B. Harm (2015: 66): „Absolute Synonymie, d. h. die Austauschbarkeit aller Lesarten zweier Wörter in allen Kontexten, gibt es wahrscheinlich nicht. Es gibt vielmehr nur partielle Synonymie.“

⁵⁷ Generell könnte es vor diesem Hintergrund ratsam zu sein, einen klaren Unterschied zwischen kontextueller logischer Äquivalenz und identischer Bedeutung zu ziehen, wie dies beispielsweise Löbner (2013: 218–220) tut.

richment und der contextual suppression (vgl. Cruse 2002: 487–488)? Wo liegt letztlich der Unterschied zwischen Untersuchungen zur Variation und textlinguistischen Isotopieanalysen (vgl. Adamzik 2016: 263)? Auflösen lassen sich solche Probleme an dieser Stelle nicht. Was an den genannten Punkten aber zumindest deutlich werden sollte, ist, dass Synonymieurteile auf Basis des Kontexts relativ schnell in Bereiche der Linguistik führen, die wohl jenseits dessen liegen, was die meisten Autoren gemeinhin unter Variationslinguistik verstehen dürften.

(Etwas) weniger problematisch für die Ausrichtung dieser Arbeit ist es, wenn die Suche nach kontextabhängiger Synonymie nur zur Annahme von „gradient synonyms“ (Church et al. 1994) führt, d.h. zu Einheiten, die sich in ihrem Abstand zu einem semantischen Prototyp unterscheiden und auf dieser Grundlage kontextuell leicht auszutauschen sind (vgl. dazu Murphy 2004: 147 und Cruse 2002: 493). Im Grunde befindet man sich dann jedoch nicht mehr auf dem Boden partieller Synonymie, die auf deskriptiver Ebene durch teilweise semantische *Identität* gekennzeichnet ist, sondern im Bereich der **Plesionymie**⁵⁸, die auf semantischer *Ähnlichkeit* aufbaut (Spalten 5 und 6, Abbildung 7):

[I]t can be said that plesionyms must share central features of meaning, but may differ in respect of peripheral features. [...] The difficulty, however, lies in stating what ‘central’ and ‘peripheral’ mean in this context. One tentative approach is as follows. Word meanings can often be readily divided into components or features. Usually one such feature plays a role analogous to the ‘head’ of a construction and other component or components play roles analogous to modifiers of heads. For instance, *stallion* can be analysed as [MALE] [HORSE]. With [HORSE] playing the role of head, and [MALE] the role of modifier. (Cruse 2002: 493; Hervorhebungen im Original)

Auch wenn Cruse im Beispiel mit deskriptiven Bedeutungsmerkmalen arbeitet, soll dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass von seiner Warte aus auch sozio-expressive Komponenten als hinreichendes Kriterium für Plesionymie angeführt werden können.⁵⁹ Um breite Überschneidungsbereiche zwischen partieller Synonymie und Plesionymie zu meiden, muss an dieser Stelle deshalb etwas strikter argumentiert werden, als Cruse dies tut. Für die weiteren Argumentationsschritte soll gelten: Während die semantischen Unterschiede bei partieller Synonymie des Typs 2 auf Ebene der sozio-expressiven Bedeutungskomponenten zu suchen sind, beziehen sie sich bei Plesionymie primär auf die Ebene der deskriptiven Komponenten. Die semantische Relation in Bezug auf sozio-expressive Bedeutungskomponenten ist für die Klassifikation von Plesionymie in der von mir favorisierten Lesart also nicht relevant. Zwei Elemente seien dann plesionym, wenn sie deskriptiv-semantisch nicht vollkommen deckungsgleich sind, jedoch durch gemeinsame Bedeutungsmerkmale oder graduelle Abweichungen von Bedeutungsmerkmalen semantische Nähe aufweisen. Diese Nähe wiederum ermöglicht es ihnen, kontextuell in Substitutionsbeziehungen zu treten, ohne dass die Referenz der Aussage wechselt (vgl. Cruse 2002: 487–488 sowie Uhrig 2015:

⁵⁸ Alternativ werden zuweilen auch die Begriffe Homoionymie oder Pseudosynonymie gebraucht, vgl. Gauger (1972: 41).

⁵⁹ Siehe Cruse (1986; 2002) sowie die Passagen zur Cruse’schen near-synonymy in Edmonds/Hirst (2002: 108–111).

331–335). Zu graduellen Bedeutungsdifferenzen auf deskriptiver Ebene zählen gemäß Cruse (2000: 160) beispielsweise:

- (i) adjacent positions on scale of ‚degree‘: *fog:mist, laugh:chuckle, hot:scorching* [...];
- (ii) certain adverbial specifications of verbs: *amble:stroll, chuckle:giggle, drink:quaff*;
- (iii) aspectual distinctions: *calm:placid* (state vs. disposition);
- (iv) difference of prototype centre: *brave* (prototypically physical):*courageous* (prototypically involves intellectual and moral factors).

Plesionymie ist damit streng genommen eigentlich auch keine Form von Synonymie mehr, insofern sie in Hinblick auf den deskriptiven semantischen Gehalt schon jenseits der Identität-Ähnlichkeit-Schwelle liegt.⁶⁰ Entsprechend sollen Plesionyme im Rahmen dieser Arbeit auch nicht zu Varianten im engeren Sinne gerechnet werden, da sie das Variationskriterium semantischer Invarianz verletzen. Warum es trotz allem ratsam ist, sie unter gewissen Voraussetzungen im Auge zu behalten, wird am Ende des nachfolgenden Kapitels noch zu besprechen sein.

Vollständige Überschneidungsfreiheit in der Bedeutung, die schlicht als **Nicht-Synonymie**⁶¹ bezeichnet werden kann, bildet schließlich den Gegenpol zur absoluten Synonymie und damit den Abschluss der hier angelegten Skala semantischer Ähnlichkeitsbeziehungen (Spalten 7 und 8). Der graduelle Charakter plesionymen Ähnlichkeitsbeziehungen bringt es dabei mit sich, dass die Grenzen zwischen Plesionymie und Nicht-Synonymie verwischen (vgl. Cruse 1986: 286; 2002: 491). Gleichwohl ist es spätestens dieser Übergangsbereich, der die Forschungsgegenstände der meisten variationslinguistischen Untersuchungen begrenzt und auch dieser Arbeit als Ereignishorizont dient. Um auf dem Fundament der Skala von absoluter Synonymie bis Nicht-Synonymie zu einem möglichst praktikablen Analyseraster für die genannten Forschungsziele zu gelangen, ist es nunmehr noch nötig, die vorübergehend außer Acht gelassenen grammatischen Bedeutungskomponenten wieder aufzugreifen und in das vorliegende Modell zu inkorporieren.

3.1.2.2 Flexionsmorphologische Varianten

Die vorangegangenen Passagen haben sich also allgemein mit dem Phänomenkreis der Synonymie auseinandergesetzt. Nun gilt es, die herausgearbeiteten Kategorien auf das Themengebiet der Flexionsmorphologie anzuwenden. Dabei verstehe ich unter **Flexion** „die regelhafte Abwandlung eines Wortes nach bestimmten Merkmalklassen mit ihren jeweiligen grammatischen Bedeutungen bzw. Merkmalen“ (Thieroff/Vogel 2012: 1). Flexion bezeichnet demzufolge die Verbindung von Wortbedeutung (bzw. im obigen Sinne:

⁶⁰ Nichtsdestotrotz bilden Plesionyme den lexikographischen Kernbestand der gängigen Synonymwörterbücher (vgl. Duden 2010 und dazu Cruse 2000: 159).

⁶¹ Cruse (2000: 159) spricht von „non-synonymy“, an anderen Stellen ist im gleichen Zusammenhang auch von Heteronymie die Rede (Cruse 2002: 491), was terminologisch aber Schwierigkeiten bergen kann, wird der Begriff in der variationslinguistischen Tradition doch meist für „systemtranszendente Synonymie“ bzw. „landschaftl[iche] Dubletten“ (Rehbock 2016a: 266; vgl. Stellmacher 2001, Hofer 2006, Schmidt/Herrgen 2011 u. v. a.) genutzt – also in gewisser Weise konträr zu Cruses eigentlicher Intention.

deskriptiven und sozio-expressiven Bedeutungsanteilen) mit grammatischer Bedeutung. Als Resultat dieser Verbindung steht die grammatisch spezifizierte Wortform. Zur Bildung neuer Wortformen steht einer Sprache dabei ein begrenztes Inventar an sogenannten Flexiven (auch: Flexionsmorphemen, Flexemen, vgl. Thieroff/Vogel 2012 sowie Eins 2016) zur Verfügung, mit deren Hilfe Wörter nach bestimmten Merkmalklassen (Person, Numerus, Tempus usw.) verändert werden können (vgl. Thieroff/Vogel 2012: 1). Inwieweit die Anwesenheit eines Flexivs notwendige Voraussetzung für Flexion ist, ist jedoch diskutabel (vgl. Klabunde 2018a: 90).⁶²

Die formalen Mittel und inhaltlichen Oppositionen der Flexion beschreibt die linguistische Teildisziplin der **Flexionsmorphologie** (vgl. Matthews 1991: 38), die einerseits durch ihre morphologische Schwesterdisziplin Wortbildung, andererseits durch den Bereich der Syntax begrenzt wird. Von der Wortbildung (im Englischen meist: lexical morphology) unterscheidet sich die Flexionsmorphologie (inflectional morphology) im Groben dadurch, dass sie sich mit der Formierung neuer Wortformen („syntaktischer Wörter“) beschäftigt, während Wortbildung die Bildung „neue[r] lexikalische[r] Einheiten“ thematisiert (Fleischer/Barz 2012: 10; vgl. auch Wegener 2010: 206; Spencer 2016: 27).⁶³ Zur Präzisierung dieser Beobachtung finden sich in der Literatur (vgl. deren Synopse in Abbildung 8) eine Reihe von Kriterienkatalogen, wobei am häufigsten folgende Flexionsmerkmale angeführt werden:

- (a) Transparenz bzw. semantische Regularität
- (b) volle Produktivität
- (c) syntaktische Determiniertheit
- (d) Vererbung der Wortheigenschaften (lexikalische Bedeutung und Wortklassenzugehörigkeit) von der Basis an die Produkte

Da dies die Kerngegenstände der nachfolgenden Untersuchungen unmittelbar berührt, scheint eine kurze Erläuterung der häufigsten Kriterien angebracht (vgl. Stephany 1982: 31–32; Stump 2001: 14–18):

Merkmal (a) besagt, dass flexionsmorphologische Prozesse semantisch stärker gebunden sind als Wortbildungsprozesse. Das 2. Person-Singular-Flexiv {-st} hat z.B. über sein gesamtes Einsatzgebiet in der Wortklasse Verb hinweg eine fest umrissene grammatische Bedeutung (*kommst*, *siehst*, *siegst*), das Wortbildungsmorphem {-lich} demgegenüber beispielsweise je nach adjektivischer Basis, mit der es sich verbindet, die Nuancen aktivisch-modal (*beweglich*), passivisch-modal (*erblich*), komparativ (*menschlich*) usw. (Fleischer/Barz 2012: 306–310).

Charakteristikum (b) wiederum beschreibt den Umstand, dass Flexionsregularitäten ganze Wortklassen erfassen, während Wortbildungsprozesse jeweils nur Teile von Wortklassen betreffen. Nahezu alle Vertreter der Wortklasse Verb können so relativ problemlos

⁶² So gehen Arbeiten, die mit dem Konzept eines Nullmorphems operieren, meist implizit von einer obligatorischen Rolle von Flexiven für Flexion aus, vgl. Dammel/Gillmann (2014).

⁶³ Als relativ unproblematisch stellt sich hierbei die Abgrenzung von Flexionsmorphologie und Komposition dar. Letztere operiert auf der Grundlage mehrerer Basismorpheme bzw. Lexemkomplexe, erstere setzt an einem Basismorphem bzw. Morphemkomplex an. Größere Schwierigkeiten bereitet gemeinhin die Trennung von Flexionsmorphologie und Derivation (vgl. Wurzel 2001: 40).

eine Wortform mit der morphosyntaktischen Information 1. Person Singular Präsens Indikativ Aktiv ausbilden⁶⁴, während z.B. nicht alle Substantive in effizierende Verben konvertiert werden können (vgl. *Film* > *filmen*, aber mit dieser Semantik nicht: *Buch* > *buchen*).

Eigenschaft (c) bedeutet, dass der syntaktische Kontext bestimmte grammatische Restriktionen bezüglich möglicher konkreter Realisationen (etwa in Bezug auf Numerus, Kasus, Genus, Komparation, ...) mit sich bringt, während Wortbildungsvorgänge von dieser Seite nicht eingeschränkt werden. So kann der Satzzusammenhang zwar die Besetzung einer Position mit einer Akkusativform (und nicht Nominativ-, Dativ- oder Genitivform) erforderlich machen, einen gleichartigen Leerstellencharakter bei der Wahl zwischen Simplizia und Wortbildungen gibt es aber nicht.

Punkt (d) schließlich bezieht sich darauf, dass Basis und Produkt von Wortbildungen zumeist semantisch und/oder in der Wortart voneinander abweichen, wohingegen Basis und Produkt in der Flexion diesbezüglich (mit Ausnahme der grammatischen Bedeutung) konstant bleiben (vgl. die Wortbildung *Zweifel* > *zweifeln* mit den Flexionsformen (*der*) *Zweifel* – (*des*) *Zweifels*).

Die vier ausgewählten Kriterien sind dabei nicht deckungsgleich und stellen in keinem Fall eine trennscharfe Definition für Flexion dar; nichtsdestotrotz liefern sie im Sinne des Kriterienkatalogs von Wurzel (2001: 47) „in ihrer Substanz zusammen eine recht brauchbare Umschreibung dessen, was die Charakteristika der Flexion sind“. Generell kann auf Basis solcher Kriterienlisten auch von zwei Prototypenkernen (typische Flexion vs. typische Wortbildung) mit breiten Bereichen terminologischer Unschärfe ausgegangen werden (vgl. Plank 1981 und Bassarak 1985).

Als Unterscheidungskriterium zwischen Flexionsmorphologie und Syntax wird demgegenüber meist darauf verwiesen, dass sich Letztere mit der Beschreibung sprachlicher Strukturen „oberhalb der Wortebene“ befasse, wohingegen sich (Flexions-)Morphologie mit der „internen Wortstruktur“ auseinandersetze (Dürscheid 2010: 11–13).⁶⁵ Die tatsächlichen Übergänge zwischen Flexionsmorphologie und Syntax sind dabei jedoch ebenso fließend wie die zwischen Flexionsmorphologie und Wortbildung (vgl. Bittner 2003: 8)⁶⁶ und es gibt eine Reihe von Gegenständen in der Sprache, die sich einer zweifelsfreien Einordnung in die Teildisziplinen entziehen – man denke an Formen analytischer Flexion (vgl. Teuber 2005: 1–3) oder an Diskussionen um den Status von Fugenelementen (vgl. Donalies 2011: 33–35). Im Rahmen der methodischen Darstellungen (Kapitel 4) wird deshalb eine Zusammenfassung der in die Analysen eingeschlossenen Phänomene gegeben und besonders diskutabile Fälle vor dem Hintergrund der soeben erläuterten Unterscheidungen noch einmal zusätzlich erläutert.

⁶⁴ Für diese wie überhaupt alle der genannten Unterscheidungsmerkmale zwischen Flexionsmorphologie und Wortbildung gilt: Keine Regel ohne Ausnahme. Im konkreten Fall bilden eine solche beispielsweise Witterungs- oder Ereignisverben, für die die Form der 1. Person Singular Präsens Indikativ Aktiv semantisch bedingt nicht usuell ist (vgl. Duden 2009: 405–406).

⁶⁵ Analoges findet sich bei Wurzel (2001: 40): „Grammatische Phänomene, die die Wortgrenzen überschreiten, gehören nicht mehr in den Bereich der Morphologie und damit auch nicht mehr in den Bereich der Flexion, sondern in die Syntax.“

⁶⁶ Flexionsmorphologie und Syntax werden deshalb bisweilen zur Morphosyntax (vgl. Pittner/Berman 2015: 12), Flexionsmorphologie und Wortbildung zur allgemeinen Morphologie zusammengefasst.

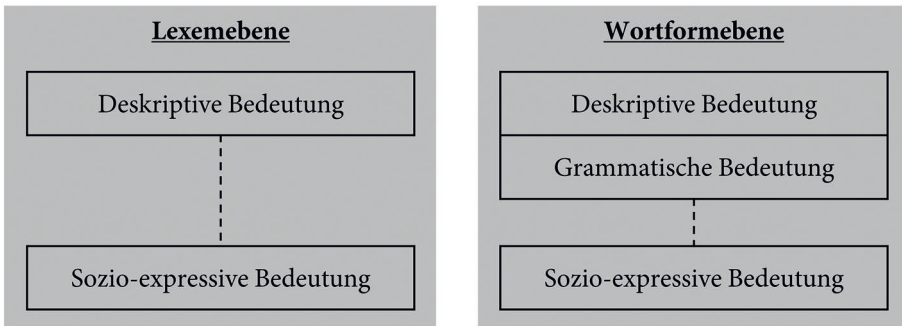
Abbildung 8: Kriterien zur Unterscheidung von Flexionsmorphologie und Wortbildung in ausgewählten Veröffentlichungen.

	Flexionsmorphologie vs. Wortbildung (vornehmlich Derivation)	PLANK (1981)	STEPHANY (1982)	BASSARAK (1985)	MATTHEWS (1991)	WURZEL (2001)	STUMP (2001)	BROWN/HIPPISLEY (2012)
Transparenz, semantische Uniformität	Transparent vs. nicht immer transparent	X	X	X	X	X	X	X
Produktivität	Voll produktiv vs. nicht voll produktiv	X	X	X		X	X	X
Syntaktische Determiniertheit	Syntaktisch determiniert vs. nicht syntaktisch determiniert	X	X		X		X	X
Vererbung von Basiseigenschaften (lexikalische Bedeutung, Wortklasse)	Vollständige Vererbung vs. limitierte Vererbung		X	X		X	X	X
Anordnung, Entfernung vom Stamm	Nach Wortbildungselementen, weiter vom Stamm entfernt vs. vor Flexionselementen, näher am Stamm		X	X		X		X
Funktionelle Verortung im grammatischen System	Obligatorisch vs. nicht obligatorisch	X		X				X
Ersatz durch Form niedrigeren morphologischen Komplexitätsgrades	Ersatz nicht möglich vs. Ersatz möglich	X		X	X			
Möglichkeit weiterer Derivation des Produkts	Derivation nicht möglich vs. Derivation möglich					X	X	X
Ganzheitliche Verankerung der Produkte im Lexikon	Nicht verankert vs. verankert	X		(X)			X	
Variationsbreite der phonologischen Strukturen	Stark eingeschränkt vs. kaum eingeschränkt			X		X		
Begrifflicher Abstraktionsgrad	Eher relational vs. eher lexikalisch	X		(X)				
Analogischer Ausgleich zwischen Konstruktionen	Konstruktionen werden erfasst vs. Konstruktionen werden nicht erfasst			(X)		X		
(bei Verben:) Rektionskonstanz	Kasus konstant vs. Kasus variabel			X				
Zweck	Wortform- vs. Lexembildung							X

Quelle: Eigene Darstellung.

Hierbei wird auch auf das grundlegende Strukturmodell der Flexionsmorphologie, das **Flexionsparadigma**, zurückgegriffen werden. Als Flexionsparadigma bezeichnet Eisenberg (2006a: 18) „eine Menge von Wortformen (also syntaktischen Grundformen), wobei jeder Wortform eine bestimmte Anzahl von Kategorien zugeordnet ist“.⁶⁷ Noch genauer betrachtet, handelt es sich um virtuelle Matrizen, deren Spalten und Zeilen jeweils definiert werden durch die **morphosyntaktischen Werte** („morphosyntactic properties or features“) **morphosyntaktischer Kategorien** („morphosyntactic category“) (Matthews 1991: 38–40). Die Kombination der morphosyntaktischen Werte entspricht dabei dem, was weiter oben als grammatische Bedeutung einer sprachlichen Form bezeichnet wurde. Bindeglied zwischen den einzelnen Realisationsformen des Paradigmas ist eine einheitliche deskriptive Bedeutung (siehe das Vererbungskriterium der Flexion), über die die einzelnen Formen einem Lexem zugeordnet werden können (vgl. Eisenberg 2006a: 29).

Abbildung 9: Lexemorientierung und Wortformorientierung sozio-expressiver Bedeutungskomponenten.



Quelle: Eigene Darstellung.

Für die Untersuchungen ziehe ich hieraus die Konsequenz, dass primär solche Fälle flexionsmorphologischer Variabilität im Mittelpunkt stehen sollen, in denen zwischen zwei sprachlichen Formen sowohl auf Ebene der grammatischen Bedeutungsanteile als auch auf der der deskriptiven Bedeutungskomponenten Äquivalenz besteht. Deskriptive Bedeutung und grammatische Bedeutung werden damit als Bedingungen gekoppelt. Kombinationen, die zwar deskriptiv-semantisch identisch sind, grammatisch aber differieren (*half – hülfе*), oder solche, die sich zwar grammatisch entsprechen, aber aus deskriptiver Sicht abweichen (*Wägen – Jungens*), werde ich nicht als Varianten sensu stricto behandeln.⁶⁸

⁶⁷ In Anlehnung an Ausführungen Wurzels definiert Plank (1981: 14) grammatische Kategorien hierbei im Sinne der Flexionskriterien (a) und (b) folgendermaßen: „Das Kriterium für das Vorliegen einer grammatischen Kategorie ist [...] ihre durchgängige Systematizität. Systematische Realisierungen von semantisch-konzeptuellen Merkmalen und Relationen liegen dann vor, wenn ein Bildungstyp morphologisch oder syntaktisch komplexer Formen für prinzipiell erweiterbare Klassen von Formen und nicht nur für eine fest begrenzte Klasse von Einzelformen gilt, und wenn die entsprechenden komplexen Formen für größere Gruppen einschlägiger Fälle mit relativ einheitlichen formalen Mitteln gebildet sind.“

⁶⁸ Die Analysen stehen damit auch in direkter Nachfolge der umfangreichen Arbeit von Banhold (2015) zur Variation in Schulgrammatiken. Auch hier werden zur Definition flexionsmorphologischer Varianten letztlich grammatisch-deskriptive Invarianzen zurate gezogen (ohne dass jedoch dezidiert darauf eingegangen wird, welche Auffassung von Semantik und Synonymie dem zugrunde liegt): „Damit verschiedene

In Hinblick auf die drei semantischen Komponenten deskriptiv, grammatisch und sozio-expressiv bleibt noch die Frage zu klären, wie sich sozio-expressive Bedeutungsanteile in Bezug auf flexionsmorphologische Varianten verhalten. Hier ist unbedingt zu berücksichtigen, dass sozio-expressive Information an potenziell zwei Punkten anliegen kann: Zum einen kann sie die Bezugsgröße Gesamtlexem bzw. -paradigma haben, zum anderen die Bezugsgröße einzelne Wortform (Abbildung 9). Zwei Beispiele aus meinem Grammatikkorpus sollen dies verdeutlichen (vgl. Hammer/Durrell 1991: 246; Hervorhebungen im Original):

- | | | | |
|-----|--|-----------------------------|--|
| (1) | winden <i>wind, twist</i> (elev.) | wand [wände] | hat gewunden |
| (2) | winken <i>wave</i> | winkte <i>winkte</i> | hat gewinkt (<i>gewunken</i>) |
- The widely used past participle *gewunken* is regional and colloquial.

Beispiel (1) rechnet dem Verb *winden* die sozio-expressive Bedeutung „elevated“ (also etwa: stilistisch gehoben) zu. Dieses Merkmal gilt dabei übergreifend für alle Wortformen im Lexemparadigma gleichermaßen. In Beispiel (2) wiederum werden die sozio-expressiven Merkmale „regional“ und „colloquial“ (regionalsprachlich und umgangssprachlich) an bestimmte Einzelformen im Lexemparadigma von *winken* gebunden (hier an die Form des Partizips II *gewunken*), ohne für alle anderen Wortformen des Paradigmas gültig zu sein. Genauer gesagt erstreckt sich die sozio-expressive Information an dieser Stelle nicht einmal auf eine Wortform insgesamt, sondern dient vielmehr zur Subdifferenzierung zweier ansonsten äquivalenter *Realisationsformen* dieser Wortform. Da flexionsmorphologische Fragestellungen, wie gerade erläutert, mit Konstanz auf deskriptiver und grammatischer Bedeutungsebene einhergehen sollen, sind es dementsprechend auch sozio-expressive Informationen mit Wort- bzw. Realisationsformbezug, auf denen das Hauptaugenmerk meiner Analysen liegen wird. Fälle von deskriptiver und grammatischer Nicht-Synonymie bleiben deshalb ebenso außen vor wie metasprachliche Kommentare, bei denen es zwar zur Verbindung von Lexemen mit sozio-expressiver Bedeutung kommt, jedoch flexionsmorphologisch keine alternativen Realisationsformen ins Feld zu führen sind (vgl. Beispiel (2) *winden*).

Zu flexionsmorphologischen Varianten im engeren Sinne rechne ich somit konkurrierende Flexionsformen, die sich in ihrer deskriptiven und grammatischen Bedeutung entsprechen, in ihrer sozio-expressiven Komponente jedoch voneinander abweichen können.⁶⁹ In Anlehnung an die Argumentation des vorigen Kapitels bedeutet das: Flexionsmorphologische Varianten sind deskriptiv-grammatisch absolute oder partielle Synonyme (vgl. Abbildung 10, Spalte ① und ②), wobei erstere sozio-expressiv invariant, letztere sozio-expressiv variant sind.

flexionsmorphologische Varianten einen Varianzfall bilden, dürfen sie keine semantische Differenzierung herbeiführen und keinen unterschiedlichen strukturellen Distributionsregeln unterworfen werden. [...] [E]s geht mir in dieser Arbeit um solche Varianten, die grammatisch ungebunden und semantisch nicht differenziert sind“ (Banhold 2015: 105).

⁶⁹ Vgl. Banhold (2015: 105): „Pragmatisch gebundene Varianten, die verschiedenen kommunikativen Kontexten zugeordnet werden, sind [...] für diese Arbeit von großem Interesse.“

Abbildung 10: Synonymie-Skala auf Wortformenebene.

	Semantische Beziehung zwischen Variante 1 und Variante 2			
	①	②	③	④
Deskriptive Bedeutung	1 = 2	1 = 2	1 ~ 2	1 ~ 2
Grammatische Bedeutung	1 = 2			
Sozio-expressive Bedeutung (Lexem)	1 = 2			
Sozio-expressive Bedeutung (Worform)	1 = 2	1 ≠ 2	1 = 2	1 ≠ 2
	Flexionsmorph. Varianten im engeren Sinne		Flexionsmorph. Varianten im weiteren Sinne	
	Absolute Synonymie	Partielle Synonymie	Intralexematische Plesionymie	

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie sieht es nun vor dem Hintergrund flexionsmorphologischer Varianten mit Formen polysem-bedingter partieller Synonymie sowie Formen von Plesionymie aus, wie sie weiter oben beschrieben wurden (vgl. Abbildung 7)? In der Tat führen derartige Überlegungen an dieser Stelle in einen definitonischen Grenzbereich: Polysembedingte partielle Synonymie im obigen Sinne beschäftigt sich mit dem Verhältnis einzelner Sememe eines Lexems zu den Sememen anderer Lexeme. Sie ist damit interlexematisch gedacht. Flexionsmorphologische Varianten sind nach dem Verständnis dieser Arbeit jedoch **intralexematische** Phänomene. Was bei ihnen für Synonymieurteile herangezogen wird, ist nicht die Relation zweier Lexeme, sondern zweier Realisationsformen derselben Wortform *in einem Paradigma*. Polysembedingte partielle Synonymie als Relation zwischen Teilen verschiedener Lexeme ist damit für die Betrachtung flexionsmorphologischer Variation nicht relevant, dasselbe gilt für interlexematisch verstandene Plesionymie. Völlig anders sähe dies aber mit semantischen Differenzierungen innerhalb von Lexemstrukturen aus. Gemäß den gerade geäußerten Überlegungen dürfte es eigentlich auf intralexematischer Ebene nicht zu deskriptiven Unterschieden kommen, stellt deskriptive Invarianz doch ein Kernkriterium des Paradigma-Gedankens dar. Trotzdem finden sich im Untersuchungskorpus eine Vielzahl von metasprachlichen Aussagen der folgenden Art:

gären gor (göre) gegoren (Der Wein hat gegoren) [...]
 Besonders in übertragener Bedeutung auch schon schwach: gärte, gegärt. (Duden 1959: 89)

Thematisiert werden hier semantisch-bedingte Distributionsbeschränkungen: Schwache Flexionsformen des Verbs *gären* werden mit „übertragener Bedeutung“ in Verbindung gebracht, starke (vermutlich) mit dem Gegenkonzept der wörtlichen Bedeutung (was auch

immer darunter zu verstehen ist). Wird hier also intralexematisch oder interlexematisch argumentiert? Sollte man trennen zwischen den zwei Homonymen *gären*₁ in wörtlicher und *gären*₂ in übertragener Bedeutung? Falls nicht: Sind beide Bedeutungen Teilbedeutungen eines semantisch fragmentierten, polysemen Gesamtexems *gären* oder gibt es nur einen Bedeutungskern eines einzigen, monosemen Lexems *gären*, der kontextuell verschieden akzentuiert wird? Die Trennung in unterschiedliche Lexeme würde bedeuten, dass hier keine Variation besteht. Die Trennung in zwei Teilbedeutungen wiederum würde zumindest dazu zwingen, die deskriptiv-semantische Homogenität von Lexem und flexionsmorphologischem Paradigma zu überdenken. Die Annahme eines einzigen, kontextuell adaptierbaren Lexeminhalts brächte ihrerseits die methodisch notwendige Frage mit sich, welche Aspekte denn konkret kontext-induziert bzw. kern-semantisch sind und würde damit letztlich das gesamte Konzept der deskriptiven Bedeutung unterminieren. Damit ist keine dieser Lösungen in Hinblick auf spätere Analysen unproblematisch und spätestens hier gerät man in das Fahrwasser linguistischer Grundsatzdebatten, die bisher noch weitestgehend ausgeklammert wurden und deren tatsächliche Tragweite für das Forschungsfeld Variation im begrenzten Rahmen dieser Arbeit leider nur angedeutet werden kann.⁷⁰

Zur Trennung von polysemen und homonymen Strukturen liegt in der Literatur beispielsweise kein Kriterienkatalog mit trennscharfen Rändern vor. Relativ verbreitet ist diesbezüglich der behelfsmäßige Rückgriff auf morphologische, etymologische oder semantische Kriterien,⁷¹ was zumindest zu einem prototypischen Verständnis von Polysemie und Homonymie beiträgt. Die Ziehung einer verlässlichen Grenzlinie, an der Formen aufgrund ihrer semantischen Abweichung aus dem Lexemzusammenhalt herausbrechen und eigene lexikalische Entitäten bilden, wird stattdessen gemeinhin für gegenstandsbedingt unmöglich gehalten (vgl. Lyons 1995: 58–60; Rehbock 2016b u.a.).

Vor diesem Hintergrund wird deshalb ein Zwischenweg vorgeschlagen, der seinerseits sicherlich diskutabel ist: Ich entscheide mich dafür, bei Strukturen wie der des *gären*-Beispiels grundsätzlich von Polysem-Relationen auszugehen, da auch die Texte meines Grammatik-Korpus (wie im Übrigen auch die meisten Wörterbücher) die Legitimität des Polysemiegedankens nicht grundsätzlich in Frage stellen. Die semantische Fragmentierung in Teilbedeutungen geht dabei auf flexionsmorphologischer Ebene auch mit einer ebenso gearteten Fragmentierung in Teilparadigmen einher. Dem Lexem bleibt als abstrakter Größe zumindest noch die Funktion des Knotenpunktes von Ähnlichkeitsrelationen. Ähnlichkeit ist jedoch etwas anderes als deskriptive Synonymie. Um das Varianten-Kriterium deskriptiver Invarianz, dem in den Grammatiken ebenfalls eine diskursive Realität zukommt, nicht zu verletzen, sollen Fälle von Polysemie deshalb auch nicht zu flexionsmorphologischer Variation im engeren Sinne gerechnet werden. Vielmehr sind Konstellationen wie die des *gären*-Beispiel als **flexionsmorphologische Varianten im**

⁷⁰ Für eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Themenfeld Homonymie, Polysemie und Monosemie siehe Cruse (2000), Harras (2001), Behrens (2002) u.a.

⁷¹ Siehe etwa Model (2010: 13), der die Kriterien anhand spanischer Beispiele erläutert: „Als Homonyme betrachtet man formal identische Wortkörper also dann, wenn sie entweder ein unterschiedliches morphosyntaktisches Verhalten aufweisen (z. B. *deber* ‚Verb‘, ‚müssen‘ ~ *el deber* ‚Subst.‘, ‚Pflicht‘), wenn sie verschiedene Etyma besitzen (z. B. *llama* [< Quechua *llama*] ‚Lama‘ ~ *llama* [< lat. FLAMMA] ‚Flamme‘) oder wenn ihre Einzelbedeutungen in keinerlei nachvollziehbarem Bezug mehr zueinander stehen (z. B. *gato* ‚Katze‘ ~ *gato* ‚Wagenheber‘)“. Vgl. Lyons (1995: 58), Behrens (2002: 322–327), Elsen (2014: 93), Klabunde (2018b: 116).

weiteren Sinne zu betrachten, bei denen konkurrierende sprachliche Formen bezüglich ihrer deskriptiven Bedeutung differieren, zugleich jedoch polysemisch aufeinander bezogen werden können.⁷² Die entsprechenden Formen (wie etwa *gegoren* und *gegärt*) teilen sich dabei eine grammatische Bedeutung und stehen an der gleichen Position ihrer Subparadigmen. Auf Ebene der sozio-expressiven Bedeutung wäre sowohl Differenz als auch Identität denkbar. Im Grunde sind solche Variantengruppen damit nichts anderes als **intralexematische zu verstehende Plesionyme** (Abbildung 10, Spalten ③ und ④).

Phänomene dieser Art bilden sozusagen die Peripherie der Untersuchung. Sie werden nur dann in den Blick geraten, wenn es im Korpus zu Uneinigigkeiten zwischen den Aussagen einzelner Grammatikerinnen und Grammatiker kommt, Text A ein Formpaar also als Variante im engeren Sinne bewertet, während Text B zusätzlich eine semantische Unterscheidung vornimmt. Intralexematische Plesionymie ist in anderen Worten im Folgenden nur dann von Interesse, wenn andere Autorinnen oder Autoren die gleichen Formen als absolute oder partielle intralexematische Synonyme beschreiben.⁷³ Heraus fallen so die Fälle, in denen alle Publikationen, die sie besprechen, semantisch differenzieren. Diese Einschränkung des Forschungsgegenstandes scheint aber hinnehmbar, entspricht sie doch dem semantischen Identitätspostulat der meisten variationslinguistischen Forschungsvorhaben (vgl. Banhold 2015: 27). Zumindest in Hinblick auf die Texte des Korpus lässt sich die hiermit verbundene binäre Opposition von Identität und Nicht-Identität leichter operationalisieren als der graduelle Übergang zwischen Ähnlichkeit und Nicht-Ähnlichkeit.⁷⁴

3.1.2.3 Ergänzung: Varianten auf anderen Systemebenen

Synonymie flexionsmorphologischer Varianten im engeren Sinne ist also eng mit dem Paradigmenkonzept verknüpft. Der Rückbezug auf ein gemeinsames Flexionsparadigma sorgt für ein mehr oder minder festes Gerüst an Distributionsregeln grammatischer Bedeutungskomponenten (vgl. Charitonova 1989) und sichert zugleich Konstanz der deskriptiven Komponenten. Variationslinguistik profitiert hier somit unmittelbar von der inhärenten Uniformität des Flexionssystems.⁷⁵ Wichtig ist diese Rückbindung an grammatische

⁷² Cruse (2000: 110–114) versucht in diesem Zusammenhang, verschiedene Typen polysemischer semantischer Abweichungen zu kategorisieren und benennt unter der Überschrift „varieties of polysemy“ die Relationen „Autohyponomy“, „Automeronymy“, „Autosuperordination“, „Autoholonymy“, „Metaphor“, „Metonymy“ sowie eine methodologisch problematische Restkategorie „Miscellaneous“, für die gilt: „For some polysemous senses, although they are obviously related, it does not seem very illuminating to describe their relationship in terms of either metaphor or metonymy“ (112). Die Trennung von ‚übertragener‘ vs. ‚wörtlicher‘ Bedeutung in Bezug auf *gären* würde unter die Kategorie Metapher fallen. Sie wäre damit nicht nur für Cruse ein Musterbeispiel prototypischer Polysemie, sondern vermutlich für alle Beiträge, die metaphorische Übertragung als Motor sprachsystemischer Polysemierungserscheinungen sehen (darunter z.B. Reichmann 1988 und Fritz 2006: 88).

⁷³ Im Grunde werden also im Text konservierte Sprecherurteile zum Status dieser Variantenpärchen abgefragt und ausgewertet.

⁷⁴ Zum genauen Vorgehen bei der Datenaufnahme siehe Kapitel 4.

⁷⁵ Die Stabilität des Paradigmas machen sich auch Arbeiten zur Korpusgrammatik zunutze, vgl. Bubenhofer et al. (2014: 33–36).

Ordnungsprinzipien auch deshalb, weil variationslinguistische Untersuchungen laut Bolinger (1977: 3) immer größere Schwierigkeiten mit der Identifikation funktionaler Äquivalente zu haben scheinen, je weiter sie sich von den bedeutungsunterscheidenden, aber nicht-bedeutungstragenden Basisebenen des Sprachsystems entfernen:

In dealing with the sound system of a language it is useful to think of an underlying system of contrastive units, phonemes or features, where a speaker, in two utterances of the same word, say, necessarily deviates within a certain range of tolerance [...]. [...] It is not too far-fetched to claim that cases like these are identical linguistically but different sociologically. [...] What happens when these notions of systemic identity and irrelevant difference are carried up the ladder into morphology and syntax? With morphology it still makes sense to think of the plurality of *geese* and the plurality of *hens* as the same entity despite the difference in ways for forming the plural. [...] Where the mischief begins is in syntax. Differences in the arrangement of words and in the presence or absence of certain elements are often assumed not to count.⁷⁶

Wie bereits in den obigen Ausführungen erläutert, handelt es sich bei der Bündelung von Phänomenen zu Varianten immer um eine Abstraktionsleistung, bei der bestimmte (häufig semantische) Komponenten kategorisch aufeinander bezogen, andere (häufig formale) aber ebenso kategorisch ausgeblendet werden. Da absolute semantische Identität zumeist als hoch diskutabile Annahme betrachtet wird (siehe Kapitel 3.1.2.1.2), ist die Detektion von funktionsgleichen oder funktionsähnlichen Varianten seitens der Forschenden angewiesen auf möglichst klar festgelegte Konzessionen (laut Bolinger: „a certain range of tolerance“), was die tatsächlichen semantischen Abweichungen zweier Varianten voneinander angeht. Diesbezüglich ist eine Zusammenstellung von phonetischen Varianten zu emischen Supraeinheiten wie Phonemen aus semantischer Sicht in der Regel weniger voraussetzungsreich als analoge morphologische oder syntaktische Analysen, insofern die lautlichen Einheiten als Einzelbausteine Bedeutung nur differenzieren, nicht selbst repräsentieren. An allen Punkten, an denen die Verhältnisse der Phonologie überschritten werden, an denen also größere (etwa morphologische, syntaktische oder textuelle) Einheiten in den Fokus geraten, die selbst in der Lage sind, Bedeutung zu repräsentieren, erhöht sich die potenzielle Bandbreite der Abweichungen, mit denen die genannte ‚range of tolerance‘ zurechtkommen muss, und mit ihr letztlich auch der Legitimationsdruck auf das variationslinguistische Untersuchungsinstrumentarium.

In diesem Sinne bereiten funktionale Identitätsurteile auf **Lautebene** für eine variationslinguistische Herangehensweise an Sprachmaterial also noch am wenigsten Schwierigkeiten und nehmen (beispielsweise in Form von Minimalpaaranalysen) sogar einen prominenten Platz in vielen sprachwissenschaftlichen Einführungswerken ein.⁷⁷ Vor diesem Hintergrund ist es auch zu verstehen, dass sich der soziolinguistische Variantenbegriff ursprünglich und vornehmlich in der Auseinandersetzung mit phonetischen Abweichungen ausgebildet hat (Labov 1963/2015, Labov 1966/2006). Beispielsweise kategorisiert Labov (1963/2015) verschiedene Realisierungen des Diphthongs /aɪ/ in Hinblick auf die Formanten des ersten Diphthongbestandteils und ordnet diesen Realisierungstypen wiederum sozial-semantische

⁷⁶ Vgl. dazu auch Uhrig (2015: 325).

⁷⁷ Siehe hierzu exemplarisch die Unterkapitel zur phonemischen Analyse sowie zu phonologischen Alternativen in Pittner (2016: 48–50) oder Hoelter (2018: 43–48).

Information zu. Die Diphthonge selbst haben als atomare Einheiten hierbei keine deskriptive Bedeutung, sondern tragen in Kombination mit den anderen Lautbestandteilen der jeweiligen Wörter nur zur Konstitution deskriptiver Bedeutung bei.⁷⁸

Ähnlich (jedoch nicht gleich) könnte man den von Bolinger im obigen Zitat beschriebenen Fall von **Pluralallomorphie** betrachten: Auch im Vergleich von *geese* und *hens* – bzw. genauer gesagt im Vergleich von Stammvokalalternanz und Morphem {-s} – liegt die deskriptive Bedeutungsebene im Grunde außerhalb des Analyseinteresses. Im Zentrum der Betrachtung steht vielmehr allein die grammatische Bedeutung, deren Identität (im Sinne von: beide Elemente verleihen Wortformen die grammatische Information Plural) wenig diskutabel scheint. Analoges gilt im Übrigen auch, wenn es bei Allomorphieuntersuchungen nicht um lexemtranszendierende Allomorphiestrukturen geht, sondern lexemimmanent nach Allomorphen gesucht wird, z.B. im Pärchen *Fasane* (Pluralmorphem {-e}) und *Fasanen* (Pluralmorphem {-en}).⁷⁹ Der Unterschied zu Bolingers Beispiel besteht nur darin, dass in diesem Fall die deskriptive Bedeutung zusätzlich konstant gehalten wird und es nicht um grammatische Bedeutungsunterschiede zwischen den Varianten geht, sondern um sozio-expressive. Dass die Homogenität der grammatischen Kategorie Plural über Lexeme und Realisationsformen hinweg gemeinhin nicht in Abrede gestellt wird, liegt wiederum nicht zuletzt an der relativ festen Etabliertheit des Paradimgedankens und des damit einhergehenden Sets an Einheitenkategorien (vgl. Eisenberg 2006b: 18 sowie Kapitel 4.2.1), zu denen in Bezug auf das Substantiv u.a. der Plural-Begriff gehört.

Parallel zur Laut- und Morphologieebene kann auch nach Varianten in der Schrift gefragt werden. So geht Berg (2016: 17) in Fortsetzung der Überlegungen von Jacobs (2007) davon aus, dass **graphematische Varianten** im engeren Sinne dann vorliegen, wenn „zwei oder mehr sprachliche Ausdrücke [...] a) auf der graphematischen Ebene variieren und b) invariant sind auf der Ebene der phonologischen Struktur, der Bedeutungsstruktur sowie der kategorialen Struktur.“⁸⁰ Als konkretes Beispiel führt er u.a. das Variantenpärchen <Foto>/<Photo> an. Unter Bedeutungsstruktur versteht er in etwa deskriptive Bedeutung, unter kategorialer Struktur in etwa das, was oben als grammatische Bedeutungsbestandteile bezeichnet wurde. Die graphematischen Elemente, die in graphematischen Varianten alternieren, sind dabei wiederum selbst keine unmittelbaren Träger deskriptiver Information, was graphematische Varianz konzeptuell in die Nähe lautlicher Varianz stellt.

Schreitet man die Hierarchie der linguistischen Einheiten nun jedoch weiter in Richtung größerer Verbände ab⁸¹ und versucht, auf anderen Ebenen zu semantischen Identitätsurteilen zu kommen, werden die Bedingungen schwieriger: Auf **Lexemebene** muss sich Variationslinguistik mit der bereits aufgezeigten Problematik interlexematischer Syno-

⁷⁸ Zu Aussprachevarianten des Deutschen vgl. die entsprechenden Abschnitte in Muthmann (1994), mittelbar Aussprachewörterbücher wie Krech et al. (2009) und Duden (2015) sowie als knappe Einführung für den DaF-Kontext Rues (2005).

⁷⁹ In weiten Teilen lexemtranszendenten Schwerpunkt hat in dieser Hinsicht die Arbeit von Banhold (2015), lexemimmanent orientierte Darstellungen von Allomorphie sind typisch für lexikologische Herangehensweisen an Varianten wie Duden (2016) oder Muthmann (1994).

⁸⁰ Graphematische Varianten „im weiteren Sinne“ variieren für ihn zusätzlich auf ein bis zwei der übrigen Ebenen.

⁸¹ Zugrunde liegt einem solchen Vorgehen sicherlich die durchaus diskutabile, heuristische Annahme, es handle sich bei den linguistischen Gegenständen um ein modular-hierarchisch aufgebautes Feld, vgl. dazu Spitzmüller/Warneke (2011: 13–25).

nymie auseinandersetzen. Die Legitimität lexematischer Varianten steht und fällt mit der jeweiligen Position in Hinblick auf die No-Synonymy-Hypothese. Wenn bekannte variationslinguistische Sammlungen wie Ammon et al. (2016) auf Lexemebene operieren, können sie deshalb, wie oben bereits umrissen, aus Sicht einiger Modelle durchaus umstritten sein.

Syntax⁸² als Menge von „Regeln für die Kombination von Wörtern zu größeren Einheiten“ (Pittner/Berman 2015: 11) stößt in diesem Kontext ihrerseits auf Probleme: So kann sie bisher kaum in derselben Weise auf fest etablierte abstrakte Kategorien zurückgreifen, wie dies für Allomorphie-Analysen möglich ist. Wie dem Paradigma-Konzept trans-morphologische, d.h. syntaktische(!) Funktionen zugrunde liegen, müsste zur Analyse syntaktischer Varianten zuerst ein analoges Ordnungskonzept entwickelt werden, das Äquivalenzanalysen zweier Elementfolgen erlaubt. Dieses Ordnungsraster müsste dabei in Entsprechung zu den grammatischen Kategorien eigentlich auch weitestgehend unabhängig von konkret realisierter deskriptiver Bedeutung sein, um in gleicher Weise als Kontrastfolie variationslinguistischer Analysen zu dienen.

Hinzu kommen zwei bereits von Bolinger angedeutete Probleme syntaktischer Variation: Da Syntax auf Basis von Subelementen operiert, die für sich selbst gesehen über deskriptive Bedeutung verfügen, wird die Substitution dieser Elemente durch andere stets in großem Verdacht stehen, die deskriptive Bedeutung der gesamten syntaktischen Einheit zu stark zu verändern, um noch onomasiologische Variation zu sein. Konstanz deskriptiver Bedeutungsanteile ist eben, wie gesehen, ein Kernbestandteil der meisten variationslinguistischen Modelle. Des Weiteren werfen auch Ausdrucksalternativen, die durch Permutation von Elementen entstehen (etwa Wortstellungsvarianten o.Ä.), Probleme auf, wenn man im Sinne des Credos der funktionalen Satzperspektive, es gebe keine nicht-kommunikativen Faktoren (vgl. Eroms 1986: 30), davon ausgeht, jede Manipulation an der seriellen Abfolge sprachlicher Einheiten verändere auch den kommunikativen Gehalt des Gesamtkonstrukts. Die Lösung kann auch im Hinblick auf diese zwei Einwände nur in einer Ausweitung der „range of tolerance“ für syntaktische Variation bestehen, was in vielen entsprechenden Arbeiten auch (mehr oder minder stillschweigend) so vorgenommen wird.⁸³ Exemplarisch sei unter neueren Beiträgen insbesondere noch auf Fuß et al. (2017) verwiesen, die zum einen verschiedene Komplementtypen nach Perzeptionsverben (*AcI*, *dass*-Satz, *wie*-Satz, *V2*-Satz), zum anderen Varianten der Relativsatzeinleitung (*was* vs. *das*) untersuchen.⁸⁴ Die Darstellungen können hierbei stellvertretend dafür stehen, dass kerntheoretische Ressentiments gegen syntaktische Variation, wie sie Bolinger oder auch Romaine (1981) vortragen, in der heutigen Forschungspraxis kaum mehr eine Rolle spielen. Davon abgesehen zeigt die Untersuchung sehr klar, wie für den Vergleich syntaktischer Konstruktionen auf nächsthöhere Ordnungsebenen innerhalb der Syntax selbst zurückgegriffen werden muss. Die

⁸² Gemeint ist hier Syntax mit dem Gegenstandsbereich wortübergreifender Strukturen, nicht zu verwechseln mit Wortsyntax in der Tradition Selkirks (1986).

⁸³ Vgl. u.a. Breindl (2009), Fanselow (2017) oder den Sammelband von Lenz/Patocka (2016). Eine breite Übersicht zum Stand der theoretischen Aufarbeitung syntaktischer Variation liefert darüber hinaus Bidese et al. (2016).

⁸⁴ Angesichts dessen, dass die Autoren in ihrer Untersuchung zwei Phänomenkreise mit recht disparaten Abstraktionsgraden (Alternanz von komplexeren Strukturen gegenüber Alternanz von Einzelelementen) unter dem Label syntaktische Variation bearbeiten, könnte es eventuell auch praktikabel sein, das Feld syntaktischer Variation dementsprechend weiter aufzuspalten, um auf syntaktischen Subebenen zu möglichst kohärenten Beschreibungsschemata im Stile des morphologischen Paradigmenkonzepts zu gelangen.

hierfür genutzte Terminologie und Analyseroutinen erinnern dabei an das Instrumentarium konstruktionsgrammatischer Ansätze, wobei auch hier axiomatische Widersprüche in der Anlage der beiden Disziplinen Variationslinguistik und Konstruktionsgrammatik nicht die saliente Rolle spielen, die sie zur Zeit konstruktionsgrammatischer Anfänge einmal gespielt haben mögen (vgl. Goldberg 1995).

Über die Ebene der Syntax hinausreichende Variantenbegriffe (etwa der Textlinguistik oder Pragmatik) sind in der Forschung bisher verhältnismäßig selten⁸⁵ und liegen auch weit abseits von den Gegenständen dieser Arbeit, weshalb sie an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden sollen. Festzuhalten bleibt insgesamt aber, dass es jenseits und im Umkreis von morphologischer Varianz Phänomene gibt, die zum Thema variationslinguistischer Aufarbeitung werden können. Für die verschiedenen Systemebenen von Variation gelten jedoch jeweils eigene theoretische Voraussetzungen. Entsprechend mahnt Klein (2018: 105) in Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem Schwesterkonzept Zweifelsfall⁸⁶:

Bei phonetischen, graphematischen, flexionsmorphologischen, wortbildungsbezogenen, syntaktischen und lexikalischen Zweifelsfällen können ganz unterschiedliche Rahmenbedingungen herrschen und Einflussfaktoren wirken. Was als maßgeblich für die Analyse eines flexionsmorphologischen Zweifelsfalls herausgeschält wurde, spielt bei einem syntaktischen Zweifelsfall womöglich gar keine Rolle. Die Konzeptualisierung eines phonetischen Zweifelsfalls kann ganz anders aussehen als die Erfassung eines Zweifelsfalls aus der Wortbildung.

Auch aus diesem Grunde werden sich die Ausführungen im Folgenden möglichst auf morphologische Betrachtungen beschränken, wobei nicht verschwiegen werden darf, dass dieser Vorsatz nicht vollends konsequent eingelöst werden kann. Die Trennschärfe zwischen den einzelnen Variantentypen und Systemebenen sollte sowohl im konkreten Blick auf den Forschungsgegenstand Grammatik als auch hinsichtlich linguistischer Forschung generell nicht überschätzt werden⁸⁷ – ein Umstand, der zu Beginn der Analysen aufgrund seiner Wichtigkeit für variationslinguistische Analysen noch einmal aufgegriffen werden wird.

3.1.2.4 Weitere Typen paradigmatischer Variation: Zweifelsfälle, Varianzfälle, Domänen

Abhängig vom eigenen Erkenntnisinteresse lässt sich der Begriff der flexionsmorphologischen Variante, wie er in Kapitel 3.1.2.2 dargelegt wurde, schließlich auch noch in größere paradigmatische Kategorien einbetten (Abbildung 11). Aus dem Würzburger Forschungs-

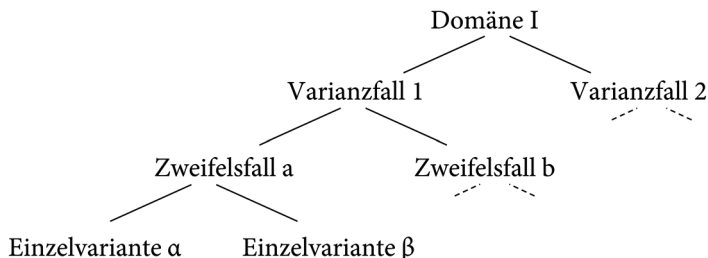
⁸⁵ In Bezug auf die Forschung an nationalen Standardvarietäten (siehe Kapitel 3.2.3.1.2) stellt Spiekermann (2010: 349) entsprechend fest: „Zu den auffälligsten Kennzeichen der nationalen Standardvarietäten gehören Wortschatzvarianten. Nationale Varianten sind aber auf allen linguistischen Ebenen zu finden, also auch in der Phonologie, Morphologie und Syntax. Bislang wenig untersucht sind Varianten in der Pragmatik.“

⁸⁶ Für eine Einordnung des Zweifelsfallbegriffs in den bisher erörterten Kontext siehe das nachfolgende Kapitel.

⁸⁷ Vgl. dazu auch Kleins (2018: 113) Plädoyer für „Übergangszonen, Skalen, Gradualitäten“ in der Zweifelsfallforschung. Eine gewisse Dehnbarkeit der Analysekatoren spiegelt sich u.a. in Löffler (2005: 24), der die Phänomengruppe *haben/ham/habm* unter morphologischer Variation listet und Orthographie mit Phonetik zu einer Variationskategorie zusammenfasst.

umfeld stammen hier insbesondere die Begrifflichkeiten Zweifelsfall (Klein 2003, 2006, 2009, 2018), Varianzfall (Banhold 2015) und Zweifelsfalldomäne bzw. -bereich (Klein 2018: 103), die zwar untereinander eng verwandt, jedoch alles andere als deckungsgleich sind.

Abbildung 11: Typen paradigmatischer Variation.



Quelle: Eigene Darstellung.

Ordnet man die Kategorien hierarchisch gemäß abnehmender Granularität, steht als Basiseinheit die einzelne **Variante** (z.B. die Konjunktiv II-Form *hülfe*), d.h. ein mit einer anderen Variante (in diesem Fall etwa *hülfe*, vgl. Duden 2016: 450) paradigmatisch konkurrierendes sprachliches Element. Die Einzelvariante wird uns als Sprachelement dabei auch im natürlichen, linearen Kommunikationszusammenhang begegnen (wobei die Konjunktiv-Form im Beispiel zugegebenermaßen nicht in jedem Kontext bzw. Medium mit gleicher Wahrscheinlichkeit anzutreffen sein dürfte).

Schon mit dem nächsten Schritt in der Skala, dem **Zweifelsfall**, wird die Linearität des natürlichen Kommunikationszusammenhangs jedoch verlassen und überlagert, insofern gilt:

Ein sprachlicher Zweifelsfall (Zf) ist eine sprachliche Einheit (Wort/Wortform/Satz), bei der kompetente Sprecher (a.) im Blick auf (mindestens) zwei Varianten (a, b...) in Zweifel geraten (b.) können, welche der beiden Formen (standardsprachlich) (c.) korrekt ist (vgl. Sprachschwankung, Doppelform, Dublette). Die beiden Varianten eines Zweifelsfalls sind formseitig oft teildentisch (d.) (z.B. *dubios/dubios*, *lösbar/löslich*, *des Automat/des Automaten*, *Rad fahren/radfahren*, *Staub gesaugt/staubgesaugt/gestaubsaugt*). (Klein 2003: 7)

An dieser Stelle werden einzelne Varianten nicht mehr (nur) als Einzelereignisse im syntagmatisch bestimmten Zeichenfluss verstanden, sondern auf Basis ihrer paradigmatischen Austauschbarkeit mit ihren jeweiligen Konkurrenzformen zu einer Variantengruppe (im gewählten Beispiel dem Zweifelsfall *hülfe/hülfe*) zusammengedacht (vgl. Kapitel 3.1.2). Zwei sprachliche Ereignisse, die sich im Grunde zeitlich ausschließen, werden einander unmittelbar gegenübergestellt und miteinander in Beziehung gesetzt. Sie werden somit regelrecht aus der Syntagmatik herausgehoben, indem sie als Objektsprache einer metasprachlichen Betrachtung zugänglich gemacht werden. Im Hintergrund des Zweifelsfalls steht damit auch immer die linguistische Variable im Sinne einer klar definierten Leerstelle, die durch verschiedene Realisierungsformen gefüllt werden kann. Zweifelsfälle bestehen demgemäß auch zwangsläufig aus einem objektsprachlichen Inhalt und einem metasprachlichen

Rahmen, innerhalb dessen sie organisiert und verhandelt werden (vgl. Klein 2003: 10, Klein 2018: 307, Banhold 2015: 27). Aufgabe dieses objektsprachlichen Rahmens ist es mindestens, die Loslösung aus der Linearität des Kommunikationszusammenhangs zu garantieren, d.h. den Schritt von Ungleichzeitigkeit zu Gleichzeitigkeit zu signalisieren. Dies gilt im Übrigen unabhängig davon, ob Sprechende/Schreibende selbst in *medias res* angesichts von Variationsmöglichkeiten ins Stocken geraten oder die Varianten (wie in grammatischen Darstellungen u.Ä.) außerhalb konkreter Gesprächssituationen quasi *post rem* gesammelt und linguistisch aufbereitet werden. Sprachlicher Zweifel ist, so gesehen, nichts anderes als eine Ekstase (im wörtlichen Sinne eines ‚Heraustretens‘) aus der gerichteten Chronologie des alltagskommunikativen Informationsflusses.⁸⁸

Nimmt man Kleins Definition sehr genau, ist außerdem festzuhalten, dass es sich bei Zweifelsfällen um lexematisch klar umrissene Verbünde handelt, es sich also bei *hälfe/hülfe* um einen anderen Zweifelsfall handelt als etwa bei strukturell ähnlichen Zweifelsfällen wie *stärbe/stürbe*. Ebenso wie sich Einzelvarianten zu den Variantengruppen der Zweifelsfälle zusammenfassen lassen, können Zweifelsfälle ihrerseits deshalb noch umfangreicheren Kategorien zugerechnet werden. Banhold (2015) prägt hierfür im Rahmen seiner Untersuchung (flexionsmorphologischer) Varianten in Schulgrammatiken den Begriff des **Varianzfalls**, der sich auf den ersten Blick kaum vom Zweifelsfall-Konzept zu unterscheiden scheint: „Ein flexionsmorphologischer Varianzfall (VaFa_{flex}) liegt vor, wenn in metasprachlichen Überlegungen (mindestens) zwei flexionsmorphologische Varianten unter identischen semantischen und strukturellen Bedingungen auftauchen“ (Banhold 2015: 105). Betont wird auch hier metasprachlicher Rahmen und paradigmatischer Charakter. Der große Unterschied zum Zweifelsfall-Begriff liegt nun aber darin, wie Banhold seinen Begriff tatsächlich operationalisiert. Konkret fasst er in einem Varianzfall nämlich strukturgleiche Zweifelsfälle zusammen und kommt auf diese Weise z.B. bezüglich der Opposition *die Kerls/die Kerle* zu einem Varianzfall folgender Art (vgl. Banhold 2015: 106):

$$\text{VaFa}_{\text{flex}}X = \text{VAR}_{\text{flex}}1(-s) + \text{VAR}_{\text{flex}}2(-e)$$

In diesem Varianzfall verbunden werden zwei Alternativen zur Pluralmarkierung: {-s} und {-e}. Ebenso wie *Kerls/Kerle* gehört zum gleichen Varianzfall auch die Opposition *Grenadiers/Grenadiere* und alle weiteren Wortformpaare, die sich auf die Alternanz der beiden Flexive {-s} und {-e} zurückführen lassen. Zugehörigkeit zu einem Varianzfall im Banhold'schen Sinne ist damit also nicht an lexematische Verwandtschaft gebunden, sondern beruht allein auf flexionsstrukturellen Kriterien. Im vorangehenden Beispiel schliesse ein möglicher Varianzfall zu *hälfe/hülfe* – im Sinne von: Variante 1 weist einen Vokalwechsel von *e* zu *ä*, Variante 2 einen Wechsel von *e* zu *ü* auf bzw. $\text{VaFa}_{\text{flex}}X = \text{VAR}_{\text{flex}}1(e > \ddot{a}) + \text{VAR}_{\text{flex}}2(e > \ddot{u})$ – demnach auch die Opposition *stärbe/stürbe* usw. ein. Der Allomorphiegedanke ist deshalb Dreh- und Angelpunkt für Banholds Perspektive (2015: 26), während er für die Darstellungen Kleins methodologisch nicht aufgearbeitet werden muss.⁸⁹

⁸⁸ In Analogie zu den Begrifflichkeiten der Physik ließe sich auch von einem Verhältnis von Superposition sprechen, das zwei Zweifelsfallvarianten im Moment des Zweifels eingehen (vgl. Stark 2019).

⁸⁹ Entsprechend spielt er in Kleins (2018) Einführungswerk zur Zweifelsfallthematik auch keine Rolle.

Doch ist dies nicht der einzige Unterschied der beiden Ansätze: Im Gegensatz zu Zweifelsfällen, die potenziell auch mehr als zwei Varianten verbinden können, sind Varianzfälle nach Banhold (2015: 104–106) immer binär aufgebaut: Sie umfassen stets zwei flexionsmorphologische Muster, die sich gegenüberstehen, was bei Dreierreihen wie *die Kerls/die Kerle/die Kerl* kombinatorisch auch zu drei Varianzfällen führt (Banhold 2015: 106). Dies hat zur unmittelbaren Konsequenz, dass es bei Auszählungen nach Banholds Modell trotz gleichen Untersuchungsmaterials zu anderen Ergebnissen kommen kann, als sie Analysen nach Kleins Modell liefern würden.

Aus der Vereinigung von strukturparallelen Varianzfällen im Sinne Banholds lassen sich in einem weiteren Schritt wiederum bestimmte **Zweifelsfall-Domänen** ableiten, die als umfassendere Gliederungskonzept bisher vor allem im Rahmen der Würzburger Datenbank sprachlicher Zweifelsfälle (ZweiDat) (Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft Würzburg 2011ff.) genutzt werden. Als Zweifelsfall-Domänen werden hier „einschlägige grammatische Bereiche“ verstanden, „in denen immer wieder einzelne Zweifelsfälle auftauchen“ bzw. „in denen oft neue, aber strukturell ähnliche Zweifelsfälle entstehen“⁹⁰. Demzufolge wäre der Varianzfall um *hälfe/hülfe/stärke/stürbe* u.Ä. (bzw. schematisch: VARflex1(*e > ä*) + VARflex2(*e > ü*)) zusammen mit ähnlich gearteten Varianzfällen der Zweifelsfalldomäne „Verb: Bildung des Konjunktiv II“ zuzuordnen, die Varianzfälle um *Kerl/Kerle/Kerls* hingegen der Domäne „Substantiv: Pluralbildung“. Im Umkreis des Domänen-Gedankens spricht Klein (2018: 103) im Übrigen auch alternativ von **Zweifelsfall-Bereichen**, insgesamt bleiben die beiden Begriffe jedoch vager als Variante, Zweifel- und Varianzfall. Ihre primäre Funktion ist die einer groben Orientierungshilfe im disparaten Feld sprachlicher Variationsphänomene, weniger die einer methodisch soliden Analysekategorie.

Primär sind die nachfolgenden Untersuchungen an der Zielgröße der flexionsmorphologischen Variante und ihrer metasprachlichen Markierung ausgerichtet. Da es die Modellierung der erhobenen Daten erlaubt, wird aber so oft wie möglich versucht, über diese Basisebene hinauszublicken und Ergebnisse an die strukturellen Bedingungen des Zweifelsfallbegriffs, der Überlegungen Banholds sowie an die Konzepte der Datenbank ZweiDat anzupassen. Angesichts dessen, dass die quantitative Auswertung von Variationsphänomenen noch in den Kinderschuhen steckt, scheint eine Erprobung alternativer Herangehensweisen hier essenziell. Die Substanz hinter den Daten wird sich so am ehesten im Vergleich der verschiedenen Auswertungsmodelle zeigen.

3.1.3 Syntagmatische Aspekte: Varietäten

Ausgehend vom Gedanken der Einzelvariante hat man nicht nur die Möglichkeit, paradigmatische Kategorien zu bilden, sondern kann stattdessen auch im syntagmatischen Bereich durch Addition von Phänomenen zu Einheiten höherer Ordnung gelangen. Hierbei ist nicht relevant, welche Elemente in Substitutionsverhältnissen stehen und einander ersetzen können, sondern welche kommunikativen Rahmenbedingungen die Wahl der Varianten bedingen. In Bezug auf die erläuterten Bedeutungsdimensionen soll dies Folgendes heißen:

⁹⁰ Vgl. http://kallimachos.de/zweidat/index.php/Definition_Zweifelsfall.

Während bei paradigmatischen Variantengruppierungen Unterschiede in sozio-expressiven Bedeutungskomponenten bestehen können (während andere Bedeutungskomponenten konstant gehalten werden), lassen sich Varianten auch syntagmatisch danach zusammenstellen, welche von ihnen mit ähnlichen sozio-expressiven Informationen verbunden sind.

Das Ordnungskonzept, zu dem man auf diese Weise gelangt, wird in der Literatur meist als **Varietät** bezeichnet⁹¹. Da sie sich direkt an meinen bisherigen Gedankengang anschließt, sei an dieser Stelle exemplarisch auf eine Passage von Hudson (2012 [1980]: 22–23) verwiesen, die in einschlägiger Literatur (vgl. Dittmar 1997, Berruto 2004, Sinner 2014) gerne als erste, cursorische Annäherung an den Varietätenbegriff verwendet wird⁹²:

If one thinks of 'language' as a phenomenon including all the languages of the world, the term VARIETY OF LANGUAGE (or just VARIETY for short) can be used to refer to different manifestations of it, in just the same way as one might take 'music' as a general phenomenon and then distinguish different 'varieties of music'. What makes one variety of language different from another is the linguistic items that it includes, so we may define a variety of language as *a set of linguistic items with similar social distribution*. This definition allows us to call any of the following 'varieties of language': English, French, London English, the English of football commentaries, the languages used by the members of a particular long-house in the north-west Amazon, the language or languages used by a particular person. (Hervorhebungen im Original)

Varietäten manifestieren sich demzufolge als „spezifische Kombination von Varianten“ (Ammon 1995: 64) bzw. „sub-sets of 'features'“ (Catford 1965: 83), wobei ein Sprachsystem in Teilsysteme gegliedert wird. Besonders deutlich herausgearbeitet wird dieser zentrale Aspekt des Varietätengedankens u.a. bei Felder (2016: 9):

Eine Varietät ist eine Sprache in der Sprache oder eine strukturell abgrenzbare Subsprache (Teilsprache) innerhalb einer Gesamtsprache. Varietäten sind Subsysteme in einem sprachlichen Gesamtsystem. Aus dem Gesamtsystem wählen Sprecher nach bestimmten Prinzipien einzelne Komponenten aus. [...] Ein System wird also als eine Gesamtheit von Möglichkeiten verstanden – genauer von sprachlichen Handlungsmöglichkeiten. Varietäten als linguistische Subsysteme definieren wir als spezifische, systematisch vorkommende Sprachvarianten (Sprachgebrauchsformen), die sich durch signifikante und mehrfach auftretende Merkmale in Texten, Gesprächen oder multimedialen Einheiten auszeichnen (spezifische Kombination von Varianten in typologisierten Text- und Gesprächsexemplaren).

⁹¹ Mitunter findet sich in diesem Zusammenhang auch der Konkurrenz-begriff Lekt (vgl. Löffler 2005) oder es kommt zu terminologischen Verwischungen der Grenzen zwischen Varietät, Variante, Variation, Dialekt u.a. (vgl. Sinner 2014: 26; Berruto 2004: 188–189).

⁹² Dabei ist Hudsons Lesart des Varietätenbegriffs nur eine unter vielen. Die konkreten Definitionen sind je nach Forschungsperspektive ihrerseits teils sehr disparat, siehe dazu die Beiträge in den Sammelbänden von Lenz/Mattheier (2005) und Gilles et al. (2010a: 26). Im einleitenden Beitrag der letztgenannten Publikation (Gilles et al. 2010b) findet sich angesichts dieser Fülle auch der Vorschlag, Varietätendefinitionen gemäß drei übergeordneten Begriffsdimensionen bzw. definitorischen Schwerpunkten zu untergliedern: systemlinguistisch, soziolinguistisch und psycholinguistisch. Die Gedankengänge in der vorliegenden Arbeit würden diesbezüglich der soziolinguistischen Sparte zugerechnet werden.

Im Mittelpunkt des Varietätenbegriffs steht deshalb die Markiertheit von Sprachvarianten im Gegensatz zu möglichen Konkurrenzformen (vgl. Felder 2016: 9). Varietätenlinguistische Betrachtungen sind somit grundsätzlich (intrasprachlich) kontrastiv angelegt. Die Varietäten mit ihrem markierten Variantenrepertoire stehen für eine „Verflechtung von außer- und innersprachlicher Zuweisung“ (Lüdtke/Mattheier 2005: 15)⁹³, in ihnen kommt es somit zum Transfer des im Grunde strukturalistisch geprägten Variantenbegriffs hinüber in die Sphäre der Soziolinguistik⁹⁴.

3.1.3.1 Klassifikationsversuche: Zwischen Typologien und Sprachwirklichkeit

Gerade die zweite, weit weniger populäre Hälfte des Hudson-Zitats offenbart dabei bereits eine Schwierigkeit des Varietätengedankens: Der soziale Kontext als Kontinuum ermöglicht im Prinzip eine unüberschaubare Fülle möglicher Untersuchungsperspektiven und -maßstäbe⁹⁵. Diese Vielfalt in den Griff zu bekommen, ist deshalb auch eines der zentralen Anliegen der theoretischen Soziolinguistik. Das Angebot an Lösungsvorschlägen ist wiederum enorm, einen breit gefächerten Einblick in die Genese verschiedener Ansätze liefert Sinner (2014), einen knapperen Überblick bietet Thelen (1999). Als fachgeschichtlich besonders wirkmächtig können in diesem Zusammenhang eine Handvoll terminologischer Prägungen gelten, die in den 50er Jahren von Flydal (1952) und Coseriu (1988a)⁹⁶ zur präziseren Eingrenzung des Dialektbegriffs vorgeschlagen werden⁹⁷. Ins Felde führen sie ursprünglich drei (bzw. vier) „Grundtypen sprachlicher Differenzierung“ (Coseriu 1988a: 25)⁹⁸:

- (a) Unterschiede im geographischen Raum oder *diatopische Unterschiede*
- (b) Unterschiede zwischen den verschiedenen sozio-kulturellen Schichten der Sprachgemeinschaft oder *diastratische* und c) Unterschiede zwischen den Typen der Ausdrucksmodalität, je nachdem welche Umstände beim Sprechen herrschen (Sprecher, Hörer, Situation oder Gelegenheit zum Sprechen und Zusammenhang, in dem gesprochen wird) oder *diaphatische* [...] Unterschiede [später *diaphasisch* genannt; S.St.]. (Coseriu 1988a: 25; Hervorhebungen im Original)

Den Differenz beschreibenden dia-Begriffen stehen noch die seltener gebrauchten syntopische, synstratische, sym- bzw. synphatische zur Seite, die eine Überein-

⁹³ Felder (2016: 9) spricht an dieser Stelle von innersprachlichen und außersprachlichen „Differenzierungsmerkmalen“.

⁹⁴ Für eine Transzendierung des strukturalistischen Rahmens in diese Richtung siehe auch Flydals (1952) Gebrauch des Begriffspaars „structure“ und „extrastructuralismes“ (vgl. Sinner 2014: 64).

⁹⁵ Berruto (2004: 190) sieht Varietäten entsprechend als „(konventionell bestimmte, unscharf abgegrenzte) Verdichtungen in einem Kontinuum“. Vgl. diesbezüglich auch die Ausführungen Löfflers (2016) (s.u.).

⁹⁶ Als einschlägig gilt hier insbesondere der Beitrag Coserius zum ersten brasilianischen Kongress für Dialektologie und Ethnographie aus dem Jahr 1958 (Titel: *Die Begriffe „Dialekt“, „Niveau“ und „Sprachstil“*), der jedoch erst in den 80er Jahren publiziert wurde (vgl. Sinner 2014: 64).

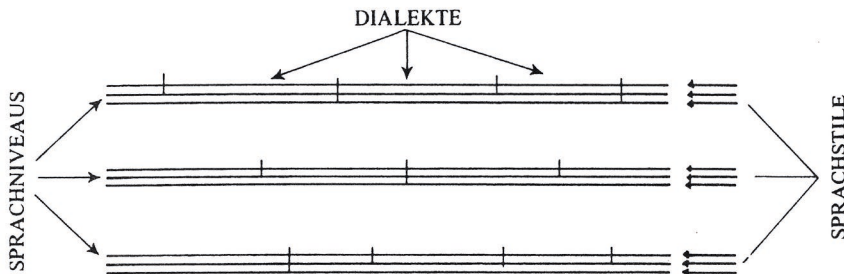
⁹⁷ Die Ursprünge der Einzelbegriffe diatopisch und diastratisch reichen im Übrigen über die Traditionslinie Flydal-Coseriu hinaus bis zu den Überlegungen de Saussures (vgl. Sinner 2014: 63–64).

⁹⁸ Bei Dittmar (1997: 177–180) „Ordnungsdimensionen des Varietätenraums“, bei Nabrings (1981: 61) „Dimensionen sprachlicher Variabilität“ genannt.

stimmung auf den zugehörigen Ebenen beschreiben (vgl. Coseriu 1988a: 17, 1988c: 50). Coserius **Diaphasie**-Konzept fehlt dabei in den Ausführungen Flydals, stattdessen arbeitet letzterer mit den drei Ebenen **Diatopie**, **Diastratie** und **Diachronie** (zeitliche Dimension) (vgl. Flydal 1952: 256).⁹⁹ Was die Vorschläge Flydals und Coserius zu leisten vermögen, ist nicht zuletzt eine Bereinigung des bis dahin häufig unscharf verwendeten Dialektbegriffs von Interferenzen mit den Feldern „Niveau“ und „Sprachstil“¹⁰⁰. Dialekte im engeren Sinne sind dabei für Coseriu syntopisch zu interpretierende Erscheinungen, während Stil sich auf synphasische Betrachtung, Niveau auf synstratische Betrachtung bezieht. Da er diesbezüglich auch gleich eine Reihe von Beispielen aufführt, lohnt sich ein Blick auf den genauen Wortlaut der Passage:

Diesen drei Typen von Unterschieden [diatopisch, diastratisch, diaphasisch; S.St.] entsprechen im gegensätzlichen Sinn (d.h. im Sinne der Konvergenz und Homogenität der sprachlichen Traditionen) drei Typen einheitlicher (oder mehr oder weniger einheitlicher) Systeme von Isoglossen, nämlich: *syntopische* Einheiten, die man weiterhin *Dialekte* nennen kann [...]; *synstratische* Einheiten oder *Sprachniveaus* (z.B. „gehobene Sprache“, „Sprache der Mittelschicht“, „volkstümliche Sprache“, etc.); und *synphasische* Einheiten oder *Sprachstile* (z.B. „familiäre Sprache“, „feierliche Sprache“, etc.). (Coseriu 1988a: 25; Hervorhebungen im Original)

Abbildung 12: Schema der historischen Sprache.



Quelle: Coseriu (1988c: 52).

Dialekt, Sprachniveau und Sprachstil stellen hierbei verschiedene Perspektiven auf das Gesamtsystem Sprache¹⁰¹ dar, die Sprachwirklichkeit wiederum ist gekennzeichnet durch beständige Überlagerungen der Kategorien. Das Spannungsfeld, das sich im Zusammenspiel der Beschreibungsebenen eröffnet, bezeichnet Flydal in Anlehnung an eine Metapher Hjelmslevs („charpente“, d.h. ‚Gerüst‘, ‚Gebälk‘) als „architecture de la langue“ (Flydal 1952: 257), ein Begriff, den Coseriu (1988a) seinerseits adaptiert und der im weiteren

⁹⁹ Coseriu selbst impliziert diesen Gedanken in seinen Darstellungen zwar, arbeitet ihn jedoch nicht aus (Sinner 2014: 64–65).

¹⁰⁰ Vgl. dazu auch Kapitel 3.3.3.

¹⁰¹ Coseriu (1988c: 52) nennt dies „historische Sprache“, sein Verständnis erschöpft sich hierbei aber keineswegs im Gedanken der Geschichtlichkeit einer Sprache – hierzu Albrecht (1997: 15): „Historisch‘ bezieht sich nicht notwendigerweise auf Vergangenes, sondern auf eine im Laufe der Geschichte entstandene, kulturelle – also nicht ‚natürliche‘ – Gegebenheit, die sich nicht, oder jedenfalls nicht vollständig, aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten ableiten läßt.“

Diskursverlauf große Popularität erlangt.¹⁰² Graphisch verarbeitet Coseriu seinen Vorschlag jedoch in Form einer stilisierten Partitur (Abbildung 12), was nebenbei gesprochen eine interessante Parallele zur Musikmetapher in der weiter oben zitierten Textstelle von Hudson darstellt.

In enger Verwandtschaft zum Architekturgedanken steht in der Tradition strukturalistisch geprägter Dialektologie darüber hinaus auch der Begriff des **Diasystems**¹⁰³. Bezeichnet wird damit zumeist eine Struktur höherer Ordnung bzw. das, was aus Abstraktion mindestens zweier sprachlicher Subsysteme gewonnen wird und somit als deren Vergleichsgrundlage herangezogen werden kann (vgl. Weinreich 1954: 389–390).¹⁰⁴ Der Terminus Diasystem ist in seinem Maßstab etwas variabler als die Architekturmetapher, die meist den umfassenden Begriff der Gesamtsprache als Bezugsgröße wählt. Des Weiteren wird als Ersatz des Architekturgedankens mitunter auch der Terminus **Varietätengefüge** verwendet und dies insbesondere dann, wenn man beschreiben möchte, wie sich die Positionen einzelner sprachlicher Subsysteme zueinander verändern (vgl. Macha 2006). Während der Diasystem-Begriff also eher den statischen Rahmen aus **diasystematischen (Variations-)Dimensionen** wie Diatopie, Diaphrasie und Diastratie betont (vgl. Hausmann 1989, Thelen 1999, Hennig 2017), geht es beim Varietätengefüge um die (Selbst-)Organisationsprozesse, die sich innerhalb dieses Rahmens abspielen. Von Relevanz in Bezug auf die Variantenforschung ist dieser Gedankengang vor allem deshalb, weil Verschiebungen innerhalb des diasystematischen Koordinatensystems ein Grund für die Entstehung von Varianten sein können (vgl. Ágel 2008, Hennig 2009b).

Doch zurück zu Flydal und Coseriu: Deren drei- bis viergliedriges System erfährt in seiner Rezeptionsgeschichte einige bedeutsame Modifikationen, insgesamt lässt sich von einem beständigen Ausbau des varietätenlinguistischen Kategorienkanons sprechen (vgl. Sinner 2014: 39–90). Die Fragen, an denen man sich im Rahmen dieser Entwicklungen abarbeiten versucht, sind hierbei zum einen, wie viel Abstraktion von der Komplexität realer Kommunikationszusammenhänge man aus Systematisierungsgründen für vertretbar hält bzw. wie fein man bei der Varietätentypologie differenzieren möchte.¹⁰⁵ Zum anderen ist die Diskretheit der vorgeschlagenen Kategorien zu diskutieren – in anderen Worten: Konzeptualisiert man den Varietätenraum prinzipiell als Kontinuum oder als Menge aus separierbaren, koexistierenden Entitäten?¹⁰⁶

¹⁰² Um die kaum gebrochene Strahlkraft des Begriffes auch für die aktuelle Forschung abzuschätzen, werfe man sein Augenmerk z.B. darauf, welche zentrale Rolle er im Rahmen der theoretischen Einführung im Sammelband *Varietäten – Theorie und Empirie* spielt (Lütke/Mattheier 2005). Zur traditionellen Verhaftung dieser linguistischen Kernmetapher in der Grammatikographie vgl. die Einleitung dieser Arbeit.

¹⁰³ So definiert Scheuermann (2000: 1283) ein Diasystem als „vielfältig strukturierte[s] Bezugsgeflecht[] aus untereinander ähnlichen oder miteinander verwandten Kommunikationssystemen, das vor allem relativ zu einer räumlichen, einer zeitlichen und einer soziokulturellen Komponente differenziert ist“; vgl. zusätzlich auch den Gebrauch des Begriffes bei Hilty (1999).

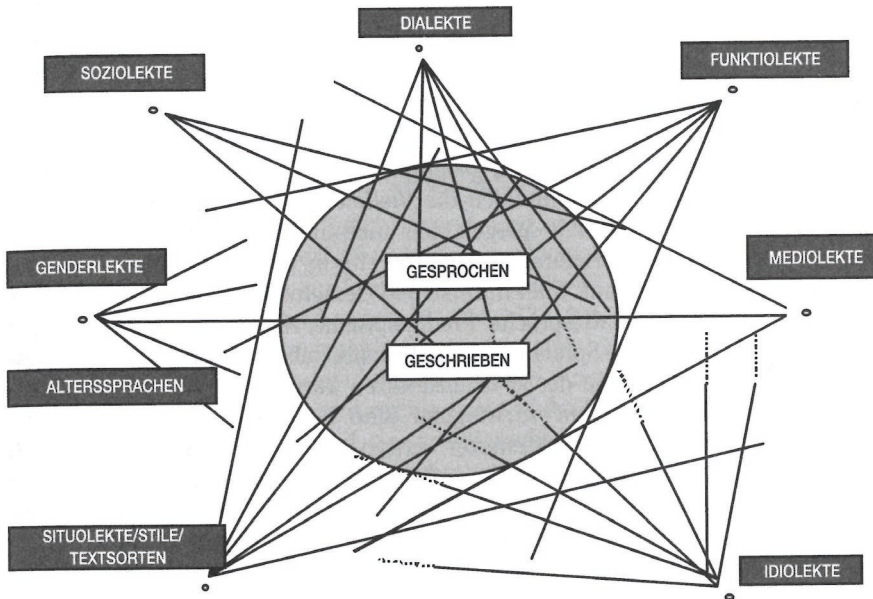
¹⁰⁴ Für eine genauere Erläuterung des Begriffes Diasystem siehe darüber hinaus Nabrings (1981: 53–60).

¹⁰⁵ Vgl. in diesem Zusammenhang folgende Einschätzung Nabrings (1981: 35): „Über die Dimensionen, die bei der Untersuchung der sprachlichen Varietäten angesetzt werden müssen, besteht weit weniger Uneinigkeit als über die Varietäten selbst. Dies liegt sicher an dem hohen Abstraktionsgrad, der diesen Systematisierungen eigen ist und der die eigentlichen konkreten Probleme eher verdeckt, als daß er sie lösen könnte.“

¹⁰⁶ Vgl. zur Diskussion um Kontinuummodell und Koexistenzmodell z.B. Mattheier (1987) oder Salewski (1998).

Als zeitweiliges Resümee einer fortschreitenden Diversifizierung des Beschreibungsinventariums und einer Stärkung des Kontinuum-Gedankens kann ein Vorschlag Löfflers im Kontext seiner Einführung in die Soziolinguistik gelten (Abbildung 13). Vom Autor selbst als „eine Art Sprachwirklichkeitsmodell“ bezeichnet, ist es das Anliegen der Darstellung, die Begrenztheit aller soziolinguistischen Beschreibungsversuche angesichts der Multidimensionalität sprachlicher Realität vor Augen zu führen (vgl. Sinner 2014: 75–76). Die Struktur des Modells von Coseriu und Flydal wird hier kaleidoskopisch aufgelöst in Einflussbereichen unterschiedlichster Lekte („Variantenbündel“, Löffler 2005: 10; siehe Fußnote 91) mit diversen außersprachlichen Bezugsgrößen, wobei differenziert wird „nach dem Individuum (**Idiolekte**), nach dem Medium (**Mediolekte**), der Funktion (**Funktiolekte**), der arealen Verteilung (**Dialekte**), der Sprechergruppen (**Soziolekte**), nach Alter und Geschlecht (Kinder-, Erwachsenen-, **Alterssprachen**; Frauen- und Männersprachen/**Genderlekte**) und nach Interaktionstypen bzw. Situationen (**Situolekte**)“ (Löffler 2016: 79; Hervorhebungen im Original).¹⁰⁷ Im Anschluss wird noch einmal auf einige dieser Begriffe zurückzukommen sein, für weitere Details sei auf deren umfangreiche systematische Aufarbeitung in Löfflers Einführung (2016: 79–153) verwiesen.

Abbildung 13: Sprachwirklichkeitsmodell.



Quelle: Löffler (2016: 79).

¹⁰⁷ In der fachwissenschaftlichen Auseinandersetzung besonders umstritten ist dabei der terminologische Status des Idiolekts (Albrecht 1997: 18–19).

3.1.3.2 Diasystematische Dimensionen und metasprachliche Beschreibung

In welchem Zusammenhang stehen die genannten Systematisierungsvorschläge nun mit dem Problemfeld Grammatikographie? Vonnöten ist ein derart komplexes Beschreibungsvokabular, wie es etwa das Sprachwirklichkeitsmodell Löfflers bietet, gerade für die linguistischen Teildisziplinen, die sich in ihrem Erkenntnisinteresse nicht auf einzelne Ausschnitte des Spektrums beschränken können, sondern mitten in den (wortwörtlichen) Grauzonen des Modells agieren. Diese Position haben die Forschungsbereiche inne, in denen es um die Verortung von sprachlichen Phänomenen innerhalb des Varietätengefüges geht, d.h. um die Zuordnung von Sprachmaterial und sozio-expressiven Informationen. Ein Ort, wo solche Zuordnungen traditionell schriftlich fixiert und verhandelt werden, sind Wörterbücher und Grammatiken. Zu tun hat dies unmittelbar mit dem Status dieser Texte als Normautoritäten im Standardisierungsprozess, worauf im Laufe dieser Argumentation noch eingegangen wird (Kapitel 3.2.3.4). Vorweggenommen sei an dieser Stelle, dass lexikographische wie grammatikographische Texte stets unter einem hohen Selektionszwang angesichts eines Überangebots von Varianten stehen. Sie müssen deshalb Strategien entwickeln, mit denen sie Inklusion und Exklusion von Varianten legitimieren.

Textuell manifestieren sich diese Strategien in Form von metasprachlichen Daten, die an Varianten angelagert werden, wobei zum traditionellen Basisvokabular dieser Texte auch viele der Beispiele gehören, die Coseriu zur Illustration von Synstratie und Synphasie anführt (etwa „gehobene Sprache“, „familiär“ oder „volkstümlich“). Hausmann (1989), Ludwig (1991) und Thelen (1999) sprechen in diesem Zusammenhang von **Markierungen** bzw. **Markern**, woran neuere Arbeiten wie Sutter (2017) und Banhold (2015) anknüpfen.¹⁰⁸ Die Verknüpfung von Varianten mit negativen metasprachlichen Informationen wird zudem meist als **Stigmatisierung** bezeichnet (vgl. insbesondere Davies/Langer 2006).

Der vermutlich einflussreichste Versuch, eine übergeordnete Systematik der Markierungspraxis zu entwerfen (das sogenannte „Makromodell der Markierung im Wörterbuch“, siehe Abbildung 14), stammt aus dem HSK-Band *Wörterbücher* und dort aus einem Übersichtsartikel Hausmanns (1989: 651).¹⁰⁹ Im Vergleich zu Löfflers Sprachwirklichkeitsmodell fallen hier einige Besonderheiten ins Auge, die sich aus dem Zuschnitt des Hausmann'schen Modells auf lexikographische Texte ergeben: Neu hinzu kommen bei ihm Bezeichnungen für Entlehnungsrelationen (siehe hierzu auch den ausführlicheren HSK-Beitrag von Carstensen 1989), für Frequenzurteile (Schaefer 1989) sowie für die beiden Größen Attitüde (Püschel 1989) und Normativität (Glatigny 1989). Die Eingliederung der drei letztgenannten Dimensionen in die Reihe der dia-Termini wird dabei von Banhold (2015: 108)

¹⁰⁸ Gebraucht werden daneben die Bezeichnungen „Markierungsprädikat“ von Wolski (vgl. Hausmann 1989: 649), „Etikettierung“ (Schnörch 2008) und „Varianzausdruck“ (Hennig et al. 2012, Lotzow 2016). Eisenberg (2006b: 1) spricht in Band 2 seines *Grundrisses* von „wertende[n] Prädikate[n]“.

¹⁰⁹ Da die Tabelle im Originaltext etwas sperrig gelayoutet ist, soll hier, wie auch bei Banhold (2015: 108), an deren Stelle die geraffte Version aus Thelen (1999) präsentiert werden. Eine alternative Klassifikation für Markierungen stellt z.B. Schnörch (2008) in Verbindung mit dem Onlineangebot *lexiko* vor (genutzt werden von ihm die Kategorien Sprechereinstellung, Situationsbezug, Sachgebiet und Text(sorten)bindung).

kritisiert¹¹⁰ und in Form einer weiteren Unterteilung der Markierungsdimensionen in Bewertung und Kontextualisierungen revidiert (s.u.).

Abbildung 14: Markierungsdimensionen nach Hausmann (1989).

	Kriterium	unmarkiertes Zentrum	markierte Peripherie	Art der Markierung	ausgewählte Marker
1	Zeitlichkeit (Temporalität)	gegenwärtig	alt-neu	diachronisch	vx. néol.
2	Räumlichkeit (Arealität)	gesamt-sprachlich	regional/dialektal	diatopisch	dial AmE
3	Nationalität	national-sprachlich	entlehnt/fremd	diaintegrativ	anglicisme
4	Medialität	neutral	gesprochen-geschrieben	diamedial	langue écrite umgangs-sprachlich
5	sozio-kulturelle Gruppe	neutral	Oberschicht-Unterschicht Kinder/Schüler Gruppe	diastatisch	fam. pop.
6	Formalität	neutral	formell-informell	diaphasisch	fml infml
7	Textsorte	neutral	bibl./poet./lit./ zeitungsspr./ administrativ	diatextuell	administratif bibl poet
8	Technizität	gemein-sprachl.	fachsprachlich	diatechnisch	botanique viticulture
9	Frequenz	häufig	selten	diafrequent	rare
10	Attitüde	neutral	konnotiert	diaevaluativ	derog euph
11	Normativität	korrekt	unkorrekt	dianormativ	incorrect emploi critiqué

Quelle: Thelen (1999: 15).

Die Einführung der Kategorie ‚diafrequent‘ ist aber noch mit einer weiteren Schwierigkeit verbunden: Zwar spiegelt sie einerseits die zentrale Rolle von Frequenzurteilen in der erstarkenden Soziolinguistik wider und trägt dieser Entwicklung auf metalexikographischer Ebene Rechnung, andererseits ist es jedoch ebenfalls die Soziolinguistik, die vehement darauf hinweist, dass im Prinzip alle Varietätenuordnungen auf Frequenzanalysen beruhen.¹¹¹ Das bedeutet, dass auch hinter diatopischen, diaphasischen, diastatischen usw.

¹¹⁰ Konkret begründet Banhold (2015: 108–109) dies wie folgt: „[H]ier liegen grundsätzlich zwei verschiedene Funktionen vor. Die Markierungsarten 1-8 machen Angaben zum Gebrauchskontext einer Variante. Die Arten 9, 10 und 11 sind vielmehr Empfehlungen des Autors [...]. Die Markierungen 1-8 sind typischerweise Teil deskriptiver Darstellungsweisen, die Arten 9-11 hingegen sind präskriptive Metasprache.“

¹¹¹ „Another significant revision of the accepted theory of language was the recognition of the existence of another kind of formal carrier of significance, that is, the frequency relationship. As I said above, it is higher or lower scores of a variable which are correlated with higher or lower values of a socio-economic index and/or higher or lower positions along a scale of formality in the context, not the presence or absence of a variable. As a matter of fact, for cases of inherent variation it is reported that there are no speakers who never use a variant nor are there any who always use it. It is not therefore which form is chosen in any particular occurrence but

Markierungen implizit diafrequente Aussagen stehen.¹¹² Konkret bedeutet die Markierung eines sprachlichen Phänomens als z.B. informell so im Grunde, ‚Phänomen X ist in informellen Kommunikationszusammenhängen häufig‘¹¹³. Stehen diafrequente Markierungen für sich allein, bilden sie gleichsam keine eigene diasystematische Dimension, sondern attribuieren nur den im entsprechenden Textzusammenhang impliziten ‚Basiswert‘ (s.u.). Diafrequente Markierungen sind, von dieser Warte aus betrachtet, also eher als Metakategorie zu den anderen Dimensionen anzusehen (vgl. auch Kapitel 4.2.3).

Davon abgesehen erscheint im Übrigen auch der Status diaintegrativer Urteile als eigene Kategorie diskutabel, treten diese doch eher selten in der Form neutraler Markierungen auf, wie sie Carstensen (1989: 670–671) in seinem Artikel zu Entlehnungen in Wörterbüchern mehr vorschlägt als beschreibt („aus engl. ...“ bzw. „nach engl. ...“). Stattdessen wirken Beispiele wie „undeutsch“, „französisierend“ oder „fremd“, wie sie sich etwa in Banholds (2015: 241) Korpus finden, zusätzlich wertend und könnten deshalb auch mit den dianormativen Markern zusammengeführt werden. In dieselbe Richtung argumentiert schon Thelen (1999: 20), wenn er auch die Kategorie des Diaintegrativen nicht aufgeben möchte.

Von diesen Punkten abgesehen, bleibt noch anzumerken, dass Sprachwirklichkeit auch in Hausmanns Klassifikation komplexer konzeptualisiert wird, als es die klare Struktur des Ansatzes vielleicht vermuten lässt. Die Zonen kategorieller Übergänge und Unbestimmtheiten, wie sie in Löfflers Umsetzung graphisch wohl stärker hervortreten, werden auch von Hausmann durchaus in die Überlegungen einbezogen: „Die Abgrenzung der Systeme zueinander wirft zahlreiche Probleme auf. [...] Diaevaluative Markierungen des Typs *grossier*, *vulgaire* überschneiden sich mit diastratischen (*argot*) oder diaphasischen (*slang* [...]). Solche Schwächen sind in der Praxis unvermeidlich“ (Hausmann 1989: 652). Für die Forschung folgt hieraus leider, dass jede entsprechende Untersuchung zwangsweise geprägt ist durch eine kaum in ihrem Gesamtumfang abzubildende Reihe an klassifikatorischen Vorannahmen (vgl. Banhold 2015: 108), die verschiedene Arbeiten zumindest zu einem gewissen Grade zwangsweise inkommensurabel machen.¹¹⁴ Für das latente Reliabilitätsproblem, das das Sprechen in Markierungsdimensionen mit sich bringt, kann auch im Rahmen dieser Arbeit vermutlich keine zufriedenstellende Antwort gegeben werden (siehe hierzu auch Kapitel 4.2.1.1).

Für meine Zwecke ist Hausmanns Systematik des Weiteren auch deshalb sehr aufschlussreich, da sie die weiter oben bereits beiläufig erwähnten Varietätenkategorien auf sehr übersichtliche Weise mit konkreten Inhalten füllt, insofern für jede Markierungsdimension eine Art ‚Null-Wert‘ im unmarkierten **Zentrum** sowie (ggf. polare) **periphere Werte** definiert werden. So ist beispielsweise die Kategorie diaphasisch als Kontinuum zwischen formell und informell zu verstehen (Hausmann (1989: 652) Hausmann nennt dies „antonymische[s] System“); sprachliche Elemente, die innerhalb dieser Skala nicht markiert werden, liegen zwischen den antonymischen Werten und gelten als neutral. Demgegenüber

the frequency with which one form is chosen over another alternative form which, when correlated with some other linguistic or extralinguistic element, takes on significance“ (Lavandera 1978: 174).

¹¹² Vgl. Dittmar (1997: 54–56).

¹¹³ Siehe dazu auch die Argumentationslinie Haspelmaths (2006).

¹¹⁴ Man werfe hierzu etwa einen vergleichenden Blick auf die markierungsbezogenen Klassifikationsschemata dieser Arbeit (Kapitel 4.2.3) und die entsprechenden Zuordnungen Banholds (2015: 107–111, 239–243).

besteht die Gliederungsebene der Technizität (diatechnische Dimension) laut Hausmann aus einer breit aufgefächerten Peripherie möglicher Fachsprachen, die sich nicht in eine skalare Abfolge bringen lassen. Das Zentrum (gemeinsprachlich) ist hier eher als jenseits des markierten Feldes zu verstehen, es handelt sich im diatechnischen Bereich deshalb insgesamt um ein „privative[s] System[]“ (Hausmann 1989: 652). Privative und antonymische Systeme weisen also die Gemeinsamkeit eines zentralen Basiswerts auf, der sich gerade dadurch auszeichnet, nicht zusätzlich hervorgehoben werden zu müssen. Hausmanns Modell steht deshalb nicht nur stellvertretend für die Erweiterungen der Entwürfe Flydals und Coserius und für deren Nutzbarmachung in neuen linguistischen Forschungszusammenhängen. Es zeigt auch sehr deutlich den möglichen Konnex zwischen Varietätenlinguistik und den Denkstrukturen von Markiertheitstheorien im Umkreis der Natürlichkeitstheorie, d.h. solchen Markiertheitskonzepten, deren Vorstellung von Markiertheit auf einer Abweichung von einem als normal angesehenen Basiswert beruht. Haspelmath (2006) nennt diese Lesart von Markiertheit „markedness as abnormality“.¹¹⁵ Hausmanns (1989: 649) Erläuterung des Terminus Markierung nimmt entsprechend auch relativ klar Bezug auf die Natürlichkeitstheorie:

Wie alle Phänomene lassen sich auch die sprachlichen Phänomene einteilen in Zonen einerseits der Normalität, des unauffälligen Durchschnitts und andererseits der auffälligen Abweichung von der Normalität. Das Kriterium der Auffälligkeit ist dabei so zu verstehen, daß es sich auf die spontanen und intuitiven Reaktionen eines Durchschnittssprechers, auf seine *conscience linguistique*, bezieht. [...] Solche Auffälligkeit ergibt sich durch ein gegenüber der Normalität zusätzliches Merkmal, das der sprachlichen Einheit wie ein Etikett anhaftet. Wir sagen, die sprachliche Einheit ist markiert. Dem Durchschnittsphänomen fehlt dieses Merkmal, es ist unmarkiert. (Hervorhebung im Original)

Ein inhärentes Problem für Ansätze dieser Art stellt der Umstand dar, dass die Normalität des Unmarkierten theoretisch aus all dem bestehen müsste, was in der Markierungspraxis unausgesprochen bleibt, während das Besondere sich eben in Markierungen manifestieren soll. Wirft man jedoch einen Blick auf das Bewertungsvokabular innerhalb metasprachlicher Texte, kann es durchaus (und nicht selten) vorkommen, dass auch das für Hausmann unmarkierte Zentrum in Form von Markern (wie „gegenwärtig“ oder „korrekt“) aufgerufen wird. Die Verbindung von Zentrum und Peripherie mit **Markiertheit** und **Unmarkiertheit** darf dementsprechend nicht verabsolutiert und damit missverstanden werden: Möchte man den Zentrumsbegriff bemühen, besteht er aus den Werten, die beim Ausbleiben von Markierung gewissermaßen als default-Werte impliziert werden.¹¹⁶ Dies bedeutet nicht, dass diese default-Werte nicht in Form von Markierungen aktualisiert

¹¹⁵ Vgl. Elsen (2014: 176): „Später [in der Rezeptionsgeschichte des Markiertheitsbegriffs von Jakobson und Trubetzkoy; S.St.] wurde **Markiertheit** auch funktional verstanden oder korrelierend mit Normalität. Das Normale war das Unmarkierte“ (Hervorhebung im Original).

¹¹⁶ Vgl. Ammon (2004: 276): „The canonical form of corrective behaviour is: ‘Say or write *b* not *c*!’ To call *b* *correct* is then usually synonymous with calling it *standard* (a standard form/form of the standard variety). Codices also tend to contain certain non-standard forms, marked as such, for the information of the user. Only those forms which are not marked as non-standard (‘slang’, ‘regional dialect’ or the like) are to be regarded as *standard*“ (Hervorhebungen im Original).

werden können. Mit anderen Worten: Markiertheit ist nur notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Zuordnung eines diasystematischen Informationspakets zur Peripherie. Dementsprechend bleibt das Wesentliche des metasprachlichen Diskurses, die argumentative Ausgangsbasis der Autorinnen und Autoren, meist unausgesprochen. Die forschende Auseinandersetzung mit der Markierungspraxis¹¹⁷ muss deshalb in vielen Fällen auf indirektem Weg zu Ergebnissen kommen, sie ist eine Art von Präsuppositionsforschung in Form der Auslotung des metasprachlichen common ground¹¹⁸.

Aus diesem Grund kommt dem textuell Nicht-Realisierten in der Erforschung von Grammatiken und Wörterbüchern auch eine mindestens ebenso tragende Rolle zu wie dem Realisierten. Das Forschungsfeld ist damit nicht zuletzt auch ein diskurslinguistisches – und dies im wohl mit am schwersten operationalisierbaren Sinne dieses Wortes, nämlich gemäß der Foucault'schen Definition der diskursiven Formation als „Verteilung von Lücken, Leerren, Absenzen, Schnitten“ (Foucault 1988: 173). Vor diesem Hintergrund ist das Mindeste, was variationslinguistische Forschung leisten kann, die Bedeutung des Abwesenden im Rahmen ihrer Analysen nicht aus den Augen zu verlieren.

Einen Weg, wie dies ansatzweise umgesetzt werden kann, zeigt Banhold (2015, 2016) in seinem „Modell zum Umgang mit Varianz im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen“ (Abbildung 15) auf.¹¹⁹ Absenz wird hier an zwei Stellen in die Untersuchung eingebunden: Erstens auf Ebene der Variantenselektion, wenn bestimmte Varianten in den Text aufgenommen (Varianteninklusion), andere nicht aufgenommen werden (Variantenexklusion). Zweitens auf Ebene der Markierungen, wenn Texte manche Varianten mit Markierungen versehen, andere nicht bzw. wenn Texte manche Markierungen nutzen, auf andere aber verzichten.¹²⁰ Weitere Aspekte dieses Modells werden im Zusammenhang der Auszeichnungsprozesse dieser Arbeit noch eine Rolle spielen. Für den jetzigen Stand der Argumentation ist jedoch spätestens mit Banholds Klassifikation ein Punkt erreicht, an dem der Variantenbegriff so stark vom Forschungskontext um die Begriffe Kodifizierung und Norm durchdrungen wird, dass es angebracht erscheint, dieses Feld klarer in die

¹¹⁷ Ein kursorischer Überblick findet sich ebenfalls bei Hausmann (1989: 652–653).

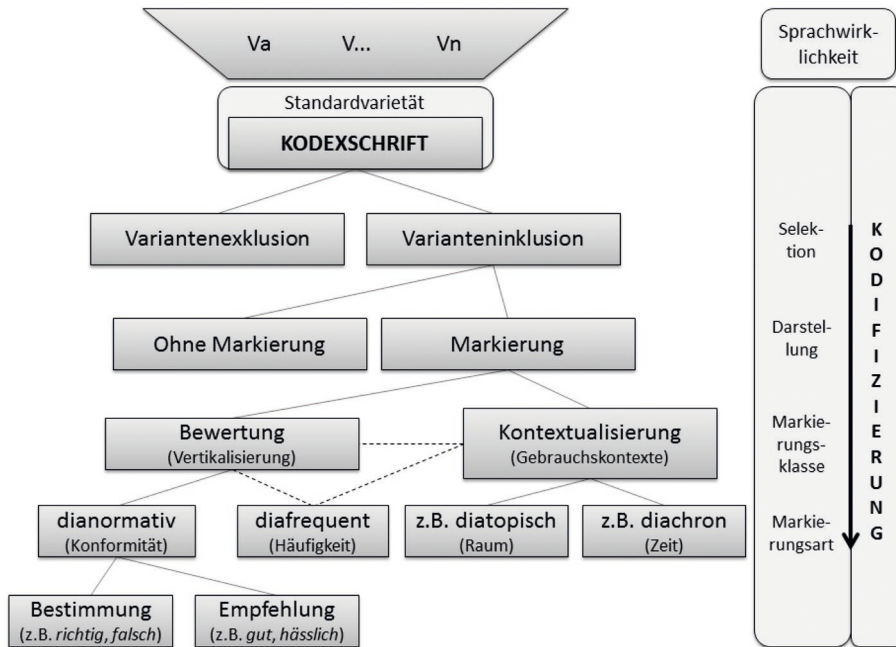
¹¹⁸ Zum Begriff common ground vgl. die Argumentationen Stalnakers, so etwa in Stalnaker (2002: 701): „To presuppose something is to take it for granted, or at least to act as if one takes it for granted, as background information – as *common ground* among the participants in the conversation. [...] But while the social dimension plays a prominent part in the informal explanation of speakers presuppositions, it is not usually made explicit in formal models of context, in which the information presupposed at a particular point in a conversation is often represented simply with a given set of possible worlds labeled the *context set*“ (Hervorhebungen im Original).

¹¹⁹ Bereits angedeutet wurde die Trennung der Markierungsdimensionen in „Bewertung“ und „Kontextualisierung“. Den letztgenannten Begriff wird Banhold vermutlich unabhängig von der Besetzung des Wortes durch die Kommunikationswissenschaftler Cook-Gumperz und Gumperz (siehe die Monographie von Gumperz (1982b) sowie den zugehörigen Sammelband Gumperz (1982a)) ausgewählt haben. Gleichwohl steht er dem Gumperz'schen Verständnis von Kontextualisierung inhaltlich im Grunde recht nahe: „In other words, a successful interaction begins with each speaker talking in a certain mode, using certain contextualization cues. Participants, then, by the verbal style in which they respond and the listenership cues they produce, implicitly signal their agreement or disagreement; thus they 'tune into' the other's way of speaking“ (Gumperz 1982a: 167). Grammatikforschung berührt sich hier auch mit Konversationsanalyse, kognitiver Linguistik und Soziologie (vgl. Auer 1986: 25).

¹²⁰ Worauf Texte aber verzichten, kann selbstverständlich nur vor der Kontrastfolie anderer Texte konstatiert werden (siehe Kapitel 3.2.3.3 und 3.2.5).

Überlegungen einzubinden. Begonnen sei hierfür, wie im Konstituentenmodell der Basistermini zu Anfang von Kapitel 3 beschrieben, mit dem Konzept der Standardisierung.

Abbildung 15: Modell zum Umgang mit Varianz im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen.



Quelle: Banhold (2016: 164).

3.2 Etappe 2: Von der Standardisierung zur Grammatik

3.2.1 Standardisierung, Sprachplanung und Konkurrenzbegriffe

Der häufig bemühte, jedoch in vielen Fällen vage gehaltene Terminus **Standardisierung** kann in einer ersten Annäherung verstanden werden als „Beschreibung von Regeln (und ggf. deren Setzung) und Entwicklung von Normen für eine Einzelspr[ache] und von Strategien für deren Implementierung in der Sprachgemeinschaft mit dem Ziel, eine Standardsprache durchzusetzen“ (Glück 2016c: 669).¹²¹ Der dem Begriff inhärente prozessurale Charakter stellt ihn zum einen in den Zusammenhang mit **Sprachwandel** im Allgemeinen, also in eine Beziehung zu all jenen Theorien, die sich unter den Prämissen der Historizität, Dynamik und Heterogenität natürlicher Sprachen mit deren diachroner Entwicklung auseinandersetzen (vgl. Cherubim 1975: 2). Zum anderen lässt sich Standardisierung aber je nach Lesart auch schon bestimmten Teilgruppen dieses Theorienfundus zuordnen:¹²²

Betont man beispielweise die **proaktive** Komponente, d.h. die willentliche Setzung eines Zieles für den Standardisierungsprozess (siehe z.B. Glücks Definition), ist Standardisierung als Form extrasprachlich motivierten, metasprachlich ausgerichteten Sprachhandelns zu verstehen – standardisierender Sprachwandel wäre also bis zu einem gewissen Grade lenkbar.¹²³

Eine solche Auslegung steht in Konkurrenz zu Ansätzen, die in Sprachwandelvorgängen keine konkreten individuellen oder überindividuellen Absichten bzw. Pläne verwirklicht sehen.¹²⁴ In Anlehnung an solche, eher **evolutiven** Sprachwandelmodelle gibt es auch in der Standardisierungsforschung Tendenzen, nicht-proaktive Aspekte in das Theoriengebäude zu inkorporieren. Auf den Punkt bringen diese Unterscheidung zwischen verschiedenen **Standardisierungsbegriffen** unter anderem McLelland und Linn, wenn sie die Beiträge in ihrem zentralen Sammelband *Standardization, Studies from the Germanic Languages* in zwei Kategorien teilen:

¹²¹ Auf den Begriff der Standardsprache ist sogleich noch präziser einzugehen (siehe Kapitel 3.2.3.1 und 3.3.3). In Anbetracht dessen, dass es bis dahin jedoch nicht möglich sein wird, ganz ohne ihn auszukommen, sei Folgendes vorab vermerkt, um Missverständnisse zu vermeiden: Standardsprache ist für die vorliegende Argumentation stets *Standardvarietät*, also eine mögliche Ausprägung einer Sprache. Sie ist somit nicht identisch mit einer Sprache als Ganzem, sondern nur ein Teil dieser Gesamtheit (vgl. Ammon 2004: 273).

¹²² Für Übersichten zu den Sprachwandelklärungen verschiedener sprachwissenschaftlicher Schulen siehe Klein (2007), Glück (2016b) und im Besonderen Cherubim (1975: 29).

¹²³ Entsprechende Interpretationen von Sprachwandel, die man mit Cherubim auch als „voluntaristisch“ oder „finalistisch“ bezeichnen könnte, finden sich etwa in den Schriften Whitneys (vgl. Cherubim 1975: 14–16 und 29).

¹²⁴ Man denke an Kellers Sprachwandeltheorie der „unsichtbaren Hand“ (Keller 2003: 17–36, siehe dazu Klein 2007: 95) oder an damit verwickelte Ausprägungen der Natürlichkeitstheorie (vgl. Bittner/Dressler 2000: 4–5). Hierbei verschwindet die Opposition Intentionalität/Nicht-Intentionalität jedoch gemeinhin auf Ebene der individuellen Sprachhandlung in der konkreten Situation, wo selbst die meisten Theorien, die Sprachen im größeren Maßstab als spontane, selbstregulierende Systeme modellieren, Intentionalität zulassen (vgl. Keller 2003: 30–36).

The ‘traditional’ view of language planning from above is not neglected here [...]. However, other trends in standardization studies also emerge. Several papers in the collection bear witness to the contribution made to the field by historical sociolinguists over the past two decades. These papers look less at standardization as a process imposed by authorities from above, and consider rather how norms diffuse through different social groups. (McLelland/Linn 2002: viii)

Neuere Ansätze, die sich von der Vorstellung administrativer Oktroyierbarkeit sprachlicher Veränderung abwenden und damit eine eindimensionale Top-down-Interpretation von Standardisierung ablehnen, finden sich in der deutschen Forschung beispielsweise sehr prominent bei Elspaß (2005b) („Sprachgeschichte von unten“) oder in Schmidlin (2011). Kerngedanken wie Normierung und Metasprachlichkeit sowie die Oppositionen Motiviertheit/Unmotiviertheit und proaktiv/organisch-evolutiv führen zudem unmittelbar hinein in drei weitere Großbegriffe der Soziolinguistik: Sprach(en)politik¹²⁵, Sprachplanung und Sprachmanagement.

Die Übergangsbereiche zwischen den häufig bemühten Termini sind (ganz ähnlich wie im Bereich Variante, Variation, Variabilität usw.) breit, nicht selten dienen sie einander als Synonyme (vgl. dazu Marten 2016: 15–18). Angesichts mangelnder Trennschärfe scheint sich im angelsächsischen Raum deshalb allmählich die Bezeichnung ‚language planning and (language) policy‘ (kurz: **LLP** oder **LPLP**) durchzusetzen (siehe Stemper/King 2017: 655). Dennoch kann es hilfreich sein, die Besonderheiten der Begriffe vor dem Hintergrund ihrer Entstehung zumindest grob zu skizzieren, da dies letztlich auch dabei helfen kann, das einschlägige theoretische Modell Haugens (s.u.) in seiner Anlage besser zu verstehen:

Folgt man beispielsweise den Ausführungen Dovalils und Šichová, handelt es sich bei den drei Konzepten Sprachplanung, Sprach(en)politik und Sprachmanagement ganz allgemein gesprochen um Bezeichnungen für solche Forschungsgegenstände der Linguistik, in denen das Hauptaugenmerk auf die **diskursiv-metasprachliche** Verhandlung von Sprache gelegt wird (vgl. Dovalil/Šichová 2017: 9–10, Dovalil 2013: 163). Die drei Themenbereiche stehen damit in Kontrast zu den übrigen linguistischen Forschungsfeldern der systemlinguistischen Analyse (Sprachstrukturen), soziopragmatischen Analyse (Sprachgebrauch) und kognitionswissenschaftlichen Analyse (Sprachwissen) (vgl. Dovalil/Šichová 2017: 9–10).¹²⁶ Akzeptiert man diese Einteilung, gehört auch Standardisierung nach dem Verständnis von Glück (s.o.) zu diesem Zweig der sprachwissenschaftlichen Beschäftigung, insofern es bei ihr um die Beschreibung und metasprachlich gesteuerte Entwicklung von einzelsprachlichen Normen geht. Ebenso wie Standardisierung zwischen proaktiven und evolutiven Perspektiven wechseln kann, schwanken auch Sprachmanagement, Sprachplanung und Sprachenpolitik zwischen Top-down- und Bottom-up-Perspektive. Man werfe in diesem Zusammenhang einen Blick auf die einschlägigen Veröffentlichungen von Jernudd/Neustupný (1987), Neustupný/Nekvapil (2003) sowie Spolsky (2009), die individuelle, nicht-administrativ gesteuerte Interaktionen auf der **Mikroebene** (etwa im

¹²⁵ Die Wahl zwischen Singular- und Pluralform trägt dabei dem Umstand Rechnung, dass Sprachen bzw. Varietäten (siehe dazu Kapitel 3.3.1) sowohl als Einzelentitäten als auch in Relation zueinander zum Gegenstand politischer Prozesse werden können (vgl. Ammon 2003c: 195 und Marten 2016: 15–17).

¹²⁶ Hierbei ist jedoch zu beachten, dass metasprachliche Argumentationen auch auf soziopragmatischen Wissensbeständen aufbauen (vgl. die obigen Anmerkungen zum Markierungsbegriff, Kapitel 3.1.3.2).

familiären Gespräch, am Arbeitsplatz, in religiösen Zusammenhängen u.Ä.) von organisierten Prozessen auf der **Makroebene** (politisch initiierte Sprachlenkung) trennen (vgl. Dovalil/Šichová 2017: 19–23).

Der Begriff **Sprach(en)politik** tendiert in diesem Zusammenhang eher dazu, als Bezeichnung für Prozesse im Makrokontext gebraucht zu werden (vgl. Grin 2005), jüngere Unterscheidungen zwischen autoritativ gesteuerter **top-down language policy** und gruppenzentrierter **bottom-up policy** verwischen hier jedoch die Unterschiede (vgl. Stemper/King 2017 in Anschluss an Hornberger 1997).¹²⁷ Bisweilen wird außerdem zwischen overt policy und covert policy differenziert, wobei erstere „die (offiziell) veröffentlichten, expliziten, ausformulierten und dadurch auch öffentlich zugänglichen Dokumente“ beschreibt, letztere hingegen „die de facto vollzogenen Handlungen, die nicht explizit proklamiert und öffentlich zugänglich gemacht worden sind“ (Dovalil/Šichová 2017: 11–12).¹²⁸

Auch Sprachmanagement und Sprachplanung lassen Abgrenzungen eher auf Basis allgemeiner Konnotationen als ihrer möglichen Untersuchungsgegenstände zu: Geprägt unter anderem durch einen teilweise übersimplifizierenden Kontrollglauben (prominent u.a. in der Nachkriegszeit bzw. zu Beginn des postkolonialen Zeitalters) stand und steht die Bezeichnung **Sprachplanung** in ihrem Begriffskern streng genommen für eine erhöhte Selbstwirksamkeitserwartung, die neuere Ansätze des **Sprachmanagements** mittlerweile abgelegt haben (vgl. Spolsky 2009: 4). Abrisse der historischen Entwicklung des Faches (vgl. Nekvapil 2011: 874–878) sprechen deshalb auch gerne von mindestens zwei Stadien der Sprachplanungsforschung: einer rational-technisch geprägten ‚klassischen Sprachplanung‘ und einer differenzierter und deskriptiver auftretenden Sprachplanung im Anschluss an die kritischen Arbeiten von Cooper (1989) und Rubin (1986).¹²⁹ Das wohl wirkmächtigste Modell der Sprachplanungsforschung stammt dabei aus der Feder Haugens und vollzieht im Laufe verschiedener Revisionen genau diese Entwicklung von einer Art sprachpolitischer Programmschrift vor dem Hintergrund des norwegischen Sprachkonfliktes (vgl. Haugen 1959 bzw. Haugen 1966: vii–x) hin zum Werkzeug einer deskriptiv ausgerichteten Sprachwissenschaft.

¹²⁷ Konkrete Beispiele für sprachpolitische top-down-Maßnahmen finden sich in Kapitel 3.3.2.

¹²⁸ Dieser Gedanke führt im Übrigen direkt hinüber zu alternativen Modellierungen von Sprachpolitik, für die Sprachpolitik nicht auf der gleichen Ebene wie Sprachmanagement und Sprachplanung angesiedelt ist, sondern als Überbegriff zu Sprachmanagement- und Sprachplanungsprozessen, Sprachgebräuchen (language practices) und kognitiven Repräsentationen von Sprache (ideologies/beliefs) verstanden wird (vgl. Spolsky 2004: 217 bzw. Stemper/King 2017: 655).

¹²⁹ Dies soll jedoch nicht bedeuten, dass die traditionelle Sprachplanung sich nicht ebenfalls früh der Brüchigkeit technisierender Vorstellungen bewusst gewesen wäre. Aus dem Zusammenspiel von hohen Erwartungen an das Machbare und zugleich wachsendem Bewusstsein um den Gegendruck der Verhältnisse erklären sich latent ambivalente Umschreibungen von Sprachplanung wie die folgende aus Haugens Standardwerk *Language Conflict and Language Planning*: „Language planning is therefore still more of an art than a science. Like politics, of which it is a part, it is the art of the possible. The language planner must have some of the equipment of the prophet or the soothsayer: to foresee the wave of the future and ride it to its goal. As pointed out by P. S. Ray [einem weiteren Wegbereiter der Sprachplanungsforschung der 1960er-Jahre; S.St.], he can do so only if his goal is substantially the same as that which the people have unconsciously accepted as their own“ (Haugen 1966: 26).

3.2.2 Haugen und Kloss: Sprachenproblem und Kodifizierung

Um die Struktur hinter verschiedenen Manifestationen von Sprachplanungsprozessen zu verstehen, entwirft Haugen prototypische Etappen der Sprachplanung (Abbildung 16), die sich jeweils bestimmten Ausprägungen der zwei binären Oppositionen Norm/Funktion und Gesellschaft/Sprache zuordnen lassen: Selektion – Kodifizierung – Implementierung – Elaboration (vgl. für die folgenden Passagen Haugen 1987: 59–64).¹³⁰ Die Reihenfolge der einzelnen Phasen ist hierbei nicht notwendigerweise festgelegt, vielmehr geht Haugen in der Realität von zyklischen und/oder simultanen Abfolgen aus.

Ansatzpunkt des gesamten Prozesses ist stets ein **Sprachenproblem** (language problem), das es für die Sprachgemeinschaft zu lösen gilt und das sich konkret in Form wettstreitender Normen und Varietäten äußert. Dieses Problem wiederum stellt der Sprachgemeinschaft bzw. Gesellschaft die Aufgabe der (1) **Selektion** (d.h. der Auswahl oder Konstruktion) sprachlicher Normen und Varianten aus dem Pool des vorgefundenen Angebots (siehe dazu auch Kapitel 3.1.3.2 und 3.3.2). Die Ergebnisse dieser Auswahl konsolidieren sich hernach in Form von Referenzwerken, was Haugen als Phase der (2) **Kodifizierung** der Norm bezeichnet.

Damit ist man im Grunde auch schon wieder zum Kernbereich dieser Arbeit vorgedrungen, denn Kodifizierung ist laut Haugen in der Regel kein Projekt der gesamten Sprachgemeinschaft, sondern wird zumeist von einzelnen Fachleuten, etwa Lexikographinnen und Lexikographen oder Grammatikerinnen und Grammatikern, vorangetrieben, weshalb die Phase von ihm der Überkategorie ‚Sprache‘ zugerechnet wird. In einigen sehr frühen (und im Fachdiskurs bis heute populären) Darstellungen Haugens scheint es gar, als konzentrierte sich Sprachplanung insgesamt auf Aktivitäten dieser Art, wenn er schreibt: „By language planning I understand the activity of preparing a normative orthography, grammar, and dictionary for the guidance of writers and speakers in a non-homogenous speech community“ (Haugen 1959: 8, vgl. Davies/Ziegler 2015: 1). Die konkrete Bezugnahme auf die **Grammatikschreibung** und deren Positionierung im Zentrum von Kodifizierung bzw. gar von Sprachplanung als Ganzem ist für die vorliegende Argumentationslinie natürlich besonders interessant. Die im Modell in diesem Zusammenhang vorgenommene Beschränkung von Standardisierungsprozessen („standardization procedures“, siehe Abbildung 16) auf die Phase der Kodifizierung ist hingegen als terminologische Engführung auch problematisch, da für viele Autorinnen und Autoren Standardisierungsprozesse weit über Kodifizierungsprozesse hinausgehen.¹³¹ Aus demselben Grund kann im Übrigen auch eine Trennung von Kodifizierung und Selektion als schwierig gelten, die entsprechend in konkurrierenden Modellen mitunter enger verflochten werden (vgl. u.a. Kapitel 3.2.3).

¹³⁰ Bezeichnung und Inhalte durchlaufen hierbei zusammen mit dem gesamten Modell mehrere Entwicklungsstufen: Frühe Darstellungen arbeiten anstelle der Unterscheidungen von Norm/Funktion und Gesellschaft/Sprache beispielsweise mit den Oppositionen Form/Funktion und Initiation/Implementierung. Als Konsequenz tritt die Implementierung anfangs noch nicht als eigenes Stadium in Erscheinung, sondern wird noch durch die Dimension der Akzeptanz ersetzt.

¹³¹ Vgl. hierzu neben der obigen Definition Glücks u.a. Klein (2014: 221) und Ammon (1986, 2004: 277).

Abbildung 16: Matrix der Dimensionen von Sprachplanung.

	Form (policy planning)	Function (cultivation)
Society (Status planning)	1) Selection (decision procedures) a) Identification of problem b) Allocation of norms	3) Implementation (educational spread) a) Correction procedures b) Evaluation
Language (Corpus planning)	2) Codification (standardization procedures) a) Graphization b) Grammatication c) Lexication	4) Elaboration (functional development) a) Terminological modernization b) Stylistic development

Quelle: Haugen (1987: 64).

Im Zuge der dritten Phase des Haugen'schen Modells, der sogenannten (3) **Implementierungsphase**, kommt es dann zur Adaption und Verbreitung der selektierten und kodifizierten Sprachstrukturen durch die gesellschaftlichen Institutionen, was wiederum zur wachsenden Akzeptanz der Formen in weiten Kreisen der Sprachgemeinschaft führt. Gleichsam arbeiten spezialisierte Kreise wie die wissenschaftlichen Disziplinen daran, das institutionell protegierte Formenrepertoire für immer neue Kommunikationssituationen nutzbar zu machen – ein Vorgang, der von Haugen als (4) **Elaboration**¹³² bezeichnet und ebenso dem Feld Sprache zugerechnet wird wie die Kodifizierung. Gerade für den späteren Vergleich zwischen deutschen und englischen Standardbegriffen wird dies von Bedeutung sein (Kapitel 3.3.3).

Zu den Oberbegriffen Sprache und Gesellschaft bietet Haugens Matrix außerdem noch – in Anlehnung an das Sprachplanungsmodell von Kloss (1969: 81) – prozedural ausgerichtete Alternativbezeichnungen (Korpusplanung und Sprachenplanung) an, die im Fachdiskurs mittlerweile weitaus präsenter sind als ihre Pendants. **Korpusplanung**¹³³ umfasst hierbei alle sprachplanerischen Entscheidungsprozesse, die eine Sprache auf formalstruktureller Ebene bearbeiten:

¹³² Das Konzept der Elaboration kann dabei als Anleihe an Kloss' terminologisches Framework von Ausbau- und Abstandsprachen gesehen werden, wo derselbe Begriff als ein mögliches englisches Äquivalent für ‚Ausbau‘ eingeführt wird (vgl. Kloss 1967: 29). Ausbau bzw. Elaboration beschreiben in Kloss' Terminologie die Differenz zwischen zwei Sprachen, die nicht schon auf Basis rein sprachimmanenter Kriterien gegeben ist (Abstand), sondern durch systematisch-sprachpolitische Eingriffe erst willentlich hergestellt wird. Ziel ist, analog zu Haugens Ausführungen, die Transformation von Sprachen „zu Werkzeugen für qualifizierte Anwendungszwecke und -bereiche“ (Kloss 1978: 25).

¹³³ Korpus steht in diesem Zusammenhang für das Formenrepertoire einer Sprache, ist also nicht gleichbedeutend mit dem Korpusbegriff der Computerlinguistik, auf den in Kapitel 4.1 noch eingegangen wird.

Planning with regard to languages is usually understood to mean that some agency, person, or persons are trying to change the shape or the corpus of a language by proposing or prescribing the introduction of new technical terms, changes in spelling, or the adoption of a new script. Occasionally [...] even changes in morphology may be initiated, new endings prescribed and a new gender admitted. These innovations have one thing in common, that they modify the nature of the language itself, changing its corpus as it were. We may thus speak of language corpus planning. (Kloss 1969: 81)

Neben lexikographischen und orthographischen Problemen können also auch von dieser terminologischen Warte aus betrachtet genuin grammatikographische Probleme wie die Wahl bestimmter Flexionsformen eine Rolle in der korpuszentrierten Sprachplanung spielen.

Der Begriff **Statusplanung** steht demgegenüber für die Komponenten von Sprachplanung, die sich auf die Relation von Sprachen bzw. Varietäten untereinander (bzw. das „Varietätengefüge“, vgl. Kapitel 3.1.3.1) beziehen:

There exists, however, another dimension of planning where one busies oneself not with the structure and form of language but with its standing alongside other languages or vis-à-vis a national government. Those concerned with this type of language planning take the corpus of the language for granted, at least for the time being. They are primarily interested in the status of the language whether it is satisfactory as it is or whether it should be lowered or raised. Here we can speak of language status planning. (Kloss 1969: 81)

Die hierin suggerierte klare Trennbarkeit der Dimensionen Status auf der einen und Korpus auf der anderen Seite bringt Kloss' Begriffen im weiteren Verlauf ihrer Rezeption einige Kritik ein (vgl. Omdal 2006: 2384). Nichtsdestotrotz bestimmen sie als heuristische Hilfsmittel die fachliche Diskussion bis heute entscheidend mit (vgl. Cooper 1989, Dovalil/Šichová 2017). Legt man sie zur Orientierung den vorliegenden Ausführungen zugrunde, beschäftigen sich die nachfolgenden Analysen demnach mit **textuellen Manifestationen von Korpusplanung** – oder noch genauer: mit **textuellen Manifestationen der Kodifizierung**. Wie wir sehen werden, geraten dabei aber auch zwangsläufig Fragen der Statusplanung mit in den Fokus, etwa wenn es um die grammatikographische Stigmatisierung bestimmter Konkurrenzformen geht.

3.2.3 Kodifizierung und ihre terminologischen Komponenten

Der Begriff der Kodifizierung¹³⁴ zerfällt selbst wiederum in eine Reihe von Einzelphänomene und ist deshalb seinerseits in hohem Maße klärungsbedürftig. Hilfreich kann es in einem ersten Schritt sein, **Kodifizierung als Prozess** möglichst von seinen bereits mehrfach

¹³⁴ Im deutschsprachigen Forschungskontext seltener auch mit dem Synonym Kodifikation bezeichnet, vgl. etwa Knoop (1988), Seifert (2015) oder Klein (2016). Als einschlägige Publikation neueren Datums zum Themenbereich Kodifizierung/Kodifikation können Klein/Staffeldt (2016) oder im englischsprachigen Kontext Hickey (2012) gelten.

erwähnten textuellen Trägern (Grammatiken usw.) sowie darüber hinaus von seinen Akteurinnen/Akteuren und Zielgrößen abzugrenzen. So soll mit Kodifizierung in Anschluss an Rosenberger (2016: 9) erst einmal nur der „Vorgang der Begründung, der Selektion, der Verschriftlichung und der Verbreitung“¹³⁵, d.h. der Konstruktion und Distribution einer Zielvarietät bezeichnet werden.¹³⁶ In einer Interpretation von Kodifizierung als Prozess folge ich somit bewusst nicht dem Vorschlag von Strauß (2016: 252), die eine Unterscheidung zwischen Prozess und anderen Kodifizierungselementen zwar auch für notwendig hält, die Angelegenheit jedoch terminologisch genau umgekehrt aufzulösen versucht. So heißt es bei ihr: „Der Begriff ‚Kodifikation‘ wird in der linguistischen Literatur einerseits für einen Prozess, andererseits für ein Produkt verwendet. Im vorliegenden Aufsatz bezieht sich der Begriff ‚Kodifikation‘ auf das Produkt und ‚Kodifikationsprozess‘ auf den Weg zu diesem Produkt.“ Den größten Nachteil einer solchen Benennung sehe ich darin, dass damit der Terminus Kodifikation in einen Gegenstandsbereich verschoben wird, der in einem Großteil der Publikationen mittlerweile dem Begriff Kodex (siehe Kapitel 3.2.3.4) vorbehalten bleibt.

Darüber hinaus ließe sich auch die Annahme kritisieren, Teilphänomene aus dem Kontext der Kodifizierung wie Kodex, Standard oder Norm überhaupt als ‚Produkte‘ sensu stricto zu konzeptualisieren:¹³⁷ Erstens stellen permanente Transformations- und Adaptionsvorgänge einen fundamentalen Wesenszug der Kodifizierung dar (vgl. Ammon 2016a: 340). Es handelt sich bei Kodifizierung also um eine dynamische, **nicht-teleologische Entwicklung** und von ihr bedingte Entitäten sind mehr Momentaufnahmen als tatsächliche Endprodukte (vgl. Dovalil 2013, Hennig/Koch 2016). Dieser Hinweis ist im Übrigen mehr als Warnung vor falschen Lesarten denn als grundsätzliche Kritik an den Darstellungen von Strauß (2016) zu verstehen, deren Argumentation sehr deutlich auf dem Gedanken eines nicht-teleologischen Charakters der Kodexgenese aufbaut.

Zweitens – und dies scheint noch entscheidender – verschleiert der Produktbegriff ein wesentliches Charakteristikum von Kodifizierungsphänomenen: das Prinzip der **Selbstreferenzialität**. Im jeweiligen Moment ihrer Revision, unabhängig davon, wie infinitesimal dieser Zeitpunkt angesichts des oben Gesagten letztlich gefasst werden muss, können Kodex, Standard und Normen ihre weitere Entwicklung zugleich als Ausgangsbasis wie auch als Zielvorstellung bedingen. Im fachlichen Diskurs schlägt sich das in einer Art Doppelrolle von Kodifizierung nieder, etwa wenn Kodifizierung einerseits als „Niederlegung der Formen der Standardvarietät“ (Ammon 2016a: 340) verstanden wird, Standard also Input für Kodifizierungsvorgänge zu sein scheint, Standardsprache andererseits aber als Bezeichnung „für eine i. d. R. kodifizierte Spr[ache]“ (Ammon 2016d: 669) verwendet wird, Kodifizierung also Bedingung für den Standard zu sein scheint.¹³⁸ Diese zirkulären Relationen ‚erbt‘ die Kodifizierung sozusagen direkt aus dem sie inkorporierenden Sprach-

¹³⁵ Wie angekündigt lässt sich Haugens Trennung von Selektion und Kodifizierung nur schwer aufrechterhalten.

¹³⁶ Rosenberger (2016) nennt als Richtgröße eine „verbindliche Standardnorm“, was (je nach Lesart des Begriffes Standardnorm) vermutlich nicht in allen denkbaren Konstellationen uneingeschränkt gelten muss (vgl. auch Klein 2004: 393–395).

¹³⁷ Siehe hierzu auch die unmittelbar nachfolgenden Unterkapitel zu Norm, Standard und Kodex.

¹³⁸ Aus diesem Grund ist Ammon (1986: 44) auch der Meinung, dass die ontologische Wahrheitsfrage in Bezug auf Kodifizierung (bzw. in seiner Terminologie: Kodifikation) nicht sinnvoll sei, da diese Regeln enthalten könne, „durch die bislang nicht existente Sprachnorminhalte erst eingeführt werden“.

management (vgl. hierzu Dovalil 2013). Vor diesem Hintergrund sollte deshalb vom Produktbegriff in Bezug auf Kodifizierung lieber Abstand genommen werden. Sprechen könnte man stattdessen in Bezug auf Norm von argumentativer Substanz, in Bezug auf Standard von Zielgröße und in Bezug auf den Kodex von der textuellen Manifestation von Kodifizierung. Erweitert man den Kreis der Begriffe noch um die involvierten Akteurinnen und Akteure, lassen sich im näheren terminologischen Umkreis damit mindestens die folgenden Konzepte unterscheiden:

- a) **Standard** als Zielgröße von Kodifizierung (→ Kapitel 3.2.3.1),
- b) **Norm** und Regel als argumentative Substanzen von Kodifizierung (→ Kapitel 3.2.3.2),
- c) **Kodifizierende** als Handlungsträger(innen) von Kodifizierung (→ Kapitel 3.2.3.4) und
- d) **Kodex** als textuelle Manifestationen von Kodifizierung (→ Kapitel 3.2.3.4 bis 3.2.5).

Die jeweiligen Eigenheiten dieser Phänomene möchte ich in den folgenden Abschnitten kurz umreißen.

3.2.3.1 Zielgröße – Standardbegriffe

Begonnen sei an dieser Stelle also mit dem Standardbegriff. Bereits bei der Gegenüberstellung der Standardisierungsdefinition von Glück (2016c) (siehe Kapitel 3.2.1) mit Ammons (2016a) eben zitierter Definition von Kodifizierung fällt ins Auge, dass der eine von **Standardsprache**, der andere aber von **Standardvarietät** spricht. Dieser Benennungsunterschied muss nicht, kann aber auch für inhaltlich-konzeptionelle Unterschiede stehen. Ausführlich beschäftigt sich Ammon (1986)¹³⁹ mit diesem Problem und erläutert, dass sich hinter den zwei Bezeichnungen in Entsprechung zur Differenz Varietät-Gesamtsprache (Kapitel 3.1.3) im Prinzip unterschiedliche Bezugsgrößen bzw. Maßstäbe verbergen: Von Standardvarietät sei dann zu sprechen, wenn, wie das Determinatum des Kompositums schon sagt, einer einzelnen Varietät im Varietätengefüge der Status als standardisiert zugerechnet wird. Die Bezeichnung Standardsprache habe sich hingegen auf die Gesamtsprache bzw. den Umstand zu beziehen, dass mindestens eine der Varietäten innerhalb dieser Sprache standardisiert sei. Als Konsequenz verliert der Standardsprache-Begriff für Ammon an vielen Stellen der fachlichen Diskussion seine Berechtigung, insbesondere dort, wo es um konkrete Analysen von Sprachgebrauchsmustern und deren Kodifizierung geht. An seine Stelle tritt jeweils das terminologisch adäquatere Konzept der Standardvarietät. Der zur Vergabe des Standardvarietätenstatus notwendige Standardisierungsgrad ergibt sich für Ammon dabei primär aus dem offiziellen „Gebotensein“ (Ammon 1986: 40) selektierter Varietätenelemente sowie, wie weiter oben schon angedeutet, sekundär aus dem Kodifizierungsgrad, d.h. der Niederschrift dieser gebotenen Elementauswahl in Kodextexten¹⁴⁰. Anhand dieser beiden Kriterien unterscheidet er eine „innere standardsprachliche Schicht“ (Elemente sind offiziell geboten und kodifiziert) und eine „äußere standardsprachliche Schicht“ (Elemente sind offiziell geboten, aber nicht kodifiziert) (Ammon 1986: 51–52). Der

¹³⁹ Für die hier nachgezeichnete Argumentationslinie siehe insbesondere Ammon (1986: 16, 42–53).

¹⁴⁰ Siehe dazu die folgenden Kapitel dieser Arbeit.

Begriffsumfang des Attributs *offiziell geboten* bleibt dabei jedoch an entscheidenden Stellen offen und schwankt zwischen ‚staatlich-institutioneller Legitimation‘ und einem weiteren Verständnis im Sinne ‚sozialer Erfüllungserwartungen‘ (bzw. der damit verbundenen Angst vor sozialen Sanktionen bei Nichterfüllung).

Abbildung 17: Drei Orte der Standardsprache.

	Standard ist...	Realisierungsform
Kodifizierter Standard	... was im Kodex steht.	Metasprachlich-textuell
Gebrauchsstandard	... was Sprecher(innen) produzieren, wenn sie meinen, Standard zu produzieren.	Textuell (geschrieben oder gesprochen)
Standardvorstellung	... was Sprecher(innen) für Standard halten.	Metasprachlich-kognitiv

Quelle: Eigene Darstellung nach Davies/Langer (2006).

Sofern es sich beim offiziell Gebotenen schlicht um das sozial Erwartete handelt, entspricht die Trennung von innerer standardsprachlicher Schicht und äußerer standardsprachlicher Schicht in etwa einer Unterscheidung zwischen **kodifiziertem Standard** („a set of rules in reference grammars“) und der **Standardvorstellung** innerhalb der Sprachgemeinschaft („an idea in the brains of (standard and non-standard) speakers“) ¹⁴¹, wie sie auch Davies/Langer (2006: 278) in ihrer vielbeachteten Publikation *The Making of Bad Language* vorschlagen. Deren Modell der **drei Orte der Standardsprache** („loci of standard German“, Abbildung 17) umfasst außerdem noch den tatsächlichen Usus der Standardsprecher(innen) (indirekt beschrieben als „a set of rules in the brains of standard speakers“) bzw. das, was mittlerweile häufig unter der Bezeichnung **Gebrauchsstandard** ¹⁴² verhandelt wird. Zentral ist den meisten Beiträgen, die sich mit einer Differenzierung des Standardbegriffes beschäftigen, die Beobachtung, dass die verschiedenen Erscheinungsformen des Standards nicht deckungsgleich sind, sondern mitunter auch gravierend voneinander abweichen können:

A comparison of the different conditions of language use, language perceptions and the codified account of constructions [...] shows very clearly that is not sufficient simply to look at what the reference grammars say. Instead, we must explore how the three loci of standard German interact and, depending on the different weightings of each factor, certain features will become standard in all three loci, others will only be perceived as standard, others will only be used in standard domains but not accepted

¹⁴¹ Bauer/Trudgill (1998) prägen diesbezüglich die Bezeichnung *language myths*, was von Davies und Langer aufgegriffen wird; vgl. dazu auch Davies (2010).

¹⁴² Hagemann et al. (2013: 2): „Die Beschreibung eines Standards wird zu einem Ziel für handfeste empirische Arbeit, den Standard im konkreten Sprachgebrauch zu suchen und also dort zu verankern. Ein durch empirische Arbeiten erhobener Standard ist im Unterschied zu dem in Resultatsgrammatiken kodifizierten Standard ein **Gebrauchsstandard**“ (Hervorhebung im Original); vgl. auch Berend (2005), Kleiner (2014), Elspaß/Dürscheid (2017) u.a. Fisseni/Schröder (2013) nutzen in ganz ähnlichem Zusammenhang den Begriff „De-facto-Standard“, Stahl (1990) und mit ihm Hoinkes (1997) arbeiten mit dem Gegensatzpaar „endogener Standard“ (~ Gebrauchsstandard) – „exogener Standard“ (~ kodifizierter Standard).

as standard constructions, and yet others will not be perceived as standard despite their formal acceptance by the codex. (Davies/Langer 2006: 282)

Beobachtungen dieser Art bedeuten auch, dass sich die vorliegenden Ausführungen hauptsächlich auf nur eine mögliche Komponente dessen beschränken, was in der fachwissenschaftlichen Diskussion als Standard gelten kann. Untersucht wird der kodifizierte Standard, d.h. die in **metasprachlichen Texten manifestierte Realisierungsform des Standards**. Aussagen zum Gebrauchsstandard können hierbei nur am Rande und mittelbar eine Rolle spielen, wenn sich Markierungsstrukturen innerhalb der Texte beispielsweise auf den Usus beziehen wollen (etwa in Form von diafrequenten Zuordnungen der Art ‚Phänomen X ist häufig/selten‘). Gleiches gilt für Standardvorstellungen, die sich in Form von dianormativen Markierungen (‚Phänomen X ist richtig/falsch‘) niederschlagen können. Die einfache Gleichsetzung solcher Passagen mit der Wirklichkeit von Gebrauchsstandard und Standardvorstellungen außerhalb des Kodex wäre problematisch.¹⁴³ Den Kreis zurück zu Ammons Standardvarietäten-Konzept schließen Hagemann, Klein und Staffeldt (2013: 2), indem sie bemerken: „Je stärker empirie-basiert eine Beschreibung der Standardsprache auf allen Beschreibungsebenen ist und je exklusiver die so beschriebenen Einheiten gegenüber anderen sprachlichen Erscheinungen sind, um so profilreicher begreift man Standard als eine Varietät“ (Hervorhebung im Original).

3.2.3.1.1 Standardvarietät und das Diasystem

Standardsprachlichkeit ist, so verstanden, einerseits ein varietätenlinguistischer Begriff unter anderen, was sich auch in quasi-synonymen Alternativbezeichnungen wie „*Schriftsprache, Einheitssprache, Hochsprache, Gemeinsprache, Kultursprache, Literatursprache, Ausbausprache, Nationalsprache und Landessprache*“ (Ammon 1986: 17; Hervorhebungen im Original)¹⁴⁴ deutlich zeigt. Verbunden wird der Standardisierungsgedanke hier u.a. mit Konzepten der Diatopie (Landessprache), Diamesie (Schriftsprache) und Diastratie (Kultursprache). Andererseits legen solche Bezeichnungen zugleich offen, dass der Standard als Kategorie flexibler agieren kann als die übrigen diasystematischen Dimensionen. Er steht ihnen nicht auf gleicher Ebene gegenüber, sondern schafft seinen eigenen Begriffsraum dadurch, dass spezifische Teilmengen der übrigen Varietäten zusammengefasst werden. Mit anderen Worten: Die Standardvarietät ist eigentlich eine **diasystematische Suprakategorie** mit möglichen Anschlusspunkten an die weiteren Varietätenfelder.¹⁴⁵ Bedingt wird dies durch ein Phänomen, das in der Literatur gemeinhin als „Varietätenkette“ (Sinner 2014: 123, Bernhard 2018: 158) bezeichnet wird – und das sich vereinfachend auf Coserius

¹⁴³ Vgl. die Untersuchungen von Davies zur Divergenz zwischen Kodexaussagen und Lehrerurteilen (Davies 2000, 2001, 2006, 2017) sowie Eber/Rössler (2016), die einen Abgleich von Markierungsaussagen in Dudenband 9 mit dem Usus vornehmen.

¹⁴⁴ Sinner (2014: 91) nennt unter Bezugnahme auf Radtke (1973) noch die Begriffe Bühnensprache, Vortragsprache, Dichtersprache, Gebildetensprache, mündliche Literatursprache, Unterrichtssprache und Gegenwartssprache.

¹⁴⁵ Siehe dazu Bernhard (2018: 156–159) sowie Mattheier (1997c: 7), der vom „diatopischen, diastratischen und diaphasischen Geltungsbereich des Standards“ spricht; ähnlich zu verstehen ist auch Berends (2005: 143–144) Definition der regionalen Gebrauchsstandards als zugleich diatopisch und diaphasisch.

(1988c: 50-51) Beobachtung reduzieren lässt, „dass dialektale Merkmale die Rolle von sozialen und diese wiederum die Rolle von situationellen Merkmalen annehmen können“ (Bernhard 2018: 158). Aus dieser Hierarchie der Varietätenebenen ergibt sich eine Präzedenz des Diaphasischen, woran Varietäten wie der Standard¹⁴⁶ teilhaben:

Die Dimensionen des Diatopischen, Diastratischen und Diaphasischen wurden und werden in variationslinguistischen Projekten in unterschiedlicher Weise gewichtet. Raum und Gesellschaft sind im Allgemeinen unverzichtbare Parameter. Das Diaphasische ist auf jeden Fall, wenn es denn nicht sonst Gegenstand der Untersuchung ist, in der Dokumentation enthalten, da die Daten als Daten der Rede oder des Schreibens Einzelner – diaphasisch interpretiert sein müssen, bevor sie (dia)topisch und (dia)stratisch ausgewertet werden können. (Lüdtke/Mattheier 2005: 29)¹⁴⁷

Abbildung 18: Texttypologische Parameter des Standarddeutschen.

Tendenziell nicht standardsprachlich	Tendenziell standardsprachlich
Medium (Konzeption)	
Gesprochen (konzeptionell gesprochen)	Gesprochen (konzeptionell geschrieben), geschrieben (konzeptionell gesprochen), geschrieben (konzeptionell geschrieben)
Regionale Reichweite	
Kleinräumig, regional	Überregional, national, übernational
Soziale Reichweite	
Spezifisch für eine bestimmte soziale Schicht/Gruppe	Nicht schichten-/gruppenspezifisch
Emittent	
Privatperson	Person in öffentlicher Funktion, (juristische) Person des Privatrechts, (juristische) Person des öffentlichen Rechts (sogenannte öffentliche Institution)
Situation	
Privat/ungezwungen	Öffentlich, offiziell/amtlich
Bildungsgrad von typischem Autor, Adressat	
Grundbildung, Sekundarbildung	Fachbildung, Hochschulbildung
Sozialer Status von typischem Autor, Adressat	
Niedrig	Mittel, hoch

Quelle: Eigene Darstellung nach Bubenhofer et al. (2014: 29–31).

¹⁴⁶ Gleiches gilt entsprechend für die Umgangssprache (vgl. Moser 1961) und im deutschsprachigen Kontext für den Dialekt (vgl. Kapitel 3.3.3).

¹⁴⁷ Vgl. Sinner (2014: 136).

Deutlich wird die diasystematische Polyvalenz des Standards auch, wenn man einen Blick auf die Synopse verschiedener Standarddefinitionen wirft, die Bubenhofer et al. (2014) im Rahmen ihrer *Präliminarien einer Korpusgrammatik* vornehmen. So richten sich die meistaufgerufenen Kriterien in den zurate gezogenen Standarddefinitionen einschlägiger Publikationen relativ klar anhand der bekannten diasystematischen Achsen aus (Abbildung 18). Die Faktoren, die Bubenhofer et al. zur Identifikation standardsprachlicher Texte zusammenstellen, lassen sich entsprechend als diamedial (Medium), diatopisch (regionale Reichweite), diastratisch (soziale Reichweite, Bildungsgrad, sozialer Status) und diaphasisch (Emittent, Situation) klassifizieren. Ähnliches findet man im Übrigen auch schon in einem Beitrag Mosers (1961: 230–232) zur Rolle der Umgangssprache im Sprachsystem, wo der Begriff Hochsprache sowohl „sozial-vertikal“ als auch „räumlich-horizontal“ und „stilistisch“ eingegliedert wird.

3.2.3.1.2 Standardvarietät und Diatopie

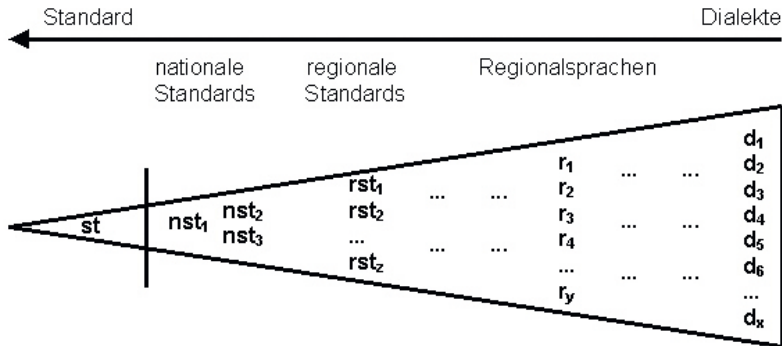
Die diasystematische Vielschichtigkeit des Standardbegriffs bietet demgemäß die Möglichkeit, mit seiner Hilfe unterschiedliche Oppositionen in den Blick zu nehmen. Besondere Aufmerksamkeit hat hierbei traditionell die Beziehung von Standardvarietät und Dialekt erfahren, was gemeinhin einer diatopischen Auslotung des Standardkonzepts entspricht. Ein in diesem Zusammenhang noch immer aktuelles Modell zur Beschreibung der Verhältnisse stammt von Baßler/Spiekermann (2001a): Der Bereich zwischen Dialekt und Standard wird in ihm als Kontinuum konzeptualisiert (Spiekermann (2007: 120) nennt dies „Diglossie“), wobei zwischen den beiden Polen diatopische Abstufungen unterschiedlichen Maßstabs stehen können¹⁴⁸ (Abbildung 19).

Die Zwischenstufen spiegeln dabei zugleich unterschiedliche fachgeschichtliche Etappen in der diatopischen Aufarbeitung des Standardbegriffs, die sich grob als zunehmende Differenzierung bzw. Fragmentierung beschreiben lassen: Während im sprachwissenschaftlichen Diskurs bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Annahme gilt, bei deutscher Standardsprache handele es sich – zumindest in Hinblick auf deren schriftsprachliche Realisierung – um ein weitgehend homogenes Gebilde abseits räumlicher Subgliederung, stehen die Überlegungen von Kloss (1978) sowie die programmatischen Arbeiten von Clyne (1992) und Ammon (1995) für eine Neuinterpretation der Standardsprache unter den Vorzeichen räumlicher Heterogenität (vgl. Niehaus 2017: 63–65; Sinner 2014: 103). Ausgangspunkt dieser ersten Welle sprachgeographischer Segmentierung auf Standardebene bildet dabei jeweils die Beobachtung, dass die deutsche Sprache in den verschiedenen Staaten, in denen sie als Amtssprache fungiert, auch jenseits des Dialektalen und Regionalen „nationale Sprachbesonderheiten“ (Ammon 1995: V) mit Standardstatus bzw. sogenannte „**nationale Standardvarietäten**“ (Ammon 1995: 69; Hervorhebung S.St.) ausbildet. Verhandelt wird vor diesem Hintergrund also nicht zuletzt der Grad an Autonomie, der den

¹⁴⁸ Ich schreibe *können*, da das Modell auch zur Beschreibung von Diglossie-Verhältnissen genutzt werden kann (vgl. Spiekermann 2007). Für eine alternative Darstellung dieser Phänomene siehe Ammon (2003a).

nicht-bundesdeutschen Realisationen von Standardsprache vor der Kontrastfolie der zahlenmäßig größten Kodifizierungsgemeinschaft im deutschen Sprachraum zukommt.

Abbildung 19: Modell regionaler Varietäten des Deutschen.



Quelle: Baßler/Spiekermann (2001a).

Der hierfür aus der US-amerikanischen Soziolinguistik adaptierte Begriff des standard-sprachlichen Zentrums (bzw. darauf aufbauend der **plurizentrischen Sprache**) ist dabei in seiner originären Stoßrichtung sehr breit angelegt und umfasst neben geographischen Kriterien auch politische und religiöse (vgl. Stewart 1968: 534 sowie ergänzend Kloss 1967: 31 und Ammon 1995: 45–46).¹⁴⁹ Alternativ zum Zentrumsgedanken kann auch das politisch beladenere Konzept der Nation als Bezugsgröße gewählt werden: **Plurinationalität** gilt in diesem Kontext für Sprachen, für die verschiedene Nationen voneinander unterschiedliche Standardvarietäten ausgeprägt haben.¹⁵⁰ In der weiteren Entwicklung des Forschungsgebiets Regionalität/Standardsprache werden beide Lesarten auf ihre Weise wirkmächtig: So fällt Clynes Interpretation von Plurizentrität unter nationalen Vorzeichen insbesondere in der DaF-Didaktik der Jahrtausendwende auf fruchtbaren Boden (vgl. u.a. Muhr 1996; Expertengruppe Europäische Sprachenzertifikate 1999; Studer 2003; Köster 2006), vielleicht da die Perspektive der Nation dort bereits durch die ursprünglich aus der Landeskunde stammenden Debatten um „ABCD“- und „D-A-CH“-Konzept fest etabliert war. Ammons differenzierterer Umgang mit den Maßstäben Nation und Staat hingegen wird zum Ansatzpunkt für die weitere Segmentierung des Standardbegriffes abseits politisch definierter Räume.

Exemplarisch für die letztgenannten Entwicklungen stehen die Überlegungen Pohls (1997: 67). Prinzipiell, so Pohl, gebe es drei voneinander zu unterscheidende Herangehensweisen an das Problem der räumlichen Gliederung des Deutschen: eine an den einzelnen Sprachnationen ausgerichtete (plurinationale) Sichtweise; eine Position, die sich an den

¹⁴⁹ Eine aktuelle Einführung in die Thematik liefert Kellermeier-Rehbein (2014).

¹⁵⁰ Die relative Unbestimmtheit des Nationenbegriffs sorgt diesbezüglich unter den einzelnen Autoren für größere terminologische Kontroversen: So verweist Ammon (1998: 314–315) auf den Unterschied zwischen Nation und Staat und differenziert entsprechend zwischen zentrumsspezifischen, staatspezifischen sowie nationalen Varietäten und Varianten. Demgegenüber behandelt Clyne (1984; 2004) Nation und Zentrum in seinen Definitionen relativ unterschiedslos.

Verwaltungszentren der einzelnen Varietäten orientiere (plurizentrisch); sowie eine, die aus dem Wissen um die dialektalen Großräume des Deutschen heraus agiere (pluriareal) (Pohl 1997: 67). Dabei sei die ungünstige Kreuzung der Begriffe Plurinationalität und Plurizentrität mitunter auf eine unzureichende „Auseinandersetzung mit der österreichischen und bundesdeutschen sprachlichen inneren Gliederung“ (Pohl 1997: 67) zurückzuführen, die die Tatsache vernachlässige, dass die Grenzen der deutschen Dialekträume nicht zwangsläufig den Grenzen der Nationalstaaten entsprechen. Zugleich lege eine solche Vermischung auch Zeugnis ab für die Anfälligkeit des Plurizentritätsbegriffs gegenüber sprachnationaler Dogmatisierung, die historisch gewachsene Differenz innerhalb der einzelnen politischen Gebilde im Sinne künstlicher Einheitlichkeit zu nivellieren versuche. Er selbst favorisiere deshalb die ursprünglich von Wolf (1994: 74–75) und Scheuringer (1996: 149–150) vorgeschlagene **pluriareale Perspektive**, da sie Zentren und politische Grenzen nicht überbewerte und somit auch die Beschreibung intra- und interstaatlicher Heterogenität zulasse (Pohl 1997: 69).

Dieses Abrücken vom nationalen und zentrumgeleiteten Maßstab hin zur Areallinguistik bedingt schließlich auch einen Schulterchluss zwischen Standardsprachenforschung und Dialektologie (vgl. Spiekermann 2006). Sichtbar wird diese Allianz der Forschungsfelder unter anderem an der begrifflichen Neuprägung **regionale Standardvarietät**: Diese gesprochensprachlichen Prestigevarietäten sind auf der Mesoebene zwischen Ortsdialekten und national kodifiziertem Standard anzusiedeln und absorbieren gemäß Spiekermann (2008: 35) sowohl Merkmale transregional vertretener Allegrosprache als auch solche regiolektaler Ausgleichsformen. Sie stehen damit für eine „Einengung der Varietätenvielfalt“ (Spiekermann 2008: 309) zugunsten kleinräumig gestaffelter, als Standard aufgefasster Ausgleichssprachen. Die Relativierung des Standardsprache-Kriteriums ‚Überregionalität‘ dekonstruiert dabei zugleich die alte Opposition zwischen Standardsprache und Umgangssprache, was zu weiteren Hybridbegriffen wie Berends **regionalen Gebrauchsstandards** führt, die per definitionem die konventionellen diaphasischen Zuordnungen von ‚Standard = formell‘ und ‚Umgangssprache = informell‘ durchbrechen (siehe dazu auch Kapitel 3.3.3):

Ich gehe davon aus, dass im gegenwärtigen Entwicklungsstadium des Deutschen Sprachformen existieren, die als „regionale Standardvarietäten“ aufgefasst werden können. Darunter sind geographisch definierte Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster zu verstehen, die im jeweiligen Kontext ein entsprechend hohes Prestige tragen und die sowohl im informellen als auch im formellen Sprachgebrauch angemessen sind und akzeptiert werden. (Berend 2005: 143)

Begriffe wie ‚regionale Standardvarietäten‘ und ‚regionale Gebrauchsstandards‘ beschreiben damit eine besondere Etappe in der Geschichte einer Standardsprache: Erfasst wird die Tendenz einer **Destandardisierung**, d.h. einer „Liberalisierung der Normen der Standardsprache“ (Mattheier 1997c: 2), die sich konkret im „zunehmende[n] Gebrauch von Varianten in der Standardvarietät“ (Spiekermann 2005: 105)¹⁵¹ äußert. Die insgesamt an den Konzepten Plurinationalität, Plurizentrität und Pluriarealität zutage tretende, fortschreitende Fragmentarisierung des Standards kann dabei letztlich als fachwissenschaftlicher Reflex real ablaufender Destandardisierungsprozesse gelesen werden:

¹⁵¹ Barbour (2005: 327) nutzt hierfür die Bezeichnung „neue Standardvariation“.

Während sich kodifizierte Standardsprache und Dialekt in neuen, prestigetragenden Vermittlungsformen einander sukzessive annähern, werden gerade solche Standardmodelle interessant, die in Bezug auf dialektale Einflüsse eine höhere Granularität aufweisen. Im gleichen Maße, in dem Varietätenvielfält sich im Bereich zwischen den Polen Standard und Ortsdialekt staucht, konvergieren auch die Untersuchungsbereiche von Standardsprachenforschung und Dialektologie in den neuen Bezugsgrößen Region und Areal.

Dieses gewissermaßen komprimierte Varietätenspektrum (vgl. auch Auer 1997) adäquat zu beschreiben, stellt die Linguistik und ihre bisher entwickelten Kategorien dabei vor erhebliche Probleme – und dies gerade deshalb, weil Diatopie und Standardsprachlichkeit in solchen Termini interferieren. So plädieren Elspaß/Dürscheid (2017: 86–87) beispielsweise dafür, den Begriff ‚regional‘ generell zu meiden, da er in einschlägigen Publikationen wie Dudenband 9 oftmals den Charakter einer Non-Standardmarkierung trage und sich deshalb wenig für Untersuchungen eigne, die sich mit räumlicher Variation auch auf Standardebene auseinandersetzen wollen. Das Unbehagen am momentan verfügbaren terminologischen Raster besteht also darin, dass das Kriterium Regionalität sowohl für das neuere Konzept areal gültiger Prestigevarietäten (d.h. der regionalen Standardvarietäten) als auch für usuell gewordene Konzepte von Nicht-Standardsprachlichkeit herangezogen werden kann.¹⁵² Der diasystematisch polyvalente Status des Standards arbeitet an dieser Stelle den definitorischen Klassifikationen in der Tradition Coserius entgegen.

Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies: Es ist zu erwarten, dass es auch in den Grammatiktexten zu Interferenzen zwischen den Kategorien Standardsprachlichkeit und Regionalität kommt.¹⁵³ Besondere Bedeutung ist demzufolge den Textpassagen zuzurechnen, in denen Markierungen wie *standardsprachlich* oder *nicht standardsprachlich* diatopischen Kategorien gegenübergestellt werden, wo die Autoren also einen indirekten Einblick in ihr Markierungsraster bieten (vgl. auch Kapitel 3.3.3).¹⁵⁴ Zu erwarten ist des Weiteren, dass der Konnex zwischen Räumlichkeit und Standardsprachlichkeit in verschiedenen Grammatiken verschieden ausgeprägt sein wird: Während Regionalität in älteren Texten im Sinne alter Dichotomien möglicherweise noch stärker als Non-Standard verstanden wird, könnten neuere Texte gegebenenfalls eher mit regionalen oder arealen Standardbegriffen arbeiten. Geographisch gewendete Standardkonzepte scheinen dabei aus Sicht der heutigen Forschung eher den sprachlichen Realitäten zu entsprechen und Setzungen, die dies nicht berücksichtigen, als Homogenitäts-Fiktionen des Kodex zu entlarven:

¹⁵² Vgl. Barbour/Stevenson (1998: 110): „Da letztere [die deutschen Standardvarietäten; S.St.] inzwischen weitgehend (wenn auch in unterschiedlichem Maße) als offizielle Norm akzeptiert werden, sind Dialekte von rein geographischen zu regional und sozial signifikanten Phänomenen geworden und haben entsprechende evaluative Konnotationen angezogen. Von Laien als relativ minderwertig und von Sprachwissenschaftlern wertneutral als Nichtstandard-Formen klassifiziert, haben Dialekte eine Phase erreicht, in der sie nicht nur horizontal von anderen regionalspezifischen Varietäten geschieden, sondern auch als ein Variationstyp von vielen in einem vertikalen sprachlichen Kontinuum lokalisiert werden können [...]“. Es greift letztlich die oben beschriebene Varietätenkette.

¹⁵³ Auf lexigraphischer Ebene setzt sich Sutter (2017) eingehend mit diesem Thema auseinander.

¹⁵⁴ Analoges gilt im Prinzip auch für Markierungen aus den übrigen diasystematischen Bereichen, etwa die Kategorien Schriftlichkeit – Mündlichkeit. Vgl. diesbezüglich den Begriff der schriftsprachlichen „Leitvarietät“ (Günthner 2012) sowie historische Abrisse zum Konnex zwischen Schriftlichkeit und Standardsprache (Besch 2003, Wegera 2007). Grundsätzliche, einzelsprachenübergreifende Gedanken zum Thema finden sich bei Coulmas (2017).

Geht man von der in den Wörterbüchern, Aussprachewörterbüchern und Grammatiken kodifizierten Sprachform aus und nennt diese „Standard“, dann muss man sie als theoretisches Konstrukt bezeichnen. Tatsächlich wird es niemanden geben, der diesen Standard perfekt beherrscht. Selbst geschulte Sprecher wie Schauspieler oder Nachrichtensprecher sind nicht in der Lage, einen völlig variationsfreien oder von regionalen Einflüssen unberührten Standard zu artikulieren. (Spiekermann 2007: 123)

Das von diatopischer Variation freie Standardkonzept, wie es insbesondere den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache lange Zeit als einzig gültiges Paradigma dominierte, wird dabei von Spiekermann (2007) als **Normstandard** bezeichnet. Auch im DaF-Kontext gibt es spätestens seit den 2000er Jahren immer wieder Initiativen, die sich für eine Einbindung regional-standardsprachlicher Variation in die Lehre aussprechen (siehe auch Kapitel 3.3.2).¹⁵⁵ Gegner dieser Vorschläge warnen hingegen vor drohender Überforderung der Lernenden (vgl. Colliander 2006) sowie einer unnötigen Dekomposition der historisch-gewachsenen Einheit des Standards (vgl. Götze 2001). Die Debatte ist damit nicht zuletzt auch als ein Wettstreit zwischen den Wertungskategorien ‚Richtigkeit‘ und ‚Angemessenheit‘ zu verstehen, was folgende Passage von Schiewe (2007: 379) verdeutlicht: „Gutes Deutsch ist aus Sicht der heutigen Sprachkritik mehr als richtiges Deutsch, und manchmal kann und muss es sogar anderes als richtiges Deutsch sein. Gutes Deutsch ist in erster Linie angemessenes Deutsch, darüber hinaus auch prägnantes und, wo möglich, variierendes Deutsch.“ An diesem Punkt wird es also interessant sein, wie die Grammatiken im Untersuchungskorpus, die sich an Sprachlerner richten, auf solche für sie essenziellen Fragestellungen antworten.

Spiekermanns Terminus Normstandard kann hierbei als Brücke zum nächsten Begriffsfeld dienen, das es in Bezug auf Kodifizierung abzuarbeiten gilt: Norm und Normativität. Auch wenn es recht häufig zur Einführung der Bezeichnungen Standard und Norm kommt,¹⁵⁶ sind beide nicht deckungsgleich. Standard – dies sollten die letzten beiden Kapitel zeigen – ist von der Warte dieser Arbeit aus betrachtet ein Varietätenbegriff. Normen hingegen sind die argumentativen metasprachlichen Bausteine, mit deren Hilfe sich die Standardvarietät konstituiert.

3.2.3.2 Argumentative Substanz – Norm und Regel

Wirft man einen Blick zurück auf die letzten Kapitel, wird augenfällig, dass den Begriffen der Norm und der Normativität in nahezu allen Beschreibungen von Standard(isierung), Sprachplanung und Kodifizierung substanzielle Bedeutung zukommt. Mehrfach wurden sie bis hierher aufgerufen, ohne dass genauer auf Fallstricke und Schattierungen eingegangen wurde. Dies soll nun nachgeholt werden. So geht Kodifizierung für Ammon (vgl. 1986: 35–44; 2016a: 340) weder in bloßer Verschriftlichung von Sprache (im Sinne des schriftsprachlichen Usus) noch zwangsweise in allen denkbaren Formen linguistischer Beschreibung

¹⁵⁵ Vgl. die Auseinandersetzung um die Leitfrage „Welches Deutsch sollen wir lehren?“ in Hensel (2000), Krumm (2006), Spiekermann (2007) usw.

¹⁵⁶ Vgl. den Begriff der Standardnorm bei Mattheier (1997b).

(bzw. der „Darstellung von Regeln“, Ammon 1986: 43) auf, sondern übersteigt diese beiden Verschriftungstypen durch die Formulierung **normativer** Gehalte. Dabei lässt sich jedoch gerade die letztgenannte Unterscheidung zwischen Sprachbeschreibung im Allgemeinen und normativer Kodifizierung im Besonderen bis zu einem gewissen Grade dekonstruieren, sobald man die Kategorie der Normativität genauer unter die Lupe nimmt.

Richtungsweisend in der Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld **Norm** sind bis heute die drei Bände der von Gloy und Presch herausgegebenen Reihe *Sprachnormen* (Gloy 1975, Presch/Gloy 1976, Gloy/Presch 1976)¹⁵⁷, deren erste Publikation sich mit der Konstruktion eines soziologischen Normbegriffs beschäftigt. Als Ausgangspunkt dieses Verfahrens greift Gloy (1975: 13) auf eine Normdefinition der Deontik zurück: „Normen‘ im Sinne der deontischen Logik sind alle Verhaltensregeln und ihre Äußerungen, die eine Verpflichtung oder Obligation meinen.“ Über eine typologische Auseinandersetzung mit den Normkonzeptionen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen tritt er schließlich in einen Dialog mit der soziologischen Rechtstheorie Luhmanns ein und kommt darauf aufbauend zu einer detaillierten Bestimmung von **Sprachnormen**:

Unter „Sprachnormen“ verstehe ich jene Teilmenge sozialer Normen [...], die durch Werturteile, Aufforderung und (geäußerte) normative Erwartung den Umfang der zulässigen sprachlichen Mittel und – in Abhängigkeit von Faktoren der „Situation“ sprachlichen Handelns – eine spezifische Auswahl dieser Mittel bestimmen. „Sprachnormen“ sind also nicht etwa sprachlich fixierte Normen überhaupt, d. h. Normformulierungen, sondern soziale Normen, die – gleichgültig, ob formuliert oder nicht formuliert – den Umfang, die Auswahl, den spezifischen Gebrauch von *Sprachmitteln* in irgendeiner Hinsicht als verbindlich festlegen. (Gloy 1975: 61; Hervorhebung im Original)

Nicht zuletzt bedeutet dies: Sprachnormen gehen nicht auf in Kodifizierung, die mit Verschriftung und daher Fixierung einhergeht. Sie sind stattdessen gesellschaftlich verankerte Selektion, also das, was sich in den textuellen Trägern von Kodifizierung gleichermaßen manifestiert wie konstituiert (s.o.).¹⁵⁸ Insofern sie auch nicht-fixiert und damit auch nicht-kodifiziert denkbar sind, reichen sie als Gegenstand weit über die Grenzen von Kodifizierungsforschung hinaus. Sie sind zudem auch mehr als das „sprachl[ich] Korrekte, Richtige“ (Ammon 2016b: 648), da sie sowohl das Wissen um die situative Verankerung dieser Kategorien als auch das Wissen um Fehlverhalten und Sanktionen beinhalten (vgl. Gloy 1975: 19). Für Bartsch (1987) vereinen Normen deshalb in Anlehnung an den Logiker von Wright (1979) Komponenten unterschiedlichen Charakters:

Eine Norm besteht aus einem Norminhalt, der eine Regularität konzeptualisiert, und dem Normcharakter ‚obligatorisch‘ oder ‚optionell‘. Davon zu unterscheiden ist die normative Kraft. Norminhalt und Normcharakter formen zusammen den Normkern [...]. Dieser Normkern ist mit einer normativen Kraft assoziiert, die durch

¹⁵⁷ Wesentlich für die definitonische Auseinandersetzung mit dem Begriff Norm ist außerdem Bartsch (1987), vgl. hierzu auch Banhold (2015: 24). Einen Überblick der Sprachnormenforschung bieten zudem die Sammelbände von Mattheier (1997a) und Hennig (2009a).

¹⁵⁸ Vgl. hierzu auch Bartsch' (1987: 6) Definition von sprachlichen Normen als solche Normen, „die die Gestalten oder Formen der sprachlichen Mittel normieren, d. h. deren Korrektheit bestimmen.“

Normautoritäten und andere mit der Durchführung und Instandhaltung der Norm betraute Agenten auf die Normsubjekte ausgeübt wird. (Bartsch 1987: 164)

Normautoritäten und Normsubjekte verweisen dabei auf die „soziale[] Realität von Normen“ (Bartsch 1987: 165), die sich je nach Funktion der agierenden Individuen, Gruppen oder Institutionen noch weiter ausdifferenzieren lässt (siehe Kapitel 3.2.3.4 dieser Arbeit). Für fundierte Aussagen auf diesem Untersuchungsfeld ist die Linguistik auf die methodische Unterstützung der Soziologie angewiesen. In Bezug auf die zu analysierenden Grammatiktexte heißt dies, dass in ihnen nicht alle Bestandteile von Normen gleichermaßen in Erscheinung treten. Was wir in den Kodifizierungstexten unmittelbar vorfinden, sind **Verschriftungen von Normkernen**, d.h. „Normformulierungen“ (Bartsch 1987: 165) bzw. „Normgehalte“ und „Normdiskussion“ (Klein 2014: 225–233), die Norminhalte und Normcharakter spezifizieren (*man sollte X, richtig ist Y*). Diese abstrakten Begrifflichkeiten lassen sich im Prinzip unmittelbar auf die intendierten Untersuchungsgegenstände beziehen: **Normcharakter** manifestiert sich dabei textuell in Form von Markierungen, **Norminhalte** in Form von thematisierten Varianten. Normkerne sind die aus diesen beiden Bausteinen zusammengesetzten Prädikationen. Da dieser Normkern in Form von Einzelaussagen sozusagen den Grundbaustein von Kodifizierung darstellt, kann auch von Norm als **argumentativer Substanz** von Kodifizierung gesprochen werden (vgl. Ammon 1986: 40).

Im Fachdiskurs umstritten ist daneben die **Granularität des Normbegriffs**, was sich nicht zuletzt in der Frage niederschlägt, ob von der Norm einer Sprache im Singular oder den Normen einer Sprache im Plural zu sprechen sei. Eine Alternative zu den pluralisch gedachten Normdefinitionen von Gloy (1975) und Bartsch (1987) bildet u.a. die terminologische Tradition Coserius (1979)¹⁵⁹: In seiner Auseinandersetzung mit der de Saussure'schen Zweiteilung von *Langue* und *Parole* vergibt er die Bezeichnung Norm an die Sprachebene zwischen konkretem Sprechen und Sprachsystem. Das System stellt dabei das funktionelle Grundgerüst einer Sprache zur Verfügung, das viele Freiheiten der Realisierung enthält; die Norm (Singular) steht demgegenüber für die sozial bedingte Auswahl von Realisierungen aus diesem Möglichkeitsraum (vgl. Coseriu 1979: 57). Anders gesagt: Die Norm (Singular) ist Begriff für die Gesamtheit dessen, was normal (in Coserius Terminologie gleichbedeutend mit: institutionell) und dennoch nicht funktionell (im Sinne der Unterscheidung strukturalistisch-systematischer Oppositionen) notwendig ist (vgl. Coseriu 1979: 49).¹⁶⁰ Bartsch (1987: 72) zieht in diesem Zusammenhang besonders die mit der Singularform von Norm einhergehende, aus ihrer Sicht unrealistische Homogenitätsannahme in Zweifel. Sie greife angesichts dessen lieber auf die Pluralform zurück, denn nur so ließen sich Normkonflikte adäquat darstellen (vgl. Bartsch 1987: 72–73). Gloys Kritik wiederum entzündet sich daran, dass Norm in der Lesart Coserius auch auf Phänomene angewandt werden könne, die aus soziologischer Sicht klassischerweise nicht als Normen bezeichnet werden können, sondern eher unter die Kategorien Brauchtum, Sitte oder vornormative Erwartung von Selbstverständlichkeiten fallen (vgl. Gloy 1975: 120–121). Ich halte diese Kritikpunkte

¹⁵⁹ Analoge Gedanken finden sich prominent auch bei Hjelmslev (1974c) und Hjelmslev/Uldall (1974), vgl. Bartsch (1987: 68).

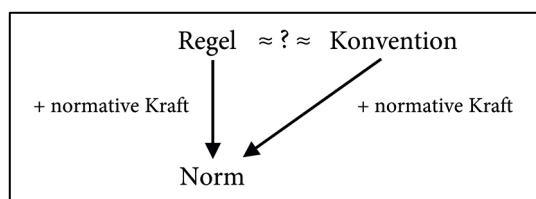
¹⁶⁰ Es ist dieses Verständnis einer singularischen Norm, die Norm auch in Kontakt zu Standard bringt (siehe das vorangehende Kapitel).

für gerechtfertigt und werde mich deshalb für die nachfolgenden Ausführungen (vorübergehend) an der Sprachnormdefinition (Plural) Gloys orientieren.¹⁶¹

Weitere Konkurrenzbegriffe, von denen sich Begriffsbestimmungen von **Sprachnormen** für gewöhnlich zu distanzieren versuchen, sind **Regel** und **Konvention**.¹⁶² Da die Brüchigkeit des Normbegriffs an dieser Opposition so deutlich zutage tritt wie an kaum einer anderen Stelle, soll kurz auf drei Lösungsvorschläge für diese definitorische Aufgabe eingegangen werden:

- i) Bartsch (1987: 63, 159) sieht in Normen eine Subklasse von Regeln, die sich von anderen sozialen Regeln (d.h. Gewohnheiten oder Bräuchen) durch ihren verpflichtenden Charakter, d.h. ihre normative Kraft, unterscheiden.¹⁶³ Unter Konventionen versteht sie demgegenüber soziale Gewohnheiten, „die als Auflösung eines Koordinationsproblems zustande gebracht sind“ und durch Hinzufügung von normativer Kraft ebenfalls zu Normen werden können (Bartsch 1987: 158). In welcher Beziehung Regel und Konvention hierbei genau stehen, bleibt unklar – die Schnittmengen scheinen groß zu sein.¹⁶⁴ Für eine Skizze dieser Verhältnisse siehe Abbildung 20.

Abbildung 20: Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Bartsch (1987).



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an die Überlegungen in Bartsch (1987).

- ii) Gloy (1975: 32) hingegen findet keine triftigen Gründe, die für eine begriffliche Unterscheidung von Norm und Konvention sprechen und entscheidet sich deshalb explizit dafür, die beiden Termini synonym zu gebrauchen. Bezüglich einer möglichen Unterscheidung von Norm und Regel legt er für beide Begriffe Typologien auf Basis gebräuchlicher Interpretationen an. Der Vergleich der beiden Bedeutungsrepertoires lässt ihn dabei weitestgehende Deckungsgleichheit des Terminus Norm mit ver-

¹⁶¹ Nichtsdestotrotz ist auch der Normbegriff Coseriu'scher Prägung sehr präsent in der aktuellen Normdiskussion – insbesondere im Hinblick auf die Forschungsfelder Fehlerlinguistik, Zweifelsfälle und Grammatikforschung. So bildet die Differenzierung von Norm und System die Grundlagen für die Fehlertypologie Ägels (2008) und des Variationsmodells von Hennig (2009b, 2017, 2018).

¹⁶² Ich konzentriere mich an dieser Stelle nur auf die Schnittmenge der umfangreichsten terminologischen Sammlungen von Gloy (1975: 27–33), Gloy (2004: 392) und Bartsch (1987: 157–185). Insgesamt bearbeiten die Autoren dort die Termini Anordnung, Befehl, Brauch, Gesetz, Gewohnheit, Imperativ, Konvention, Norm, Regel, Regelmäßigkeit, Vorschrift sowie Wert. Für eine komprimierte Zusammenfassung von Bartsch' Überlegungen siehe Banhold (2015: 24).

¹⁶³ In dieser Hinsicht ganz analog argumentiert Ripfel (1989: 195): „Sprachregeln unterscheiden sich von Sprachnormen also dadurch, daß sie nur sagen, wie etwas konventionell gemacht wird, aber mit ihnen keinerlei Anspruch verbunden ist, daß man etwas machen soll.“

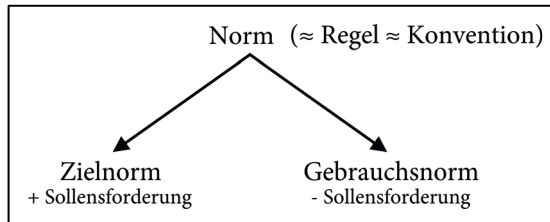
¹⁶⁴ Autoren wie Keller (2009: 15) entziehen sich diesem Abgrenzungsproblem indes ganz, indem sie Konventionen und Regeln schlicht als bedeutungsgleich betrachten.

schiedenen Ausprägungen des Regelbegriffs¹⁶⁵ konstatieren, wobei er jedoch gleichzeitig einräumt, die Bedeutung von Regel sei „anhand dieser begrifflichen Klärung nicht annähernd ermittelt worden“ (Gloy 1975: 29). In diesem Zusammenhang zieht er aber innerhalb des Normbegriffs eine Grenze zwischen Ziel- und Gebrauchsnormen, die in etwa Bartsch' Trennlinie zwischen Norm und Regel/Konvention entspricht (siehe Abbildung 21):

Es gibt nur *ein* verlässliches Kriterium, (zwei) disjunktive Klassen von Normen zu bilden; es lautet: repräsentiert das, was als Norm angesprochen wird, in irgendeiner Weise eine Sollensforderung oder nicht? Wird diese Frage bejaht, dann wird der Komplex sogenannter *Zielnormen* angesprochen, wird sie verneint, handelt es sich um sogenannte *Gebrauchsnormen*. (Gloy 1975: 21; Hervorhebungen im Original)

Übernommen werden diese Kategorien später u.a. von Hennig (2009b: 28), die den beiden Normtypen nicht nur die Pole Deskription (Gebrauchsnorm) und Präskription (Zielnorm) hinzufügt, sondern auch den Konventionsbegriff reaktiviert – nun als Eigenschaft von Gebrauchsnormen im Gegensatz zum Verpflichtungscharakter von Zielnormen. Große Überschneidungen mit Gloys Gedankengängen finden sich darüber hinaus bei Adamzik (2016: 290), die ihrerseits zwischen „Soll-Norm (das entsprechend der Präskription korrekte) und Ist-Norm (das entsprechend deskriptiven Untersuchungen tatsächlich Übliche, das teilweise von der Soll-Norm abweichen kann)“ unterscheidet.

Abbildung 21: Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Gloy (1975).



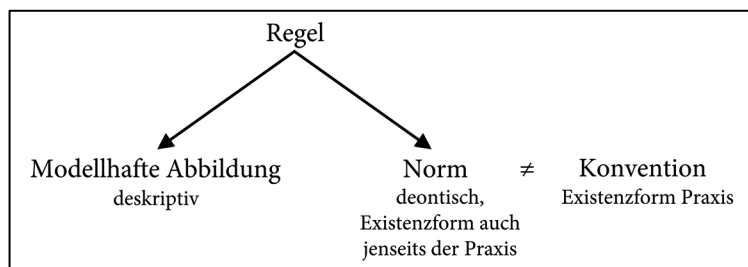
Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an die Überlegungen in Gloy (1975).

- iii) In einem späteren Beitrag zum HSK-Band *Soziolinguistik* nähert sich Gloy (2004: 392) wiederum eher dem begrifflichen System von Bartsch (i) an, wenn er anmerkt, Konventionen existierten *im Kontrast* zur Norm „nicht unabhängig vom Verhalten, sondern nur als bereits stattgefundene Praxis“. Bemerkenswerter ist jedoch die von ihm vorgenommene Aufspaltung von ‚Regel‘, wobei die Trennung von Deskription und Präskription in diesem Falle direkt durch den Begriff selbst verläuft (Abbildung 22): So sieht er in Regeln auf der einen Seite eine Bezeichnung für „den deontischen Sachverhalt Norm i. e. S. (z. B. als ‚orthographische Regel‘)“ (Gloy 2004: 392), also als eine Art Normkern im Sinne von Bartsch. Auf der anderen Seite (und aus Gloys Sicht

¹⁶⁵ Gloy (1975: 29) nennt in diesem Zusammenhang „die präskriptiven Regeln normativer Grammatiken, die deskriptiven Regularitäten der ‚wissenschaftlichen‘ Grammatiken und der Sprachstatistik und die Regeln im Sinne der Tätigkeits- und Instrumentalnormen“.

hauptsächlich) stehe der Terminus Regel aber auch für „den deskriptiven Sachverhalt *modellhafte Abbildung empirischer Daten a posteriori*“ (Gloy 2004: 392; Hervorhebung im Original).

Abbildung 22: Begriffsnetz Norm – Regel – Konvention gemäß Gloy (2004).



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an die Überlegungen in Gloy (1975).

Zusammenfassend lässt sich nun festhalten: Die terminologischen Zusammenhänge, die die Autoren aufbauen, wirken auf den ersten Blick unterschiedlicher als sie letztlich sind. Denn: Ihnen allen scheint ganz offensichtlich klar zu sein, dass es im Umkreis von Norm und verwandten Begriffen einen essenziellen Unterschied zwischen den Bedeutungskomponenten ‚**nicht-deontisch**‘ und ‚**deontisch**‘ (d.h. im Grunde: verpflichtend – nicht-verpflichtend) gibt. Diskutabel bleibt für die Autoren hauptsächlich, unter welcher Nomenklatur (Regel/Norm, Zielnorm/Gebrauchsnorm etc.) man diese Differenz verhandelt.

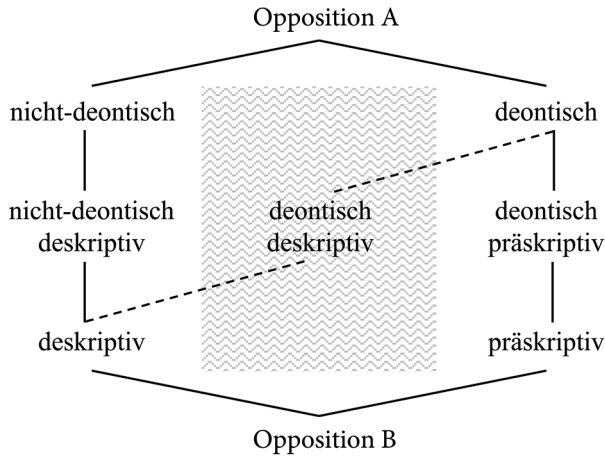
Interessant ist nun, dass es gerade hier zu einer Interferenz eben dieser Opposition mit einer verwandten Opposition, nämlich **deskriptiv** – **präskriptiv/normativ**¹⁶⁶, kommt. Dabei spielt eine große Rolle, dass erstens auch in der deontischen Logik selbst in keiner Weise klar ist, ob deontische Sachverhalte als genuin präskriptive Phänomene aufzufassen sind (also solche, die eine Norm in Gültigkeit setzen) oder ob sie auch deskriptive Phänomene einschließen (solche, die die Gültigkeit dieser Norm beschreiben) (vgl. Gloy 1975: 11–18 sowie Prechtel 2008). Es handelt sich folglich um eine Unsicherheit bezüglich der möglichen Aussagemodalität („modality“, vgl. Eng 2000) sozialer Handlungsaufträge. Zugleich findet man dieses Problem zweitens, sozusagen achsenspiegelt, aber auch auf Seiten der Paarung Deskriptivität/Präskriptivität, dort jedoch als Unsicherheit der deontischen oder nicht-deontischen Implikationen von deskriptiven Äußerungen, was sich in der Frage bündelt: Können deskriptive Äußerungen deontischen Charakter tragen? Im Mittelpunkt der terminologischen Debatten steht damit ein Begriffsfeld, dem man sich von zwei Seiten (bzw. Oppositionen) her annähern kann (Abbildung 23). Während sich an den Polen mit den Bereichen nicht-deontisch+deskriptiv und deontisch+präskriptiv jeweils wenig diskutabile Schnittmengen ergeben, ist der Kontaktbereich deontisch+deskriptiv umstrittenes Kernfeld der Definitionsarbeit und kann, wenn man es denn terminologisch für sinnvoll erachtet,

¹⁶⁶ Präskriptivität und Normativität sehe ich vor diesem Hintergrund als begriffliche Äquivalente im Bereich ‚deontisch‘ an. Dies entspricht letztlich auch dem Gebrauch in ähnlich ausgerichteten Arbeiten, vgl. Locher (2008), Anderwald (2016), Beuge (2016) u.a. Ich orientiere mich im Folgenden damit eher an den Vorschlägen von Bartsch (1987) und Gloy (2004) und nicht am begrifflichen System Hennigs (2009b), in dem auch die Begriffspaarungen normativ-deskriptiv und normativ-präskriptiv problemlos möglich wären.

durch das kappen der nur angedeuteten Linien von zwei Seiten her definitorisch beschnitten werden: entweder im Sinne der Aussage, ‚deontisch ist nie deskriptiv‘, oder der komplementären Behauptung, ‚deskriptiv ist nie deontisch‘.

Im Zentrum der Begriffe Norm und Regel steht demzufolge ein definitorischer Konflikt, bei dem nach meiner Kenntnis noch keine weitgehend anerkannte Lösung gefunden wurde. Dies ist zu beachten, wenn man bedenkt, dass der Terminus Norm in den einschlägigen Definitionen der bis hierhin aufgerufenen Kernkonzepte (Standardisierung, Sprachplanung, Kodifizierung) eine dezisive Rolle spielt.

Abbildung 23: Begriffsfeld nicht-deontisch/deontisch und deskriptiv/präskriptiv.



Quelle: Eigene Darstellung.

3.2.3.3 Zwischenbilanz: Normativitätsdilemma und Rezipientendimension

Die hier offen zutage tretende Frage nach dem Grenzverlauf zwischen Deskriptivität und Präskriptivität sowie Deontischem und Nicht-Deontischem macht nicht auf der Ebene der terminologischen Arbeit an Norm und Regel halt. Sie berührt vielmehr einen Kern nahezu jeder Art von Sprachmanagement oder Standardisierung und ist damit eine der fundamentalen Fragen philologischer Forschung überhaupt:

Language, literature and culture develop according to different sets of rules, and it is the task of linguistics, literary studies and cultural studies to describe both the regularities and the changes in these fields. On the one hand, this description unearths standardization mechanisms in all areas that influence practical language application and aesthetic production. On the other hand, although normative and prescriptive statements tend to be avoided to a large extent in the descriptively-aligned philological disciplines, these fields of academic study still contribute to standardization in that they implicitly or explicitly define the standards for the correct usage of language or ‚good‘ aesthetic design [...]. (Schröder et al. 2012b: 9)

Ganz im Sinne dieses Zitats aus dem interdisziplinären Band *Codification, Canons and Curricula* kommt der Problematik folglich auch in der germanistischen Linguistik dort die höchste Relevanz zu, wo sich sprachwissenschaftliche Forschung und extralinguistische Standardisierungserwartungen am engsten berühren. So ist es wenig überraschend, dass die nachhaltigsten Debatten zum Thema vermutlich auf den Feldern der (Meta-)Lexikographie, der (Meta-)Grammatikographie¹⁶⁷ (vgl. Klein 2004: 384) und der Sprachdidaktik geführt wurden: Wiegand (1986: 99) spricht in einem Beitrag zu Wörterbuchforschung und Sprachnormierung beispielsweise von der „normative[n] Kraft deskriptiver Wörterbücher“, Ripfel (1989: 203) im selben Kontext von ihrer „normative[n] Wirkung“ (vgl. auch Ludwig 2002). In der germanistischen (Meta-)Grammatikographie wiederum trägt das Problem auch die Bezeichnung „**Normativitätsdilemma**“ – in Anschluss an die folgende, häufig zitierte Passage aus der Einleitung zur *Grammatik der deutschen Sprache* (Zifonun et al. 1997a: 6):

Dem Problem impliziter Normung kann allerdings auch eine wissenschaftliche Grammatik nicht entgehen, die authentische Belege präsentiert [...]. Wir sprechen vom Normativitätsdilemma: Jeder in einer Grammatik kodifizierte Sprachgebrauch kann zur Norm erhoben werden, auch wenn die Autoren reine Deskription reklamieren.¹⁶⁸

Eine Rolle spielt die Thematik des Weiteren in einer breit geführten Diskussion, die ab 2007 mehrere Ausgaben der Zeitschrift *Info DaF* prägte: Angestoßen durch Hammers (2007)¹⁶⁹ wohlwollende Rezension einer Publikation Bastian Sicks, entwickelt sich dort im Folgenden eine rege Auseinandersetzung zwischen Maitz/Elspaß (2007, 2009) und Roggausch (2007, 2009)¹⁷⁰, die sich (wenn man die Sache damit auch enorm simplifiziert) auf die Frage zurückführen lässt, wie legitim ein dezidiert präskriptiver Standpunkt für die linguistische Forschung respektive ihre didaktische Umsetzung sein kann und darf. Zentrale Punkte ihrer Argumentation befassen sich deshalb damit, ob es der Linguistik überhaupt möglich ist, Deskription und Präskription zu trennen – eine These, die von Roggausch (2007: 78–79) rigoros verneint, von Maitz/Elspaß ebenso vehement bejaht wird. Dabei stellen Maitz/Elspaß aber nicht in Abrede, dass Sprachbeschreibungen zumindest potenziell sowohl deontisch als auch nicht-deontisch rezipiert werden können: „Wer sich aber kompetent über Grammatik informieren will, greife zu den bewährten didaktischen und/oder wissenschaftlichen Grammatiken [...]. Man muss sie freilich benutzen können und sich

¹⁶⁷ Wie Glück (2016e: 773) nutze ich den Terminus Metalexikographie (und sein Synonym Wörterbuchforschung) für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit lexikographischen Gegenständen, vgl. Ludwig (1991), Wiegand (2007), Schulz (2011), Sutter (2017) u.a. Entsprechend ist unter Metagrammatikographie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit grammatikographischen Gegenständen zu verstehen (siehe Kleindam/Schlör 1989 bzw. Cherubim 1973 sowie Helbig 1992: 136). Zu verschiedenen Interpretationen des Begriffs Grammatik vgl. Fußnote 2.

¹⁶⁸ Einen etwas anderen Zuschnitt des Terminus Normativitätsdilemma wählt Hennig (2009b: 29), wenn sie schreibt: „Die komplementäre Verteilung der zwei Normklassen [Gebrauchsnorm und Zielnorm; S.St.] auf Sprachwissenschaft und Sprachöffentlichkeit möchte ich als ‚Normativitätsdilemma‘ bezeichnen.“ Vgl. auch Hennig et al. (2012: 96).

¹⁶⁹ Nicht zu verwechseln mit dem englischen Grammatiker gleichen Nachnamens.

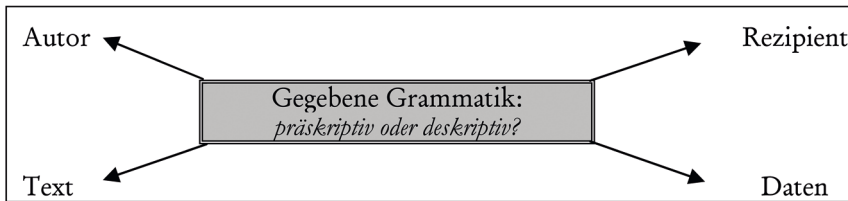
¹⁷⁰ Sprachsoziologisch aufgearbeitet wird der erste Teil der Debatte (Rezension Hammer, Kritik Maitz/Elspaß, 1. Replik Roggausch) von Stöckinger (2015).

darüber bewusst sein, dass auch sie nicht die letzten Antworten zu geben vermögen“ (Maitz/Elspaß 2007: 524).

Was die Debatten in den verschiedenen Subdisziplinen demnach eint, ist die Konstatierung einer gewissen Janusköpfigkeit bestimmter Textsorten, die sich in deren Changieren zwischen den bereits bekannten Kategorien deskriptiv und präskriptiv sowie deontisch und nicht-deontisch offenbart. In anderen Worten: Aussagen, auf die man in konkreten Passagen dieser Texte stößt, können sowohl beschreibend als auch vorschreibend verstanden werden. Sie sind demzufolge Norm (bzw. Zielnorm bzw. deontische Regel) – und zugleich sind sie es nicht. Hinzu kommt erschwerend (siehe das obige Zitat aus der IDS-Grammatik), dass die Einordnung eines Textes als deskriptiv oder präskriptiv offenkundig nicht unmittelbar abgeleitet werden kann aus der Intention seiner Autorinnen und Autoren (vgl. Klein 2004 und Hennig/Koch 2016).

Im Zusammenspiel mit weiter oben getroffenen Annahmen zur Kodifizierung werden die Konsequenzen dieser Beobachtung eventuell noch deutlicher: Wenn der Unterschied zwischen Kodifizierung und sonstiger Verschriftlichung von Sprachregeln im normativ-deontischen Charakter der Kodifizierung gesehen werden soll, dieser Charakter jedoch für denselben Text je nach Blickwinkel vorliegen oder fehlen kann, auf welche Faktoren kann sich die Kodifizierungsforschung dann stützen, um überhaupt zu ihren Gegenständen zu gelangen?

Abbildung 24: Vier Dimensionen der Deskriptivität/Präskriptivität.



Quelle: Klein (2004: 381).

Ein erster Schlüssel zur Lösung dieses Problem könnte in der **Fragmentierung der Begriffe präskriptiv und deskriptiv** (und damit letztlich auch der Begriffe deontisch/nicht-deontisch)¹⁷¹ bestehen: So hält Klein (2004) allgemeine Zuordnungen von sprachbeschreibenden Texten¹⁷² zu den Kategorien präskriptiv und deskriptiv für in hohem Grade unterspezifiziert und schlägt stattdessen vor, Präskriptivität und Deskriptivität in vier Dimensionen zu erfassen (Abbildung 24):

¹⁷¹ Siehe dazu das vorangehende Kapitel.

¹⁷² Er selbst konzentriert sich auf Grammatiken, die Überlegungen sind jedoch problemlos auch auf andere metasprachliche Objekte (Wörterbücher, Texte zur Aussprache etc.) übertragbar. Angewendet auf Kodexforschung im Allgemeinen kehren die entsprechenden Kategorien auch im jüngeren Entwurf der sieben „Dimensionen der Sprachkodexforschung“ (Klein 2014: 227) wieder, wobei sich vereinfacht folgende Bezüge zwischen den Modellen herstellen lassen: 1. Historische Einbettung (Rezipientendimension), 2. Verfasser (Autordimension), 3. Verbreitung (Rezipientendimension), 4. Rezipienten (Rezipientendimension), 5. Normgehalte (Datendimension, Textdimension), 6. Charakter der Normdiskussion (Textdimension, Rezipientendimension) und 7. Kommentar > Modifikation (Rezeptionsdimension).

- Die bereits angesprochene Intention der Verfasser wird dabei zur **Autordimension** von Präskriptivität und Deskriptivität gerechnet. Im Zentrum der Betrachtung stehen hier Absichten und Eigenschaften, die die Urheber(innen) der Werke selbst ihren Texten zu- und einschreiben.¹⁷³ Entsprechende Daten lassen sich beispielsweise aus Absichtserklärungen in Vorworten, Einführungen oder sonstigen Stellungnahmen der Autor(inn)en ableiten, wobei letztere (etwa in Gestalt von Passagen in Briefen) auch über das konkrete Werk hinausführen können.
- Hinzu tritt die sogenannte **Textdimension** mit der Frage: „Wie ist die Grammatik [bzw. das metasprachliche Objekt allgemein; S.St.] formuliert?“ (Klein 2004: 386) Für die Analyse infrage kommen unter diesem Gesichtspunkt alle Mittel, mit denen metasprachliche Informationen sich auf der direkten Oberfläche der entsprechenden Texte niederschlagen.¹⁷⁴ Mögliche Gegenstände für entsprechende Analysen reichen von Formulierungsstrategien in Titeln und Textkörpern bis hin zu Codierung von präskriptiven Urteilen in Symbolen (etwa * oder ?).
- Damit nicht deckungsgleich ist die in den Texten vorgenommene Auswahl der Gegenstände, die von Klein als **Datendimension** bezeichnet wird.¹⁷⁵ Die Reduktion möglicher Strukturen auf das letztlich Angebotene ist dabei nichts, was von den Texten nach eigenem Ermessen vorgenommen werden kann oder nicht, sondern ist – als Antwort auf die unermessliche Menge möglicher Gegenstände – automatisch Bestandteil jeder Sprachbeschreibung. Klein (2004: 393) spricht dementsprechend von einem „Zwang zur Selektion“ (vgl. Kapitel 3.1.3.2)¹⁷⁶. Auf dieser Ebene differenziert er zudem zwischen **empiriegeleiteten Faktoren der Selektion**, bei denen die Auswahl der Phänomene von einer Konzentration auf bestimmte Varietäten¹⁷⁷ (Schriftsprache, Standardsprache, Umgangssprache usw.) bedingt wird, und **theoriegeleiteten Faktoren der Selektion**, bei denen es um die Abhängigkeit der Auswahl von „Beschreibungsbegriffe[n] und Analysekonzeptionen“ (Klein 2004: 395) geht. Für beide Typen gilt, dass sie der Forschung nur mittelbar zugänglich sind, da sie sich nicht direkt aus der Textoberfläche ableiten lassen. Vielmehr handelt es sich um „Formen

¹⁷³ Lochers Analysen der englischsprachigen Grammatikographie des 18. Jahrhunderts legen dabei nahe, auch innerhalb der Autordimension nicht unbedingt von eindeutigen Zuschreibungen zu Präskriptivität oder Deskriptivität auszugehen. So können Autorinnen und Autoren, ungeachtet aller Widersprüche, ihren Werken auch beide Ausrichtungen einschreiben (vgl. Locher 2008: 142).

¹⁷⁴ In diesem Zusammenhang sei auch die – vornehmlich im englischsprachigen Forschungskontext gebräuchliche – terminologische Unterscheidung von präskriptiv und proskriptiv (bzw. Präskription und Proskription) erwähnt: Während präskriptive Darstellungen mit der Nennung als positiv zu bewertender Konstruktionen arbeiten, verbieten proskriptive Darstellungen bestimmte Konstruktionen, definieren erwünschten Sprachgebrauch also ex negativo (vgl. Locher 2008, Anderwald 2014, Anderwald 2016).

¹⁷⁵ Was sich hierin widerspiegelt, sind nicht zuletzt die im Rahmen der Sprachplanungstheorie bereits erwähnten Selektionsprozesse.

¹⁷⁶ Ähnlich argumentiert Gloy (1975: 90–91): „Eine vollständige Grammatik des Sprachgebrauchs ist mindestens deshalb nicht möglich, weil nicht alle Äußerungen berücksichtigt werden können. Die Geltung einer Grammatik bleibt deshalb auf jenen [sic] Korpus von Äußerungen beschränkt, aus dem sie induktiv erschlossen wurde. Die Konzeption einer Grammatik ist also notwendig mit der Reduktion einer vorgegebenen Komplexität verbunden. Ich nenne dies ihre *Idealisierung*“ (Hervorhebung im Original).

¹⁷⁷ Zum Varietätenbegriff siehe Kapitel 3.3.1.

grammatischer Kanonbildung“ (Klein 2004: 391), die sich erst im Vergleich verschiedener Texte bzw. den dort behandelten Gegenständen ergeben.

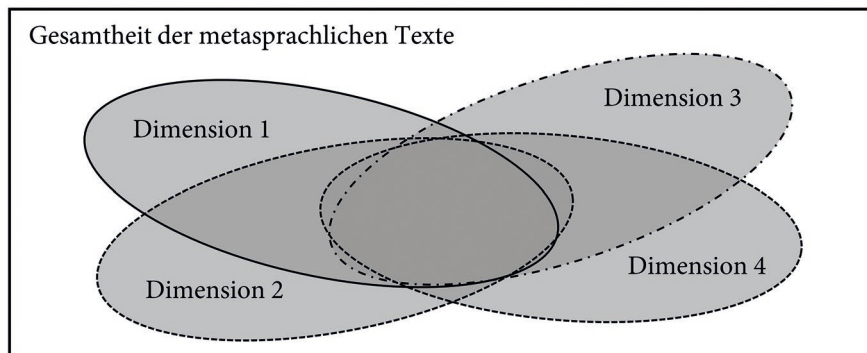
- Als Viertes muss laut Klein die **Rezipientendimension** in die Forschung einbezogen werden. Unabhängig von den anderen Dimensionen kann auch die Frage, mit welchen Erwartungen ein Text gelesen wird, als Grundlage dafür herangezogen werden, ihn im Feld Deskriptiv-Präskriptiv zu verorten. „Prinzipiell kann [...] – eine entsprechende Rezeption vorausgesetzt – also jede Grammatik zu einer präskriptiven oder einer deskriptiven werden“ (Klein 2004: 386; Hervorhebung im Original).¹⁷⁸ Mit anderen Worten: Die Rezeptionsdimension inkorporiert die Beobachtungen im Umkreis des Normativitätsdilemmas und macht sie in Form einer neuen Analysekategorie für einen differenzierteren Blick auf metasprachliche Texte nutzbar (vgl. dazu auch Hennig 2009b und Lotzow 2016). Da Texte selbstverständlich nicht nur einmal gelesen werden können, sondern je nach historisch-soziologischem Kontext wechselnden Rezeptionsbedingungen unterworfen sind, erhält Kodifizierungsforschung damit „eine konstitutiv zeitliche und gesellschaftliche Dimension“ (Klein 2004: 385).¹⁷⁹ Mit welchen Datentypen Untersuchungen in diesem Zusammenhang rechnen müssen, bleibt in Kleins Darstellungen den jeweiligen Forschungsvorhaben überlassen. Strauß (2016) greift hier z.B. auf Rezensionen zurück, Lotzow (2016) führt Befragungen zum Umgang mit Referenzwerken durch. Klar ist jedoch in jedem Fall, dass Aussagen außerhalb des infrage stehenden Textes zurate gezogen werden müssen.

Kleins Modell gibt der Forschung also ein Raster zur Hand, mit dem sie zu komplexeren Einschätzungen bezüglich des deskriptiven oder präskriptiven Status metasprachlicher Erzeugnisse gelangen könnte. Noch einmal sei in diesem Zusammenhang aber darauf hingewiesen, dass der Ausschnitt, den die präskriptiven Texte aus der Gesamtheit metasprachlicher Texte bilden, je nach eingenommenem Blickwinkel ein anderer sein kann. Präskriptivität und Deskriptivität sind folglich immer relationale Urteile (**‚deskriptiv/präskriptiv aus der Perspektive X‘**). Jede Analyse, die mehr als eine Perspektive in Betrachtung zieht, steht notwendigerweise vor der Entscheidung, ob sie Normativitäts- und Deskriptivitätsurteile verschiedener Art nebeneinander stehen lässt oder versucht, die Mengen auf höherer Ebene zusammenzuführen (etwa durch Hierarchisierung der Dimensionen und/oder in Form ihrer Schnitt- oder Vereinigungsmengen; vgl. Abbildung 25). Als mögliche Perspektiven können hierbei die vier von Klein beschriebenen Dimensionen gelten, auf niedrigeren Leveln jedoch stellen sich rekursiv dieselben Fragen – so z.B. in Bezug auf einzelne Rezipient(inn)en, deren Gesamtheit die empirische Grundlage für die Abstraktion ‚Rezipientendimension‘ bildet, oder analog hinsichtlich des ‚Gesamturteils‘ eines Individuums, das wiederum aus möglicherweise divergierenden Urteilen zu einem Text bestehen kann usw.

¹⁷⁸ Für eine ausführliche Diskussion dieses Umstands siehe auch Klein (2010).

¹⁷⁹ Sie wird damit auch empirische Rezeptionsforschung im literatur- und kulturwissenschaftlichen Sinne. Für eine Skizze des Faches siehe Barsch (2013).

Abbildung 25: Ausschnitt der präskriptiven Texte aus der Gesamtheit metasprachlicher Texte in Abhängigkeit von Kleins (2004) vier Definitionen der Präskriptivität/Deskriptivität.



Quelle: Eigene Darstellung.

Unter den verschiedenen Dimensionen wird von vielen Autoren wie Hennig et al. (2012) oder Lotzow (2016) besonders der Rezipientendimension eine Schlüsselrolle auf dem Weg zu einem tieferen Verständnis von Kodifizierung zugesprochen. Am weitesten gehen hier wohl Hennig/Koch (2016: 71), die sich dafür aussprechen, „die Dimension ‚Rezipient‘ nicht nur als Forschungsperspektive [zu] betrachten, sondern als konstitutiv für den Kodex“. Hierzu mehr in den nächsten Kapiteln. Zum jetzigen Zeitpunkt bleibt zu bemerken, dass eine Berücksichtigung der Rezipientenperspektive für eine Untersuchung wie die hier vorliegende folgende unmittelbare Konsequenz für die Wahl von Analysegegenständen mit sich bringt: Prinzipiell können in ihren Interessensbereich in einem ersten Schritt alle Texte fallen, die sich mit Sprache auf einem Metaniveau auseinandersetzen, da diese Texte grundsätzlich das Potenzial zu besitzen scheinen, unter präskriptiv-normativen bzw. deontischen Erwartungen rezipiert zu werden.¹⁸⁰ Solche Kategorien sind also nichts, was Texten a priori und permanent anhaftet und Analysen als schlichtes Datum vorausgeht. Sie sind stattdessen als in hohem Maße relativ zu betrachten und werden über verschiedene soziohistorische Kontexte hinweg erst geschaffen (oder auch abgebaut). Unter diesen Vorzeichen verstanden ist die Frage nach Präskriptivität und deontischem Charakter von Texten auch nichts, was der Kodifizierungsforschung (und mit ihr der Sprachplanungs- und Standardisierungsforschung) vorangeht, sondern etwas, das mit ihrer Hilfe erst zu (re-)konstruieren ist. Bearbeitet wird von den entsprechenden Disziplinen folglich stets ein Raum zwischen den Oppositionen.¹⁸¹

¹⁸⁰ Nichtsdestotrotz kann es sinnvoll sein, unter allen metasprachlichen Erzeugnissen erst einmal die Textsorten unter die Lupe zu nehmen, bei denen man auf Rezipientenseite traditionellerweise von erhöhten „normativen Erwartungen“ (Wiegand 1986: 99) ausgeht.

¹⁸¹ Wenn Ammon (1986: 38–39) vor der Ausarbeitung seiner eigenen Bestimmung des Merkmals ‚kodifiziert‘ konstatiert, terminologisch sei noch unklar, ob „eine Kodifikation per definitionem präskriptiv ist [...] oder ob sie auch deskriptiv (= nicht präskriptiv) sein kann“, trifft er den Wesenskern von Kodifizierungsforschung demnach sehr genau.

3.2.3.4 Netzwerke – Kräftefeld, Normautoritäten und der Kodex

Wenn man nun also davon ausgeht, dass es sich bei Kodifizierung um ein rezeptionsbedingtes Phänomen handelt, ist es in einem nächsten Schritt nötig, zu eruieren, welche **Instanzen** hier genau in Interaktion treten. Auch diesbezüglich gibt es in der Forschung vielfältige Vorschläge, die an dieser Stelle kursorisch thematisiert werden sollen. Dass die einschlägigen Diskussionen zum Thema meist unter dem Schlagwort **Normierung** geführt werden, soll nicht irritieren, da die enge terminologische Abhängigkeit von Norm und Kodifizierung ja bereits herausgearbeitet wurde: Im Rahmen der Kodifizierung schlagen sich Normkerne (bzw. Regelkerne) in Texten nieder (vgl. Kapitel 3.2.3.2), Kodifizierung ist entsprechend ein Aspekt von Normierung. Für den vorgestellten Gedankengang ist vor allem bedeutsam, dass sie als Teilaspekt wiederum mit weiteren Aspekten von Normierung verbunden ist.

Heute eher seltener zitiert werden in diesem Zusammenhang Gloys (1975: 34–37) „Begriffselemente von Norm“, obgleich es sich bei ihnen in gewisser Weise um das gedankliche Fundament handelt, auf dem spätere und beliebtere Darstellungen letztlich fußen. Ein gravierender Nachteil gegenüber jüngeren Überlegungen besteht darin, dass es sich – von Gloy auch so beabsichtigt – um kein ausgearbeitetes terminologisches System handelt, sondern um eine nur vage gruppierte Liste verschiedener Komponenten des Normbegriffes. Die dichten Bezüge der Termini ergeben sich deshalb erst, wenn die zugehörigen Passagen in Gloys weiteren Ausführungen zurate gezogen werden, diese verteilen sich aber unregelmäßig über die gesamte Publikation. Relevant aus Sicht metagrammatikographischer Untersuchungen ist hierbei insbesondere Gloys „Normdimension b“, die sich mit den Akteuren im Normbildungsprozess beschäftigt. Aufgezählt werden Normsetzer, Normabsender, Normvermittler, Normüberwacher, Sanktionssubjekte, Normempfänger, Normopfer, Normbenefiziar und Normbefürworter. Dabei verdeckt, wie gesagt, die sehr heterogene Zusammenstellung nach „intuitiv gewonnenen zusammenfassenden Gesichtspunkten“ (Gloy 1975: 35) den Umstand, dass viele Kerngedanken späterer Modelle sich bereits in Gloys Gedankengängen finden: etwa wenn Normierung als sozialer Prozess bzw. komplexe Form **kommunikativen Handelns** gedeutet wird, die nicht in einem einfachen Sender-Empfänger abgebildet werden kann. Stattdessen sieht Gloy in ihr viele Instanzen mit möglicherweise divergierenden Interessen am Werk.

Es genügt m. E. nicht, einfach von einem Normsender und einem Normempfänger zu sprechen. [...] Einen ersten Schritt [...] sehe ich in einer Differenzierung, die neben Normsender und -empfänger die für den konkreten Kommunikationsablauf von Normen wichtigen Zwischeninstanzen wie Normvermittler, -überwacher, -befürworter einbringt und an die schlichte – aber oft unterlassene Unterscheidung zwischen Normopfer und -benefiziar erinnert. (Gloy 1975: 125)

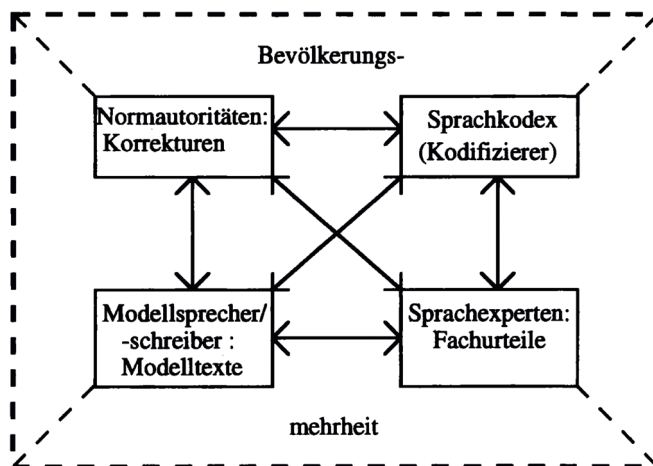
Eine mögliche Form von Normsetzung (präziser gesagt: von Sprachnormsetzung) stellt dabei für Gloy die Kodifizierung in den Grammatiken dar, die damit zum Verhandlungsgegenstand und -mittel im Aktionsraum der verschiedenen Instanzen werden (vgl. Gloy 1975: 63–64, 81). Was Gloy zudem bereits anklagen lässt, jedoch laut eigener Aussage noch nicht systematisch bearbeitet, ist der Umstand, dass Sprachnormformulierungen (wie

Grammatiken) Anteil an verschiedenen gesellschaftlichen Kommunikationszusammenhängen haben, d.h. mehrfach mit den oben genannten sozialen Rollen verwoben sind:

Die Tatsache, daß auch außerhalb der Sprachwissenschaft Sprachnormen formuliert, überwacht und ihre Nichtbefolgung gegebenenfalls sanktioniert werden, ist dabei von mir weder übersehen noch für bedeutungslos erachtet worden. Ihre Analyse erforderte jedoch einen wesentlich komplexeren Untersuchungsansatz[,] als ich ihn habe entwickeln können; er hätte, ausgehend von einer gesellschaftspolitischen Analyse der konkreten Verteilung von Macht und Herrschaft in der heutigen BRD, den verschiedenen Verhältnissen in der Rechtsprechung, Technik, im Erziehungswesen und – mit einem besonderen methodologischen Aufwand – in der Alltagssituation Rechnung zu tragen. (Gloy 1975: 61)

Diese Gedanken und Begrifflichkeiten Gloy's zu den sozialen-kommunikativen Akteuren (und natürlich auch Akteurinnen) des Normierungsprozesses werden zum einen von Bartsch (1987: 90-91 und 165) aufgegriffen. Zum anderen beeinflussen Gloy's Ausführungen auch die vermutlich bekannteste Konzeptualisierung auf diesem Gebiet, Ammons **soziales Kräftefeld** einer Standardvarietät.¹⁸² Die Stärke des letztgenannten Ansatzes liegt dabei insbesondere darin, die von Gloy konstatierte Komplexität in eine „praktisch brauchbare Orientierungsgrundlage“ (Ammon 1995: 81) überführt zu haben, wobei das Modell einen Teil seiner Popularität auch der damit verbundenen, sehr eingängigen graphischen Darstellung (Abbildung 26) verdankt.

Abbildung 26: Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät.



Quelle: Ammon (1995: 80).

Die Vielschichtigkeit des Feldes wird dabei auf vier bzw. fünf soziale Instanzen reduziert, wobei die Zahl der Instanzen davon abhängig ist, welchen Status man der **Bevölkerungsmehrheit** zuspricht. Einen entscheidenden Unterschied zwischen ihr und den vier

¹⁸² Vorgestellt wurde das Modell in Ammon (1995: 80) und wurde danach vom Autor immer wieder aufgegriffen und konzeptuell weiter erschlossen (so z.B. in Ammon 1996: 134; 2003b: 2, 2005: 32–39; 2015: 143).

Kerninstanzen sieht Ammon darin, dass die Beziehung der Bevölkerungsmehrheit zum Normierungsprozess geprägt ist von Mittel- und Wandelbarkeit, weshalb er sich in seinen Überlegungen meist auf die vier übrigen Elemente des Modells konzentriert:

Die Einwirkung der Bevölkerungsmehrheit (ohne die herausgehobenen vier Komponenten) auf die Setzung und Form einer Standardvarietät ist nur indirekt. Je nach sprachpolitischen oder -soziologischen Umständen und zum Teil auch je nach persönlichen Einstellungen werden die Personen, die unsere vier Komponenten bilden, sich weniger oder mehr als sprachliche Interessenvertreter der Bevölkerungsmehrheit sehen und dementsprechend handeln. Ihre Beziehung zur Bevölkerungsmehrheit kann eine vom politischen System verlangte, eine weitgehend freiwillige oder auch so gut wie gar keine sprachliche Interessenvertretung sein. Die perforierte, nicht in Pfeilform dargestellte Linie soll die Variabilität dieser Beziehung, je nach politischen Umständen, zum Ausdruck bringen. (Ammon 1995: 81)

Die Doppelpfeile zwischen den restlichen Instanzen des Modells stehen im Umkehrschluss für konstantere „Wechselbeziehungen“ (Ammon 2015: 143) bzw. „Rückkopplungsprozesse“ (Ammon 1995: 81), wobei die in Verbindung stehenden Gruppen im Gegensatz zur Bevölkerungsmehrheit stets unmittelbar auf die sprachliche Normierung einwirken können. Normierung wird damit (in Entsprechung zu den Überlegungen Gloy's) als etwas konzeptualisiert, das seine Gestalt erst in der Interaktion verschiedener, „deutlich identifizierbar[er], wenn auch nicht genau abgrenzbar[er]“ (Ammon 2005: 32) gesellschaftlicher Größen gewinnt.

Zu den übrigen vier Komponenten ist Folgendes anzumerken:

- Die erste der Dimensionen im normativen Beziehungsgeflecht bezeichnet Ammon in terminologischer Entsprechung zu Bartsch als **Normautoritäten**. In diese Kategorie fallen Personen und Institutionen, „zu deren Berufsaufgaben die Korrektur von Sprachfehlern gehört, z. B. Lehrer oder Vorgesetzte auf Ämtern“ (Ammon 2005: 32).¹⁸³ Normautorität beschränkt sich jedoch nicht auf administrativ geregelte Kontexte, sondern erstreckt sich potenziell auf alle Zusammenhänge, in denen Instanzen auf Basis eines Machtungleichgewichts normorientiertes Verhalten einfordern können: „Any individual who has the power [...] to effectively correct other individuals' speech or writing behavior is a *language norm authority*. Grandmothers, for example, can have that power vis-à-vis their grandchildren and are then language norm authorities“ (Ammon 2003b: 3; Hervorhebung im Original).
- Zweitens nehmen im sozialen Kräftefeld auch **Modellsprecher(innen) und -schreiber(innen)** in Form von öffentlich zugänglichen Modelltexten Einfluss auf die Entwicklung der Norm. Vorbildhaftigkeit ist dabei eine graduelle Größe. Zu den Sprachmodellen gerechnet werden u.a. „Nachrichtensprecher in Massenmedien, Schauspieler, Journalisten und Schriftsteller“ (Ammon 2005: 33), daneben gibt es eine breite Peripherie potenziell vorbildhafter Positionen.
- Drittens führt das Modell **Sprachexpert(inn)en** an, deren wichtigste Gruppe „die professionellen Linguisten (zumeist Hochschullehrer)“ (Ammon 1995: 78) darstellen, insofern diese kritisch in die Diskussion um die weitere Entwicklung der Norm

¹⁸³ Zum genauen Verhältnis von Lehrberuf und Sprachnormautorität siehe u.a. Davies (2017).

eingreifen.¹⁸⁴ Zieht man das spannungsreiche Verhältnis in Betracht, das zwischen Sprachwissenschaft auf der einen und Sprachpflege wie Sprachkritik auf der anderen Seite besteht, sind hier breite Übergangsbereiche zwischen Sprachexpertise und Sprachnormautoritäten anzunehmen. Im Grunde hängt auch diese Unterscheidung letztlich wieder von der Rezeption der damit verbundenen Texte ab.

- Die Bezugsgröße der Norm aber, der Ammon die größte Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt, ist der **Sprachkodex**. Auch dieser ist keine autarke Instanz, sondern ist eng mit den anderen Dimensionen, vor allem den durchsetzenden Sprachnormautoritäten, verknüpft:

Mit der Unterrichtung der Standardvarietät in der Schule hängt es auch zusammen, daß sie in aller Regel *kodifiziert* ist. Damit ist gemeint, daß ihre Formen in Wörterbüchern (z. B. Rechtschreib-, Aussprache-, Bedeutungswörterbüchern) oder Regelbüchern (vor allem für Rechtschreibung und Grammatik) beschrieben und veröffentlicht sind. Die Gesamtheit dieser Werke nennt man den *Sprachkodex* (auch den *linguistischen Kodex*) oder einfach den Kodex der Standardsprache. (Ammon 1995: 74; Hervorhebungen im Original)¹⁸⁵

Gegenständlich fassbar wird Kodifizierung demnach in Gestalt unterschiedlichster Typen von Regelwerken, in denen die Selektions- und Legitimierungsstrategien der Kodifizierungsprozesse an die sprachliche Oberfläche treten. Der Sprachkodex ist somit, wie oben angedeutet, der **Träger der Kodifizierung**. Seine Stoßrichtung ist grundsätzlich metasprachlich (vgl. Klein 2014: 220). Das Prinzip der Textkompilation bleibt dabei über die Themengebiete und Einzelwerke hinweg identisch: „Regeln [bzw. im Sinne dieser Argumentation: Normen; S.St.] definieren eine Menge [...] von Varietätenelementen“ (Ammon 1986: 49) für ein bestimmtes Teilgebiet der Sprache. Was den Kodex aber erst zum Kodex macht bzw. was seine Texte von anderen Regelsammlungen unterscheidet, ist der Umstand, dass sich andere Instanzen in Normfragen auf ihn berufen: „Not every dictionary or grammar is in itself a (*linguistic*) *codex*. This is only the case if it is used as a set of guidelines for correcting behaviour, either by language users themselves for self-correction or by authorities for correcting others“ (Ammon 2004: 276; Hervorhebung im Original). Klein

¹⁸⁴ Für eine Diskussion der Rolle sprachwissenschaftlicher Forschung im öffentlichen Normdiskurs siehe Klein (2004, 2010) sowie Schiewe (2003) und Meinunger (2014). Für Geschichte und Zielsetzungen der deutschen Sprachpflege und Sprachkritik vgl. Beck (2003), Roth (1998) oder Kolde (2007).

¹⁸⁵ Trotz dieser engen Verbindung besteht Ammon darauf, die Kodifiziererrolle konzeptuell von Normautorität und Sprachexpertise zu trennen. Normautoritäten besäßen immer das Potenzial der Sanktionierung: „Es dürfte schließlich deutlich geworden sein, daß die Verfasser der Regeln nicht die eigentlichen Präskriptionsautoritäten sind. Zu welchen Sanktionsdrohungen wären sie auch in der Lage?“ (Ammon 1986: 48) Sprachexpertinnen und -experten im Sinne von Ammons Modell könnten ihrerseits per definitionem nur jene sein, die nicht in die Kodifizierung involviert sind: „Sie sind nicht identisch mit den *Kodifizierern*, die den Kodex erarbeiten und die sich in der Regel in Sprachfragen ebenfalls ausgezeichnet auskennen. Um die Eigenständigkeit der Sprachexperten im sozialen Kräftefeld einer Standardvarietät zu verdeutlichen, ist es zweckmäßig, diese Gruppe definitiv auf solche Personen zu beschränken, die gerade nicht an der Ausarbeitung des Kodex mitwirken. [...] Die Sprachexperten beurteilen den Kodex fachlich und wirken auch inhaltlich auf ihn ein, insofern ihre Kritik bei Neuauflagen berücksichtigt wird“ (Ammon 1995: 78; Hervorhebung im Original). In Bezug auf konkrete Untersuchungsgegenstände hat besonders die letztgenannte Unterscheidung jedoch stark artifiziellen Charakter und wird deshalb häufig nicht mitvollzogen (vgl. z.B. Eber/Rössler 2016).

(2014: 222) stellt diesen Umstand schließlich sehr prominent ins Zentrum seiner eigenen Kodexdefinition:

Zum **Sprachkodex** einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden. Der Sprachkodex kann sich auf unterschiedliche Ebenen und Instanzen der Sprache beziehen: Aussprache, Schreibung, Grammatik (Wort- und Wortformenbildung, Syntax), Lexik, Semantik, Pragmatik. (Hervorhebung im Original)

Angemerkt sei, dass der Begriff der Normautorität hier einen etwas anderen Zuschnitt als in den zitierten Gedankengängen Ammons erhält. Um Kleins Definition mit Ammons Termini in Einklang zu bringen, könnte man deshalb folgende Änderungen vornehmen:

Zum Sprachkodex einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die einer Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Verfügung stehen, um sich in Normfragen auf sie zu berufen, und die von der Sprachgemeinschaft als derartige Legitimationsinstanzen auch wahrgenommen werden.

Wie Hennig/Koch (2016: 71) unterstreichen, ist die Rezeptionsperspektive damit für die Kodexforschung nicht nur eine mögliche Perspektive unter vielen, sondern steht als Definitionskriterium in ihrem Kern. In der Sprachgemeinschaft als Kodex wahrgenommen zu werden, ist die *conditio sine qua non*, wenn es um die Einordnung der entsprechenden Texte geht.

Wie Ammons soziales Kräftefeld somit zeigt, ist der Kodex über Wechselbeziehungen mit den übrigen Instanzen im Normbildungsprozess verbunden, die damit auch als unterschiedliche Bezugspunkte für eine Rezeptionsanalyse des Kodex herangezogen werden können. Die Rezeptionsdimension, die eine so große Bedeutung für die Bewertung von Kodextexten einnimmt, zerfällt folglich ihrerseits in ein **Rezeptionsgeflecht**. Eine Analyse der rezeptiven Komponente von Kodifizierung muss auch hier genau definieren, wie sie an ihre Fragen herangeht. Sieht sie sich an, wie Normautoritäten über Grammatiken urteilen oder stammen ihre Daten aus der Einflussphäre der Sprachexpertinnen und -experten? Sind es Modellsprecherinnen und Modellsprecher, die hier agieren oder gehören die untersuchten Individuen zu anderen Gruppen der Sprachgemeinschaft? Kodexstatus ist damit – ganz genau wie Deskriptivität und Präskriptivität – eine relationale Größe und der Kodex stets nur **Kodex unter der Perspektive X'** (vgl. Stark 2016: 178–180). Dass sich die Argumentation an dieser Stelle nicht im Kreis gedreht hat und mehr erreicht wurde, als einen relationalen Begriff durch einen anderen ersetzt zu haben, ist in den letzten Schritten dieser zweiten Theorieetappe zu zeigen.

3.2.4 Intratextuelle und transtextuelle Perspektive auf den Kodex

Es bleibt die Frage im Raum, wie die Forschung an Daten gelangt, die etwas über die Normativität oder Deskriptivität ‚in Hinblick auf eine Perspektive X‘ verraten können. Die Analyseobjekte, auf die sich entsprechende Untersuchungen laut Kleins Darstellungen berufen können, lassen sich dabei auf einer sehr basalen Ebene auch danach typisieren, ob es

nötig ist, den Blick über den Tellerrand des Einzeltextes zu heben oder nicht. Insbesondere die Text- und Autorentdimension legen hier auf den ersten Blick eine **intratextuelle Perspektive** nahe, lassen sich also (scheinbar) auch bearbeiten, wenn man sich auf Aussagen in einem konkreten Einzeltext beschränkt. Für die Daten- und Rezipientendimension hingegen ist von vornherein klar, dass sie nur sinnvoll zu erfassen sind, wenn man das fokussiert, was in der Tradition Genettes die „*Transtextualität* oder *Transzendenz des Textes*“ genannt wird – also alles, was den Text „in eine manifeste oder geheime Beziehung zu anderen Texten bringt“ (Genette 1993: 9; Hervorhebung im Original).¹⁸⁶

Ähnlich weit gefasst und für die Sprachwissenschaft sicherlich noch präsenter steht der Begriff **Transtextualität** auch im Mittelpunkt diskurslinguistischer Ansätze, wo er von Spitzmüller/Warnke (2011: 187) im Rahmen ihrer *Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse* für „komplexe Struktur[en] der Sprache und ihrer Funktionen jenseits der Textgrenze“ gebraucht wird. Die transtextuelle Dimension stellt hierbei eine von drei möglichen Ebenen dar, auf denen sich Diskurse, d.h. übergeordnete „Aussagen- und Wissensnetze“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 117), manifestieren: „Der Diskurs ist [...] erst dort Diskurs, wo intratextuelle Phänomene, Akteure und transtextuelle Strukturen interagieren“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 187).

Ebenso wie Genette machen Spitzmüller/Warnke grundsätzlich einen Unterschied zwischen Trans- und Intertextualität:

Wenn man unter ›Intertextualität‹ die Gesamtheit aller Phänomene des expliziten oder impliziten Bezugs zwischen Texten versteht – vom direkten Zitat bis zur kaum erkennbaren Anspielung –, dann können wir Intertextualitätsphänomene als die primären Zugänge zum Verständnis von Transtextualität ansehen. Immer dort, wo Texte sich auf andere Texte beziehen – und jeder Text tut dies mehr oder weniger ausgeprägt –, können wir transtextuelle Strukturen beschreiben. (Spitzmüller/Warnke 2011: 188)¹⁸⁷

Intertextualität ist, so gesehen, materieller Zugang von Transtextualität. Für eine transtextuelle (wie auch intertextuelle) Analyse gilt entsprechend:

Eine transtextuelle Analyse ist dann transtextuell, wenn sie nicht nur einzelne bzw. vereinzelte Texte untersucht [...], sondern wenn sie eine Mehrzahl, besser: Vielzahl

¹⁸⁶ Transtextualität wiederum ordnet Genette (1993) in einem zweiten Schritt fünf weitere Typen von Textbeziehungen unter: (a) Intertextualität als „Präsenz eines Textes in einem anderen Text“ (10), etwa in Form von Zitat, Plagiat oder Anspielung; (b) Paratextualität als Beziehung zwischen Gesamttext und Textelementen wie Titel, Vorwort, Einleitung usw.; (c) Metatextualität als kommentierende Bezugnahme auf einen anderen Text in Gestalt eines Kommentars oder einer Kritik; (d) Architextualität als Relation eines Textes zu seiner Gattung (bzw. Textsorte vgl. Janich 2008: 185); (e) Hypertextualität als Bezugnahme auf einen anderen Text als strukturelles Vorbild bzw. als Basis einer Transformation. Angemerkt sei, dass Genettes Analyseinstrumentarium – konzeptuell durchaus gewollt – an nahezu allen Nahtstellen breite Überschneidungen zulässt (vgl. Berndt/Tonger-Erk 2013: 111–126).

¹⁸⁷ Eine weitere Unterteilung im Sinne der Genette’schen Subkategorien Paratextualität, Architextualität etc. wird von Spitzmüller/Warnke indes nicht vorgenommen. Zur Unterscheidung Intertextualität – Diskurs vgl. auch die folgende Passage: „Aussagen- und Wissensnetze sind mit Textgeflecht bzw. Korpora nur bedingt in eins zu setzen. Intertextuelle Verweisstrukturen sind zwar sehr wichtige Phänomene [...], sie sind aber nur eine formale Ausprägung der epistemischen Strukturen, deren Beschreibung die Diskursanalyse sich zur Aufgabe gemacht hat“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 117).

von Texten bzw. Aussagen in verschiedenen Texten, verschiedenen Medien, von verschiedenen Akteuren usw. analysiert, und zwar eine Vielzahl, die strukturelle Übereinstimmungen und Handlungsbezüge aufweist. (Spitzmüller/Warnke 2011: 188)

Diese **trans- bzw. intertextuelle Perspektive** zeigt sich in Kleins Modell sehr deutlich dort, wo textuelle Erzeugnisse auf Rezipientenseite in die Analysen integriert werden oder auf Ebene der Daten Kanonisierungstendenzen in den Fokus geraten. Eine Herangehensweise, die Texte mit anderen Texten abgleicht, ist hier zwangsläufig angezeigt, um zu sinnvollen Aussagen zu gelangen. Die übereinzeltextliche Perspektive unterliegt – mehr oder weniger latent – jedoch auch den beiden anderen Dimensionen:

So überschreitet es zum einen klar die Grenzen des Einzeltextes, wenn für eine Analyse der Autordimension weitere Texte derselben Person zur Klärung möglicher Intentionen herangezogen werden¹⁸⁸, und auch Auseinandersetzungen der Autorinnen und Autoren mit fremden Vorgängertexten zur Legitimierung der eigenen Arbeit (siehe Kapitel 3.2.5) sind nur transtextuell nachzuvollziehen. Zum anderen ist selbst die genuin intratextuell erscheinende Textdimension im Grunde nicht von ihrer eigenen Transzendenz zu trennen, wenn man Transtextualität und Diskursivität als fundamentale Bedingungen von Sprechen und Sprache begreift und fragt: Woher stammen die auf Textebene zu untersuchenden Formulierungen und Urteile? Wie kommen die Texte zu Inhalt und Form? Oder sehr klassisch und lakonisch gefragt: „Wer spricht?“ (Foucault 1988: 75; vgl. dazu Spitzmüller/Warnke 2011: 137) Disziplinübergreifend wirkmächtig geworden sind hier die Überlegungen Bachtins (1971: 225–226), die sich als mögliche Antwort auf derartige Fragen lesen lassen:

Jedes Mitglied eines Sprachkollektivs findet das Wort nicht als neutrales Wort der Sprache vor, das von fremden Stimmen nicht besetzt wäre. Nein, er erhält das Wort von einer fremden Stimme, von dieser Stimme erfüllt. Wenn das Wort in seinen Kontext eingeht, kommt es aus einem anderen Kontext und ist von fremden Auffassungen durchdrungen. Sein eigener Gedanke findet das Wort schon besetzt. Aus diesem Grunde sind die Orientierung der Worte inmitten der Worte, das verschiedenartige Empfinden des fremden Wortes und die unterschiedlichen Arten, auf das fremde Wort zu reagieren, vielleicht die wesentlichsten Probleme der metalinguistischen Erforschung jedes und auch des künstlerischen Wortes.

Lässt man sich auf Bachtins Dialogismus (vgl. Allen 2011: 21–29), d.h. die These der Stimmenvielfalt im Geäußerten ein, erweist sich das Wort und mit ihm die Sprache somit als in hohem Maße doppelbödiges Gebilde, unter dessen augenblicklicher Oberfläche immer auch ein nicht zu vernachlässigendes Quantum an Vergangenheit liegt. Mit anderen Worten: Sprechen ist Tradition – und dies ganz im Sinne eines ‚Trans-ducere‘, eines Überführens des Gewesenen in eine neue Gegenwart. Gerade vor dem Hintergrund der **soziohistorischen Transformativität von Kodifizierung** (vgl. Kapitel 3.2.3.3) ist also zu erwarten, dass Texte allein durch die Wahl einer konkret gewählten Formulierung an Traditionen teilhaben. So können sie sich im wahrsten Sinne des Wortes in **Überlieferungslinien** einschreiben, beispielsweise indem sie sich bestimmter Bewertungs-

¹⁸⁸ Heinemann (1997: 34) spricht in diesem Zusammenhang von Auto-Intertextualität (im Gegensatz zur Hetero-Intertextualität, wenn Texte verschiedener Autoren betrachtet werden).

kategorien bedienen (vgl. Klein 2004: 389) oder sich in ihrer Wortwahl an bestimmten Leitmetaphern (wie Architektur und Musik, s.o.) orientieren (vgl. Maercker 2006). Hierbei ist es gemäß den Gedankengängen von Genette sowie von Spitzmüller/Warnke auch erst einmal unerheblich, ob das dahinterliegende Netzwerk an Texten in Form von direkten Zitaten expliziert wird oder unmarkiert in den jeweiligen Textkörper integriert wird. Entscheidend ist, dass es zu einer Wiederkehr von Elementen oder Strukturen in verschiedenen Texten kommt, die Wiedererkennen ermöglicht. So verstanden beruht Transtextualität auf dem Prinzip der **Repetition**.¹⁸⁹

Wo nun aber vom Sprechen selbst gesprochen oder geschrieben wird, verkomplizieren sich die Verhältnisse notwendigerweise weiter. So stehen alle Aktanten der Kodifizierung der skizzierten Bachtin'schen Doppelperspektive zwischen Aktuellem und Gewesenem gleich in zweifacher Hinsicht gegenüber:

1. Zum einen auf Ebene der **Objektsprache**, indem sie für ihre Darstellungen sprachlicher Systeme fremde oder selbst konzipierte Äußerungen (sozusagen Äußerungen erster Art) zurate ziehen, die eingeflochten sind in ein Netz des bereits Produzierten und Rezipierten. Kurz gesagt: Jedes exemplarisch aufgeführte sprachliche Phänomen hat potenziell eine Geschichte, die weit über das einzelne Werk hinausreicht.
2. Zum anderen manifestiert sich die beschriebene Doppelperspektive auf Ebene der **Metasprache**, sobald Texte metasprachliche Kommentare (d.h. Markierungsstrukturen) zu den Äußerungen erster Art reproduzieren. Sie etablieren auf diese Weise oberhalb der objektsprachlichen Sphäre eine weitere Ebene der aktualisierbaren Tradition, was bedeutet: Jeder metasprachliche Kommentar hat ebenfalls Geschichte, die über den Einzelltext hinauszuweisen vermag.

Kodifizierungsforschung ist damit in allen ihren Dimensionen immer auch trans- bzw. intertextuell angelegt, was Untersuchungen ernst nehmen müssen, wenn sie ihren Gegenstand möglichst adäquat darstellen wollen. Ich schreibe *auch*, weil Transtextualität gemäß Spitzmüller/Warnke (2011) ja nur eine von drei möglichen Untersuchungsperspektiven auf den Diskurs bildet. Intratextuelles und Akteurposition verlieren deshalb nicht ihren Status als Untersuchungsobjekte, sondern werden vielmehr ergänzt (siehe das vorangehende Kapitel).

Dabei gelten jedoch auch im Hinblick auf die nachfolgenden Analysen bestimmte Einschränkungen: Es muss klar sein, dass die Dialogizität von Texten, wie sie Bachtin formuliert, enorme und in letzter Konsequenz nie einlösbare Anforderung an jede empirische Aufarbeitung stellt. Der Blick auf die Tradition des Gesagten wird erkauf mit dem neuen Problem des „Abschnitt[s] und [der] Grenze“ (Foucault 1988: 12). Die Einbindung von Transtextualität in eine Forschung, die sich auf Texte stützt, wird immer mit bedeutenden und für manche poststrukturalistischen Schulen sicherlich auch nicht tragbaren

¹⁸⁹ Foucault (1988: 12) spricht beispielsweise vom „Spiel der Übertragungen, der Wiederaufnahmen, des Vergessens und der Wiederholung“. Wiederholung muss aber nicht zwangsläufig als Identität von Inhalt und Form gedacht werden, sondern kann als graduelles Konzept auch verschiedene Stufen hin zur textuellen Transformation umfassen (vgl. Lachmann 1984: 136).

Verkürzungen einhergehen. So liegt, besonders für die Bachtin-Interpretationen Kristevas (1984), Barthes' (1978: 81–82) und Blooms (2011), im Jenseits der Textoberfläche stets ein wabernder „cultural code“ (Allen 2011: 71), der sich als perpetuierte Verweisstruktur im Grunde auf nichts mehr zurückführen lässt und sich seiner tatsächlichen Erfassung per definitionem widersetzen muss (siehe dazu auch Pfister 1985a).¹⁹⁰ Lachmann (1984: 138) bezeichnet die Ideen der Kristeva-Schule deshalb auch als poststrukturalistische „Provokationen von Sinnexplosionen“ und in Genettes Kategorien der Transtextualität sieht sie ein „Aufbegehren des Strukturalismus gegen ein die Struktur (des Einzeltextes) überschreitendes poststrukturelles Denken“. In anderen Worten: Auf die Möglichkeit transtextueller **Entgrenzung** folgt für die empirische Forschung die Notwendigkeit der **Eingrenzung** in Gestalt der Frage, wie tief man den Texten in das Netz der Verweise folgen kann.¹⁹¹ Ähnliches ließe sich auch von allen linguistischen Ansätzen behaupten, die den empirisch ebenso kaum zugänglichen Diskursbegriff Foucaults (bzw. vielmehr Foucaults mannigfaltige Diskursbegriffe, vgl. Spitzmüller/Warneke 2011: 75–78, 117) in „thematisch verbundene Mengen von Texten“ (Adamzik 2016: 345) transformieren und sich dem Transtextuellen mit Hilfe von Korpora annähern.¹⁹²

Dennoch sehe ich in einem textuell gewendeten Diskursbegriff die einzige Möglichkeit, transtextuelle Verweisstrukturen annähernd in den Fokus analytischer Forschung zu bekommen. Wenn sich die nachfolgenden Auswertungen also auf Textkorpora stützen, um transtextuelle Phänomene aufzuspüren, und in Anlehnung an Genette und andere Autoren¹⁹³ verschiedene Typen von Intertextualität unterschieden werden, geschieht dies einerseits im Wissen um die darin implizierte Reduktion, andererseits aber auch aus der Überzeugung heraus, dass solche Heuristiken – zusammen mit verwandten Taxonomien und Methoden – zu den praktikabelsten Werkzeugen gehören, die der (Trans)Textualitäts- wie auch Diskursforschung bis heute auf dem Felde der übereinzeltextlichen Sinnbeziehungen zur Verfügung stehen.

¹⁹⁰ Barthes besitzt für die vorliegende Arbeit im Übrigen auch deshalb Bedeutung, weil er Bachtins Dialogizität – im Gegensatz etwa zu Bloom – nicht auf literarische Texte im engeren Sinne beschränken möchte (vgl. Pfister 1985a: 13).

¹⁹¹ Im Prinzip verbirgt sich dasselbe Problem auch schon hinter der Frage nach der Bedeutung des Unmarkierten (siehe Kapitel 3.1.3.2).

¹⁹² Vgl. dazu auch Heinemanns (1997: 31–32) Versuch, Intertextualität auf textuelle Materialität zu konzentrieren und sie damit von rein kognitiven Strukturen zu trennen, die für die Textlinguistik nur schwer zu erreichen sind: „Text bleibt Text, wenn von Relationen zwischen Texten die Rede ist. Gemeint sind damit die materiell faß- und speicherbaren Zwischenresultate von kognitiven Sprech- und Schreibprozessen, die als grammatisch-semantische Struktureinheiten geprägt und auf die Erreichung von Handlungszielen der Textproduzenten gerichtet sind. [...] Kognitive Einheiten und Prozeduren in Gestalt von ‚Vor-‘ und ‚Nach-Texten‘ sind untereinander vielfach vernetzt. Aber diese Relationen liegen auf einer anderen Ebene und kommen für die Kennzeichnung von Intertextualität nicht in Betracht.“ Entsprechend argumentiert auch Steyer (1997: 86), wenn sie fordert, „[s]prachproduktbezogene Referenzen, die über den einzelnen Text hinausgehen, müssen [...] primär im Analysefokus sprachwissenschaftlicher Intertextualitätsforschung stehen.“

¹⁹³ Hierzu zählen vor allem die Vorschläge von Broich (1985b) und Pfister (1985b), Holthuis (1993) und Krause (2000). Für einen Abgleich der Herangehensweisen untereinander vgl. die Zusammenführung der verschiedenen Klassifikationen durch Janich (2008: 185–187) oder Adamzik (2016: 324–325).

3.2.5 Diskursgemeinschaft der Grammatiker(innen) – Kodex als Menge der Referenztexte

Wenn wir uns an Kleins (2014) Kodexdefinition halten, geht es bezüglich der konkreten Wechselbeziehungen zwischen dem Sprachkodex und den übrigen Beteiligten an Normierung intentional gesehen um Legitimationsschleifen. Diese schlagen sich formal – d.h. auf textueller Ebene – in diskursiven Wiederholungsstrukturen (etwa direkten Zitaten) nieder: „For most standard varieties there are, however, publications which are more or less generally accepted as the codex and which can legitimately be cited (in their newest editions) for justifications of corrections in the respective language“ (Ammon 2004: 276).

Nicht nur über den Status von Texten als deskriptiv oder präskriptiv, sondern auch über die Zugehörigkeit eines Textes zum Kodex entscheiden damit letztlich intertextuelle Verfahren. Um den Kodex als Legitimationsgrundlage nutzen zu können, muss er im Umkehrschluss aber auch in irgendeiner Form in der eigenen Argumentation auftauchen bzw. im Diskurs präsent sein. Das heißt: Wo Sprache unter Zuhilfenahme des Kodex legitimiert werden will, muss implizit oder explizit eine Verweisstruktur zwischen eigenem Text und Kodex etabliert werden. Kodexstatus ist folglich nicht zuletzt eine Frage der **Verbreitung** von Argumentationsmustern des Typs ‚Ich beziehe mich auf X‘, ‚Meine Urteile berufen sich auf X‘. Diese rezeptive Reichweite eines Textes zählt auch Klein (2014: 228) zu den wesentlichen Gegenständen der Kodexforschung:

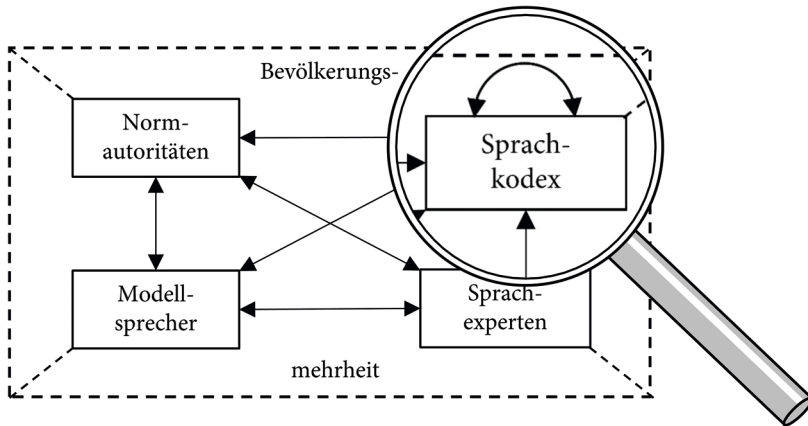
Für die Einschätzung der Wirkungsmächtigkeit eines Sprachkodex ist es zweckdienlich, danach zu fragen, wie die präskriptiven Kodexinhalte überhaupt verbreitet werden und wer sie in welchen typischen Rezeptionssituationen zur Kenntnis nimmt und womöglich sprachlich realisiert. Es geht also um den möglichen Erfolg von Kodifizierungen.

Wie jedoch lässt sich dieser Erfolg in konkrete Untersuchungsszenarien übersetzen und wie lassen sich die nötigen empirischen Daten gewinnen? Klein (2014: 225 bzw. 228) schlägt vor, die Auflagenzahl eines Werkes zurate zu ziehen oder die Verbreitung bestimmter „Kodexinhalte im Schulunterricht [...] und im öffentlichen Sprachdiskurs“ zu eruieren. Dabei geht es den meisten Untersuchungen zur schulischen Bedeutung des Kodex¹⁹⁴ in Ammons Begriffen um die Relation Normautoritäten/Kodex und folglich z.B. um die Frage, wie nahe sich Lehrerurteile und die zugehörigen Kodexaussagen tatsächlich sind. Analoges gilt für Beiträge, die sich mit der Beziehung von Kodex und Sprachberatung auseinandersetzen (vgl. Riegel 2007). Analysen zum öffentlichen Sprachdiskurs weisen demgegenüber einen breiteren Fokus auf und können mehrere Relationen innerhalb des sozialen Kräftefeldes (Kodex/Bevölkerungsmehrheit, Kodex/Sprachnormautoritäten etc.) umfassen. Besondere Bedeutung auf diesem Feld kommt der Grammatikbenutzungsforschung zu, die sich der „Erforschung der Nutzbarkeit von linguistischen Nachschlagewerken“ widmet (Hennig/Löber 2010: 25; siehe auch Hennig 2010 und Hennig/Lotzow 2016). Indem sie

¹⁹⁴ Für den schulischen Kontext verweist Klein auf die Arbeiten von Davies (2000), Dovalil (2011) und Schneider (2011); vgl. zudem Davies (2006) und Davies/Langer (2006). Neure Beiträge zum Thema finden sich u.a. im Band *Standardsprache zwischen Norm und Praxis* (Davies et al. 2017) (siehe dort vor allem Davies 2017, Wyss 2017 und Cillia et al. 2017).

Benutzertypen, Motive, Erwartungen, Situationen und Ausgangsfragen für verschiedenen Grammatiken erhebt, sammelt sie wichtige Daten zur tatsächlichen Präsenz des Kodex im Normierungsdiskurs. So finden sich beispielsweise unter den Versuchspersonen von Lotzow (2016) Vertreter der verschiedenen sozialen Instanzen (Linguist(inn)en, Lehrer(innen), Pressesprecher(innen), Texter(innen) u.a.), für die jeweils unter Zuhilfenahme von Fragebögen und halboffenen Interviews erhoben wird, welche Auswirkungen die Lektüre verschiedener Texte der Dudenreihe auf das sprachliche Selektions- und Legitimationsverhalten hat.

Abbildung 27: Kodex als Referenzgröße des Kodex im sozialen Kräftefeld.



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung und Ergänzung zu Ammon (1995: 80).

Abseits dieser Herangehensweisen gibt es jedoch die Möglichkeit, als Referenzgröße des Kodex auch den Kodex selbst heranzuziehen und auszunutzen, dass es sich bei den entsprechenden Texten (insbesondere bei Grammatiken) um in hohem Maße interdependente Textsorten handelt (Abbildung 27). Watts (1999) spricht deshalb von der **Diskursgemeinschaft** („discourse community“) der Grammatikerinnen und Grammatiker. Das Wissen darum, dass neue Versuche der Grammatikschreibung jeweils einem breiten Fundament aus Vorgängertexten aufsitzen, hat sich hierbei in Form selbstreflexiver Anmerkungen bereits seit Jahrhunderten ganz offen in die Exemplare dieser Textsorte eingeschrieben.¹⁹⁵ So schreibt Johann Christoph Gottsched der ersten Auflage seiner wirkmächtigen *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* folgende umfangreiche Klage ins Vorwort:

Nur Unerfahrene bilden sich ein, Deutschland hätte bisher keine Grammatiken, oder doch nur schlechtes Zeug gehabt, welches nicht gelesen zu werden verdienete. [...] Was kostet es nicht für Mühe, nur alle die größern und kleinen grammatischen Schriften unserer Vorfahren kennen zu lernen? Wie schwer ist es schon, nur die besten davon aufzutreiben? Wie viel Zeit braucht es nicht, sie zu lesen, zu prüfen, und theils unter sich, theils mit der heutigen besten Mundart zu vergleichen? Und wenn man denn nun dieses alles gethan hat: so geht nunmehr erst die rechte Schwierigkeit

¹⁹⁵ Mit der intertextuellen Aufarbeitung der englischsprachigen Grammatiküberlieferung zwischen 1550 und 1900 beschäftigt sich zudem das HeidelGram-Projekt von Beatrix Busse, vgl. Busse et al. (2018) (s.u.).

an. Man soll alles Gute, das man darinn angetroffen hat, zusammen nehmen, ohne seine Vorgänger zu bestehlen. Man soll alles in gute Verbindung und Ordnung bringen, ohne jemanden gar zu slavisch zu folgen. Man soll aber auch manche Lücken, die unsre lieben Alten noch übrig gelassen, ergänzen, manches veraltete weglassen, manches, das heute zu Tage anstößig ist, erneuern, und alles nach dem heutigen weit zärtern Geschmacke der Deutschen einrichten. Mit einem Wort, man soll es auch besser machen, als es unsre Vorgänger gemacht haben; man soll sie, ohne sie abzuschreiben, weit, weit übertreffen! Dieses, dieses fordern unsre heutigen kritischen Zeiten: und ich überlasse einem jeden das Urtheil, ob es so leicht ist, solche Forderungen zu erfüllen. (Gottsched 1749: 4r–4v)

Und diese Passage ist alles andere als ein Einzelfall: Wirft man auch nur einen kursorischen Blick in die Vorreden weiterer großer Grammatikprojekte, finden sich zahlreiche Beispiele, im Zuge derer sehr ähnliche Argumentationen zur Verteidigung des eigenen Vorhabens in allen seinen Stärken und Schwächen herangezogen werden. So nutzen Carl Friedrich Aichinger wie auch Johann Christoph Adelung die Vorworte ihrer Werke *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754) bzw. *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache* (1782) ebenfalls für eine detaillierte Auseinandersetzung mit ihren Konkurrenz- und Vorläuferpublikationen (darunter insbesondere mit Gottscheds Text), um die Neuartigkeit ihrer eigenen Ansätze stärker zu konturieren und die eigenen Anstrengungen auf diesem Gebiet zu rechtfertigen. Aichingers Erwähnung der Gottsched'schen Grammatik ist dabei besonders symptomatisch. Deren äußerst erfolgreiche Veröffentlichung fällt mitten in die letzte Arbeitsphase von Aichingers eigener Publikation, was den Autor offensichtlich veranlasst, etwaigen Plagiatsvorwürfen von vornherein entgegenzuwirken:

Ich war zwar anfänglich gesonnen, die Gottschedische Sprachkunst gar nicht zu lesen, bis erst die meinige auch in der Welt wäre: damit ich desto getroster behaupten könnte, nichts von jener entlehnt, auch nichts mit Willen wider sie geschrieben zu haben. Allein es schien mir hernach selbst unschicklich zu seyn, von einer Discipulin zu schreiben, und das neueste und berühmteste Buch darinnen nicht zu Rathe zu ziehen. [...] Ich unterließ also nicht, eine Vergleichung anzustellen, und hoffe, ich werde nie ohne Grund mit ihm uneins seyn. (Aichinger 1754: o.S.)¹⁹⁶

Analoge Gedankengänge findet sich im Übrigen gleichermaßen prominent im ersten Absatz der Vorrede zur Grimm'schen Grammatik von 1819 (Grimm 1819: IX) und ab 1868 in den Auflagen der – später von Konrad Duden weitergeführten – *Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik* von Friedrich Bauer (1868: IV–VI).¹⁹⁷ Die ausführliche Offenlegung

¹⁹⁶ Für eine weit weniger ehrfürchtige Auseinandersetzung mit der Gottsched'schen Grammatik vgl. die Passagen in Adelung (1782b: XLVI).

¹⁹⁷ Da sich die vorliegende Arbeit auch mit Werken befasst, die im englischen Sprachraum verwurzelt sind, lohnt sich in diesem Zusammenhang, den Blick kurz über die Sprachgrenzen hinweg zu heben: Auch seitens einschlägiger Grammatiken der englischsprachigen Tradition tritt uns ein ähnliches Bild entgegen, wenn beispielsweise Robert Lowth (1775: iii–iv) seine *Short Introduction to English Grammar* mit einer kurzen Bewertung vorangehender Arbeiten von Hooker und Swift beginnen lässt oder wenn Lindley Murray übertriebene Erwartungen an seine *English Grammar* gleich mit den ersten Sätzen demonstrativ zu dämpfen versucht: „When the number and variety of English Grammars already published, and the ability with which some of them are written, are considered, little can be expected from a new compilation, besides a careful

konsultierter Literatur legt dabei in allen genannten Fällen beredt Zeugnis davon ab, dass die kompetente Aufbereitung des etablierten Textrepertoires (in Form des von Gottsched beschriebenen Prüfens, Vergleichens, Auswählens, Ordnen, Ergänzens, Weglassens usw.) für die jeweiligen Autoren eine Schlüsselrolle im grammatikographischen Produktionsprozess spielt. Grammatikschreiben ist von dieser Warte aus betrachtet demnach zu nicht geringem Maße philologische Quellenarbeit und das Verhältnis der Grammatiker und Grammatikerinnen zur Tradition wird häufig wahrgenommen als das der Zwerge auf den Schultern von Riesen (vgl. Meder 1991: 112–113).¹⁹⁸

Diese Quellenarbeit begleitet insbesondere die aufwendigen Selektionsprozesse in Verbindung mit sprachlichen Zweifelsfällen – also dort, wo die eigenen Aussagen angesichts der Offenheit des Gegenstands besonders auf Legitimation von außen angewiesen sind (vgl. Klein 2014: 228–231).¹⁹⁹ Da Grammatiktexte in diesen Fällen gemeinhin auf frühere Werke zurückgreifen werden, deren Urteil sie im vorliegenden Falle für relevant erachten, lassen sich aus derartigen Verweisstrukturen wichtige Hinweise auf den **Kodexstatus** eines Werkes ableiten (vgl. Stark 2016: 179). Bildlich gesprochen ähneln die Texte in ihrer Struktur somit **Palimpsesten**, also Schriftstücken, „auf [denen] man auf dem gleichen Pergament einen Text über einem anderen stehen sieht, den er nicht gänzlich überdeckt, sondern durchscheinen läßt“ (Genette 1993: 532; vgl. Stark 2016: 190). Für die Forschung interessant sind diese Überlagerungsstrukturen deshalb, weil aus Verweisen des jeweiligen **Phänotexts** auf seine **Referenztexte**²⁰⁰ eine konkrete empirische Grundlage für die intertextuelle

selection of the most useful matter, and some degree of improvement in the mode of adapting it to the understanding, and the gradual progress of learners“ (Murray 1805: 3).

¹⁹⁸ Dies gilt bis heute, siehe die „Hinweise für den Benutzer“ in Eisenbergs *Grundriß der deutschen Grammatik* (1986: 10): „Im Text finden sich zahlreiche Literaturverweise. Sie beziehen sich einmal – als eine Art Kanon – auf etwa zwei Dutzend neuerer und älterer Standardwerke. Es sind dies die Schultern der Riesen, von denen aus wir versuchen, das Land zu überblicken.“ In gewisser Weise könnte man die Grammatikographie gar als Vertreterin par excellence dieser Metapher betrachten, lässt sich der zugehörige Topos vermittelt durch die Überlieferungsreihe Johannes von Salisbury, Wilhelm von Conches und Bernhard von Chartres doch auch auf die Eröffnungsrede von Priscians wirkmächtiger lateinischer Monumentalgrammatik *Institutiones grammaticae* aus dem 6. Jahrhundert zurückführen, worin der Autor die Leistungen jüngerer Grammatiker der griechischen Tradition (Apollonios Dyskollos, Ailios Herodianos) im Vergleich zu ihren Vorgängern betont (vgl. Leuker 1997: 71–73).

¹⁹⁹ Entsprechend registriert auch Banhold (2015: 192) in den von ihm betrachteten Schulgrammatiken „bezüglich der Aufnahme von Belegen und des Umgangs mit Pluralvarianten auffällige Parallelen“. Ähnliches beobachtet Joeres (1996: 308) im Rahmen einer Untersuchung schwacher Maskulina: „Die unterschiedlichen Aussagen zur Flexionsgruppe *Friedel/Frieden* in Grammatiken und Wörterbüchern der letzten beiden Jahrhunderte lassen bei einem Vergleich erkennen, daß die Angaben oft nicht dem tatsächlichen Sprachgebrauch entsprechen, sondern vielfach aus früheren Werken übernommen, gefühlsmäßig variiert oder präskribierend gesetzt sind und schließlich von Auflage zu Auflage wiederholt werden. [...] Auch die Wörter des Flexionstyps *Friedel/Frieden* sind teilweise mit stilistischen Bewertungen versehen, die seit Jahrzehnten fortgeschrieben werden, ohne die tatsächliche Form des Sprachgebrauchs zu berücksichtigen.“

²⁰⁰ Für die Begriffe Phänotext und Referenztext orientiere ich mich an Lachmann (1984), die den Terminus Phänotext ihrerseits aus der transformationellen Texttheorie Kristevas übernimmt. Vgl. dazu auch Janich (2008: 178): „Texte, auf die Bezug genommen wird, seien im Folgenden REFERENZTEXTE (bzw. REFERENZTEXTSORTEN) genannt, die Bezug nehmenden Texte heißen PHÄNOTEXTE [im Sinne von ‚Texte, in denen etwas (wieder) erscheint‘; S.St.].“ Zwischen beiden steht vermittelnd das „Referenzsignal“ bzw. die „Markierung“ (Lachmann 1984: 136), wobei Markierung hier selbstverständlich nicht mit den diasystematischen Markierungen (Kapitel 3.1.3.2) verwechselt werden darf.

Untersuchung des Kodex gewonnen werden kann, die noch dazu allein auf Beobachtungen an Textkörpern beruht:

Der Sprachkodex in einem so verstandenen – in gewisser Weise textimmanenten – Sinn bestünde dann schlicht aus den metasprachlichen Schriften, die von anderen metasprachlichen Werken häufig als Referenz herangezogen werden. Die Bestimmung des Kodex wäre demnach eine Spielart des der Textlinguistik durchaus geläufigen Problems einer Rekonstruktion der genutzten Referenztexte auf Basis eines bzw. mehrerer Phänotexte. (Stark 2016: 179)

Von dieser Warte aus betrachtet, ist es für die Untersuchung des Kodexstatus eines Textes also überhaupt nicht notwendig, sich in einem ersten Schritt in den Graubereich zwischen Deskriptivität- und Präskriptivität zu begeben und die dortige Unschärfe aufzulösen. Angesichts dessen, dass die Verweisstrukturen auch unabhängig von Präskription und Deskription als reine Verknüpfung von Phäno- und Referenztexten vorliegen, lässt sich ein Verständnis von Kodex definieren, das sozusagen auf dem Übergangsraum deskriptiv-präskriptiv aufliegt, ohne diesen zuvor vollständig geklärt haben zu müssen. Ein so gewählter Kodexbegriff stellt sozusagen eine mögliche textuelle Wendung des soziologischen Normbegriffs dar. Er macht den Kodexstatus von Texten in dem Grad beobachtbar, wie sich die Präsenz von Referenztexten stichhaltig in Phänotexten nachweisen lässt.²⁰¹

Zugleich wird der Kodex auf diese Weise nochmals von einem absoluten zum relationalen Begriff (vgl. Stark 2016: 179–180): Da es nicht möglich sein wird, für eine Untersuchung alle metasprachlichen Schriften einer Sprachgemeinschaft zu konsultieren, bleibt der Status als Kodex immer an die befragte Stichprobe gebunden; *den* Kodex einer Sprache kann es entsprechend nicht geben, sondern nur ‚Kodexstatus in Hinblick auf die befragten metasprachlichen Schriften‘. Bezüglich dieser klar definierten Auswahl können dann jedoch auch detailliertere Aussagen getroffen werden – etwa in Bezug auf die Frage, welche Texte häufiger als Referenztexte fungieren, welche dagegen seltener. Explizit gemachte Textverweise sind dabei sogar potenziell quantifizierbar, was zu graduellen Unterscheidungen von Relationen der Textnähe führen könnte.

Abbildung 28: Statusskala eines intertextuellen Kodexbegriffs.

	Kodexstatus	Auftreten als Referenztext	Auftreten als Phänotext
Kodex	Kernkodex	ja, häufig	(irrelevant)
	Parakodex	ja, vereinzelt	(irrelevant)
	Trabantentexte	nein	ja
	Solitäre Texte	nein	nein

Quelle: Eigene Darstellung.

²⁰¹ Siehe dazu die Erläuterung zu expliziten und impliziten Verweisstrukturen in Kapitel 4.2.4.

In Anlehnung an einen terminologischen Vorschlag Kleins (2014) können dann Texte, die sich im Zentrum des Netzwerkes von Verweisen befinden, als Kernkodex²⁰² bezeichnet werden, Texte in der Peripherie demgegenüber als Parakodex (vgl. Stark 2016: 190–191):

Zum **Kernkodex** einer Sprache gehören alle Kodextexte, die primär für formelle Gebrauchssituationen (z.B. Schule, Verwaltung) verfügt werden und die direkt oder indirekt offiziell (ggf. „staatlich“) legitimiert sein können, z.B. „Amtliche Regelung“ der deutschen Orthographie, Schulgrammatiken (inkl. Lehrplänen). Zum **Parakodex** gehören alle Kodextexte, die nicht Bestandteil des Kernkodex sind. (Klein 2014: 224; Hervorhebungen im Original)

Vor dem Hintergrund eines intertextuellen Kodexverständnisses würde dies konkret bedeuten: Texte des Kernkodex würden die Texte sein, auf die von anderen Texten häufiger verwiesen wird, Texte des Parakodex hingegen solche, auf die seltener verwiesen wird. Um die Bandbreite möglicher Untersuchungsergebnisse abzudecken, schlage ich vor, die Skala zusätzlich um Texte zu erweitern, die zwar auf andere Texte im Korpus²⁰³ verweisen, auf die jedoch selbst nicht verwiesen wird. Die Schicht dieser gewissermaßen passiven Elemente im Netzwerk ließe sich als Sphäre der **Trabantentexte** bezeichnen, denen der **Kodex im engeren Sinne** (= Kernkodex + Parakodex) gegenübersteht. Daneben kann es im Korpus auch Texte geben, die zwar metasprachlich beschreiben, jedoch nicht in die ‚Diskursgemeinschaft‘ integriert sind: Auf sie wird nicht verwiesen und sie verweisen auf keine anderen Werke. In Bezug auf die zurate gezogene Textgrundlage sind es **solitäre Texte** (Abbildung 28).

Nicht verschwiegen werden darf, dass im Zuge der intertextuellen Adaption des Modells zwar ein messbares Äquivalent für das gefunden wird, was Klein (2014: 228) die „Wirkungsmächtigkeit eines Sprachkodex“ nennt, dabei aber andere Kodexkriterien wie die administrativ-institutionelle Legitimation erst einmal in den Hintergrund geraten. Was offiziell zum Referenzwerk ernannt wird, muss selbstverständlich nicht zwangsläufig auch das sein, worauf häufig Bezug genommen wird. Einbinden könnte man das Kriterium der amtlichen Regelung durch gezielte Textauswahl bei der Korpuserstellung, indem man z.B. nur solche Texte aufnimmt, die durch Verwaltungsvorschriften o.Ä. legitimiert sind.²⁰⁴ Für Grammatiken im nicht-schulischen Kontext gibt es im Deutschen jedoch ohnehin keine entsprechenden Regelungen. Die an dieser Stelle häufig beschriebene Sonderstellung der Duden-Grammatik ist das Ergebnis eines Prestigetransfers vom Wörterbuch auf die übrigen Publikationen der Duden-Reihe zu einer Zeit, in der das Wörterbuch noch amtliche Verbindlichkeit besaß (vgl. Davies/Langer 2006: 26, Weinrich 1976: 352–353, Durrell 1999: 291). Im Prinzip wäre es aber kein Problem, den Kodex analog zum Begriff des Deskriptiven/Präskriptiven als Überlagerung mehrerer Dimensionen zu konzeptualisieren, von

²⁰² Ammon (1995: 78) spricht vom „Kodexkern“, Davies/Langer (2006: 281) vom „codex proper“.

²⁰³ Bzw. auf weitere Texte, deren Status im Rahmen anderer Untersuchungen bereits eruiert wurde.

²⁰⁴ In Orthographiefragen hätte diesen Status das aktuelle amtliche Regelwerk (Rat für deutsche Rechtschreibung 2018, online abrufbar im grammis-Portal des IDS: <https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung>) bzw. für Österreich das damit verbundene Österreichische Wörterbuch (Pabst/Eybl 2018) inne. In Bezug auf Schulgrammatiken können Verzeichnisse der durch die Schulaufsicht zugelassenen Lehrmittel herangezogen werden (für Bayern: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus 2020, einzusehen unter <https://www.km.bayern.de/lehrer/unterricht-und-schulleben/lernmittel.html>).

denen eine die intertextuellen Verweisstrukturen innerhalb der metasprachlichen Texte repräsentiert, eine andere amtliche Aussagen zu den Texten, eine weitere die Einschätzung von Rezipientinnen und Rezipienten usw. (vgl. Abbildung 25, Kapitel 3.2.3.3). Aus einem zweidimensionalen intertextuellen Netz wie dem, das ich vorstellen möchte, würde so eine dreidimensionale Flucht von Netzen, in deren Brennpunkt ein elaborierterer Begriff von Kodex stünde.

Die Darstellungen beschränken sich im Folgenden also auf die beschriebenen intertextuellen Verhältnisse und werden versuchen aufzuzeigen, wie man das Beziehungsgeflecht innerhalb des Korpus aufbereiten kann. Letztlich soll damit ein herrschendes Ungleichgewicht zwischen Grammatikographie und Metagrammatikographie ausgeglichen werden: Denn obgleich sich die Grammatikschreibenden des Geflechts aus Tradition seit Jahrhunderten sehr bewusst sind (s.o.), ist die Grammatikforschung gerade noch dabei, diesen substanziellen Aspekt des Feldes in seiner gesamten Wirkmächtigkeit für das Fach auszuloten. Als methodologisch wegweisend auf diesem Gebiet kann ein Projekt von Busse et al. (2018) gewertet werden, das aus Verweisstrukturen in 40 englischen Grammatiken aus dem 19. Jahrhundert ein Netzwerk rekonstruiert und damit zum Vorbild für zentrale Darstellungsformen der vorliegenden Untersuchung geworden ist. Weit gediehen und relativ fest verankert ist das Bewusstsein um die komplexe Interaktion zumindest einzelner Publikationen darüber hinaus auch in vielen Untersuchungen zur historischen Genese der deutschen Grammatikographie (z.B. Jellinek 1913, Naumann 1986, Götz 1992, Moulin-Fankhänel 2000). Hervorzuheben unter den Arbeiten auf diesem Gebiet sind für die Zwecke dieser Arbeit insbesondere die umfangreichen Untersuchungen McLellands (2001, 2009, 2010, 2012, 2013 u.a.), die nicht nur die Anfänge der deutschsprachigen Grammatiktradition eingehend beleuchten, sondern Letztere darüber hinaus als Teil einer paneuropäischen Grammatikschreibung und -didaktik verstehen.

3.3 Interferenzen: Englischsprachige Grammatiken und die deutsche Sprachgemeinschaft

Die abschließenden Punkte, die im Rahmen dieser theoretischen Ausführungen behandelt werden sollen, setzen beim Gedanken der Internationalität von Grammatiktraditionen an. Im Grunde bezieht man sich hiermit auch direkt auf das, was Klein (2014) in seiner Kodexdefinition die **Sprachgemeinschaft** nennt. Implizit begrenzt dieser Begriff den Gültigkeitsbereich des Kodex, ist zugleich aber schon vor dem Hintergrund dessen, was zuvor in Bezug auf Standardsprache erläutert wurde, relativ brisant: Wo endet eine Sprachgemeinschaft in einer pluriarealen Sprache wie dem Deutschen? Gibt es Varietäten, die außerhalb dessen liegen, was eine Sprachgemeinschaft ausmacht? Wie sieht es mit den sogenannten Lernervarietäten bzw. *Interlanguages*²⁰⁵ aus? Müssen hier Unterschiede

²⁰⁵ Siehe dazu Dittmar (1997: 240): „Unter dem Begriff ‚Lernervarietät‘ wird die erfolgreiche bzw. nichterfolgreiche Dynamik der Aneignung einer zweiten Sprache in verschiedenen Übergangsstadien von der Ausgangssprache bis hin zur Zielsprache verstanden. Sprecher mit einer bestimmten bereits erlernten Ausgangssprache, die eine andere Zielsprache erlernen, entwickeln sukzessive eine Kompetenz in der Zweitsprache; die *Interlanguages*, die bei der Erlernung der Zielsprache jeweils zur Verfügung stehen, nennt man

gemacht werden zwischen Lernenden des Deutschen als Muttersprache, als Zweitsprache oder als Fremdsprache?

Der Terminus Sprachgemeinschaft selbst lässt diesbezüglich ganz verschiedene Interpretationen zu (vgl. Stark 2016): Potenziell exklusiver definiert ihn Bußmann (2008: 651), die in ihm die „Gesamtmenge der Sprecher einer gleichen (Mutter-)Sprache“ sieht. DaF- und DaZ-Bereich hätten dann jedoch (gemäß Muttersprachen-Lesart) streng genommen mit dem Kodex nichts zu tun. Die Frage nach der Rolle der verschiedenen Standardvarietäten des Deutschen bleibt offen. Ähnliches gilt für Chomskys Herangehensweise an das Konzept der Sprachgemeinschaft (bzw. engl. *speech community*), das im Zeichen seiner Idealisierung der Kommunikationspartner(innen) steht²⁰⁶:

The notion of ‘language’ as a common property of a speech community is a construct, perfectly legitimate, but a higher order construct. [...] A person who is capable of learning a language in the real world of complex and overlapping dialects has a certain ability which would enable him to learn the language of a homogenous speech community. (Chomsky 1975: 318)

Die homogene Sprachgemeinschaft ist hier Teil der idealisierenden Abstraktion des generativen Ansatzes und ist deshalb keine Kategorie des heterogenen (performativen) Raumes. Bei ihrer Übertragung auf den Kodex wäre entsprechend mit grundlegenden Inkompatibilitäten von generativen Grundannahmen und Variationslinguistik zu rechnen.²⁰⁷ Praktikabler, da inklusiver und variationsaffiner gedacht, erscheinen aus diesem Grund die soziolinguistischen Ansätze Labovs und Milroys. So ist für Labov (1966/2006) gerade nicht die ideale Einheitlichkeit hinter der Performanz konstituierend für eine Sprachgemeinschaft, sondern der Umgang der Gemeinschaft mit der Vielheit aller zur Verfügung stehenden Varietäten. In Bezug auf seine Forschungsarbeit in New York konstatiert er:

[T]he structure of stylistic variation is essentially the same [wenn verschiedene Individuen aus der Probandengruppe verglichen werden; S.St.]. In this comparison, one can find a statement of the theme which will dominate the study of social stratification of language: that New York is a speech community, united by a common evaluation of the same variables which differentiate the speakers. (Labov 1966/2006: 82)

Sprachgemeinschaften definieren sich demnach durch „eine Anzahl von Ansichten und Einstellungen in Bezug auf Spr[ache]“ (Raith 2016: 643). Mit Blick auf den terminologischen Rahmen dieser Arbeit könnte man auch sagen: Sprachgemeinschaften sind gekennzeichnet durch Konvergenzen in den metasprachlichen Markierungsstrukturen, die sich an die Varianten von Varietäten anlagern. Wer ähnlich über Varianten denkt, gehört zur gleichen ‚community‘. Die Homogenitätsannahme des generativen Ansatzes wird hier

‚Lernervarietäten‘. Es handelt sich um Übergangssysteme, die durch spezifische, phonologische, morphologische, semantische, syntaktische und pragmatische Regeln ausgezeichnet sind“ (Hervorhebungen im Original). Zum Begriff der Interlanguages siehe ursprünglich Selinker (1972: 214).

²⁰⁶ Für eine kurze Einführung in die Sprachgemeinschaftsbegriffe von Chomsky, Labov und Milroy vgl. auch Raith (2016).

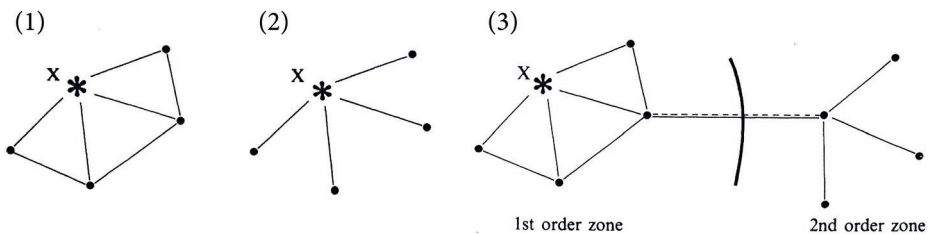
²⁰⁷ Siehe hierzu Sinner (2014: 79-90) bzw. Schmidlin (2011: 15-17).

im Grunde also gar nicht vollends aufgegeben, sondern vielmehr von der Ebene objekt-sprachlicher Realisierung auf die Ebene metasprachlicher Ordnungen übertragen.

Milroy (1987) wiederum hält Labovs Verständnis von Sprachgemeinschaft noch immer für zu abstrakt. Er entscheidet sich deshalb in Rückgriff auf Hymes und Gumperz dafür, den Begriff nur für solche Konstellationen zu verwenden, in denen Personen in direktem raumzeitlichen Bezug stehen und (zumindest potenziell) unmittelbar miteinander interagieren (engl. „common locality and primary interaction“, Hymes 1977/2001: 51, abgeleitet aus Gumperz 1962: 30–32).²⁰⁸ Erfasst werden können Zusammenhänge dieser Art in Form von **Netzwerken**, die aus der Menge von Gemeinschaftsmitgliedern sowie deren Relationen bestehen (vgl. Milroy 1987: 19–20). Graphische Darstellungen, in denen Individuen als Punkte, soziale Interaktionen als Linien erscheinen, können dabei helfen, Strukturen in Sprachgemeinschaften zu erkennen. Beispielsweise lassen sich engmaschigere Bereiche (mit vielen Beziehungen zwischen den Mitgliedern) unterscheiden von weitmaschigeren bzw. lockerer verknüpften Bereichen (in denen die Mitglieder untereinander weniger Interaktion zeigen). Darüber hinaus kann ausgehend von Individuen auch differenziert werden zwischen unmittelbaren Kontakten erster Ordnung und mittelbaren Kontakten (d.h. Kontakten von Kontakten) zweiter Ordnung (Abbildung 29).

Das von Milroy für die (Sozio-)Linguistik aufbereite Konzept des Netzwerkes enthält somit viele Gedanken, die bereits in Bezug auf den Kodex eine Rolle gespielt haben: Wirkmächtigkeit von Individuen (Kodextexten) im Netz wird gemessen an Bezügen, die diese zu anderen Individuen aufbauen; Felder mit höherer Interaktionsdichte (Kernkodex) werden terminologisch abgegrenzt von Feldern mit niedrigerer Dichte (Parakodex, Trabantentexte). Geht man außerdem mit Labov, Hymes und Milroy davon aus, dass die Grundlage eines Netzwerkes im Entwurf eines gemeinsamen Bewertungsrasters von Varietäten besteht, ist der Kodex nicht nur irgendein sprachliches Netzwerk unter vielen anderen. Er ist sozusagen die textuelle Manifestation der metasprachlichen Verhandlungsbasis. In anderen Worten: Das Netzwerk der Kodexe ist ein (eventuell auch *das*) **Metanetzwerk** der auf ihm fußenden Sprachgemeinschaft.

Abbildung 29: Prototypische Abbildung von Strukturprinzipien sozialer Netzwerke: (1) enges Netzwerk, (2) lockeres Netzwerk, (3) Bereich 1. Ordnung (= unmittelbares Netzwerk, links) und Bereich 2. Ordnung (= mittelbares Netzwerk, rechts).



Quelle: Milroy (1987: 20, 48).

²⁰⁸ Ansonsten gilt für Hymes dasselbe wie für Labov: „A speech community is defined, then, tautologically but radically, as a community sharing knowledge of rules for the conduct and interpretation of speech“ (Hymes 1977/2001: 51).

Für die innerhalb dieses Metanetzwerkes handelnden Entitäten gilt dabei dasselbe, was auch für Aktanten in anderen Netzwerken gelten würde: Wer mit Posten innerhalb des Netzes interagiert, gehört zum Netz dazu. Hieraus rechtfertigt sich letztlich auch die Entscheidung dafür, DaM- und DaF-Grammatiken²⁰⁹ für diese Arbeit in einem Korpus zusammenzuführen. Da das Netzwerk des Kodex sich erst ausgehend von Texten erheben lässt und nicht umgekehrt, erscheint eine tentative Ausdehnung der Untersuchungsgegenstände auf weitere, bisher weniger beachtete Textgruppen grundsätzlich legitim und sogar weniger problematisch, als bestimmte metasprachliche Erzeugnisse von Vornherein kategorisch von der Netzwerkanalyse auszuschließen.²¹⁰ Der Kodex ist eben nicht a priori zu verstehen, sondern erst a posteriori (siehe auch Kapitel 3.2.3.3). Eventuell ist dieses Missverständnis auch dafür verantwortlich, dass manche Einflüsse auf die deutsche Grammatikographie, auf die im Rahmen der Auswertungen noch zurückzukommen sein wird, bisher nahezu keine Aufmerksamkeit erfahren haben. Sollten Grammatiken des Deutschen für den englischsprachigen Raum mit Grammatiken aus dem deutschsprachigen Raum interagieren, sind sie genauso Teile des Kodex wie die Grammatiken, die sich an Muttersprachlicher richten – und im Umkehrschluss wären sie damit letztendlich auch als Teil der deutschen Sprachgemeinschaft zu begreifen.

Diese Einschätzung scheint zusätzlich gerechtfertigt, wenn man davon ausgeht, dass fortgeschrittene Fremdsprachenlernende ab einem gewissen Sprachniveau dieselben Referenzwerke zurate ziehen können wie Muttersprachlerinnen und Muttersprachler – selbst wenn ein Großteil der Lernenden vermutlich keinen Gebrauch von dieser Möglichkeit machen wird (vgl. McLelland 2012: 246).²¹¹ Ebenfalls ist anzunehmen, dass Grammatiken gemeinhin wohl von einem Personenkreis verfasst werden, dessen Sprachkompetenz, sofern es sich nicht sowieso um deutsche Muttersprachlerinnen oder Muttersprachler handelt, kaum mehr vom muttersprachlichen Niveau abweichen wird (vgl. Stark 2016: 180–181). McLellands (2012) kursorische Vergleiche von präskriptiven Aussagen in DaM- und DaF-Grammatiken, die gemeinsam mit Banhold (2015) und Schröder et al. (2012a) in gewisser Weise die Blaupause meines eigenen Vorhabens darstellen, weisen zudem deutlich darauf hin, dass es sich bei DaF-Grammatiken des englischsprachigen Raumes nicht um bloße Anhängsel der deutschsprachigen Diskussion handelt. Statt den deutschsprachigen Kodex epigonal zu replizieren, scheinen die Fremdsprachegrammatiken eigene Dynamiken zu entwickeln, so dass gilt: „Foreign-language grammar writers are not always slavish imitators, however, and foreign-language grammars may even anticipate innovations in the native-speaker grammatical description“ (McLelland 2012: 247). Ob sich entsprechende Beobachtung auch im größeren Maßstab replizieren lassen, ist genau das Desiderat, dem sich die präsentierten Analysen annehmen möchten.

²⁰⁹ Zu den Bezeichnungen DaM und DaF siehe das folgende Kapitel, im Besonderen die Fußnoten 213 und 214.

²¹⁰ Natürlich liegt jedem Korpus eine mehr oder minder restriktive Auswahl von Texten zugrunde. Dies sei auch gar nicht in Abrede gestellt. Es geht jedoch um eine grundsätzliche Offenheit der Kodexforschung dafür, die Grenzen des Zugehörigen gerade an dessen Rändern auszuloten. Die Gefahr eines kategorialen Overshoots muss hierbei geradezu zwingend in Kauf genommen werden.

²¹¹ Zum fließenden Übergang zwischen Lernervarietäten und zielsprachlicher Kompetenz siehe Walter/Grommes (2008).

3.3.1 Spannungen I: (DaF-)Grammatiken und fachdidaktische Paradigmenwechsel

Die prinzipielle Gleichbehandlung von Grammatiken verschiedener Adressatengruppen bei der Korpuszusammenstellung bedeutet aber im Umkehrschluss sicherlich nicht, dass ein spezieller Bereich wie die ‚deutschen Grammatiken im und für den englischen Sprachraum‘²¹², keine Eigenheiten aufweisen kann. Markant sind insbesondere seine Verquickungen mit fachwissenschaftlichen Paradigmen der Fremdsprachenpädagogik sowie seine Abhängigkeit von gesellschaftlichen wie bildungspolitischen Entwicklungen in den englischsprachigen Ländern. Es geht hier also im Grunde um das, was Klein (2014: 227) und mit ihm Banhold (2015: 85) als „historische Einbettung“ bzw. „historische Dimension“ der Sprachkodexforschung verstehen (vgl. Fußnote 172).

Grammatiken, die die deutsche Sprache beschreiben und sich dabei an ein englischsprachiges Publikum richten, sind nicht zuletzt in größeren Lernzusammenhängen zu verstehen. Im Zusammenspiel mit anderen Lernmitteln (Lehrwerke, Arbeitshefte, Filme, Audiodateien u.a.) unterstützen sie Personen, deren Erstsprache²¹³ nicht Deutsch ist, beim Erwerb des Deutschen als Fremdsprache (DaF)²¹⁴. Ihre eigene Erstsprache ist dabei streng genommen nicht auf das Englische festgelegt, im Prinzip kann das Englische als erlernte Zweitsprache auch als bloße Mittlersprache zwischen sonstigen Erstsprachen und der Zielsprache Deutsch fungieren. Der Gebrauch der Grammatik kann des Weiteren in selbst- (Selbststudium) oder fremdstrukturierte (Unterricht) Lernsequenzen eingebettet sein und stellt vor diesem Hintergrund nur einen Bruchteil des Kontaktes zwischen Lernendem und Zielsprache dar. Wie weit ihr Einfluss tatsächlich reicht, wäre eine Frage für die Grammatikbenutzungsforschung im Bereich DaF. Der tatsächliche Gebrauchswert von Gram-

²¹² Als Identifikationsmerkmal für die Eigenschaft ‚adressiert an englischsprachige Lernende‘ dienen dabei zum einen entsprechende Aussagen in Titeln, Vorwörtern u.Ä. sowie der schlichte Umstand, dass die metasprachlichen Erläuterungen zu Sprachstrukturen ganz oder teilweise in Englisch gehalten sind. Einzelheiten hierzu werden im Rahmen der Beschreibung des Korpus dargelegt (Kapitel 4.1).

²¹³ Die Vielfalt der Begriffe lösen Bickes/Pauli (2009: 8) in ihrer Einführung in den Erst- und Zweitspracherwerb folgendermaßen auf (Hervorhebungen jeweils im Original): „Wir wollen folgende **Termini** verwenden:

- *Erstsprache* (L1 = *first language*) für jede bis zum Ende des dritten Lebensjahres erworbene Sprache
 - *Primärer Erstspracherwerb* für den Erwerb einer Sprache von Geburt an (oft auch Mutterspracherwerb genannt)
 - *Doppelter Erstspracherwerb* für den gleichzeitigen Erwerb *zweier* (oder *mehrerer*) Erstsprachen
 - *Herkunftssprache(n)* als die Erstsprache(n) von Mehrsprachigen
- *Zweitsprache* (L2 = *second language*) für jede weitere Sprache, die im Verlauf des Lebens erworben wird
 - *Zweitspracherwerb* für den Erwerb weiterer Sprachen nach dem dritten Lebensjahr
 - *Fremdspracherwerb* für den Zweitspracherwerb unter institutionellen Bedingungen
 - Beim Zweitspracherwerb ist die *Ausgangssprache* die L1, *Zielsprache* die L2.“

²¹⁴ In Anschluss an das zum Zweit- und Fremdspracherwerb Erläuterte ergibt sich für die Kürzel DaZ und DaF entsprechend: „Als Definition kann gelten, dass Deutsch als Zweitsprache [DaZ; S.St.] überwiegend im deutschsprachigen Raum stattfindet und gesteuert und natürlich erworben wird, während Deutsch als Fremdsprache [DaF; S.St.] überwiegend gesteuert erworben wird und innerhalb und außerhalb des deutschsprachigen Raums stattfinden kann. Darüber hinaus ist aber ein weiteres Bestimmungselement besonders wichtig: Wer Deutsch als Zweitsprache lernt, verwendet diese Sprache gleichzeitig in seiner **Lebenswelt**. Sie ist für seinen Alltag unmittelbar relevant“ (Rösler 2012: 31; Hervorhebung im Original). DaM wiederum steht für den Bereich Deutsch als Muttersprache (vgl. Dorner 2010).

matiken (im Sinne des Helbig'schen Grammatik-Typus B, siehe Fußnote 2) wurde hierbei für den DaF-Diskurs meines Wissens bislang kaum erhoben.²¹⁵ Ist in Publikationen vom Verhältnis zwischen Lernenden und Grammatiken die Rede, dann trägt Grammatik meist die Bedeutung ‚System von Regeln als Ziel des Lernprozesses‘ (Helbig's Typ A), so etwa in den Sammelbänden von Peschel (2002), Noack/Ossner (2011) und Dengersch et al. (2014).

Überlegungen zur Rolle von Grammatiken im Lernprozess gehören zwar primär der text-externen Rezipientendimension des Kodex an und liegen deshalb auch nicht im Zentrum des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit, gänzlich zu vernachlässigen sind sie jedoch nicht, da die Verankerung im **fremdsprachendidaktischen Kontext** zu unmittelbaren Überformungen von grammatischen Inhalten und zugehörigen Präsentationsverfahren führen kann. Orientiert man sich an McLellands (2015) Überblick zur Geschichte des Deutschunterrichts in Großbritannien, sieht sich die DaF-Didaktik und mit ihr die DaF-Grammatikschreibung im Laufe des 20. Jahrhunderts mindestens drei Strömungen ausgesetzt, die den Fremdsprachenunterricht insgesamt nachhaltig verändern:

1. Die im Zuge des zweiten Weltkriegs zur Soldatenausbildung entworfene **audiolinguale Methode** mit ihrem Grundprinzip des Pattern Drills (vgl. Feistauer 2010, McLelland 2015: 161) hält spätestens ab den 60er Jahren Einzug in schulische Kontexte. Von behavioristischen Lernmodellen abgeleitete Wiederholungssequenzen mit festen Kommunikationsbausteinen sehen ihre didaktische Berechtigung gerade darin, kommunikativen Erfolg ohne den Umweg über das Erlernen expliziter grammatischer Strukturen zu ermöglichen (vgl. Kwakernaak 1996: 62–65)²¹⁶. Mündlichem Sprachgebrauch wird didaktisch mehr Gewicht beigemessen, es gewinnt somit ein Bereich an Einfluss (vgl. McLelland 2015: 165, 2012: 251–252), der in der traditionellen Grammatikographie notorisch unterrepräsentiert ist (vgl. Hennig 2001).
2. Etwa zur selben Zeit beginnen Forschungsergebnisse des erstarkenden generativen Ansatzes die Bedeutung grammatischen Metawissens für die Lernenden ebenfalls in Frage zu stellen (vgl. McLelland 2015: 162): Erwerbsfolgen in der Sprachentwicklung erweisen sich als relativ robust und unabhängig von der Fähigkeit, grammatische Regularitäten auch explizit formulieren zu können. Als Folge derartiger Beobachtungen kommt es zu Krashens (1982/2009) Trennung des grammatischen Wissenserwerbs in die Bereiche **acquisition** und **learning**: Acquisition beschreibt dabei den unbewussten Aufbau von Wissensstrukturen im Kommunikationszusammenhang sowie die daraus resultierende, ebenfalls unbewusste Fähigkeit („Sprachgefühl“) zur Unterscheidung richtig und falsch angewandter Sprache. Learning hingegen meint bewusst aufgebautes und artikulierbares metasprachliches Wissen, das nicht unmittelbar für die spontane Sprachproduktion genutzt werden kann (vgl. Krashen 1982/2009: 10). Im Zuge dieser Entkopplung von natürlicher Spontansprache und Grammatikwissen drohen auch die

²¹⁵ Für den historischen Kontext siehe McLelland (2013).

²¹⁶ Kwakernaak (1996) befasst sich in seiner Promotionschrift zwar mit der Geschichte des DaF-Unterrichts in den Niederlanden, die Entwicklung der dortigen DaF-Sparte wird jedoch (mit zeitlichen Abweichungen) von ähnlichen Paradigmenwechseln geprägt wie der englischsprachige Raum und mit ihm viele anderen modernen Fremdsprachendidaktiken (für das Spiegelbild der englischsprachigen DaF-Didaktik, die Englischdidaktik in Deutschland, vgl. Müller-Hartmann 2006: 16–20).

Grammatikschriften ihre Legitimation als Hilfen im Spracherwerbsprozess zu verlieren.

3. Hierauf aufbauend sorgen **funktional-kommunikative Ansätze** für eine weitreichende Neugliederung der linguistischen Wissensbestände unter den Vorzeichen situativer Anwendungsfelder (vgl. McLelland 2015: 163, Schröder 2010: 379–380, Nadolska-Gurzyńska 2018: 25–30). Herkömmliche Präsentationsprinzipien grammatischer Inhalte wie die Gliederung nach Wortarten oder die Wiedergabe dekontextualisierter Flexionstabellen sollen durch Kategorien der Pragmatik ersetzt werden (vgl. Helbig 2004: 1036). Ergebnis sind mitunter Chimären zwischen Alt und Neu wie das Werk *Modern German Grammar* (erste Auflage: Eckhard-Black/Whittle 1992) im Korpus dieser Arbeit.

Auch wenn die genannten Punkte in der Fremdsprachendidaktik ein großes Echo gefunden haben, endet ihr Einfluss hier sicherlich nicht. Bekannt unter dem Schlagwort der „kommunikativ-pragmatischen Wende“ ist besonders die „Abwendung von einer systemorientierten bzw. -zentrierten Linguistik und eine Zuwendung zu einer kommunikationsorientierten Linguistik“ (Helbig 1990: 13) eine einschneidende Erfahrung für die gesamte Disziplin, was sie für DaF- wie DaM-Grammatiken gleichermaßen relevant macht.

Letztlich ist dieser Aspekt der Fachgeschichte auch einer, der die vorliegende Arbeit an ihre Grenzen bringt: Je radikaler der kommunikativ-pragmatische Ansatz verstanden wird, desto schwerer wird es, die entsprechenden Werke mit Hilfe herkömmlicher flexionsmorphologischer Kategorien zu vergleichen und die Differenzierung deskriptiver und sozio-expressiver Bedeutung aufrechtzuerhalten. Ein Blick in eine beliebige Grammatik dieser Stoßrichtung sollte genügen, um klar zu machen, dass ‚Variation im Ausdruck‘ in diesen Texten etwas komplett anderes bedeutet als in der traditionellen Grammatikographie: Unter der Überschrift einer Funktion (etwa „Polite or tentative complaints“, Eckhard-Black/Whittle 1992: 233) ausdrucksseitig in hohem Maße divergierende Strukturen (wie „Verzeihung!“, „Entschuldigung“, „ich wollte eigentlich“, „Ich fürchte“ usw.) zu versammeln, ist das Kernanliegen funktional organisierter Texte; der hierfür benutzte Funktionsbegriff ist jedoch etwas anderes als das, was ich bis hierher unter dem Stichwort Semantik verhandelt habe. Entsprechend finden sich die funktionalen Elemente von Grammatiken auch nur rudimentär in Korpus und Analyse wieder (siehe Kapitel 4.1).

Zu konstatieren bleibt, dass große didaktische Paradigmenwechsel des 20. Jahrhunderts in der Theorie auf ein Unbehagen an der traditionellen Grammatikschreibung hinauslaufen. Jeder Untersuchung von Grammatiken, die sich mit diesem Zeitraum auseinandersetzt, sollte deshalb zumindest bewusst sein, dass es um Texte in einer (plakativ gesprochen) latenten Identitätskrise geht. Änderungen in der Art, wie diese Texte bei der Varianteauswahl und -evaluation vorgehen, könnten deshalb immer auch Adaptions- und Kompensationsstrategien angesichts eines wankenden theoretischen Rahmens sein.

3.3.2 Spannungen II: DaF im bildungspolitischen Gefüge der englischsprachigen Länder

Fragt man nach den bildungspolitischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, auf die DaF-Grammatiken für Sprecherinnen und Sprecher des Englischen stoßen, ist primär festzuhalten, dass es auch hier unglaublich schwerfallen wird, so etwas wie einen tatsächlich homogenen englischen Sprachraum zu definieren. Noch in weitaus größerem Maßstab wie ‚das Deutsche‘ verteilt sich ‚das Englische‘ auf eine Vielzahl unterschiedlicher Staaten. Hartmann/Beyer (2017)²¹⁷ sprechen in Anlehnung an Zahlen des Auswärtigen Amtes von 57 Ländern, in denen Englisch den Status einer Amts- bzw. Landessprache innehat, und mindestens 25 Ländern, in denen es als Bildungs-, Geschäfts- oder Verkehrssprache dient. In der Gesamtheit sei mit etwa 940 Millionen Menschen zu rechnen, die über Englisch als Erst- oder Zweitsprache verfügen, Sprecher des Englischen als Fremdsprache also noch nicht eingerechnet.

Besprochen werden die verschiedenen Erwerbsarten des Englischen in der englischsprachigen Fachliteratur meist unter den Kürzeln **ENL** (English as a Native Language), **ESL** (English as a Second Language) und **EFL** (English as a Foreign Language) (vgl. Gramley 2012: 211), worauf Quirk (1985) aufbaut, wenn er im einführenden Kapitel des vielbeachteten Sammelbands *English in the World* (Quirk/Widdowson 1985) den englischen Sprachraum in ENL-, ESL- und EFL-Länder teilt. Ähnlich wird mit Bezug auf einen Beitrag Kachrus (1985) bisweilen auch zwischen drei konzentrischen Kreisen des Englischen unterschieden:

Der innere Kreis umfasst Großbritannien, die USA, die englischsprachigen Gebiete Kanadas, Australien, Neuseeland und die Sprecher des Englischen in Südafrika und Simbabwe. Die Normen der jeweiligen Nationalvarietäten sind zu einem Symbol für die jeweilige Nationalvarietät geworden. [...] Dem äußeren Kreis lassen sich die *New Englishes* von Singapur, Hong Kong, Indien, Sri Lanka, Fidschi, Malawi, den Philippinen u.a. zuordnen, wo die Diskussionen um den Status und die Standardwürdigkeit der nichtbritischen Nationalvarietäten bis heute andauern. Zum expandierenden Kreis gehören Länder, in denen Englisch Fremdsprache war, zugleich aber externe und in zunehmenden Maße auch interne Kommunikationsfunktionen übernimmt: als Sprache wissenschaftlicher Veranstaltungen, des ‚höheren‘ Geschäftslebens, des Tourismus, der Unterhaltung, der Computertechnologie und mancher universitärer Studiengänge usw. Zu diesen Ländern gehören z.B. die Niederlande, die nordischen Länder, Israel, der Libanon und Brunei. (Clyne 2001: 284; Hervorhebungen im Original)

Zieht man darüber hinaus in Betracht, dass es unterhalb dieser Nationalvarietäten Spektren weiterer Varietäten mit allen möglichen Kombinationen des Sprachkontakts und der Diglossie gibt (vgl. Kachru 1985), zerfällt der englische Sprachraum in ein Geflecht von interdependenten und konkurrierenden sprachlichen Subsystemen, das im Rahmen dieser Arbeit aus Kapazitätsgründen nicht annähernd adäquat behandelt werden kann.

²¹⁷ <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/52515/weltsprache>.

Dabei darf die Heterogenität dieser Varietätenskalen auch nicht überschätzt werden: Innerhalb der Standardsprachen²¹⁸ der englischsprachigen Länder herrscht ein enorm hoher Grad gegenseitiger Verständlichkeit, was letztlich auch unterstützt wird von einer globalisierten Medienwelt, die zentrifugalen Kräften entgegenwirkt (vgl. Durrell 1999: 300–301). Die sich hieraus konstituierende, transnationale Hybridvarietät (bzw. vielmehr der -varietätenverbund, s.u.), in der Literatur „General English“ (Wells 1982: 2–3) oder „International English“ (Görlach 1988: 161) genannt, ist für einen Großteil der weltweiten Englischsprechenden dominante Sprachform des Alltags (vgl. Durrell 1999: 300).²¹⁹ Die englischsprachigen DaF-Grammatiken im Korpus sind deshalb in ihrer Zielgruppe nicht auf britische oder US-amerikanische Rezipientinnen und Rezipienten beschränkt und stammen auch nicht ausschließlich aus diesen beiden Ländern. Wenn ich mich im Folgenden trotzdem hauptsächlich auf den dominanten britischen und US-amerikanischen Raum beschränke, reproduziere ich aus Platzgründen notgedrungen das **Prestigegefälle** (Barbour 2005: 326) bzw. die **asymmetrische Plurizentrität** (Clyne 2001: 295–296), durch die die Wahrnehmung der kulturellen Eigenständigkeit anderer Zentren des Englischen verstellt wird.²²⁰

Angesichts dessen sei zumindest im Vorübergehen auf einige Publikationen verwiesen, die dem Nicht-Britischen und Nicht-Amerikanischen größere Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen: So beschäftigt sich das Sammelwerk *Standards of English* (Hickey 2012) detaillierter auch mit anderen Standardvarietäten des Englischen im inneren und äußeren Kreis, gleiches gilt für Görlach (1988). HSK-Band 35.2 (Krumm et al. 2010) setzt sich im umfangreichen Abschnitt *Deutsch an Schulen und Hochschulen in nichtdeutschsprachigen Ländern* wiederum mit der Rolle von DaF in den Ländern Australien, Ghana, Indien, Irland, Kamerun, Kanada usw. auseinander, sein Vorgänger, HSK-Band 19.2 (Helbig et al. 2001), tut dies im Abschnitt *Deutschunterricht und Germanistikstudium im fremdsprachigen Ausland*. Kurze Einführungskapitel zum Stand des Deutschen als Fremdsprache in Australien, Indien und Südafrika finden sich darüber hinaus in Ammon (2015). Einzelreportagen zu aktuellen Perspektiven der Germanistik in verschiedenen Staaten bieten immer wieder die Zeitschrift *Informationen Deutsch als Fremdsprache (Info DaF)*²²¹ sowie die *Jahrbücher für Internationale Germanistik*²²².

In Bezug auf **Großbritannien** sehen sich DaF und DaF-Grammatiken ab den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts, grob geschildert, folgenden bildungspolitischen Etappen gegenüber: Der Zeitraum vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Mitte der 80er Jahre ist gekennzeichnet durch einen schleichenden **Bedeutungsverlust** nahezu aller Fremdsprachen im schulischen Bereich (vgl. Rösler 2001)²²³. Ab den späten 80ern wird das Ergebnis dieser

²¹⁸ Siehe hierzu mehr im unmittelbar folgenden Kapitel.

²¹⁹ Aufgrund des geringen Abstands sieht Kloss (1978: 67) im amerikanischen und britischen Englisch auch keine eigenen Standardsprachen, sondern „Spielarten der einen englischen Standardsprache“ (Hervorhebung im Original).

²²⁰ Ähnliches gilt im Grunde auch für das Übergewicht des Bundesdeutschen im Korpus (vgl. Durrell 1999: 298).

²²¹ Hajduk (2004), Laurien (2006), Jäger/Jasny (2007) u.a.

²²² Z.B. McGuinness-King (2004), Eckardt (2005), Prokop (2005), Lay (2015).

²²³ Grundlage der Aussagen bilden Ortmanns (1993) und Jones' (1993) Auswertungen von Statistiken zum britischen Bildungssystem. Die dortigen Darstellungen reichen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis ins Jahr 1985 (Ortmanns) bzw. von 1985 bis 1991 (Jones).

Entwicklung, mangelnde Fremdsprachenkenntnissen in breiten Teilen der Bevölkerung, so evident, dass seitens der Wirtschaft und Wissenschaft mahnende Appelle an die Politik gerichtet werden, sich dieses Missstandes und internationalen Wettbewerbsnachteils anzunehmen (vgl. Ammon 2015: 999).

Es folgen daraufhin bis Anfang der 2000er Jahre (und teilweise bis heute) eine ganze Reihe **Reforminitiativen**, die die bildungspolitische Landschaft einschneidend prägen: So verspricht die erstmalige Implementierung eines nationalen Lehrplans (des National Curriculum) in England und Wales im Rahmen des Educational Reform Acts von 1988 zumindest auf dem Papier eine Stärkung der kränkelnden Fremdsprachensparte, insofern der Unterricht in einer Fremdsprache für alle Sekundarschülerinnen und -schüler verpflichtend vorgeschrieben wird (vgl. Reershemius 2010: 1674). Zugleich – und dies ist aus Sicht der vorliegenden Studie hoch brisant – bringen die Lehrpläne und ihre nachfolgenden Überarbeitungen eine immense Stärkung der Kategorien „Kommunikationsfähigkeit“ und „Verständlichkeit“ und eine Schwächung der bis dato vorherrschenden „Korrektheitsfixierung“ mit sich (Rösler 2001: 1465). Die Curriculumreformen ab den 80er Jahren können deshalb auch als bildungspolitisches Echo des funktional-kommunikativen Paradigmenwechsels in der Fachdidaktik verstanden werden. Im Zuge dessen geraten auch Varietäten des Deutschen in das Repertoire der Lehrmittel, die vorher kaum darin vertreten waren:

One recent and significant change in the representation of ‚the‘ German language is the attention paid in school textbooks of German since about 1990 to varieties of German spoken *outside* Germany, in line with the requirements of the examination board specifications, [...] More commonly, textbooks explore sociolinguistic variation within German by offering dialogue samples of northern and southern German, or Austrian dialects (e.g. Rowlinson *et al.*, 1993), or ‚youth language‘. (McLelland 2012: 252; Hervorhebungen im Original; vgl. McLelland 2015: 199–200)

Wichtige Impulse für eine Neustrukturierung des schulischen Sprachenlernens kamen außerdem aus einem 2000 veröffentlichten Report der Nuffield Foundation zu Lage und Förderungsmöglichkeiten der Fremdsprachenkenntnisse in Großbritannien (vgl. Durrell 2007: 39–40): Vorgeschlagen wurden u.a. eine Kampagne zur Imageverbesserung des Fremdsprachenlernens, die Aufwertung von Fremdsprachenkenntnissen zur akademischen Schlüsselqualifikation, die flächendeckende Einführung von Fremdsprachenkursen im Primarbereich sowie die Zusammenführung aller anfallenden Aufgaben unter einer regierungsgetragenen Gesamtstrategie (vgl. The Nuffield Foundation 2000: 8–9). In der Tat wurden daraufhin vom britischen Kultusministerium zwei Kommissionen eingesetzt, die die Realisierungsmöglichkeiten dieser Vorschläge ausloten sollten – noch im Laufe dieses Prozesses jedoch veröffentlichte das inzwischen neu besetzte Ministerium 2002 eine Gesetzesvorlage, die ihrerseits zu massiven Verschiebungen auf Sekundarebene führte (vgl. Durrell 2007: 40): Um das Bildungswesen differenzierter und individueller zu gestalten („build a flexible system around the needs and aspirations of individual pupils“, Department for Education and Skills 2002: 3), trat das Dokument mit dem Titel *Extending opportunities, raising standards* für mehr Wahlfreiheit in den Kursen der 10. und 11. Jahrgangsstufe ein, was im Grunde einer Revidierung zentraler Punkte der Curriculumreform von 1988

entsprach.²²⁴ Fremdsprachen wechselten für die letzten Jahre der schulischen Ausbildung von obligatorisch zu fakultativ.

Die Wirkung, die das 2003 verabschiedete Programm auf die Position der Fremdsprachen zeitigte, waren verheerend: Viele Schüler nutzten die Gelegenheiten, um die traditionell als schwer geltenden Fremdsprachen in den Abschlussprüfungen zu umgehen, was wiederum den Schulen entgegenkam, die ihre Position in den zentralen Schulrankings aufgrund der durchschnittlich schlechteren Prüfungsnoten in den Fremdsprachen gefährdet sahen (vgl. Durrell 2007: 44–45). Ergebnis war ein drastischer Rückgang der Lernendenzahlen, dem sich nur das insgesamt aufstrebende Spanische entziehen konnte (vgl. Ammon 2015: 1000–1001).²²⁵ Die Abwendung des Sekundarlevels von der deutschen Sprache hat dabei bis heute auch unmittelbare Auswirkungen auf den akademischen Sektor: Da viele Absolventinnen und Absolventen nicht mehr über die notwendigen Sprachkenntnisse und Prüfungsnachweise zur Zulassung in den germanistischen Studiengängen verfügen, sinken auch dort die Immatrikulationszahlen, was wiederum zu massiven Einsparungen bis hin zur Abschaffung ganzer Studiengänge führt (vgl. Durrell 2007: 47–50). „Das Fach Deutsch in Großbritannien“, schreibt Reershemius (2010: 1679) angesichts solcher Tendenzen resümierend, „befindet sich gegenwärtig in einer Krise“ und auch Durrell (2007: 50), der die Situation insgesamt zurückhaltender beurteilt, sieht „die Situation des Deutschunterrichts an britischen Schulen und des Germanistikstudiums an britischen Universitäten gegenwärtig dermaßen in Umbruch, dass Prognosen schwierig sind.“

Mit Blick auf die **Vereinigten Staaten** ergibt sich folgendes Bild: Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die frühen 70er Jahre hinein beschreiben James/Tschirner (2001: 1424) als Zeit der „Blüte für den Fremdsprachenunterricht in den USA“.²²⁶ Eingebettet ist diese **Hochphase** in einen generellen Aufschwung des höheren Bildungssystems, der sich aus einem günstigen Konnex unterschiedlichster gesellschaftlicher Einflussgrößen von ökonomischem Boom, sozialen Partizipationsforderungen und außenpolitischem Sicherheitsbedürfnis speiste.²²⁷ Es kam zu enormen Anstiegen der Sprachenlernendenzahlen sowohl auf schulischem wie auch akademischem Niveau, wobei auch das Deutsche einer der großen Nutznießer dieser Entwicklungen war (vgl. James/Tschirner 2001: 1425).²²⁸ Spätestens mit der aufkommenden Wirtschaftskrise ab der Mitte der 70er wurde dieser Aufschwung der Sprachen jedoch unterbrochen. Die positive Stimmung wurde abgelöst von der Angst vor drohenden Budgetkürzungen, in deren Fokus gerade die Geistes-

²²⁴ Siehe hierzu Pring (2005).

²²⁵ Regierungsinitiativen wie die 2002 vorgestellte *National Language Strategy* ‚*Languages for All: Languages for Life*‘ mit ihrem Plan, die Fremdsprachen an Schulen zu fördern, erscheinen von dieser Warte aus betrachtet als eher widersprüchlich und zeitigten nicht die gewünschten Effekte (vgl. Reershemius 2010: 1674, Durrell 2007: 41).

²²⁶ Vermutlich ist es auch diese Periode der Fremdsprachenforschung in den USA, die Haenicke (1977: 251) meint, wenn er von einem „golden age for FL [foreign languages; S.St.] in this country“ spricht.

²²⁷ Vgl. Lazerson (1998: 65): „Higher education came to simultaneously embody both a public good – beneficial to the nation’s economy, protective of its national defense, opening up new avenues of knowledge, and able to realize equality of educational opportunity – and a private benefit, so that everyone who possessed it substantially improved their access to higher income, status, and security.“

²²⁸ Negativer bewertet Schwarz (1993: 237) diesen Zeitraum und verweist darauf, dass bereits ab den 60ern viele Fremdsprachen ihren obligatorischen Status in den Studienplänen verloren hätten, was zu rückläufigen Studierendenzahlen führte.

wissenschaften standen. Eindringliche Zeugnisse aufkeimender Verunsicherung sind Beiträge in der Zeitschrift *Monatshefte* mit sprechenden Titeln wie *German: In the Poorhouse with the Other Humanities* (Stern 1977) oder *Campus Politics and Foreign Languages: Some Pragmatic Proposals* (Haenicke 1977) (vgl. van Cleve 1996: 14–15).

Wirklich überwunden werden konnte diese elementare **Krise** in der US-amerikanischen Germanistik nicht, der Abwärtstrend setzte sich, „trotz eines Zwischenhochs im Gefolge der deutschen Vereinigung“ (James/Tschirner 2001: 1425) bis in die 2000er Jahre schleichend fort: Der prozentuale Anteil der Deutschlernenden an den Fremdsprachenlernenden ging weiter zurück, ebenso der Anteil von Deutschstudierenden an der Gesamtheit der Immatrikulationen in den Fremdsprachen (vgl. Ecke 2011: 73–74, Crookes 1997: 79). Um im Wettbewerb der Sprachen und anderen Fächer wieder an Boden zu gewinnen, schlägt Ecke (2010) deshalb u.a. vor, die DaF-Lehrerausbildung, die an den germanistischen Abteilungen lange im Schatten literaturwissenschaftlicher Schwerpunkte stand, verstärkt ins Zentrum der universitären Lehre zu rücken. Ansätze zur sprachdidaktischen Professionalisierung der Studiengänge gibt es bereits seit Längerem, wobei Maßnahmen bisweilen tief in die traditionellen institutionellen Strukturen eingreifen und damit ihrerseits eine Herausforderung für das Fach Germanistik darstellen (vgl. James/Tschirner 2001: 1428–1429).

Die Akzentverlagerung hin zur Sprachpraxis ist dabei auch im US-amerikanischen Kontext spätestens seit den 80er Jahren verflochten mit der Erstarkung kommunikativ-pragmatischer Ansätze. Während die britische Lehrplanreform ab 1988 nicht-schriftsprachliche Varietäten in den Fokus der Lehre brachte, veröffentlichte auch das American Council on the Teaching of Foreign Languages 1986 einen später in viele Lehrpläne inkorporierten Referenzrahmen (*Proficiency Guidelines*), der unter den vier Fertigkeiten besonders das Sprechen stärkte (vgl. James/Tschirner 2001: 1426). Zwischen britischen und US-amerikanischen Problemstellungen wie Lösungsansätzen zeigen sich deutliche Parallelen.

Die zwei großen Germanistiken des englischsprachigen Raums sehen sich demnach beide im Untersuchungszeitraum einer gewissermaßen perpetuierten Existenzkrise²²⁹ gegenüber. In beiden Staaten kommt es im Zuge dessen zu Ansätzen einer Neuprofilierung der Fremdsprachendidaktik, die nicht-schriftsprachlichen Varietäten mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt und diese neuen Perspektiven zugleich mit dem Versprechen einer Modernisierung des Faches verknüpft. Welche Strategien Grammatiken entwickeln, um sich als umstrittene Texte in einer gleichsam krisengebeutelten Disziplin zu behaupten, bleibt zu untersuchen.

²²⁹ Für Schwarz (1993: 235) ist die verstetigte Krise gar die große Konstante in der gesamten Fachgeschichte Germanistik: „Bevor wir die gegenwärtige Lage und die sich daraus ergebenden Aussichten auf die Zukunft ins Auge fassen, müssen wir uns eingestehen, daß die Germanistik immer schon verwundbar gewesen ist, ja daß sie in permanenten Krisen steckt. Unter Krise verstehe ich sowohl äußere wie innere Unsicherheiten, Hindernisse, die die Außenwelt ihrem reibungslosen Funktionieren entgegensetzt, und ein Mißbehagen ihrer Vertreter in Bezug auf Sinn und Zweck ihrer professionellen Bemühungen.“

3.3.3 Spannungen III: Varietätenkonzepte des Deutschen und Englischen

Neben den genannten fachdidaktischen und bildungspolitischen Eigendynamiken muss ein Vergleich zwischen DaM- und DaF-Grammatiken schließlich auch dem Rechnung tragen, was Durrell (1995: 417) „soziolinguistische Interferenz“ nennt: Grenzen zwischen einzelnen fachwissenschaftlichen Konzepten können in Diskurstraditionen verschiedener Sprachen erheblich voneinander abweichen und es ist für Teilnehmer des einen Raumes nicht immer ohne Weiteres ersichtlich, was im anderen Kontext mit vermeintlich geläufigen Begrifflichkeiten genau gemeint ist. In der Kommunikation zwischen deutschsprachiger und englischsprachiger Variationslinguistik sind hiervon insbesondere die Termini Standardsprache, Umgangssprache und Dialekt betroffen, ungünstigerweise drei Kernbegriffe der grammatikographischen Markierungspraxis.

Was die meisten englischen Lesarten von **Standardsprache** von vielen deutschen Standard-Interpretationen unterscheidet, ist dabei die Annahme, Standardsprachlichkeit erstreckt sich nicht nur auf eine formale, schriftsprachliche oder schriftnahe Varietät, sondern bezeichne stattdessen eine Bandbreite unterschiedlicher Register²³⁰, die auch informelle, gesprochene Alltagskommunikation einschließen kann (vgl. Durrell 1999: 286, Durrell 2008: 171, Berend 2005: 146). Auf den Punkt bringt dies z.B. Barbour (2005: 325):

Ich gehe insbesondere von einer Auffassung des Begriffes Standardsprache aus, die in der britischen Soziolinguistik verbreitet ist; nach diesem Verständnis des Begriffes ist ein ‚standard language‘ der in der Gesellschaft sowohl in geschriebener als auch in gesprochener Form als maßgeblich akzeptierter [sic] Sprachgebrauch. Nach diesem Verständnis des Phänomens ist Standardsprache [...] der gesamte Sprachgebrauch einer Bildungsschicht, d.h. sie umfasst alle sprachlichen Register dieser Schicht, und schließt demnach das ein, was man im Deutschen als Umgangssprache der Bildungsschicht bezeichnen würde.

Übergänge zwischen ‚Standard English‘ wie es der deutsche Diskurs verstehen würde und standardnahen, informellen Alltagsvarietäten wie dem weiter oben beschriebenen ‚General English‘ sind hier fließend (vgl. Durrell 1999: 300–301, Durrell 2008: 171–172), was eine Variationsbreite in den Verfügungsbereich des Standardsprachlichen trägt, die so gemäß deutschen Begrifflichkeiten nicht denkbar wäre: In Analogie zu den deutschen **Umgangssprachen** (bzw. regionalen Standardvarietäten bzw. regionalen Gebrauchsstandards) kann die standardnahe, gesprochene Alltagssprache im Englischen problemlos auch regionale Kennzeichen und Allegronomerkmale aufweisen (vgl. Durrell 1999: 303, Barbour 2005: 326) und dies – das ist der springende Punkt – „ohne dabei aufzuhören, ‚Standard English‘ zu sein“ (vgl. Durrell 1999: 292). Zugleich zeigt das obige Zitat Barbour, dass dem englischen Standard eine manifeste diastratische Konnotation („Sprachgebrauch einer Bildungsschicht“) anhaftet, die in diesem Umfang für den deutschen Sprachgebrauch nicht

²³⁰ Die Bezeichnung Register ist ihrerseits ein schillernder Begriff, der sich im Koordinatensystem von Diaphasie, Diastratie, Diamesie und Diafunktionalität sehr unterschiedlich verorten lässt (vgl. Sinner 2014: 141–142, Dittmar 2004). Durrell (2008: 171) bezieht sich für seine Argumentation auf das Register-Verständnis von Biber/Finegan (1994) und versteht Register mit ihnen sehr allgemein als „situationsabhängige[] Varietäten“.

gilt (vgl. auch Albrecht 1997: 11). „Die Gleichstellung von ‚standard German‘ mit ‚middle-class speech‘ und ‚traditional dialect‘ mit ‚working-class speech‘“, wie sie in der Literatur bisweilen vorgenommen wird, ist deshalb laut Durrell (1995: 422) „als grobe Vereinfachung höchst problematisch [...] und eher als eine einfache Übertragung der englischen Verhältnisse auf die deutschen“ zu bewerten.

Das nach Registern differenzierte englische Standardverständnis hebt sich damit in mindestens zwei Punkten vom deutschen ab: Es ist schichtenspezifischer und variationsaffiner.²³¹ Während das Konzept von Standardvariation (vgl. Eichinger/Kallmeyer 2005) aus Sicht der englischen Forschung deshalb in gewisser Weise einen Pleonasmus darstellt, war es für das defensivere und konservativere deutsche Standardbild lange Zeit inakzeptabel (vgl. Durrell 1999: 302).²³² Ich schreibe bewusst ‚war‘, da angesichts der jüngeren, regionalen Standardkonzepte – wofür die englische Vorstellung vom formellen und informellen Standard tatsächlich in Teilen Pate stand (vgl. Berend 2005: 146–147) – offen bleibt, ob der deutsche Standard diesbezüglich wirklich einen grundlegend anderen Charakter trägt oder ob die Sicht auf die eigentliche Struktur des deutschen Standards nur lange durch zu restriktive Definitionen verstellt wurde.

Ebenso wie Berends Gebrauchsstandards beruht der englische Standard darüber hinaus nicht auf verschriftlichten Normen, sondern auf Gebrauchsnormen²³³ – ein weiterer zentraler Unterschied zum traditionellen Verständnis der deutschen Standardsprache, das Letztere als textuell kodifizierte Varietät begreift:

[...] [W]as dabei präskriptiv unter ‚Standard English‘ zu verstehen ist, ist nirgends nachzulesen, ja, in nicht wenigen Punkten wird ständig über die Normen gestritten [...]. Im Vergleich dazu sind die grammatischen, orthographischen und lexikalischen Normen der deutschen Standardsprache relativ fest und klar. Auch wenn es im deutschen Sprachraum keine Akademie gibt, genießen die Präskriptionen der DUDEN-Publikationen eine für den englischen Sprachraum kaum vorstellbare Autorität. (Durrell 1999: 291)

Höchst interessant aus Sicht des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit ist an dieser Passage zum einen, dass die Duden-Bände²³⁴ hier ungefähr mit dem, was weiter oben als Kernkodex beschrieben wurde, synonym gesetzt werden, zum anderen aber vor allem die Beobachtung,

²³¹ Zur Variationsaffinität des Englischen siehe auch Kloss (1978: 67) und Schmidlin (2011: 15).

²³² Für Durrell (1999) liegen die Ursprünge dieser Haltung in der Genese der deutschen Standardsprache als Schriftsprache, sekundär erlernter Bildungssprache und symbolisch aufgeladener Nationalsprache.

²³³ Dass dem nicht immer so war, schildert Görlach (1988: 155–156), der die Variabilität des englischen Standards als Ergebnis zentrifugaler Entwicklungen des 20. Jahrhunderts versteht: „Standard‘ vor 1914 schien wohl definiert. In der Grammatik war genau beschrieben, was als korrekt gelten durfte; im Wortschatz waren die Grenzen zwischen akzeptabel/angemessen und ‚anrühig‘ nach strengem Kodex sozial festgelegt, und selbst die Aussprache hatte mit der überregionalen Received Pronunciation (RP) als Sprachform der Oberschicht ihre Festlegung erfahren. [...] Seither ist mit weitgehenden Wandlungen der britischen Gesellschaft, verstärktem Regionalismus und großen Zahlen von Einwanderern aus dem Commonwealth und zunehmendem sprachlichen Einfluß Amerikas das System des Standards nicht mehr so fest gefügt.“ Vgl. Mattheier (1997c: 2, 8).

²³⁴ Konkret auf die Duden-Grammatik wird dabei an anderer Stelle verwiesen: „Es gibt z. B. kein dem Duden (51995) vergleichbares grammatisches Nachschlagewerk, dessen Präskriptionen allgemein (etwa in der Schule) als verbindlich gelten“ (Durrell 1999: 290).

dass der englische Sprachraum solche Verhältnisse nicht kennt. Stattdessen ist er geprägt von „absence of any kind of generally accepted authoritative grammar of English“ (Davies/Langer 2006: 267). Die enorme Anziehungskraft, die die Duden-Grammatik im deutschsprachigen Raum über die Jahrzehnte eventuell entwickelt hat, müsste dem Englischen deshalb eher fremd sein – entsprechend spannend wird es sein, zu beobachten, wie englischsprachige DaF-Grammatiken sich hier positionieren. Übernehmen sie die gravitativen Zentren der Zielsprache oder zeigen sie das freiere, kompetitivere Profil ihrer Ausgangssprache?

Abschließend sei noch darauf verwiesen, dass auch der Terminus **Dialekt** Quelle für Missverständnisse zwischen englischer und deutscher Diskussion sein kann. Im Gegensatz zum Deutschen ist er im Englischen nicht auf die diatopische Ebene beschränkt, sondern wird häufig

- (a) schlicht synonym zu Varietät verwendet – als Beispiel führt Durrell (1995: 422) Hocks (1991) *Principles of Historical Linguistics* an, oder
- (b) als Gegenbegriff zu Register gebraucht. In diesem Fall gilt: „Dialekt wird mehr mit *Habitus* assoziiert, während Register die Vielfalt sozialer Prozesse [...] situationsbezogen ausdrückt. Die Kontrollvariablen des Dialekts sind soziale Schicht, lokale Herkunft, Alter oder Geschlecht, die des Registers demgegenüber *Diskursfeld*, *Diskursstil* und *Diskursmodus*“ (Dittmar 2004: 219; Hervorhebungen im Original). Geprägt hat diese Unterscheidung zwischen „variety ‘according to the user’“ (dialect) und „variety ‘according to the use’“ vor allem Halliday (1978: 35); ihre Spuren finden sich u.a. in Hudsons Einführung in die Soziolinguistik (2012 [1980]) in Form von Kapitelbezeichnungen wie „Regional dialects“ und „Social dialects“.

Die Markierung einer Variante als *dialect* oder *dialectal* in englischsprachigen Grammatiken kann demzufolge diasystematische Informationen transportieren, die in Markierungen wie *Dialekt* oder *dialektal* in deutschsprachigen Grammatiken nicht enthalten sind.

Um derartige Beobachtungen in die nachfolgenden Analysen zu integrieren, wird gerade in Hinblick auf Kernkonzepte wie Standard, Umgangssprache und Dialekt danach zu fragen sein, welche sonstigen Markierungen eine Grammatik derselben Variante (**Ko-Markierung**) zuschreibt und welche Markierungen sie für die jeweils alternativen Varianten (**Kontra-Markierungen**) vergibt. Auf diese Weise formiert sich eine Art semantisches Netz kompatibler und konträrer Begrifflichkeiten, das gegebenenfalls Rückschlüsse darauf zulässt, zu welcher diasystematischen Kategorie eine Markierung im Ordnungssystem der entsprechenden Grammatik gehören soll. Den Resultaten solcher Verfahren muss dennoch zu einem gewissen Grad stets mit Vorsicht begegnet werden: In Anbetracht der möglichen Verflechtung einzelner Texte mit Referenztraditionen ist es immer möglich, dass Markierungen aus Referenztexten unreflektiert in die Grammatiken übertragen werden, d.h. ohne adäquat übersetzt oder mit dem Wertungsraster der übrigen Urteile im Text abgeglichen worden zu sein. Diese Spannung zwischen Gesagtem und Gemeintem muss hier unaufgelöst bleiben, wie sie es im Prinzip für alle intertextuellen Betrachtungen bleibt.

Mit diesen Beobachtungen sollten die elementarsten Begriffe beisammen und der argumentative Raum, in dem sich die Darstellungen im Folgenden bewegen, abgemessen sein.

4 Datengrundlage und Auswertungsmethode

Vor dem Hintergrund der obigen Gedankengänge lassen sich die zentralen Themenbereiche der Arbeit (Kapitel 2) nun mit detaillierten Untersuchungsrastern verbinden. Dabei verteilen sich die methodischen Vorüberlegungen zu den einzelnen Fragenkomplexen folgendermaßen auf die nächsten Unterkapitel:

- Dimension A: **Problemfeld flexionsmorphologische Variation** → Kapitel 4.2.1 und 4.2.2.
- Dimension B: **Problemfeld Metasprache** → Kapitel 4.2.3.
- Dimension C: **Problemfeld Kodex** → Kapitel 4.1 und 4.2.4.

Um die zu Beginn der Überlegungen gesammelten Ausgangsfragen nicht mit dem Vorschlag zu ihrer methodischen Aufarbeitung zu vermischen (der darüber hinaus sicherlich nur einer von vielen ist), soll ab hier im Zusammenhang mit konkreten Gegenständen und ihren Analysekategorien auch besser von drei **Untersuchungsebenen** als drei Problemfeldern gesprochen werden.

An dieser Stelle noch ein Hinweis zur verwendeten Notation: Das dieser Arbeit zugrunde liegende Korpus besteht primär aus **Einzeltexten** wie der ersten Auflage der Duden-Grammatik (Duden 1959). Diese lassen sich wiederum in einem zweiten Schritt bestimmten **Auflagenfolgen** zuordnen lassen (für die Duden-Grammatik: 1959 > 1966 > 1973 usw.), wobei auch Einzeltexte ohne Nachfolgetexte als ‚virtuelle‘ Auflagenfolgen gewertet werden sollen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit wird im Folgenden insbesondere in graphischen Darstellungen auf Kürzel für diese Auflagenfolgen zurückgegriffen (z.B. DUD für die Abfolge der Duden-Grammatiken). Eine Liste aller Kürzel dieser Art findet sich im Anhang (I).

4.1 Korpus: Zusammensetzung und Textcharakteristika

Eine Art Quintessenz der vorgetragenen theoretischen Erwägungen stellt die Annahme dar, es handele sich beim sogenannten Sprachkodex nicht um eine absolute, sondern um eine relative Größe, Kodexstatus sei also stets nur als ‚Kodexstatus in Hinblick auf die befragten metasprachlichen Schriften‘ zu verstehen (Kapitel 3.2.5). Während eine solche Lesart des Begriffs ihn auf der einen Seite korpuslinguistisch handhabbar macht, sorgt sie auf der anderen Seite dafür, dass der Zusammenstellung der Korpora in der Kodexforschung ein immenses Gewicht zukommt. Damit kommt nicht zuletzt auch die Frage auf das Tableau, welchen zeitlichen Rahmen man für eine entsprechende Analyse ansetzen möchte, denn ‚Kodexstatus in Hinblick auf die befragten metasprachlichen Schriften‘ heißt auch notwendigerweise ‚Kodexstatus in Hinblick auf die befragte Zeitspanne‘.

4.1.1 Zeitlicher Rahmen: Zwischen Boom, Boom und heute

Für die vorliegende Untersuchung ist die Entscheidung letztlich auf den Zeitraum zwischen **1958 bis 2015** gefallen. Zumindest der gewählte Endpunkt ist dabei schnell erklärt und ist nicht direkt durch den Untersuchungsgegenstand motiviert: Das Jahr 2015 markiert in etwa die erste Phase dieses Forschungsprojekts, d.h. den Beginn erster, kursorischer Recherchen zum Thema. 1958 als Startpunkt zu wählen, ist demgegenüber weniger zufällig, das Datum ergibt sich vielmehr unmittelbar aus der „historischen Einbettung“ (Klein 2014: 227, s.o.) des deutschsprachigen Korpusparts:

Im Laufe der 50er Jahre werden in der germanistischen Fachwelt immer mehr Stimmen laut, die den bisherigen grammatikographischen Versuchen ihrer Zeit sehr kritisch gegenüberstehen. Helbig, der diese Phase in seiner *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft* (Helbig 1973: 170) als „Krise der Grammatik“ beschreibt, verweist auf die symptomatischen Diskussionsbeiträge von Holz und Weisgerber: Holz fällt dabei in seinem Beitrag *Es kracht im Gebälk* (1956a) ein vernichtendes Urteil über die damals vorliegenden Grammatiken, die er aufgrund ihrer starken terminologischen Prägung durch die klassischen Vorbilder nicht in der Lage sieht, Sprachstrukturen des modernen Deutsch adäquat zu beschreiben.²³⁵ Ähnliches konstatiert Weisgerber in seinem Beitrag *Grammatik im Kreuzverhör* (1950/51: 129), wenn er die Grammatikschreibung, dramatisch überspitzt, in einer Lage sieht, „in der sie *nicht leben und nicht sterben*“ könne (Hervorhebung im Original). Die Gründe für diese Misere benennt er zehn Jahre später in der Rückschau sehr klar:

Daß die bisherige Praxis in Wissenschaft und Schule sich totgelaufen hatte, war allgemeine Überzeugung. Was an ihre Stelle treten sollte, war in der Theorie klar, in der Praxis noch unentschieden. Vor allem war zweierlei ungewiss. Einmal, welches der tatsächliche Stand des grammatischen Wissens von der deutschen Sprache sei. Die Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre waren der Förderung grammatischer Arbeiten wenig günstig; erst recht fehlten lange Jahre die Möglichkeiten, Fragen und Ergebnisse zu veröffentlichen und zu diskutieren. Dabei hatten die Erörterungen der Zwischenkriegszeit ein Zweites deutlich werden lassen: der Neubau der Grammatik würde angesichts der vielhundertjährigen Tradition einer bestimmten Grammatikform eine Herkulesarbeit werden. (Weisgerber 1960: 321)

Reformstau hatte die Diskrepanz zwischen veraltenden Grundlagenwerken und neueren Erkenntnissen so weit anwachsen lassen, dass ein ‚Weiter so‘ kaum mehr möglich war.

²³⁵ Auch er macht hierbei übrigens ausgiebigen Gebrauch von der Architekturmetapher: „Um unsere ‚deutsche‘ Grammatik ist es also recht übel bestellt. [...] Der Bau, so stattlich und stolz er scheint, steht auf schwankem [sic] Grund, das Gemäuer ist morsch, es bröckelt an allen Ecken. In dem Haus noch zu wohnen ist nicht ratsam. [...] Aufgebaut werden muß eine auf deutschem Sprachdenken gegründete Grammatik der deutschen Sprache. [...] Aber – da es doch noch Jahre dauern wird, bis das neue, eigene Grammatikhaus steht – was tun wir inzwischen, was sagen wir Lehrer unsern Schülern?“ (Holz 1956a: 278–279) Zugleich – und dies ist mehr als nur eine Randnotiz – veröffentlicht Holz im gleichen Heft der Zeitschrift *Muttersprache* eine Rezension zur damals neuesten Auflage von Wustmanns Sprachdummheiten, worin er dem rund 65 Jahre alten Sprachratgeber trotz dessen Konservatismus Unentbehrlichkeit bescheinigt (Holz 1956b: 328). Was sich hier bereits andeuten könnte, ist, dass die anschließende große Revisionsbewegung in der deutschen Grammatikschreibung nicht mit einer kompletten Absage an bestehende metasprachliche Beschreibungstraditionen einhergeht.

Interessant in Bezug auf die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache im Ausland (Kapitel 3.3) ist diesbezüglich, dass die Kritik von Weisgerber (und noch mehr die von Holz) nicht zuletzt von sprachdidaktischen Überlegungen getrieben war („Wissenschaft und Schule“) und Kritikpunkte geäußert wurden, die beinahe unverändert auch die großen fachdidaktischen Paradigmenwechsel der kommenden Jahre steuern (vgl. Helbig 1973: 170).²³⁶ Auch aus dieser Perspektive stehen DaF- und DaM-Grammatikschreibung sich in ihrer Geschichte somit ungemein nahe.

Als Antwort auf die detektierten Missstände kommt es unter den mittlerweile günstigeren Rahmenbedingungen der ausgehenden 50er Jahre zum **ersten Grammatikboom**²³⁷ der Nachkriegsjahre, der neben vielen anderen besonders zwei Projekte hervorbringt, die die deutsche Sprachwissenschaft nachhaltig prägen sollten: 1958 erschien die erste Auflage des *Abrisses der deutschen Grammatik* von Johannes Erben, ein Jahr später die erste Duden-Grammatik der Nachkriegszeit, koordiniert von Paul Grebe. Hierzu wiederum Weisgerber (1960: 322), der die beiden Werke unter allen Publikationen der Zeit heraushebt:

Jedenfalls wurde in dieser Zeitspanne eine Stufe erreicht, die durch das fast gleichzeitige Erscheinen zweier neuer Versuche zusammenfassender Grammatik des Deutschen gekennzeichnet ist: den Abriß der deutschen Grammatik von Joh. Erben und die von der Dudenredaktion unter Leitung von P. Grebe herausgegebene Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Die Verfasser beider Werke sehen sich bewußt vor der Aufgabe, eine Verbindung von Altem und Neuem zu wagen.

Insgesamt geht der Blick aber erst einmal mehr nach vorne als zurück: Um den Neuanfang zu unterstreichen und um sich zugleich von der ideologisch belasteten ersten Duden-Grammatik Otto Baslers (1935)²³⁸ zu distanzieren, lässt Grebe die Auflagenzählung wieder bei eins beginnen. Der Verlag erläutert diese Entscheidung im Vorwort: „Inzwischen haben sich die Auffassungen über den Aufbau unserer Muttersprache so grundlegend geändert, daß der jetzt vorgelegte Band gegenüber dieser ersten Ausgabe als völlig neues Werk betrachtet werden muß“ (Duden 1959: 5).

Wenn als Startpunkt des Korpus die Jahre 1958/1959 gesetzt wurden, dann also deshalb, weil die in diesen Jahren veröffentlichten Werke von Erben und Grebe exemplarische Vertreter eines Wendepunktes in der jüngeren deutschen Grammatikgeschichte darstellen. Als großangelegte Projekte zur Emanzipation von alten und Konstitution von neuen Traditionslinien sind sie erste Repräsentanten eines grammatikographischen Um- und Neudenkens²³⁹, das in DaM- und DaF-Grammatiken bis heute Spuren hinterlässt.

Um an dieser Stelle auch gleich einem drohenden Missverständnis vorzubeugen, noch eine kurze Anmerkung: Wie die Duden-Grammatik weisen einige der betrachteten englischsprachigen Grammatiken ältere Auflagen jenseits der Marke 1958/1959 auf. Im Prinzip

²³⁶ Entsprechend sieht Helbig (1973) in der erstarkenden funktionalen Grammatik auch die eigentliche Antwort auf die Grammatikkrise.

²³⁷ Der Begriff des „Grammatikbooms“ stammt aus Hennig/Hennig (2001: 39), wo er den abrupten Anstieg an Grammatikpublikationen ab dem Ende der 80er Jahre beschreibt (s.u.).

²³⁸ Vgl. Stoetzel/Rickes (1987). Zu Baslers Rolle in der NS-Lexikographie siehe Müller (1994: 112) sowie Birken-Bertsch/Markner (2004: 100–104).

²³⁹ Metaphorisch könnte man in Anlehnung an den berühmten Terminus aus der Geschichtswissenschaft (vgl. Koselleck 2004: VIII) deshalb auch von einer grammatikographischen „Sattelzeit“ sprechen.

ist es deshalb nicht vollends korrekt, das Jahr tatsächlich als ‚Startzeitpunkt des Korpus‘ zu bezeichnen. Es ist vielmehr der ‚Zeitpunkt, von dem aus die (mitunter auch älteren) Texte in Augenschein genommen werden‘.

Innerhalb des Untersuchungszeitraums kommt es darüber hinaus noch zu einem **zweiten Grammatikboom** (vgl. Hennig/Hennig 2001: 39, Hennig 2010: 19), der etwa 30 Jahre nach der ersten Hochphase einsetzt, als die ehemaligen Neuanfänge ihrerseits schon zu fest etablierten Instanzen im Diskurs geworden waren. Prominente Vertreter dieser neuen Welle grammatischer Bearbeitung sind etwa Eisenbergs *Grundriss* (1986) und Engels *Deutsche Grammatik* (1988), die sich deshalb auch im Untersuchungskorpus wiederfinden. Einen umfangreichen Überblick des sich entwickelnden (Über-)Angebots an Publikationen bieten Hennig/Hennig (2001) in Form ihres Grammatikenführers *Welche Grammatik braucht der Mensch?*, wobei sie die Lage folgendermaßen schildern:

Seit Ende der achtziger Jahre sind in Deutschland so viele neue oder wieder aufgelegte Grammatiken erschienen, dass es schwer ist, die Grammatikenlandschaft zu überblicken. Besonders im Fach „Deutsch als Fremdsprache“ hat man die Marktlücke an Grammatiken für die verschiedenen Stufen von Deutsch als Fremdsprache sowie an Übungsgrammatiken entdeckt und ernst genommen, so dass hier fast jährlich eine neue Grammatik erscheint. Aber auch im Bereich der linguistischen Grammatiken ist einiges dazu gekommen oder von den Autoren überarbeitet worden, weil die wissenschaftliche Entwicklung neue Darstellungsweisen ermöglicht und teilweise auch notwendig macht. (Hennig/Hennig 2001: 8)

Hennig und Hennig beziehen sich in dieser Passage, den ausgewerteten Grammatiken nach zu urteilen, vornehmlich auf deutschsprachige Grammatiken für den DaF-Kontext und damit nicht unmittelbar auf einen Großteil der Untersuchungsgegenstände dieser Arbeit. Jedoch lässt sich diese zweite Boomphase auch in den im Folgenden untersuchten Publikationen deutlich erkennen: Zu konstatieren ist ein massiver Zuwachs an Grammatiken ab den 80er Jahren, der letztlich zu einem erheblichen Ungleichgewicht in der zeitlichen Verteilung der Korpus-texte führt (vgl. Kapitel 4.1.3).²⁴⁰

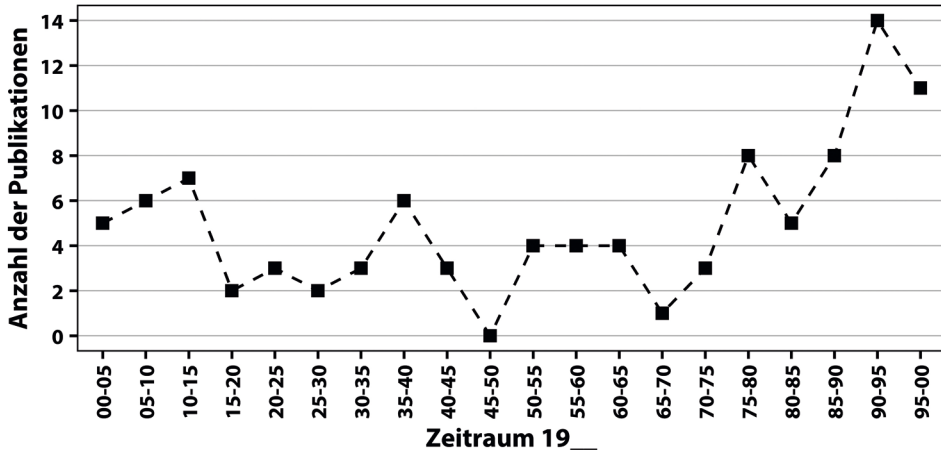
Darauf, dass es sich hier auch nicht um einen bloßen Nebeneffekt der genutzten Such- und Auswahlverfahren (s.u.) handelt, weist McLellands (McLelland 2015: 341–407) umfangreiche *Chronological bibliography of German textbooks for English speakers* hin, wo sich für das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts ebenfalls eine starke Zunahme von Werken beobachten lässt, die das Wort *grammar* oder *Grammatik* im Titel führen (Abbildung 30).²⁴¹ Im für die vorliegende Untersuchung relevanten Zeitraum von 1955 bis 2000 stammen gar mehr als 50% der Neupublikationen aus den letzten eineinhalb Jahrzehnten, d.h. aus den Jahren 1985 bis 2000. Die in Kapitel 3.3 dargelegten fremdsprachendidaktischen und

²⁴⁰ Es wäre kein Problem gewesen, dies durch die Reduzierung von ausgewählten Texten in den Boomjahren auszugleichen. Da diese Imbalance jedoch zu den zentralen Charakteristika der Textsorte im Untersuchungszeitraum gehört, habe ich mich gegen ein solches Vorgehen entschieden.

²⁴¹ Sicherlich werden so nicht alle Grammatiken der Bibliographie erfasst, genaue Zuordnungen ließen sich im Grunde erst auf Basis umfassender Sichtungen aller Veröffentlichungen vornehmen. Um einen groben Einblick in die Verhältnisse zu bekommen, sollte diese heuristische Annäherung jedoch ausreichen. McLelland selbst weist außerdem darauf hin, dass ihre Liste in keinem Fall als komplett verstanden werden darf, sondern eher als Illustration der Vielfalt entsprechender Texte (vgl. McLelland 2015: 341).

bildungspolitischen Umwälzungen führen ganz offensichtlich erst einmal nicht zu einer Abwendung von der Grammatik als Präsentationsform linguistischen Wissens.

Abbildung 30: Erstveröffentlichungen von Deutschlehrwerken für englischsprachige Lerner mit den Titelbestandteilen *grammar* oder *Grammatik* im Verlauf des 20. Jahrhunderts (Datengrundlage: McLelland 2015: 341–407).



Quelle: Eigene Darstellung.

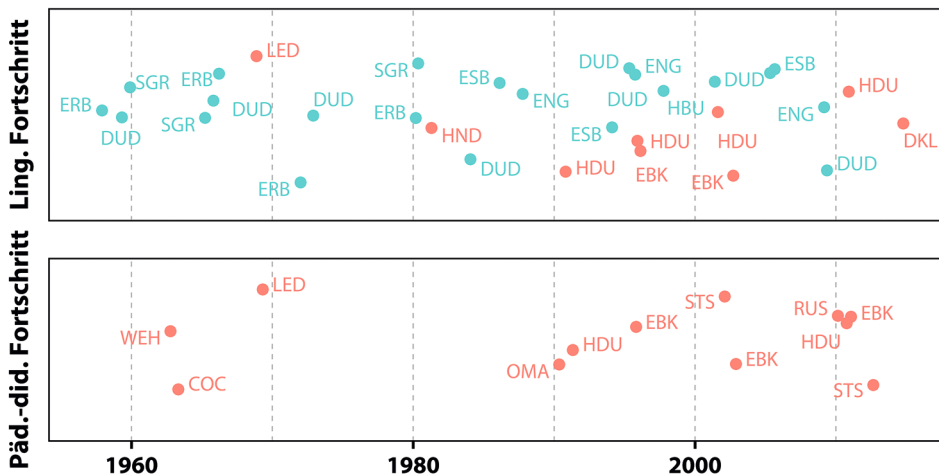
Nicht unwichtig für die vorliegende Untersuchung ist außerdem, dass sich der DaM-Grammatikboom der späten 50er Jahre, wie ihn Weisgerber beschreibt, in den bibliographischen Daten zu den DaF-Werken für englischsprachige Lerner kaum niederschlagen scheint. Zwar kommt es nach einem Nullpunkt in den Nachkriegsjahren ab 1950 zu einem Neustart, die Zahl der *grammar*/*Grammatik*-Publikationen erreicht dabei im Prinzip aber nur wieder den Durchschnittswert der Zwischenkriegszeit. Der große Aufbruch, wie ihn die DaM-Grammatikographie zu dieser Zeit erlebt, scheint hier noch auszubleiben.

Die zeitliche Struktur des Korpus kann somit folgendermaßen zusammengefasst werden: Der Untersuchungszeitraum startet mit dem DaM-Grammatikboom der 1950er. Im letzten Quartal des 20. Jahrhunderts kommt es zu einem umfassenden zweiten Boom, der DaM- und DaF-Grammatiken gleichermaßen erfasst. Die jüngsten Texte stammen schließlich aus der unmittelbaren Gegenwart des Forschungsprojekts.

Inwiefern neue Herangehensweisen in Form fachwissenschaftlicher Paradigmenwechsel letztendlich direkt mit dem Aufschwung der Grammatiken verbunden sind und inwieweit sie wirklich in die Werke Einzug halten und diese verändern, lässt sich anhand solch kursorischer Beobachtungen natürlich nicht prüfen. Generell scheint laut Glück/Knobloch (2016: 250) zumindest eine gewisse Skepsis angebracht, wenn es um die **Parallelität von fachwissenschaftlichem Fortschritt und in Grammatiken präsentierten Inhalten** geht: „Während die grammat[ischen] Theorien Legion sind und sich rasch verändern, ist die traditionelle Beschreibungspraxis der G[rammatik] ungeheuer beharrend.“ Etwas differenzierter lässt sich dieses Problem betrachten, wenn man die jeweils aktuellen Vorworte der Grammatiken im Korpus nach der Rolle des disziplinären Fortschritts für die eigenen Darstellungen befragt. So zählen 31% aller aufgenommenen Einzelgrammatiken

(bzw. 20% der Auflagenfolgen) neue Erkenntnisse der Grammatikforschung zu den Motivationen, die sie zu einer Erst- oder Neuauflage ihrer Grammatik bewegt haben, wobei sich die Nennungen gleichmäßig über den gesamten Untersuchungszeitraum verteilen (Abbildung 31). Neuere Entwicklungen auf Seiten der Pädagogik und Sprachdidaktik werden immerhin von 12% der Einzelgrammatiken (15% der Auflagenfolgen) als Motiv der eigenen Arbeit angeführt. Interessant ist die Verteilung der Motivation auf die Gruppen englischsprachige vs. deutschsprachige Grammatiken. Letztere dominieren, wenn es um die Motivation ‚linguistischer Fortschritt‘ geht, deutlich – und dies, obwohl sie insgesamt nur etwa ein Viertel des Gesamtkorpus ausmachen (für Genaueres siehe Kapitel 4.1.3). Pädagogisch-didaktische Entwicklungen werden demgegenüber ausschließlich von englischsprachigen Grammatiken ins Feld geführt, was angesichts ihres unmittelbaren Bezuges zum Sprachlernkontext wohl weniger überrascht. Die Häufung der Nennungen nach den 1990er Jahren ergibt sich hier wohl zu großen Teilen aus der generellen zeitlichen Imbalance des Korpus, ließe aber auch den vorsichtigen Schluss zu, dass pädagogisch-didaktischen Überlegungen in jüngerer Zeit eine größere Bedeutung in der Grammatikschreibung zukommt.

Abbildung 31: Nennungen von linguistischem oder pädagogisch-didaktischem Fortschritt als Motiv für die Erstveröffentlichung oder Überarbeitung von Grammatiken in den Vorworten dieser Werke. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken.²⁴²



Quelle: Eigene Darstellung.

Eindeutiger ableiten lässt sich aus Beobachtungen dieser Art zumindest, dass das Bestreben, auf Höhe der Zeit zu sein, sich nicht auf die beiden Boomphasen beschränkt, sondern zumindest in einem Teil der Grammatiken permanent präsent ist. Dies bedeutet aber letztlich auch, dass es schwierig ist, auf dieser Grundlage eine direkte und starke Verbindung von Grammatikboom und theoretischen Verschiebungen nachzuweisen, zumal sich beinahe zwei Drittel der Publikationen in dieser Frage erst gar nicht positionieren.

²⁴² Man beachte: Vertikale Streuung dient hier (und in allen nachfolgenden Graphiken dieser Art) allein besserer Lesbarkeit (bzw. einer Entzerrung des Zeitstrahls) und vermittelt keine skalaren Informationen.

4.1.2 Grammatikbegriff: Grammatik = Flexionsmorphologie + X

Im Rahmen der theoretischen Erwägungen wurde bereits an verschiedenen Stellen darauf verwiesen, dass es im Folgenden vornehmlich um das gehen wird, was Helbig (1992: 135) als **Grammatik C** bezeichnet, d.h. „die wissenschaftlich linguistische Beschreibung des der Sprache innewohnenden Regelsystems“. Gegenstand der Untersuchung sind damit „Grammatiken als Nachschlagewerke“ (Barkowski 2010: 107), in anderen Worten: metasprachliche Beschreibungen, die sich nicht nur auf eine Detailfrage des Sprachsystems konzentrieren, sondern versuchen, Sprache möglichst in ihrer Gesamtheit darzustellen. Entsprechend ist z.B. auch eine Definition nach Cherubim (1980: 768) hier weniger gut geeignet, da dieser seinen Grammatik-Typ (a) auf alle „Texte und Modelle“ bezieht, „durch die bestimmte Aspekte oder Eigenschaften von natürlichen (oder auch künstlichen) Sprachen bzw. Sprachvarietäten beschrieben werden“. So verstanden wären alle Forschungsbeiträge zu linguistischen Einzelthemen Grammatiken, was dem konventionellen Anwendungsbereich des Begriffes eigentlich nicht entspricht.

Diskutabel ist sicherlich, was zur darzustellenden ‚Gesamtheit‘ einer Sprache gehören soll. Traditionell hat sich für Grammatiktexte über die Jahrhunderte zwar die hierarchische Themenfolge Phonetik – Morphologie – Syntax herausgebildet²⁴³, diese wird aber seit geraumer Zeit zunehmend infrage gestellt, neu geordnet und (beispielsweise durch den Bereich Textlinguistik) ergänzt (vgl. Cherubim 1980: 769–771, Glück/Knobloch 2016: 250). Wie unterschiedlich moderne Grammatiken hier vorgehen können, zeigt wiederum ein Blick in den Grammatikenführer von Hennig/Hennig (2001), die die thematische Gliederung der jeweiligen Grammatiken im Rahmen ihres Analysefokus B 1 jeweils detailliert beschreiben.

Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich bezüglich des Inhalts auf eine Art Minimaldefinition von Grammatik, die auf dem klassischen Status der Flexionsmorphologie als „Kern der (kodifizierten) G[rammatik]“ (Glück/Knobloch 2016: 250) aufbaut. Es soll vereinfacht gelten: **Grammatik = Flexionsmorphologie + X**. Im Korpus finden sich also nur Werke, die neben flexionsmorphologischen Fragestellungen noch mindestens eine weitere Systemebene der Sprache nicht nur in Ausschnitten, sondern umfassend in den Blick nehmen. Konkret besteht dieses zusätzliche X in den Korpustexten jeweils aus verschiedenen Kombinationen der Themenbereiche Syntax, Phonetik/Phonologie, Orthographie, Wortbildung und Textlinguistik.

4.1.3 Übersicht zu Einzeltexten und Auflagenfolgen

Die konkrete Textsuche für das Korpus gestaltete sich auf dieser Basis folgendermaßen und für die beiden Textgruppen sehr unterschiedlich: Für die Auswahl der **deutschsprachigen**

²⁴³ „Den Kern der (kodifizierten) G[rammatik] bildet seit der Spätantike [...] die Lehre von den Wortarten, den grammat[ischen] Kategorien oder Redeteilen. G[rammatiken] beginnen i. d. R. mit einer Lautlehre der jeweiligen Spr[ache] und enden mit einer Satzlehre. Daraus ergibt sich ein lange beinahe kanon[ischer] Aufbau: Lautlehre – Lehre von den Wortarten und Wortformen (manchmal steht hier auch die Wortbildung [...]) – Syntax, Lehre von den Satzgliedern, Satzarten, Satzverbindungen (Perioden)“ (Glück/Knobloch 2016: 250).

Werke²⁴⁴ war eine Kombination aus den Kriterien Veröffentlichungszeitraum und wissenschaftlicher Reputation der Texte handlungsleitend. Unter dem breiten Angebot deutschsprachiger Grammatiken für den Untersuchungszeitraum wurden die Duden-Grammatik und Erbens *Abriss* deshalb gewählt, da sie, wie oben geschildert, beispielhaft für einen Umbruch in der damaligen deutschen Grammatikographie stehen (vgl. Weisgerber 1960). Darüber hinaus dürfte die nachhaltige Strahlkraft der Duden-Grammatik im Grammatikdiskurs unstrittig sein (vgl. Kapitel 3.3.3), weshalb eine Untersuchung des Kodex um die Auflagen dieses zentralen Werkes nicht herkommt. Auch das Prestige der Publikationen von Erben darf hierbei nicht unterschätzt werden. Eisenbergs (später zweigeteilter) *Grundriss* und Engels *Deutsche Grammatik* sind wiederum chronologisch am zweiten Achsenpunkt der Grammatiktradition zu verorten und haben die Diskussion um grammatische Gegenstände ihrerseits über Jahrzehnte hinweg mitgestaltet (vgl. Hennig/Hennig 2001).²⁴⁵

Die Grammatiken von Schulz/Griesbach wurden in das Korpus integriert, da es sich zum einen um Texte handelt, die eine sehr hohe Auflagenzahl erreichten. Zum anderen verstehen sie sich explizit als DaF-Werke und wurden auf dieser Basis direkte Vorlage der Grammatik von Lederer (s.u.), was Raum für Vergleiche gibt. Griesbach (1986) stammt aus diesem Kontext, schreibt die Traditionslinie jedoch mit einer breit angelegten kontrastiven Grammatik fort. Bei den Texten von Helbig/Buscha schließlich handelt es sich um die einflussreichsten DaF-Grammatikpublikationen der vergangenen Jahrzehnte. Ihre Ausnahmestellung umreißen Hennig/Hennig (2001: 101) folgendermaßen:

Die große Bedeutung dieser Grammatik hat zwei wesentliche Ursachen: Erstens ist sie fast zwei Jahrzehnte, bevor der Boom an Grammatiken für Deutsch als Fremdsprache einsetzte, zum ersten Mal erschienen und war deshalb lange Zeit die wichtigste Grammatik für Deutsch als Fremdsprache. Zweitens hat die Grammatik auch nicht an Bedeutung eingebüßt, seit dem [sic] die Grammatiken für Deutsch als Fremdsprache so zahlreich geworden sind, weil sie sich auf Grund ihrer Ausführlichkeit und guten Handhabbarkeit nach wie vor als Nachschlagegrammatik für Lehrer und Lehrbuchautoren in einem Maße als zuverlässig erweist, das die meisten didaktischen Grammatiken nicht bieten können.

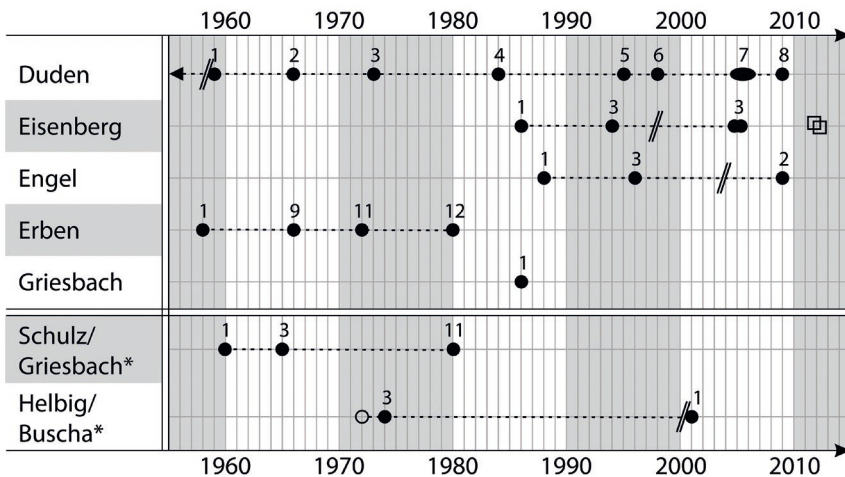
Der Zuschnitt auf das Deutsche als Fremdsprache stellt Helbig/Buscha ebenso wie Schulz/Griesbach damit auch in den Übergangsbereich zwischen den deutschsprachigen DaM- und englischsprachigen DaF-Grammatiken. Die Begriffe DaM-Grammatiken und DaF-Grammatiken uneingeschränkt mit den beiden Korpusteilen ‚Grammatiken des Deutschen mit deutscher Metasprache‘ und ‚Grammatiken des Deutschen mit englischer Metasprache‘ gleichzusetzen, ist deshalb problematisch (für weitere Klärungen siehe Kapitel 4.1.4.5).

²⁴⁴ Gemeint ist: mit deutscher Metasprache.

²⁴⁵ Für einen zeitgenössischen Blick auf die ersten Auflagen der beiden Werke siehe die Rezensionen von Zifonun (1987) bzw. Lötscher (1990).

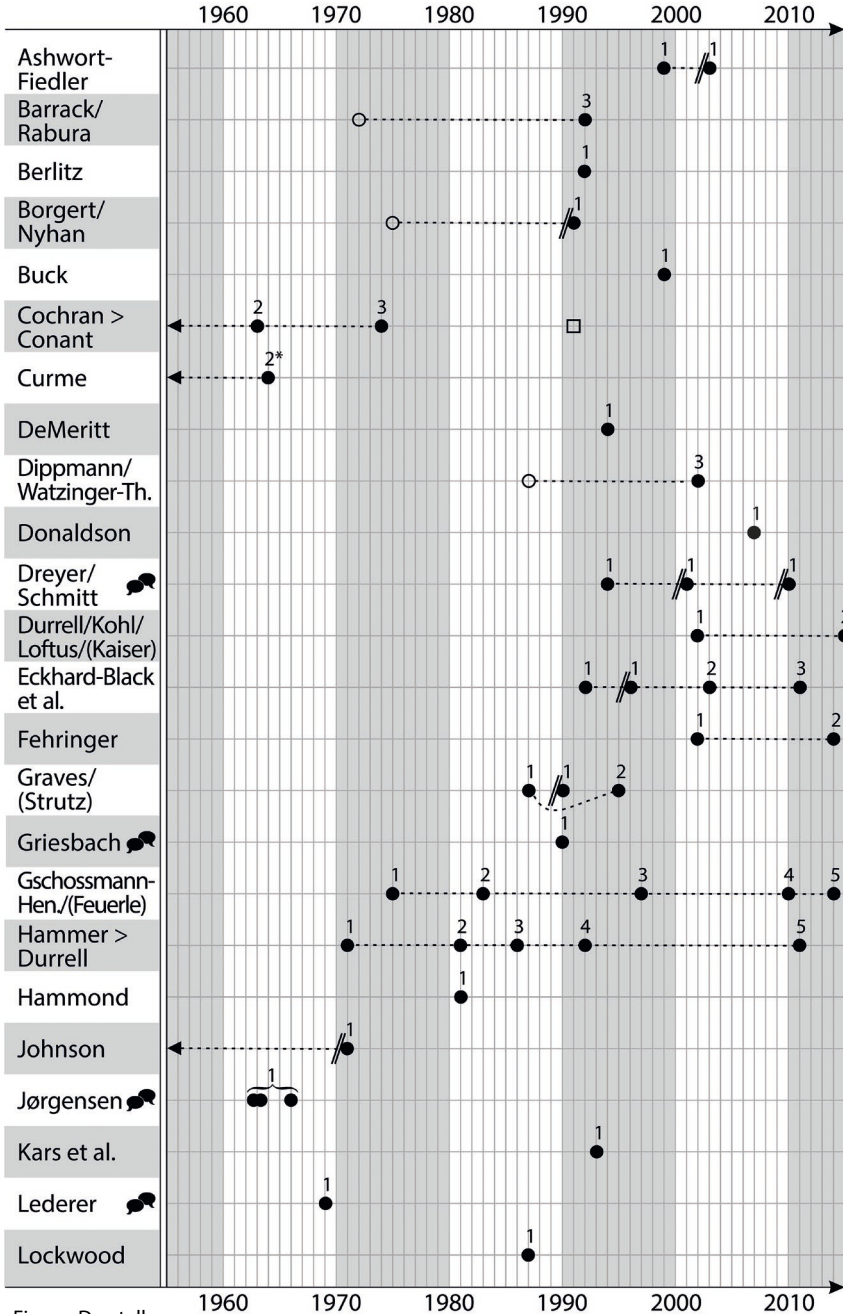
Abbildung 32 zeigt also die Struktur des Korpusteils, der sich zur Beschreibung seiner grammatischen Gegenstände der Metasprache Deutsch bedient. Insgesamt sind dies 24 Einzeltexte (bzw. 25, wenn man die beiden Eisenberg'schen Grammatikteile zu *Wort* und *Satz* getrennt zählt), die 7 verschiedene Auflagenfolgen bilden. Durch gestrichelte Linien wird jeweils markiert, wie lange die verschiedenen Grammatikauflagen bereits an der grammatikographischen Tradition teilhaben, bis sie für die Untersuchung wieder greifbar werden. Alle Modifikationen, die in Zwischenversionen oder erst in späteren Auflagen auftreten, gehen dabei naturgemäß nicht in die Analysen ein. Generell wurden unter allen möglichen Auflagen 1) jeweils die Erstauflagen ausgewählt oder Auflagen, die diesen unverändert entsprechen. 2) wurde in Bezug auf weitere Auflagen darauf geachtet, dass möglichst in jeder Untersuchungsdekade eine Textversion in die Datengrundlage eingeht. Wurde der Text (wie im Falle von Eisenberg, Engel und Helbig/Buscha) nach größeren Revisionen in anderer Form und neuer Auflagenzählung weitergeführt, wurde 3) zumindest eine Auflage der neuen Textfassung in das Korpus integriert. Die meisten der Texte waren dabei über universitäre Bibliotheksbestände problemlos verfügbar.

Abbildung 32: Teilkorpus A: Grammatiken des Deutschen mit deutscher Metasprache. Verwendete Notationen: ● = in Korpus übernommene Auflage mit Auflagenzahl; ○ = nicht in das Korpus eingegangene Erstauflage; // = Neubeginn der Auflagenzählung; □ = spätere, nicht in das Korpus aufgenommene Auflagen; * = Werk versteht sich primär als DaF-Grammatik.



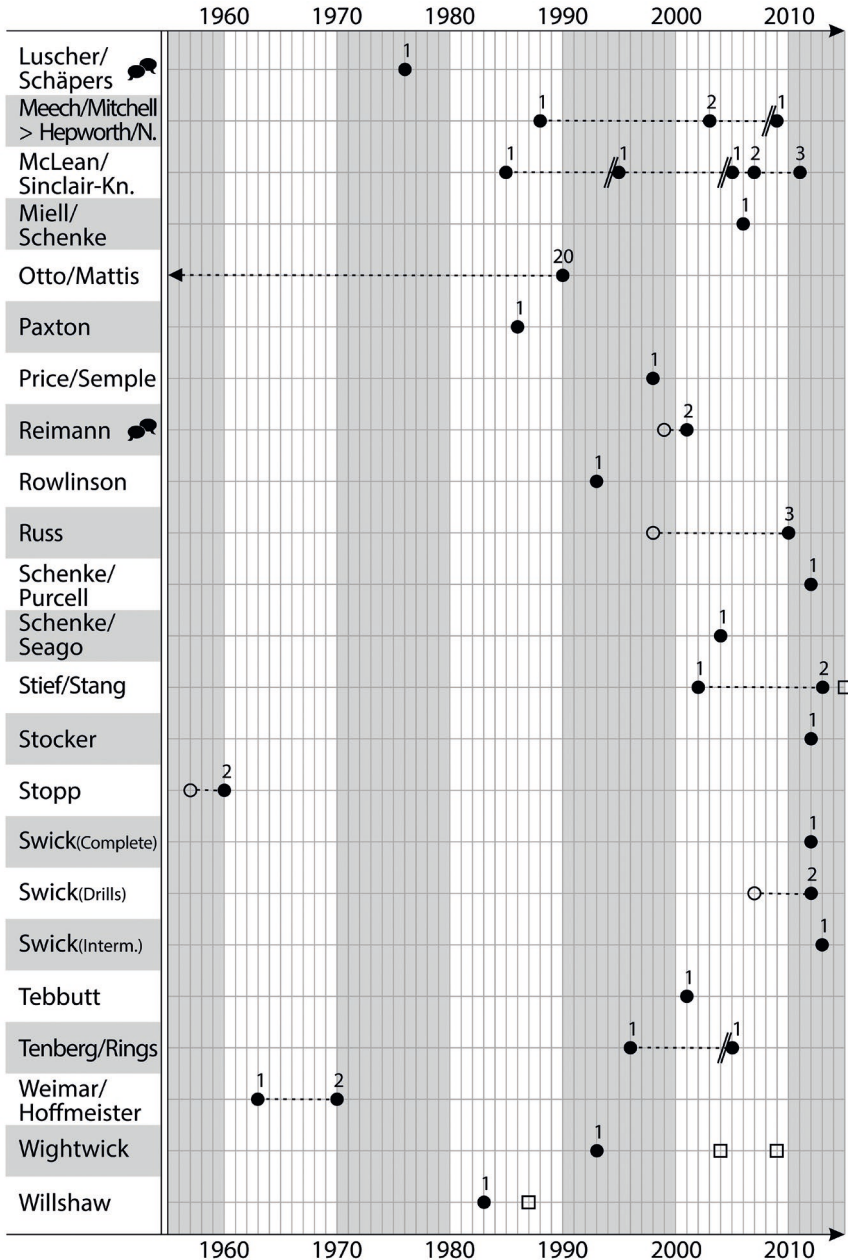
Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 33: Teilkorpus B: Grammatiken des Deutschen mit englischer Metasprache. Verwendete Notationen: ● = in Korpus übernommene Auflage mit Auflagenzahl; ○ = nicht in das Korpus eingegangene Erstauflage; // = Neubeginn der Auflagenzählung; □ = spätere, nicht in Korpus aufgenommene Auflagen; ➤ = Übersetzung aus anderen Sprachen; * = markiert ist das Veröffentlichungsdatum eines Nachdrucks.



Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 34: Teilkorpus B: Fortsetzung.



Quelle: Eigene Darstellung.

Schwieriger gestaltete sich die Recherche in Bezug auf **englischsprachige Grammatiken** des Deutschen (Abbildung 33 und Abbildung 34). Die Probleme ähnelten dabei jenen, mit denen sich auch Banhold (2015: 80) im Zuge seiner Untersuchung von Schulgrammatiken aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert konfrontiert sieht: Entsprechende Texte finden sich nur sporadisch in den Universitätsbibliotheken²⁴⁶, die Verfügbarkeit von Erstauflagen ist zusätzlich gering. Angesichts dessen musste dazu übergegangen werden, zusätzlich zu den in den Bibliotheken präsenten Exemplaren mit Hilfe verschiedener amerikanischer, britischer und deutscher Online-Antiquariate sowie sonstiger Internetversandanbieter eine private Handbibliothek anzulegen, aus der schlussendlich ein Großteil der 75 Einzeltexte (bzw. 77, wenn man wiederum die drei Grammatikteile Jørgensens getrennt zählt) und 47 Auflagenfolgen des englischsprachigen Teilkorpus stammen.

Für die Suche wurde dabei jeweils als erste Annäherung von den Begriffen *German* und *grammar* ausgegangen und die Titelbestandteile der Ergebnisse in einem zweiten Schritt ihrerseits für weitere Abfragen verwendet. Darüber hinaus wurden auch die auf Basis verwandter Suchanfragen erstellten Produktvorschläge der Onlinehändler genutzt, nach weiteren Veröffentlichungen der Autorinnen und Autoren gesucht sowie Recherchen zu Empfehlungen für DaF-Grammatiken in englischsprachigen Foren vorgenommen. Aus diesem sicherlich diskutablen Vorgehen erklärt sich schließlich auch, warum viele (nicht alle) Publikationen im Korpus einen Titel mit dem Bestandteil *grammar* tragen und Werke, die alternative Titel führen, eventuell unterrepräsentiert sind. Der große Vorteil, den die primäre Konzentration auf die Bezeichnung *grammar* mit sich brachte, lag darin, dass auf diese Weise mit großer Wahrscheinlichkeit nur solche Publikationen erworben wurden, die tatsächlich unter das fallen, was aus Sicht der Arbeit als Grammatik zählen sollte. Erst spät im Rechercheprozess bin ich auf die bereits erwähnte *Chronological bibliography of German textbooks for English speakers, 1600–2000* von McLelland (2015: 341–406) gestoßen, wobei das Verzeichnis, wie beschrieben, nicht nur Grammatiken enthält und die Einträge nicht texttypologisch klassifiziert werden. Die umfangreiche Zusammenstellung aus dem unmittelbaren Inneren der englischsprachigen DaF-Tradition war dennoch als Referenzgröße zur Bewertung der eigenen Recherche ungemein nützlich: Berücksichtigt man, dass die systematische Aufarbeitung der Lehrwerke bei McLelland mit der Jahrtausendwende endet, finden sich 78% (29 von 37) der in Frage kommenden Auflagenfolgen des Korpus auch in McLellands Bibliographie wieder. Umgekehrt gehen für den überschneidenden Zeitraum von 1958 bis 2000 47% (26 von 55) der Werke aus McLellands Liste, die den Titelbestandteil *grammar* tragen, auch in das Untersuchungskorpus ein. Die Stichprobe der Texte scheint damit verlässlich genug zu sein, um einen tieferen Einblick in die bisher nur annäherungsweise erschlossene Textgruppe ‚englischsprachige DaF-Grammatiken‘ zu vermitteln.

Die relative Unbekanntheit des Gegenstands ist des Weiteren auch ein Grund dafür, warum die Zahl der englischsprachigen Grammatiken die Zahl der deutschsprachigen Publikationen im Korpus übersteigt. Die Kräfteverhältnisse zwischen den Texten waren hier zu

²⁴⁶ Dies gilt bezüglich englischsprachiger DaF-Lehrwerke aber sicherlich nicht für jeden Untersuchungszeitraum. Eine umfangreiche Auswahl historischer DaF-Lehrwerke für den englischen Sprachraum, die Sammlung Taylor, befindet sich in Bamberg und wird dort von der Arbeitsstelle zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache (AGDaF) kuratiert. Der Fokus der Sammlung liegt jedoch auf Lehrwerken aus den Jahren 1850 bis 1960 (vgl. Glück 2004: 592).

Beginn der Analysen schwer einzuschätzen, eine Auswahl dementsprechend nicht in gleicher Weise begründbar wie in Bezug auf den deutschsprachigen Korpuspart. Das Übergewicht englischsprachiger Texte ist daneben – selbst wenn dies auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen mag – aber auch quantitativ motiviert: Bei der Sichtung der Texte fiel schnell auf, dass die englischsprachigen Veröffentlichungen im Durchschnitt einen geringeren Umfang aufwiesen als die deutschsprachigen Grammatiken des Korpus. Damit, so die Vermutung, stünde diesen Texten auch weniger Raum zu Verfügung, um Varianten zu verhandeln und die Erweiterung des Korpus in diese Richtung würde die Untersuchung nicht so schnell vor Kapazitätsprobleme stellen wie die Einbettung weiterer deutschsprachiger Texte. Die Analysen bestätigten indes diese Annahme: So entfielen am Ende von insgesamt rund 239.000 vergebenen Codings (siehe hierzu Kapitel 4.2) rund 127.000 auf die deutschsprachigen Grammatiken und nur 112.000 auf die englischsprachigen.

Kommentierungsbedürftig unter den Texten dieses zweiten Korpusteils sind zum einen die Werke, deren Tradition **über die Grenzen des Untersuchungszeitraums hinaus** in die Vergangenheit verweist. Die Ursprünge der Projekte gehen dabei mitunter weit zurück:

- Cochrans *A Practical German Review Grammar* stammt aus dem Jahr 1934 und erlebt in den 60er und 70er Jahren zwei neue Auflagen (wobei eine in McLellands Liste verzeichnete, vierte Neuauflage aus dem Jahr 1991 nicht im Textkorpus dieser Arbeit erscheint²⁴⁷). Das Werk weist demzufolge eine der Duden-Grammatik nicht unähnliche zeitliche Struktur auf.
- Curmes *A Grammar of the German Language* wiederum ist allein schon ihres enormen Umfangs wegen ein Sonderfall der DaF-Grammatikographie. Erstveröffentlicht im Jahre 1905, wird das viel beachtete Werk 1922 weitreichend überarbeitet. Insbesondere diese Überarbeitung erreicht in der Folge hohe Druckzahlen: Das Exemplar im Korpus stammt aus dem neunten Nachdruck (1964) dieser Textversion, weitere Reprints lassen sich bis in die späten 70er Jahre nachweisen. Curme ist damit bezüglich der zeitlichen Grenzen des Korpus gewissermaßen ein Grenzgänger, da die letzte Neuauflage eigentlich weit vor Beginn des Untersuchungszeitraums konzipiert wurde, angesichts weiterer Drucke jedoch offensichtlich auch nach 1958 präsent war. Eine Grammatik, die sich von allen anderen Texten ihres Korpusteils quantitativ so markant abhob, aus dem Korpus auszuschließen, erschien als unzulässige Verkürzung des Forschungsgegenstands, zumal Martin Durrell in einem freundlichen Gespräch im Rahmen der IDS-Tagung 2018 die große Bedeutung Curmes für die englischsprachige DaF-Grammatikschreibung bestätigte.
- Eine lange (Vor-)Geschichte weist darüber hinaus auch die Grammatik von Johnson auf, insofern sie (zumindest dem Titel nach) ein Grammatikprojekt der Autoren van der Smissen und Fraser weiterführt, die ihrerseits schon seit den 1880er Jahren zusammen zuerst an einer Schulgrammatik, später an der *German Grammar* des Verlags Harrap gearbeitet haben (vgl. McLelland 2015: 362, 374).

²⁴⁷ An dieser Stelle sei noch einmal darauf hingewiesen, dass sich im Korpus nicht alle Neuauflagen wiederfinden, auch wenn versucht wurde, einen möglichst breiten Überblick der Genese einzelner Texte zu geben.

- Auf die mit Abstand längste Geschichte kann jedoch die *Elementary German Grammar* von Otto und Mattis zurückblicken. Ihre Entstehung reicht bis in die 1850er Jahre zurück, als Emil Otto in Zusammenarbeit mit Thomas Gaspey und Carl Marquard Sauer eine konversationsbasierte Lernergrammatik entwickelte. Die unter dem didaktischen Etikett „Methode Otto-Gaspey-Sauer“ bekannt gewordenen Unterrichtsprinzipien wurden dabei vom zugehörigen Heidelberger Verlagshaus Groos auf immer neue Publikationen und Fremdsprachen übertragen, wobei die Blütezeit dieser Veröffentlichungen zwischen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts lag (vgl. McLelland 2015: 94–95, 355–384). Die im Korpus verarbeitete 20. Auflage der *Elementary Grammar* von 1990(!) belegt dabei einerseits die beeindruckende Hartnäckigkeit, mit der sich die Publikation auch in jüngerer Zeit im Markt halten konnte. Andererseits verweist der Umstand, dass die Ausgabe noch immer das Vorwort der 13. Auflage von 1948 trägt und seitdem vermutlich keiner größeren Revision mehr unterzogen wurde, auf eine jahrzehntelange Fossilierung des Textes. Aus diesem Grund findet sich auch nur die jüngste Veröffentlichung dieser Reihe im Korpus.

Davon abgesehen enthält die Textsammlung einige Grammatiken, die zuerst in anderen Sprachen vorlagen und erst in einem zweiten Schritt ins Englische übertragen wurden. Diesbezüglichen lassen sich zwei Textgruppen unterscheiden:

I. Texte mit deutschen Vorlagen:

- Bei der *Practice Grammar* von Dreyer und Schmitt handelt es sich um eine Übersetzung ihres 1986 erstmals erschienenen *Lehr- und Übungsbuches der deutschen Grammatik*, das für eine Vielzahl von DaF-Lehrwerken für verschiedene Ausgangssprachen Pate stand (darunter u.a. eine französische, spanische, polnische Version) und parallel zu den fremdsprachlichen Fassungen im Laufe der Jahre mehrere Revision erfährt. Gleiches gilt für die *Essential Grammar of German* von Reimann, die auf Reimanns 1996 veröffentlichte *Grundstufen-Grammatik für Deutsch als Fremdsprache* zurückgeht und mittlerweile ebenfalls in mehreren Sprachen (Italienisch, Portugiesisch, Russisch usw.) vorliegt.
- Nicht vollends klar ist die Lage bei Griesbachs *German Grammar – Short and Sweet*. Gleichzeitig zur englischen Version wurden auch hier russische, italienische und französische Ausgaben veröffentlicht. Die Titel sind dabei als Übersetzungen ausgewiesen. Welche deutschsprachige Publikation den fremdsprachlichen Versionen jedoch genau zugrunde liegt, wird nicht vermerkt. Keine unmittelbare deutschsprachige Entsprechung, dafür aber eine Reihe von Fassungen für andere Sprachen gibt es im Übrigen auch für *German grammar in a nutshell* von Stief und Stang. Im Gegensatz zu Griesbachs Grammatik ist sie jedoch nicht als Übersetzung gekennzeichnet und auch die Publikationsdaten der Ausgaben in den anderen Sprachen (Chinesisch, Russisch, Spanisch etc.) lassen vermuten, dass es sich bei der englischsprachigen Grammatik um den eigentlichen Ausgangstext handelt.
- Lederers *Reference Grammar of the German Language* beruht, wie bereits oben angesprochen, auf der ebenfalls in das Korpus eingegangenen *Grammatik der deutschen*

Sprache von Schulz und Griesbach. Sie ist dabei aber weit mehr als eine Übersetzung des deutschen Ursprungstextes, sondern eine umfangreiche und kontrastiv ausgerichtete Adaption mit dem Ziel, den Bedürfnissen englischsprachiger Lernerinnen und Lerner gerecht zu werden. In den Worten der Bearbeiter: „Much that is obvious to a native speaker of German needed elaboration from an English point of view; on the other hand, some material which would strike English-speaking readers as self-evident was omitted or shortened“ (Lederer 1969: ix). Das explizite Selbstverständnis als Revision unter DaF-Vorzeichen macht das Werk für die Untersuchung besonders interessant.

- In Bezug auf die Grammatik *A Grammar of Contemporary German* von Luscher et al. verrät der Titel des 1975 erschienen deutschsprachigen Vorbilds, *Grammatik der modernen Umgangssprache*, sogar mehr über die didaktische Stoßrichtung der Grammatik als der englische Titel. Sie ist vornehmlich auf mündliche Alltagskommunikation ausgerichtet und versteht sich zusammen mit den anderen Publikationen der Lehrwerksreihe *Deutsch 2000* als Beitrag des Hueber-Verlags zur erstarkenden audiolingualen Didaktik (vgl. Deinzer 2005). Wie spannungsreich das Verhältnis audiolinguale Methode und Grammatik ist, wurde bereits angedeutet (siehe dazu auch die nachfolgenden Anmerkungen zu Jørgensen). Wie im Falle von Lederer spielt auch bei der englischen Version von Luscher/Schäpers die Erweiterung des Werks um kontrastive Bestandteile eine gewichtige Rolle.

II. Text mit dänischer Vorlage:

Die einzige für das Englische adaptierte Publikation des Korpus, die eindeutig einen Vorläufertext jenseits des deutschsprachigen Raums aufweist, ist die dreibändige *German Grammar* (1963-1966) von Jørgensen, wobei der britischen Neubearbeitung die zwischen 1953 und 1964 erschienene dänische Ursprungsversion mit dem Titel *Tysk Grammatik* zugrunde liegt. Bemerkenswert ist die im Vorwort der Übersetzung gegebene Begründung, weshalb das Werk auch für den englischsprachigen Raum hohe Relevanz besitzt:

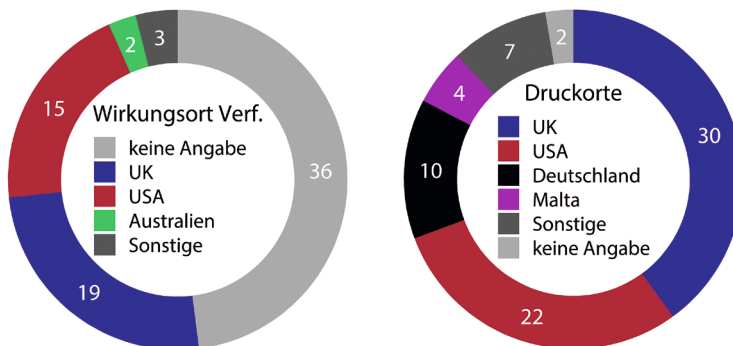
[...] Professor Jørgensen's grammar (1953) appeared at a time when our need for an *advanced* German grammar which both was new and *looked* new was becoming urgent. Students now arriving at our universities know for themselves [...] that thanks to direct method in school, to exchange visits and correspondence with pen-friends, they have been learning pleasantly, but too fast: their knowledge of foreign language needs to be underpinned. [...] The Danes have made fullest use of direct method in their schools, but at the same time they have pursued the study of grammar [...] with vigour. [...] Professor Jørgensen's [grammar; S.St.] is well suited to guide us back to an essential, but neglected discipline. (Jørgensen 1959/1963: v; Hervorhebungen im Original)

Jørgensens Werk wird als Antwort auf und Gegengewicht zur Grammatikabgewandtheit der neu aufkommenden didaktischen Methoden (siehe Kapitel 3.3.1) betrachtet. Was Jørgensens Text zusätzlich von anderen damals präsenten grammatikographischen Großprojekten wie etwa dem Werk Curmes unterscheidet und in den Augen englischer Rezipientinnen und Rezipienten „new“ erscheinen lässt, ist eine entschieden synchrone Grundausrichtung und das Selbstverständnis als Arbeitsgrammatik für Sprachlernende

(vgl. Jørgensen 1959/1963: vii). Die Überführung dieses Textes in den englischsprachigen DaF-Diskurs steht dabei in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Zwang zur Selbstbehauptung angesichts wandelnder didaktischer Rahmenbedingungen, dem sich die Grammatikographie im gesamten Untersuchungszeitraum ausgesetzt sieht. Zugleich zeigt sich hier noch einmal die Fülle an Bezügen in der transnationalen DaF-Germanistik²⁴⁸, insofern ein Impuls aus dem dänischen Kontext aufgenommen und für englischsprachige Lernende nutzbar gemacht wird.

Eindeutige Grenzen zu ziehen, fällt aber auch schwer, wenn man versucht, die englischsprachigen Veröffentlichungen bestimmten Ländern und bildungspolitischen Traditionen im englischen Sprachraum zuzuordnen (vgl. Kapitel 3.3.2). Die **Textherkunft** lässt sich hierbei auf verschiedenen Wegen bestimmen: Etwa die Hälfte der nicht-deutschsprachigen Grammatiken im Korpus machen beispielsweise auf Rück- oder Vorderdeckel sowie in Klappentext, Titellei oder Einleitung Angaben zu aktuellen oder früheren Wirkungsorten ihrer Autorinnen und Autoren (Abbildung 35, links). Wie zu erwarten war, dominieren hier das Vereinigte Königreich (19 von insgesamt 75 Einzeltexten) und die USA (15), die übrigen Nennungen verteilen sich auf Australien (zwei Texte), Deutschland und die Kombinationen Dänemark/UK und Deutschland/USA (je ein Text).

Abbildung 35: Mögliche geographische Zuordnungen der englischsprachigen DaF-Grammatiken des Korpus nach Wirkungsort der Verfasser(innen) und Druckort der Texte. Dargestellt sind absolute Häufigkeiten; Datengrundlage: 75 Einzeltexte.



Quelle: Eigene Darstellung.

Um auch die Einzeltexte geographisch zu verorten, die keine entsprechenden Angaben zu ihren Verfasserinnen und Verfassern machen, lassen sich ergänzend die Publikationsdaten heranziehen, wobei die daraus abzuleitenden Informationen sicherlich mit größerer Vorsicht zu interpretieren sind: Da die meisten der Verlage international tätig sind und häufig Vertretungen in verschiedenen englischsprachigen Ländern unterhalten, eignen sich Verlagsstandorte als Datenquelle beispielsweise eher weniger. Etwas aussagekräftiger könnten die Druckorte sein (Abbildung 35, rechts), wobei beachtet werden muss, dass es sich beim Printbetrieb natürlich ebenfalls um einen globalisierten Markt handelt und z.B. britische Texte nicht zwangsläufig auch im Vereinigten Königreich gedruckt werden. Immerhin lassen sich auf diese Weise aber Daten zu 97% der Texte gewinnen, wobei das Übergewicht

²⁴⁸ Zum Begriff der Transnationalität siehe Redder (2003) sowie das Fazit dieser Arbeit.

des britischen und US-amerikanischen Raumes sich bestätigt (30 bzw. 22 Einzeltexte). Vermutlich dem britischen Kontext zuzuschlagen sind zudem wohl die vier in Malta gedruckten Texte – zumindest werden drei dieser Veröffentlichungen von britischen Autorinnen und Autoren verantwortet. Unter den sonstigen Druckorten finden sich Australien, China, Indien, Italien, Kanada, Singapur, Spanien (je ein Text), was noch einmal unterstreicht, dass es sicherlich keine 1:1-Beziehung zwischen Druckort und Verfassungsort der Texte gibt. Aufschlussreich ist der Umstand, dass mehr als jeder siebte englischsprachige Text des Korpus in Deutschland gedruckt wurde, was die starke Verquickung der Inlands- und Auslandssparte des Deutschen als Fremdsprache abbilden könnte und einer einfachen Zuordnung von ‚englischsprachig gleich Ausland‘ und ‚deutschsprachig gleich Inland‘ entgegenläuft.

4.1.4 Charakteristika der Texte: Grammatikparameter nach Helbig

Zur genaueren Einordnung von Grammatiken stellt Helbig (2004: 1019–1025) des Weiteren eine Sammlung von klassifikatorischen Parametern zur Verfügung, die auch bei der Beschreibung des vorliegenden Korpus helfen kann.²⁴⁹

4.1.4.1 Normative (bzw. präskriptive) vs. deskriptive Grammatik

Darauf, dass die Unterscheidung zwischen Normativität/Präskriptivität und Deskriptivität hochkomplex ist und im Prinzip weiter differenziert werden muss, wurde bereits in Kapitel 3.2.3.3 eingehend hingewiesen. Wie dort beschrieben, spielen hier mindestens die vier Dimensionen Autor-, Text-, Rezeptions- und Datenperspektive eine Rolle (vgl. Klein 2004), wobei es auch innerhalb der einzelnen Dimensionen zur vielfachen Überlagerung von potenziell widersprüchlichen Einzelaussagen kommen kann. Ein handfestes (d.h. nicht kontingent anmutendes) Kriterium zur Textauswahl lässt sich daraus nur schwer ableiten und ist darüber hinaus für die Kodexforschung auch nicht unbedingt notwendig. Die Texte im Korpus wurden deshalb auch nicht auf Basis der Kategorien normativ oder deskriptiv selegiert.

Dennoch kann man versuchen, sich einzelnen Komponenten der Klein'schen Dimensionen anzunähern – etwa indem man sich ein weiteres Mal Vorworte und Einführungskapitel ansieht (Autordimension). Hier ist zu konstatieren, dass sich im gesamten Korpus keine Grammatik findet, die von Autorinnen und Autoren, Herausgeberschaft oder Verlag in Vorworten sowie Einführungskapiteln explizit als nur präskriptiv bezeichnet wird. Am weitesten gehen in diesem Zusammenhang wohl noch die Auflagen der Duden-Grammatik vor der Jahrtausendwende, die regelmäßig auf ihre historisch gewachsene, sprachpflegerische Verantwortung Bezug nehmen und so gewissermaßen einen Mittelweg zwischen Deskriptivität und Präskriptivität beschreiten wollen: „Die Duden-Grammatik

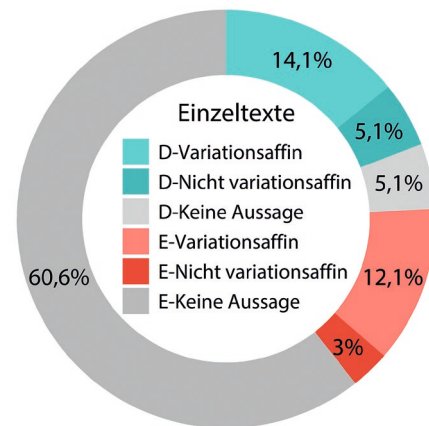
²⁴⁹ Verzichtet wird dabei auf die Differenzierung zwischen Produktions- und Rezeptionsgrammatiken, da diese Kategorien in der Grammatikschreibung selbst sehr umstritten sind (vgl. Helbig 2004: 1021, Eisenberg 2006a: 2).

führt auch die präskriptive Tradition fort, sie bleibt nicht bei der Deskription stehen, sondern klärt – im Rahmen wissenschaftlich begründeter Sprachpflege – auch Normunsicherheiten und wirkt den Zentrifugalkräften in der Sprache entgegen“ (Duden 1984:8–9)²⁵⁰. Insbesondere in Bezug auf viele der DaF-Grammatiken im Korpus ließe sich jedoch trefflich streiten, wo genau die Grenze zwischen Präskription und Deskription anzusetzen ist. Reicht der Bezug auf Sprachrichtigkeit, um eine DaF-Grammatik als präskriptiv einzuordnen? Reicht schon der Bezug auf Angemessenheit (vgl. Kapitel 3.2.3.1.2)? Wie unterscheidet man überhaupt, auf welches dieser beiden Konzepte sich ein Text beruft? Erneut erweisen sich die Kategorien deskriptiv und präskriptiv also als schwer zu operationalisieren.

Gleichwohl ist ihr Inhalt nicht leer. Eine Möglichkeit, ihn doch annähernd zu fassen, bietet der vom Duden aufgerufene Konnex von sprachpflegerischer Arbeit und Präskriptivität: Geht man mit Maitz (2010: 3) davon aus, dass es sich bei Sprachpflege um die „institutionalisierte Form sprachlicher Stigmatisierung“ handelt (also um Selektionsmechanismen im Haugen’schen Sinne), gibt es dazu auch ein Äquivalent im DaF-Kontext, nur bezieht sich Sprachpflege hier nicht auf die Selektion innerhalb eines bereits verfügbaren Varietätengefüges, sondern – sozusagen eine Ebene darüber – schon auf die Verfügbarmachung von Varianten. Entsprechend kollabieren auch Trennlinien wie ‚präskriptive Grammatiken „wollen vorschreiben, was *sein soll*““ vs. ‚deskriptive Grammatiken „möchten beschreiben, was *ist*““ (Helbig 2004: 1019–1020; Hervorhebungen im Original) in der Fremdsprachendidaktik streng genommen in der schlichten Beobachtung, dass Grammatiken für Fremdsprachenlernende auch immer etwas beschreiben, das *noch nicht* ist. In anderen Worten: Sprachpflege wird im DaF-Kontext zur prominenten Frage, „welches Deutsch soll der Deutsch als Fremdsprache-Unterricht lehren?“ (Krumm 2006, vgl. Hensel 2000, Spiekermann 2007).

Das heißt, dass sich ein Kerninhalt der Unterscheidung präskriptiv/deskriptiv darin ausdrückt, wie **variationsaffin** sich metasprachliche Werke präsentieren. Die Frage, die sich Texten in diesem Zusammenhang stellt, wäre: Soll ein homogenes sprachliches (Sub-)System zur Grundlage der Darstellung herangezogen werden oder sollen auch konkurrierende Varianten und Varietäten abgebildet werden? Aussagen dazu finden sich in den Vorworten und Einleitungskapiteln von immerhin 34% der Korpustexte (\cong 37% der Auflagenfolgen), wobei sich 26% der Einzeltexte (\cong 24% der Auflagenfolgen) als variationsaffin und 8%

Abbildung 36: Aussagen zur Variationsaffinität in Vorworten und Einleitungen der deutsch- (D) und englischsprachigen (E) Korpustexte. Gesamtheit: Alle Einzeltexte des Korpus.

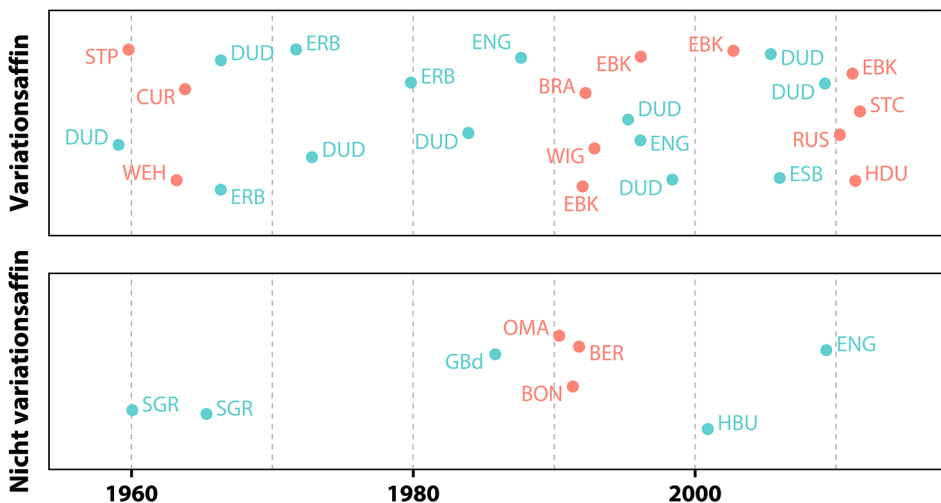


Quelle: Eigene Darstellung.

²⁵⁰ Vgl. hierzu auch Hennig/Hennig (2001: 126).

der Einzeltexte (\cong 13% der Auflagenfolgen²⁵¹) als nicht variationsaffin beschreiben (Abbildung 36). Letzteres geschieht zumeist aus Gründen der didaktischen Reduktion des Gegenstands und im Zuge der Bemühung um eine möglichst geschlossene Darstellung (so etwa bei Helbig/Buscha). Auffällig ist, dass sich drei Viertel der deutschsprachigen Einzeltexte in der Variationsfrage positionieren und sich in jeder deutschsprachigen Grammatikreihe mindestens eine Auflage mit diesem Thema auseinandersetzt. Unter den englischsprachigen Publikationen äußern sich hingegen 80% der Einzeltexte (beinahe zwei Drittel der Auflagenfolgen) gar nicht, was ihre Einstellung zu Variation anbelangt. Dieser Befund macht es auch letztlich schwer, das Korpus in Bezug auf die Autordimension grundsätzlich als variationsaffin oder -avers zu beschreiben.

Abbildung 37: Chronologische Verteilung der Aussagen zur Variationsaffinität in Vorworten und Einleitungen der Korpus-texte. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken.



Quelle: Eigene Darstellung.

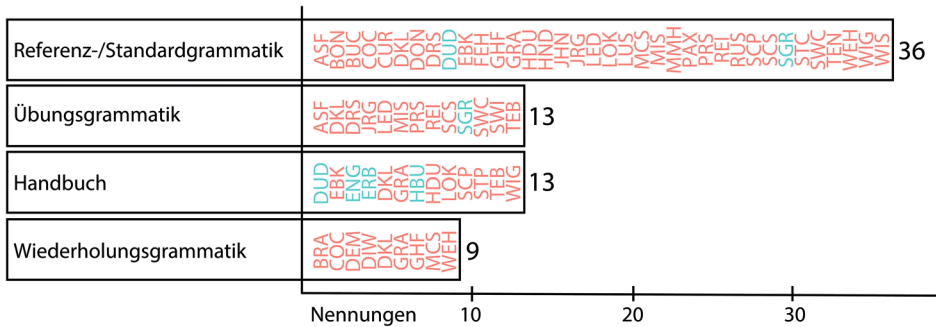
Auch eine klare Tendenz der Abwendung von standardistischen²⁵² Homogenitätsannahmen hin zur Variationsaffinität, wie man sie angesichts fachwissenschaftlicher (Kapitel 3.2.3.1.2) und fachdidaktischer (Kapitel 3.3.2) Perspektivwechsel vermuten könnte, lässt sich kaum feststellen, wenn man die Verteilung der entsprechenden Einzeltexte über die Zeit betrachtet (Abbildung 37). Stattdessen scheinen Grammatiken, die sich im Rahmen

²⁵¹ Hierbei gilt zu beachten: Engels *Deutsche Grammatik* wechselt im Rahmen ihrer Neubearbeitung von variationsaffin zu nicht variationsaffin.

²⁵² Zum Begriff des Standardismus vgl. Maitz (2015: 208–209): „Die deutsche Sprachgemeinschaft ist beispielsweise sehr stark von der Ideologie des *Standardismus* geprägt. Bildungspolitiker, Lehrkräfte und genauso auch Millionen von Sprechern selbst sind der Überzeugung, dass der Standardsprache eine besondere Bedeutung zukomme; sie sei das unerlässliche Mittel der Bildung, die wichtigste Varietät der Sprache, der Maßstab der Sprachrichtigkeit und die Grundbedingung des gesellschaftlichen Fortschritts. [...] Diese Standardsprache solle – im Sinne der weit verbreiteten, vom sprachlichen *Homogenismus* geprägten Sichtweise – auch einheitlich sein, da regional variierendes Sprechen die Verständigung selbst unter deutschen Muttersprachlern erschwere oder gar unmöglich mache“ (Hervorhebungen im Original).

ihrer Vorworte und Einleitungen überhaupt mit dem Problem der Variation auseinanderzusetzen, schon von Beginn des Untersuchungszeitraums an Varianten eher zu- als abgeneigt zu sein.

Abbildung 38: Häufigste Selbstbezeichnungen der Texte in Titeln, Vorworten, Einleitungen und Umschlagstexten. Gesamtheit: 54 Auflagenfolgen des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken.



In Hinblick auf eine intertextuelle Wendung des Kodexbegriffs (Kapitel 3.2.5) lassen sich die Texte im Umfeld der Begriffe Normativität und Deskriptivität darüber hinaus auch noch danach befragen, welche Position sie sich selbst im Netz der relevanten Literatur einräumen. Sehen sie sich eher im Zentrum oder in der Peripherie? Gewissermaßen geht es in diesem Punkt also um das Echo der Rezipientendimension in der Autordimension. Konkrete Hinweise hierauf kann z.B. ein cursorischer Blick auf die Bezeichnungen liefern, mit denen die Grammatiken sich selbst im Rahmen von Titeln, Vorworten, Einleitungen oder Umschlagstexten versehen. Konzentriert man sich nur auf solche Beschreibungen, die von mehr als einer Auflagenfolge genutzt werden und sieht man einmal vom einfachen Basisterminus *Grammatik* bzw. *grammar* ab, deklarieren sich die Werke am häufigsten als *Referenzgrammatik/reference grammar* oder *Standardgrammatik*²⁵³ (36 Auflagenfolgen), mit großem Abstand gefolgt von *Übungsgrammatik/practice grammar* (13), *Handbuch/handbook* (13) und *Wiederholungsgrammatik/review grammar* (9) (Abbildung 38). Der Umstand, dass zwei Drittel der Auflagenfolgen auf die **Selbstbezeichnung** *Referenz-* oder *Standardgrammatik* zurückgreifen, unterstreicht dabei noch einmal, wie zentral es für die Grammatikschriften ist, als gewichtige Größe im metasprachlichen Diskurs wahrgenommen zu werden. Das Angebot an Grammatiken schafft nicht zuletzt einen Markt, auf dem es gilt, durch Demonstration von Prestige in den Fokus der Zielgruppe zu geraten. Der geschickte Gebrauch von entsprechenden Benennungen kann demzufolge als Strategie der Texte verstanden werden, sich möglichst direkt in das Zentrum des Kodexnetzes einzuschreiben.

²⁵³ Es handelt sich hierbei jeweils um Sammelrubriken, unter denen möglichst gleichgeartete Begriffe zusammengefasst wurden. Zur Kategorie ‚Referenz- oder Standardgrammatik‘ gehören beispielsweise die Einzelschreibungen *book of reference*, *Nachschlagewerk*, *Referenzgrammatik*, *reference book*, *reference grammar*, *reference guide*, *reference source*, *reference tool*, *reference work*, *standard grammar*, *Standardgrammatik*, *tool for reference* und *work of reference*.

4.1.4.2 Diachronische vs. synchronische Grammatik

Unter der vereinfachten Prämisse, „diachronische Grammatiken erfassen die Sprache in zeitlich-historischer Perspektive, [...] [s]ynchronische Grammatiken beschreiben dagegen die Sprache in ihrem Funktionieren zu einem gewissen Zeitpunkt“ (Helbig 2004: 1020), arbeiten die Texte des Korpus beinahe ausschließlich auf Basis **synchronischer Sprachbetrachtung**. Als Gegenwart zählt dabei für die Texte in etwa das, was sprachgeschichtliche Überblicksdarstellungen „Deutsch der jüngeren Neuzeit“ und „Deutsch der jüngsten Neuzeit“ (Langner 2013: 23)²⁵⁴ nennen. So schreibt Jørgensen (1959/1963: vii) über seine Grammatik: „It offers a systematic account of modern, twentieth century, German [...]; some consideration has naturally had to be given to the German of the nineteenth and the second half of the eighteenth century, but the language of earlier periods is intentionally ignored.“ Wenn in den Werken von Duden, Eisenberg, Erben oder Hammer dennoch einmal sporadisch ein Blick zurück auf die Genese sprachlicher Elemente geworfen wird, geschieht dies nicht systematisch, sondern mit dem Ziel, synchronische Gegebenheiten eingängiger zu erläutern. Die Epochen des Frühneuhochdeutschen (1350-1650) und des „Deutsch der mittleren Neuzeit“ (1650-1800) werden hierbei nahezu gänzlich ausgespart.

Eine Ausnahme im Korpus bildet die Grammatik von Curme: Zwar wird auch von ihr die diachronische Perspektive primär der Erläuterung synchronischer Zusammenhänge untergeordnet, diachronische Bezüge auf alle möglichen älteren Sprachstufen halten aber in so großem Umfang Einzug in die Darstellungen, dass Curmes (1922/1964: vi) Aussage, er versuche sich nicht im Mindesten an einer zusammenhängenden Beschreibung älterer Sprachperioden, seiner großen Leistung auf diesem Gebiet alles andere als gerecht wird. Die Akribie, mit der sprachgeschichtliche Entwicklungen von ihm nachvollzogen werden, wird im späteren Verlauf des grammatikographischen Diskurses jedoch auch ein wesentlicher Kritikpunkt an Curmes Text: „[T]hrough lack of selection and simplification no clear profile of the language emerges, and moreover the very size of the work conceals some striking omissions“ (Stopp 1960: iii).

4.1.4.3 Problem- vs. Resultatsgrammatik

Laut Helbig besteht der Unterschied zwischen Problemgrammatiken und Resultatsgrammatiken darin, dass Erstgenannte die von ihnen gewählten Methoden und Kategorien im Text selbst „explizit entwickel[n], begründe[n] und problematisier[en]“, während entsprechende Überlegungen bei Resultatsgrammatiken nicht im Text erscheinen (Helbig 2004: 1021). Problemgrammatiken tragen demzufolge metagrammatikographische Züge (vgl. Fußnote 167), indem sie den Entstehungsprozess der eigenen Argumentationen offenlegen. Generell, so Helbig (2004: 1021) und Hennig/Hennig (2001: 29), lässt sich die problemgrammatische Perspektive und ihr Anspruch auf eine anatomische Aufarbeitung grammatischer Sachverhalte nur schwer mit sprachdidaktischen Absichten verbinden, wo Reduktion von Komplexität im Vordergrund steht. Im DaF-Kontext sowie dort, wo wie in der

²⁵⁴ Als grobe zeitliche Rahmendaten dieser Subepochen des Neuhochdeutschen nennt Langner (2013: 23) 1800 bis 1950 (Deutsch der jüngeren Neuzeit) und 1950 bis zur Gegenwart (Deutsch der jüngsten Neuzeit).

Auflagenfolge des Dudens dem sprachpflegerischen Impetus Raum eingeräumt wird²⁵⁵, spielen Problemgrammatiken deshalb gemeinhin keine Rolle. Doch auch von diesen Punkten abgesehen, sind sie als Weg der grammatischen Beschreibung sehr selten. Dies gilt auch für das vorliegende Korpus: Mit Ausnahme des Eisenberg'schen *Grundrisses*, der klar von einer problemgrammatischen Ausrichtung bestimmt wird (vgl. Hennig/Hennig 2001: 135), sind die zurate gezogenen Texte allesamt **Resultatsgrammatiken**.

4.1.4.4 Wissenschaftliche vs. Gebrauchsgrammatik, linguistische vs. didaktische Grammatik

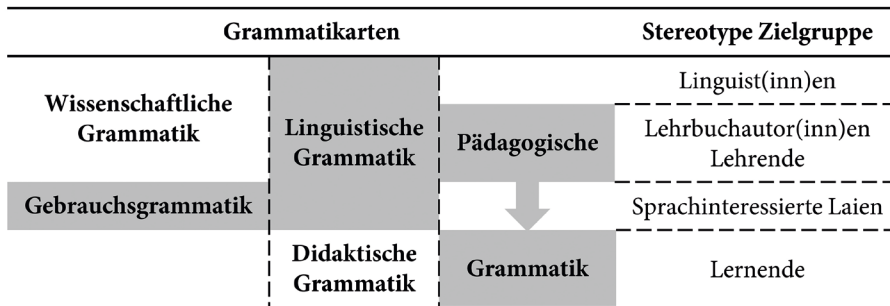
Helbigs Begriffe wissenschaftliche Grammatik, Gebrauchsgrammatik, linguistische Grammatik und didaktische Grammatik setzen sich unmittelbar mit dem intendierten Rezipientenkreis der Texte auseinander und hängen aus diesem Grund auch direkt miteinander zusammen. In Bezug auf die Unterscheidung von wissenschaftlicher Grammatik und Gebrauchsgrammatik kann gelten: „Erstere wenden sich vornehmlich an Linguisten und an solche Nutzer, die Sprache vermitteln wollen, letztere sind ‚praxisbezogen‘ und richten sich an ‚gebildete Laien‘, die über kein linguistisches Spezialwissen verfügen“ (Helbig 2004: 1020). Gebrauchsgrammatiken wie auch wissenschaftliche Grammatiken gehören zudem beide zur Klasse der linguistischen Grammatiken, insofern ihr Ziel „die möglichst vollständige und explizite Abbildung der Grammatik A (und/oder C)“ (Helbig 1992: 138, vgl. Fußnote 2) ist.

Im Streben nach Vollständigkeit hebt sich die Gruppe der linguistischen Grammatiken wiederum ab von den didaktischen Grammatiken, deren Merkmal, wie bereits weiter oben angedeutet, in der Reduktion grammatischer Vielschichtigkeit besteht. Anders gesagt: Eine didaktische Grammatik ist jeweils „eine Umsetzung, Umformung und Adaption der linguistischen Grammatik [...], wie sie in direkten Lehrmaterialien für Lerner enthalten ist“ (Helbig 1992: 138). Dies entspricht in etwa dem, was Banhold (2015: 65–66) in Anlehnung an Überlegungen Menzels (1975) als Schulgrammatik versteht. Von ihnen abgesehen, gehören zu den Grammatiken des pädagogischen Kontexts für Helbig außerdem noch pädagogische Grammatiken für Lehrbuchverfasser(innen) und pädagogische Grammatiken für Lehrende²⁵⁶, wobei beide Grammatikarten Überschneidungen mit den linguistischen Grammatiken aufweisen (Helbig 1992: 137–138). Führt man das bisher Gesagte zusammen, ergibt sich also gestaffelt nach **Zielgruppen** folgende Grammatiktypologie (Abbildung 39):

²⁵⁵ Siehe Hennig/Hennig (2001: 126): „Die Duden-Grammatik hilft, wo dies wissenschaftlich begründet ist, Normunsicherheiten zu klären. [...] Da trotz der deskriptiven Orientierung Normunsicherheiten geklärt werden sollen, beschreibt die Grammatik Resultate und nicht Probleme. Dies steht in Zusammenhang mit ihrer Zielgruppe: Die Duden-Grammatik richtet sich ja an sprachlich interessierte Laien, die Auskunft in Zweifelsfällen suchen – diese erwarten von einer Grammatik Resultate und nicht Probleme.“

²⁵⁶ Zu den zwischen Lehrer- und Lernergrammatik ablaufenden Transformationsprozessen vgl. Handwerker (1995).

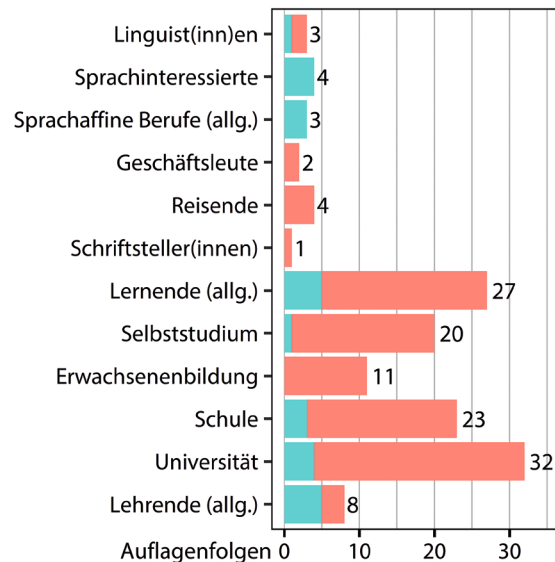
Abbildung 39: Grammatikarten nach Zielgruppen in Anlehnung an Helbig (1992, 2004).



Quelle: Eigene Darstellung.

Um festzustellen, welchen Charakter das Korpus diesbezüglich trägt, ist es demnach notwendig, sich genauer anzusehen, welche Rezipientinnen und Rezipienten die Texte ansprechen wollen. Äußerungen hierzu finden sich ebenfalls in den Vorworten und Einleitungen sowie auf Buchvorder- und Rückseiten, wobei für 45 von 54 Auflagenfolgen Zuordnungen getroffen werden können (Abbildung 40). 9 Grammatikreihen machen wiederum keinerlei Angaben zu ihrer Zielgruppe. Am häufigsten stellen sich die Grammatiken des Korpus nach eigener Aussage in den universitären (32 Auflagenfolgen) und schulischen Kontext (23) oder adressieren Lernende im Allgemeinen (27). Bei Verweisen auf Schule und Hochschule ist dabei oft unklar, ob tatsächlich nur Lernende oder auch Lehrende angesprochen werden sollen. Dazu kommt der mehr oder minder fließende Übergang zwischen Studierenden- und Lehrendenrolle in den Lehramtsstudiengängen.²⁵⁷ Wichtig für das Verständnis dieser Zahlen ist außerdem, dass Mehrfachnennungen möglich sind und von den Grammatiken auch genutzt werden – im Durchschnitt führt jeder Text, der sich zu dieser Thematik äußert, rund drei Adressatengruppen an. Manche der genannten Kombi-

Abbildung 40: Genannte Zielgruppen in Einleitungen, Vorworten, Buchvorder- und Rückseiten. Dargestellt sind absolute Häufigkeiten; Gesamtheit: 54 Auflagenfolgen des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken.



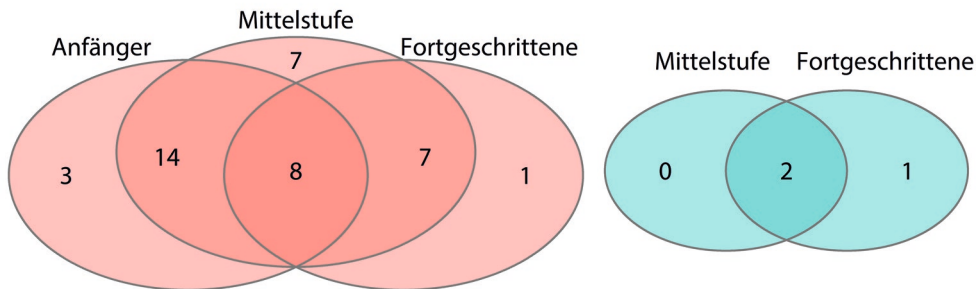
Quelle: Eigene Darstellung.

²⁵⁷ Darauf, dass sich Publikationen nicht immer zweifelsfrei der Lehr- oder Lernseite zuordnen lassen, verweist schon Banhold (2015: 78).

nationen von Zielgruppen zeigen darüber hinaus, dass eine Unterscheidung zwischen den genannten Grammatikarten Helbigs für die Publikationen in der Realität nicht immer von Bedeutung ist: So wenden sich die Auflagen von Hammer/Durrell sowohl an Linguistinnen und Linguisten als auch an Sprachlernende, müssen also in gewisser Weise den Anspruch einer linguistischen und didaktischen Grammatik verbinden. Relativ universal ist auch der Anspruch der Duden-Grammatiken, die sich selbst das Ziel setzt, den „breitesten Benutzerkreis“ (Duden 1973: 5) zu bedienen (vgl. auch Hennig/Hennig 2001: 123). Das fachwissenschaftliche Bestreben nach trennscharfen Kategorien trifft in der Wirklichkeit somit auf eine Textsorte, die bisweilen auch vermeintlich disparate Adressatengruppen unter dem Dach eines Werkes zu vereinen sucht.

Eventuell könnte es deshalb auch hilfreich sein, die Grammatikarten eher als einander ergänzende, **konzeptionelle Zielvorstellungen** anzusehen, aus deren Zusammenspiel sich der Darstellungsanspruch einer Grammatik zusammensetzt. Unter diesen Vorzeichen wären beispielsweise mindestens die 27 Auflagenfolgen, die Lernende adressieren, (teil)konzeptionell didaktisch, mindestens 32 der Grammatiken wären pädagogisch (Kontext Universität), mindestens acht wissenschaftlich oder linguistisch (Adressatengruppe Lehrende) und mindestens vier gebrauchsgrammatisch (adressiert an sprachinteressierte Laien). Größere Unterschiede lassen sich in Hinblick auf die Adressatengruppen deutschsprachiger und englischsprachiger Publikationen erkennen: Während ein Schwerpunkt der englischsprachigen Auflagenfolgen sich dem Bereich der pädagogischen Konzeptionen (und hier wohl genauer den didaktischen) zuordnen lässt, orientieren sich die deutschsprachigen Auflagenfolgen prozentual gesehen viel häufiger auch in Richtung gebrauchsgrammatischer oder wissenschaftsgrammatischer Zielvorstellungen. Während der deutschsprachige Korpusteil also gewissermaßen aus konzeptionellen Hybriden besteht, ist der englischsprachige Teil relativ homogen pädagogisch.

Abbildung 41: Veranschlagte Sprachniveaus in englischsprachigen (rot) und deutschsprachigen (blau) Auflagenfolgen. Dargestellt sind absolute Häufigkeiten. Gesamtheit: 54 Auflagenfolgen des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Relevant für die Bereitschaft der Texte, Varianten zu verhandelt, ist im Zusammenhang mit pädagogisch-grammatischen Grundausrichtungen auch das **Sprachniveau**, das die Werke für ihre Nutzer veranschlagen (Abbildung 41). Hier positionieren sich (wiederum im Rahmen von Einleitungen, Vorworten, Buchvorder- und Rückseiten) 40 der englischsprachigen und drei der deutschsprachigen Auflagenfolgen. Der Fokus der englisch-

sprachigen Publikationen liegt klar auf der Mittelstufe²⁵⁸ bzw. vielmehr den verschiedenen Kombinationen des mittleren Niveaus mit dem Anfänger- oder Fortgeschrittenen-Level. Die Grammatikreihen von Eisenberg, Engel und Schulz/Griesbach, die zu ihrer Zielgruppe auch Lernende aus dem Bereich DaF zählen, sehen sich als Texte für den Bereich Mittelstufe/Fortgeschrittene.

4.1.4.5 Mutter- vs. Fremdsprachengrammatik, einzelsprachliche vs. kontrastive Grammatik

Angesichts solcher Beobachtungen soll auch noch einmal auf das Verhältnis der Korpus-texte zur Thematik ‚Muttersprachengrammatik oder Fremdsprachengrammatik‘ eingegangen werden. Folgt man Helbig (2004: 1021–1022), liegen auch hier theoretisch unterschiedliche konzeptionelle Herangehensweisen zugrunde: Fremdsprachengrammatiken müssten Kompetenz schaffen, während Muttersprachengrammatiken diese in ihrer Zielgruppe schon vorfinden (vgl. Kapitel 4.1.4.1). Aus diesem Grund hätten Fremdsprachengrammatiken grammatische Regeln auch expliziter zu formulieren als Muttersprachengrammatiken und müssten das System der Zielsprache möglichst vollständig darstellen, wohingegen Muttersprachengrammatiken Lücken lassen könnten.

Einen besonderen Lösungsansatz im Zusammenhang mit Fremdsprachengrammatiken stellen dabei **kontrastive bzw. konfrontative Grammatiken**²⁵⁹ dar, die versuchen, Lernschwierigkeiten zu antizipieren, indem sie Konvergenzen und Differenzen zwischen Ausgangs- und Zielsprache in den Mittelpunkt ihrer Erläuterungen stellen (vgl. Helbig 2004: 1022–1023). Entsprechende Überlegungen findet man in den Einleitungen, Vorworten und Umschlagtexten von elf Auflagenfolgen (zwei deutschsprachigen, neun englischsprachigen) des Korpus. Am weitesten geht Griesbachs *Neue deutsche Grammatik* von 1986, die umfangreiche sprachtypologische Vergleiche zwischen Deutsch und einer ganzen Reihe anderer Sprachen (Arabisch, Englisch, Französisch, Russisch Türkisch u.a.) anstellt. Damit ist die vollumfängliche Bedeutung kontrastiver Methoden für die Texte aber sicherlich noch nicht erfasst, vielmehr ist davon auszugehen, dass gerade die englischsprachigen didaktischen Grammatiken im Rahmen der Darstellungen grammatischer Phänomene häufiger auf sie zurückgreifen, ohne dies extra in Einleitungen usw. zu kommentieren.

Was die Frage angeht, ob die Texte des Korpus sich darüber hinaus generell eher als Muttersprachen- oder Fremdsprachengrammatiken betrachten, ist Folgendes zu bemerken: Keine einzige der englischsprachigen Grammatiken wendet sich im Rahmen ihres

²⁵⁸ Um Vergleichbarkeit der Texte zu erreichen, wurden erneut Zusammenfassungen vorgenommen: Die Kategorie ‚Anfängerlevel‘ vereint u.a. Zuordnungen wie: A1/A2 des gemeinsamen europäischen Referenzrahmens, beginners, elementary learners, first-year learners; ‚Mittelstufe‘ u.a.: B1/B2 des GER, GSCE-level, intermediate level, post-beginners; Fortgeschrittene u.a.: advanced students, kompetente Sprecher, post-intermediate courses.

²⁵⁹ In Anlehnung an einen Vorschlag Zabrockis (1970: 31–33) unterscheidet Helbig zwischen Ansätzen, die sich beim Sprachenvergleich auf Unterschiede konzentrieren (kontrastiv), und solchen, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Blick nehmen (konfrontativ) (Helbig 2004: 1022–1023). Zumeist werden aber beide Verfahren als kontrastiv bezeichnet (vgl. Dengerscher 2010) oder beide Begriffe synonym verwendet (vgl. Gippert 2016).

Vorwortes oder ihrer Einleitung explizit an Muttersprachler(innen) des Deutschen. Dass dagegen Nicht-Muttersprachler(innen) zu ihren Adressaten gehören, kann angesichts der englischen Metasprache wohl vorausgesetzt werden, obgleich dies von den Texten nicht immer extra angesprochen wird. Bemerkenswerter ist demgegenüber jedoch, dass es unter den 7 deutschsprachigen Auflagenfolgen im Korpus nur eine einzige (Erbens *Abriss der deutschen Grammatik*) gibt, die sich nicht ausdrücklich zugleich als **Muttersprachen- und Fremdsprachengrammatik** versteht. Am präsentesten ist die Fremdsprachenorientierung hierbei zwar, wie zuvor bereits angesprochen, in der *Deutschen Grammatik* von Helbig und Buscha sowie in der *Grammatik der deutschen Sprache* von Schulz/Griesbach, wo sie die Muttersprache-Komponente sogar konzeptionell überwiegt (so trägt das Werk von Helbig/Buscha bekanntermaßen den Untertitel *Ein Handbuch für den Ausländerunterricht* und die Publikationen von Schulz und Griesbach führen als vierter Band die DaF-Lehrbuchreihe *Vollständiger Lehrgang der deutschen Sprache* fort). Verweise auf das Deutsche als Fremdsprache finden sich jedoch auch in den anderen Werken an prominenten Stellen, etwa in den Vorworten der Duden-Grammatik²⁶⁰ und der Grammatik Eisenbergs²⁶¹.

So gesehen sind in gewisser Weise so gut wie alle Grammatiken des Korpus Fremdsprachengrammatiken. Der Unterschied zwischen den beiden vorgestellten Teilkorpora besteht eher darin, dass die englischsprachigen Grammatiken (von ihrer eigenen Warte aus betrachtet) ausschließlich Fremdsprachengrammatiken sind, während die deutschsprachigen sich sowohl als Muttersprachen- als auch als Fremdsprachengrammatik verstehen. Erneut transzendieren die realen Grammatiken also zumindest in ihren selbst geäußerten Zielvorstellungen die Grenzziehungen der Theorie. Wenn die beiden Textsammlungen bis hierher bisweilen vereinfachend DaM- und DaF-Korpus genannt wurden, war dies demzufolge weder gänzlich falsch, noch war dies gänzlich richtig. Dass das Problemfeld um DaM- und DaF-Bezug sich auch in diesen Beobachtungen noch nicht erschöpft, werden insbesondere die Intertextualitätsanalysen (Kapitel 5.1.1.1) zeigen.

Zwischenzeitlich können somit auf Grundlage aller bislang erörterten Parameter für das Untersuchungskorpus verallgemeinernd folgende **Textprototypen** angenommen werden: Gemäß eigener Zuschreibungen ist die durchschnittliche Grammatik des Korpus in ihrer Einstellung zu Variation unbestimmt bis variationsaffin. Sie sieht sich als Referenzgrammatik, ist Resultatsgrammatik und auf die synchronische Sprachbetrachtung ausgerichtet. Wenn ihre Metasprache englisch ist, ist sie den didaktischen Grammatiken zuzuordnen und wendet sich an Nicht-Muttersprachler(innen) und unter diesen mit großer Wahrscheinlichkeit auch an Lernende des mittleren Niveaus. Ist das Werk metasprachlich deutschsprachig, ist eher anzunehmen, dass es sich um einen Grammatikhybrid aus Gebrauchsgrammatik, wissenschaftlicher Grammatik und pädagogischer Grammatik handelt. Die anvisierte Zielgruppe wird in diesen Fällen ebenfalls sehr breit angelegt sein und umfasst neben Muttersprachler(inne)n auch Personengruppen aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache.

²⁶⁰ „Natürlich hat sie auch nach wie vor die Bedürfnisse derjenigen, die Deutsch als Fremdsprache lehren oder lernen, im Blick“ (Duden 2009: 5).

²⁶¹ „Außer zum Selbststudium wurde sie vor allem verwendet in der Lehre an Hochschulen und Universitäten, für die höheren Semester im Bereich Deutsch als Fremdsprache, von Deutschlehrern für sich selbst und in einer Anzahl von Leistungskursen der gymnasialen Oberstufe“ (Eisenberg 1994: 10).

4.2 Datenverarbeitung und Auszeichnungsprozesse

An der Schnittstelle zwischen Korpuscharakteristika und Auswertung steht die Frage, welche Aufbereitungsmechanismen letztlich zwischen den Texten in ihrer Rohform und den fertigen Analyseergebnissen vermitteln. Zu definieren ist demnach der **Workflow**, der der Untersuchung zugrunde liegt. Um das Konvolut an Informationen sinnvoll vorzustrukturieren, die Datenbasis für die weiteren Verarbeitungsprozesse so kompakt und handhabbar wie möglich zu halten sowie um die urheberrechtlichen Maßgaben einzuhalten, war es zuerst nötig, die Textgrundlage vor allen weiteren Maßnahmen möglichst auf die analyserelevanten Bestandteile zu reduzieren. Die im Rahmen der Recherche (Kapitel 4.1.3) akquirierten Titel wurden deshalb in einem ersten Schritt einer eingehenden Sichtung unterzogen, deren Ziel darin bestand, die Kapitel und Teilkapitel zu identifizieren, die sich tatsächlich mit flexionsmorphologischen Fragestellungen auseinandersetzen.²⁶²

In den nachfolgenden Analysen nicht weiter beachtet werden sollen die Kapitel, deren ausgewiesener Schwerpunkt im Bereich der Phonetik/Phonologie, Orthographie, Syntax, Wortbildung oder Textlinguistik liegt. Wie bereits angedeutet, greifen die meisten Grammatiken von sich aus auf eine klassische Gliederung nach sprachlichen **Systemebenen** zurück (vgl. Kapitel 4.1.2) und ziehen zudem zwischen Phänomengruppen wie etwa Phonetik und Morphologie ähnliche Grenzen, was eine Identifikation der untersuchungsrelevanten Bereiche in den meisten Fällen eher unproblematisch macht. Mit Blick auf die bisweilen kritische Unterscheidung von Morphologie und Syntax wurde, wie bereits in Kapitel 3.1.2.2 erläutert, vor allem auf das flexionsmorphologische Basiskriterium der syntaktischen Determiniertheit sowie auf den Gedanken des Flexionsparadigmas zurückgegriffen. Als prototypisch flexionsmorphologisch wurden die Passagen der Texte eingeordnet, die sich damit beschäftigen, wie Wortkörper in Abhängigkeit bereits gegebener morphosyntaktischer Werte ihre Form verändern, während syntaktische Passagen sich mit der Erzeugung des morphosyntaktischen Rahmens (z.B. in Form von Satzbauplänen, Valenzstrukturen) auseinandersetzen. Für einen Überblick der auf dieser Basis in das Korpus eingegangenen morphologischen Phänomene siehe das folgende Teilkapitel 4.2.1, wo auch noch einmal auf die unterschiedliche Nähe der untersuchten Varianten zu den übrigen Systemebenen eingegangen wird. Auch an dieser Stelle soll und darf nicht suggeriert werden, die Arbeit spiegele die einzige vertretbare Herangehensweise an die aufgeworfenen Fragestellungen wieder, vielmehr wird ein möglicher von vielen Wegen beschritten, der an einer Reihe von neuralgischen Punkten aus Umfangsgründen diskutabile Einzelentscheidungen treffen muss.

Aus der Untersuchung ausgeschlossen wurden deshalb darüber hinaus Abschnitte zu den **Wortarten** Adverb²⁶³, Partikel, Präposition und Junktion (vgl. Duden 2009: 567–568) – allesamt Themen, denen nicht nur die englischsprachigen Werke viel Raum einräumen,

²⁶² Eine ähnliche Auswahl nimmt auch Banhold (2015: 79) vor.

²⁶³ Adverb meint hier die umfangreiche Sammelkategorie gemeinhin nicht flektierbarer Wörter, „deren Grundfunktion darin besteht, die Umstände des im Verb ausgedrückten Geschehens anzugeben“ (Hentschel 2010a). Hier ist in Bezug auf die englischen Grammatiken mitunter Vorsicht geboten, da der Begriff Adverb dort oft auch für Adjektive in adverbialer Funktion gebraucht wird. Deren flexionsmorphologisches Verhalten, etwa bei der Gradierung, soll zum Gegenstandsbereich dieser Arbeit gehören.

in deren Zusammenhang aber (bis auf den Ausnahmefall gradierbarer Adverbien) kein Bezug auf flexionsmorphologische Varianten im obigen Sinne genommen wird.²⁶⁴ Ebenfalls nicht berücksichtigt wurden Numeralia.²⁶⁵ Zwar flektieren diese teilweise (vgl. Hentschel/Weydt 2013: 235), die Thematisierung von Variation erwies sich hier jedoch beim kursorischen Blick in die Grammatiken als ausgesprochen randständig. Anfänglich noch in die Textgrundlage des Korpus eingegangen, musste später auf die Weiterverfolgung flexionsmorphologischer Probleme bei Eigennamen²⁶⁶ sowie bei Pronomen²⁶⁷ verzichtet werden, um Kapazitätsengpässe in der Datenverarbeitung zu vermeiden. Gerade in Hinblick auf die Nomina propria eröffnen die Texte dabei aber durchaus ein breites Spektrum an Varianten, das sicherlich viele Ansatzpunkte für weitere Untersuchungen bieten kann.

Als Resultat dieser gestuften Auswahlverfahren verbleiben im Zentrum der Analysen demzufolge noch **flexionsmorphologische Varianten bei Appellativen, Verben und Adjektiven** (exklusive adjektivischer Numeralia). Möchte man einschätzen, ob nach Abzug aller Punkte zentrale variationslinguistische Problemstellen der synchronen Flexionsmorphologie überhaupt noch berührt werden, kann man zum Vergleich Hennigs (2017: 31–34) Analyse grammatischer Kernbereiche öffentlicher Sprachreflexion heranziehen. Grundlage ihrer Erhebung waren die etwa 2700 Einzelemmata der siebten Auflage von Dudenband 9, wobei zu bemerken ist, dass es sich hierbei um ein Werk handelt, dessen Material sich zwar aus dem direkten Sprachberatungskontext speist, das aber zugleich stark lexikographisch überformt und in Richtung distanzsprachlicher Kommunikation verzerrt ist (vgl. Hennig 2017: 32–33). Hennigs Analyse setzt sich also mit dem textuellen Echo der öffentlichen Sprachreflexion auseinander, was sie als Referenzwert in Bezug auf grammatikographische Verhandlung von Variation eventuell sogar aussagekräftiger macht als verwandte Untersuchungen zu Nutzeranfragen in Internetportalen (Hennig/Koch 2016). In Dudenband 9 herrschen laut Hennig folgende Verhältnisse (Abbildung 42): Rund 60,3% aller dort verzeichneten Zweifelsfälle beschäftigen sich mit Fragestellungen zu Substantiven, Verben und Adjektiven. Da die syntaktischen bzw. morphosyntaktischen Bereiche Rektion, Kongruenz, Nominalflexion und Apposition getrennt gelistet werden, ist anzunehmen, dass es sich bei

²⁶⁴ Zum Vergleich siehe Banholds (2015: 224–238) Verzeichnis der in Schulgrammatiken detektierten Varianzfälle, wo die genannten Wortarten ebenfalls keine Rolle spielen.

²⁶⁵ Gemeint sei damit „eine morphologisch sehr heterogene Klasse, die nur durch das semantische Kriterium ‚Zahl‘ zusammengehalten wird“ (Hentschel 2010b: 203).

²⁶⁶ Laut Nübling et al. (2012: 28–38) unterscheidet sich die Klasse der Eigennamen von den verwandten Appellativa prototypisch u.a. durch Monoreferentialität sowie das Fehlen von lexikalischer Bedeutung. Letztgenannter Punkt würde für eine Integration von Nomina propria in die Untersuchung damit im Grunde auch eine Anpassung der semantischen Grundlagen erforderlich machen. Zu den nicht berücksichtigten Eigennamen gehören neben den Personennamen auch Tiernamen, Ortsnamen, Objektamen, Ereignisnamen und Phänomennamen (vgl. Nübling et al. 2012). Verzichtet wurde zudem auf den Übergangsbereich der „eigennamenähnlichen Ausdrücke“ aus Monatsnamen, Wochentagen, Kunst- und Stilepochen (Fuß 2014, vgl. Bauer 1996: 1618), was in der Rückschau angesichts des dortigen Variantenangebots vielleicht eine zu vor-schnelle Generalisierung darstellte.

²⁶⁷ Gemeint sind sowohl adjektivische als auch substantivische Proformen in den Subklassen Personalpronomen, Possessivpronomen, Reflexivpronomen, Demonstrativpronomen, Relativpronomen, Interrogativpronomen und Indefinitpronomen (= quantifizierende Indefinitpronomina inklusive Negativpronomina, Indefinitpronomina im engeren Sinne, indefinite Distributivpronomina, ausgrenzende Indefinitpronomina und das generalisierende indefinite Personalpronomen *man*), siehe hierzu Hentschel/Weydt (2013: 218–232).

den angeführten Wortarten-Kategorien im Kern um flexionsmorphologische Domänen handelt. Hierfür spricht auch der Umstand, dass Hennig zu den zentralen Konflikten im Kontext Substantiv die Felder „starke vs. schwache Deklination“, „verschiedene Möglichkeiten der Pluralbildung“ und „verschiedene Möglichkeiten der Genuszuweisung“ zählt (Hennig 2017: 34). Die Untersuchungsgegenstände der vorliegenden Arbeit berühren demnach einschlägige variationslinguistische Problembereiche der Flexionsmorphologie.

Abbildung 42: Kernbereiche grammatischer Variation im Dudenband 9.

Themengebiet	Beispiel	Häufigkeit	Prozent
Substantiv	Plural von <i>Klotz</i>	891	36,7
Rektion	Rektion der Präposition <i>cif</i>	481	19,8
Verb	Partizip II von <i>schimpfen</i>	390	16,1
Adjektiv	Steigerung von <i>universal</i>	182	7,5
Fugenelement	Fuge <i>Toilette-n-...</i>	120	4,9
Kongruenz	<i>Zehn Gramm sind/ist zu wenig</i>	118	4,9
Nominalgruppenflexion	<i>oben genanntem Abgesandten/m</i>	84	3,5
Derivation	<i>Wissenschaftler/Wissenschaftler</i>	59	2,4
Attribution	<i>gehuldigt</i> als Attribut	55	2,3
Apposition	<i>ein Glas edler Wein/edlen Weines</i>	46	1,9
Gesamt		2426 (2694)	90 (100)

Quelle: Hennig (2017: 33).

Über die an grammatischen Kategorien orientierte Auswahl von Textpassagen hinaus wurden auch weitere Bestandteile der Grammatiktexte selektiert: Vorworte, Einleitungen, Umschlag- und Klappentexte wurden übernommen, um die in Kapitel 4.1 vorgestellten Detailfragen untersuchen zu können. Hinzu kamen Sachregister, Literaturverzeichnisse, deutsche Wortregister sowie – in den Fällen, wo diese mit den grammatischen Darstellungen zusammen eine einzige Publikation bilden – Übungen und Lösungsvorschläge zu flexionsmorphologischen Themenbereichen²⁶⁸, da sich hier durchaus auch Hinweise auf flexionsmorphologische Varianz finden können. Nicht aufgenommen wurden die von einigen Grammatiken angebotenen Glossare grammatischer Termini sowie englische Wörterverzeichnisse.

Insgesamt sind damit im Durchschnitt etwas weniger als 60% jedes Einzeltextes in das Korpus eingeflossen (Minimum: 22%, Maximum: 74%), wobei die absolute Zahl der aufgenommenen Seiten, dem sehr unterschiedlichen Umfang der Publikationen geschuldet, zwischen 44 (Griesbach 1990) und 535 (Duden 2009) liegt. Die größten Kürzungen haben dabei die Texte von Eckhard-Black/Whittle/Dodd et al. erfahren, die sowohl einen

²⁶⁸ Übungsteile finden sich in insgesamt 43 Einzeltexten bzw. 28 Auflagenfolgen im Korpus. Man könnte sie demnach auch als Übungsgrammatiken bezeichnen (vgl. Hennig/Hennig 2001: 12).

klassischen Grammatikabschnitt als auch einen (umfangreicheren) Part mit funktional-pragmatisch organisierten Betrachtungen zu verschiedenen Kommunikationssituationen enthalten. Ähnliches gilt für die Grammatik von Russ, in der sich traditionelle grammatische Darstellungsmodi und funktionale Passagen in jedem Kapitel abwechseln.²⁶⁹ Die konventionellen Bestandteile weisen dabei im Prinzip keine strukturellen Unterschiede zu den anderen Texten des Korpus auf und fügen sich problemlos in das Untersuchungsraster ein. Den funktionalen Ansätzen jedoch liegen semantische Strukturprinzipien (eben ‚Funktionen‘) zugrunde, die axiomatisch bedeutend vom geläufigen Bedeutungsverständnis der Variationslinguistik abweichen (vgl. Kapitel 3.3.1). Auf die Aufarbeitung der funktionalen Komponenten der Publikationen wurde in den nachfolgenden Analysen deshalb verzichtet und die zugehörigen Passagen nicht in das Korpus einbezogen.

Die Teile der Grammatiken, die den Aufnahmekriterien entsprechen, wurden dann digitalisiert und mit Hilfe der OCR-Software FineReader 14 durchsuchbar gemacht. Zur anschließenden Kodierung der Texte wurde auf das Programm MAXQDA 2018 Analytics Pro zurückgegriffen, für alle weiterführenden Analysen wurden die entsprechenden Daten exportiert und mit Hilfe der umfangreichen Statistik- und Grafikpakete in der Programmierumgebung von R ausgewertet. Welche der in den Texten vertretenen Informationsklassen dabei genau in die Untersuchung eingingen, wird im Folgenden erläutert.

4.2.1 Untersuchungsebene A1: Flexionsmorphologische Variation

Der erste Informationstypus, der in allen Korpustexten mit Codes ausgezeichnet (und damit für die weitere Verarbeitung zugänglich gemacht) wurde, bezieht sich auf den im Rahmen von Kapitel 3.1.2.2 entwickelten Begriff von flexionsmorphologischer Variation. Zugrunde liegt der dort vorgestellte definitorische Doppelschritt:

1. Flexion ist gekennzeichnet durch semantische Regularität, volle Produktivität in Bezug auf Wortklassen, syntaktische Determiniertheit sowie die Vererbung der Wortheigenschaften (lexikalische Bedeutung und Wortklassenzugehörigkeit) an ihre Produkte. Strukturmodell der Flexionsmorphologie ist das Flexionsparadigma.
2. Flexionsmorphologische Varianten im engeren Sinne sind konkurrierende Flexionsformen, die sich in ihrer deskriptiven und grammatischen Bedeutung entsprechen, in ihrer sozio-expressiven Komponente jedoch voneinander abweichen können.

Im Prinzip ist diese Annäherung an Flexion, wie bereits erläutert, noch immer unter-spezifiziert, da sie besonders die breiten Graubereiche zwischen Flexion, Wortbildung und Syntax nicht erfasst. Eine zufriedenstellende und konsistente Lösung zu finden, ist hier schwer bis unmöglich. Folgendes soll versucht werden: Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung sollen Erscheinungen stehen, die sich an syntaktischen Einzelwörtern (vgl. Dürscheid 2010: 20) manifestieren und deren Alternanz nicht durch den syntaktischen Kontext bedingt wird. Alle Fragen zu analytischen Wortformen (z.B. *ist gelegen/hat gelegen*)

²⁶⁹ Funktionale Argumentationsbausteine finden sich des Weiteren auch in der Grammatik von Eisenberg, hier jedoch sitzen die funktionalen Überlegungen formbezogenen Grundlagen auf (vgl. Zifonun 1987: 41), die sich wiederum gut mit den Beschreibungsmodellen der klassischen Grammatiken in Verbindung bringen lassen.

bleiben für die Analysen deshalb ebenso außen vor (vgl. Banhold 2015: 114) wie alle Probleme, die darauf zurückzuführen sind, dass lexikalische Wörter potenziell auf verschiedene syntaktische Wörter aufgespaltet werden können (Stichwort morphologische und syntaktische Trennbarkeit: *er auferlegt/er erlegt auf, notzulanden/zu notlanden*).²⁷⁰ Kombinationen aus Verb und Partikeln können also nur dann unter den aufgenommenen Varianten erscheinen, wenn die Oppositionen nicht mit dem Umstand ihrer möglichen Trennbarkeit in Verbindung stehen, so z.B. im Falle von *er ladete ein/er lud ein*.

Für die konkrete Bearbeitung von Sprachmaterial müssen aber noch weitere Setzungen vorgenommen werden. Dies betrifft vor allem die variationslinguistischen Grenzen des Paradigmagedankens. Ansetzen lässt sich bei einer grundsätzlichen Überlegung Eisenbergs, der zwei Typen von Markierungskategorien unterscheidet (vgl. Eisenberg 2006a: 28–30): Auf der einen Seite arbeite das Beschreibungsinventar der Morphologie mit **syntaktischen Einheitenkategorien**, nach denen Lexeme paradigm intern verschiedene Wortformen mit bestimmten syntaktischen Rollen ausbilden (wie z.B. Dativ und Plural).²⁷¹ Entsprechen gelte auch: „Ein Wortparadigma ist eine Menge von mit Einheitenkategorien beschriebenen Wortformen, und ein Wort ist ein solches Paradigma mit einer Wortbedeutung“ (Eisenberg 2006a: 29). Auf der anderen Seite ließen sich jedoch auch Kategorien konstruieren, die keine Klasse von Wortformen zusammenfassen, sondern Klassen von Wörtern, insofern ihre Werte paradigm intern über die verschiedenen Wortformen hinweg konstant bleiben. Diese bezeichnet Eisenberg als **Wortkategorien** und sieht in ihnen ausdrücklich keine Flexionskategorien (vgl. Eisenberg 2006b: 20–21). In Bezug auf das Substantiv stellen sich die Verhältnisse folgendermaßen dar:

Das vollständige substantivische Paradigma enthält acht Positionen, je vier für die Kasus im Singular und im Plural. Die einzelne substantivische Wortform wird mit Kategorienpaaren wie Nom Sg, Dat Pl usw. beschrieben. Den Einheitenkategorien des Kasus und Numerus steht beim Substantiv die Wortkategorisierung nach dem Genus gegenüber: Formen eines Paradigmas sind insgesamt entweder Maskulina oder Feminina oder Neutra. (Eisenberg 2006a: 158)

Würde man nun konsequent mit diesem Verständnis des Paradigmas arbeiten und unter flexionsmorphologischen Phänomenen im engeren Sinne wirklich nur solche fassen, die sich auf Basis von Einheitenkategorien ergeben, würde man dabei gleichzeitig eine erhebliche Zahl von Variantengruppen aus der Untersuchung ausschließen, die Hennigs (2017) Ergebnissen gemäß (s.o.) zum Kernbereich des Variationsdiskurses gehören. Dazu würde zum einen eindeutig das Problemfeld der Genuszuweisung bei Substantiven gehören, was generell vielleicht weniger problematisch wäre, bestünde doch alternativ die Möglichkeit, die entsprechenden Phänomene unter lexikalischer Variation zu fassen, wie dies z.B. Klein (2018) tut. Nur für die flexionsmorphologische Sparte der Variationslinguistik wären die Gegenstände eben außerhalb der Reichweite. Zum anderen würde man damit aber streng

²⁷⁰ Vgl. dazu Donalies (2011: 27): „Die glatteste Analyse sieht nun so aus: Verben des Typs *vorgehen* sind keine Wörter, sondern Wortgruppen, also syntaktische Gefüge.“

²⁷¹ Dies entspricht den in Kapitel 3.1.2.2 erläuterten morphosyntaktischen Werten für morphosyntaktische Kategorien nach Matthews (1991).

genommen z.B. auch alle Fragen nach starker oder schwacher Flexion²⁷² aus der Flexionsmorphologie ausgliedern, da bei ihnen in den meisten Fällen ebenfalls nicht nur einzelne Wortformen, sondern zumindest Teile der Gesamtparadigmen erfasst werden. Gleiches würde für Probleme der Pluralbildung, der Adjektivgradation usw. gelten, sobald der Horizont der Einzelform überschritten wird und sich Wortformen innerhalb des Paradigmas nach gemeinsamen Tendenzen gliedern lassen. In der variationslinguistischen Literatur wäre eine solche Engführung des Flexionsbegriffes eine große Ausnahme: Muthmann (1994), Banhold (2015), Klein (2018) und viele andere rechnen Formen wie *scholl/schallte* oder *(den) Held/(den) Helden* eindeutig den flexionsmorphologischen Zweifelsfällen (bzw. Doppelformen) zu.

Vor diesem Hintergrund erscheint es den gängigen Strukturen variationslinguistischer Forschung angemessener, **flexionsmorphologische Varianz sowohl einheitenkategorial als auch wortkategorial** zu denken: In die Analysen eingeschlossen werden sollen deshalb auch einheitenkategorien-übergreifende Variationsphänomene, solange sowohl die deskriptive Bedeutung des Lexems als auch der abstrakte, syntaktisch bedingte Aufbau des lexematischen Gesamtparadigmas (d.h. seine syntaktische Wortart) konstant bleibt.²⁷³

4.2.1.1 Alternative Quantifikationsverfahren

Deutlich wird im Rahmen solcher Überlegungen letztendlich auch, warum Varianten- und Zweifelsfallbetrachtung ein grundlegendes Problem bei der Quantifikation ihrer Gegenstände haben. Generell stehen ihnen nämlich mindestens drei konkurrierende Zählverfahren zur Verfügung, die sich aus den verschiedenen morphosyntaktischen Kategorien ergeben:

- **Zählung nach einzelnen Wortformen** (bzw. möglichen Kombinationen von Einheitenkategorien): Gezählt wird pro Feld des Paradigmas. Das Problem hierbei: Die Menge der Wortformen ist für die einzelnen Wortarten sehr unterschiedlich. Während für das Substantiv gemeinhin 8 Wortformen angenommen werden, weisen Verben ein Vielfaches an unterschiedlichen Kombinationen von Einheitenkategorien auf (vgl. Eisenberg 2006a: 159, 2006b: 102). Dazu kommt, dass es keinen zufriedenstellenden Konsens bezüglich der genauen Anzahl an Flexionsformen für jede Wortart gibt.²⁷⁴
- **Subsumierung von Wortformen oberhalb von Einheitenkategorien**: Gruppieren werden Phänomene nach einheitlichen morphologischen Tendenzen bzw. Wortkategorien

²⁷² Darauf, dass flexionsmorphologische Kategorien wie stark und schwach tatsächlich in das Begriffsfeld der Wortkategorien fallen, deuten zumindest andere Publikation Eisenbergs hin, siehe etwa folgende Passage zum Status des sogenannten Generikums: „Das vierte Genus wäre eine Wortkategorie neben MASK, NEUT und FEM. Als viertes Genus setzen wir die Klasse der schwachen Maskulina an und nennen es aus Gründen, die später dargelegt werden, ‚Generikum‘ (GEN)“ (Eisenberg 2000: 92).

²⁷³ Der zweite Teil der Aussage soll dabei zumindest annähernd sicherstellen, dass die Erweiterung der Untersuchungsgegenstände nicht zugleich mit einer Auflösung der ohnehin dünnen Trennlinie zwischen Wortbildung und Flexion bezahlt wird.

²⁷⁴ Weist das Substantiv beispielsweise wirklich 8 voll ausgeprägte Wortformen auf oder vielleicht nur 6, da der Plural in seiner Form nur zwischen Dativ und Nicht-Dativ differenziert? Wie ist generell mit Synkretismen umzugehen? Wie sollen synthetische und analytische Flexionsformen gewertet werden? Usw.

(z.B. starke Konjugation, Genus maskulin, Pluralbildung mit Umlaut u.a.). Einzelne Paradigmenfelder werden so zu größeren Abschnitten vereinigt.²⁷⁵ Die Reduktion der zu registrierenden Phänomene macht das Vorgehen um einiges ökonomischer als die Zählung einzelner Wortformen. Kritisch ist aber auch hier der Umstand, dass es viele konkurrierende Wege gibt, den paradigmatischen Raum zu gliedern.

- **Zählung nach Lexemen:** Gezählt wird nur das Auftreten bestimmter Wörter unabhängig von Wortformen oder wortkategorialen Phänomenen. Nivelliert werden dadurch zwar alle quantitativen Unterschiede der Paradigmen verschiedener Wortarten, zugleich wird letztlich aber auch die Sphäre der Flexion verlassen, da alle Information unterhalb der Lexemebene verlorengehen.

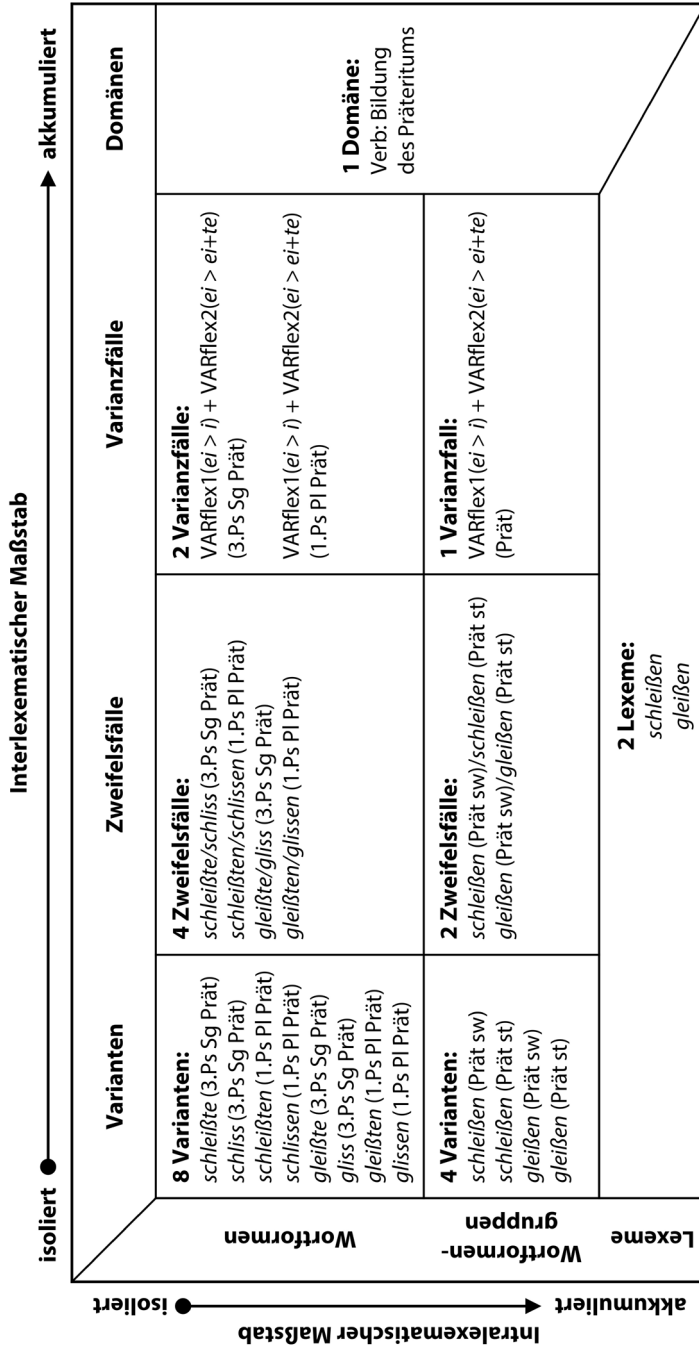
Zusätzlich sind diese drei **intralexematischen Maßstäbe** zu kombinieren mit den in Kapitel 3.1.2.4 erläuterten **interlexematischen Maßstäben**, d.h. den konkurrierenden Konzepten von Variante, Zweifelsfall, Varianzfall und Domäne. Am einfachsten zugänglich werden die daraus resultierenden unterschiedlichen Quantifikationsverfahren durch ein Beispiel. Gegeben seien die folgenden Phänomengruppen:

(er) schleiße – schliss; (wir) schleißten – schlissen; (er) gleiße – gliss; (wir) gleißten – glissen

Denkbare Vorgehen sind in Abbildung 43 zusammengefasst. Die quantitativen Unterschiede zwischen den Ansätzen sind dabei erheblich. So vervielfachen sich durch einen Wechsel des intralexematischen Maßstabs schnell die Varianzfälle, Zweifelsfälle und Varianten, ohne dass die methodischen Differenzen zwischen den Zählweisen bei der Lektüre entsprechender Beiträge unbedingt sogleich ins Auge fallen. Dazu kommt erschwerend: Selbst wenn Autorinnen und Autoren, wie es meist geschieht, übereinstimmend auf Ebene der Wortformengruppen argumentieren, liegen dem wiederum jeweils eine Vielzahl von Einzelentscheidungen zur Zusammensetzung der einzelnen Gruppen zugrunde, die möglichst klar beschrieben werden müssen, um zumindest ansatzweise Reliabilität zu gewährleisten (siehe die folgenden Teilkapitel).

²⁷⁵ Vgl. die Erläuterungen von Banhold (2015: 114–115).

Abbildung 43: Alternative Quantifikationsverfahren variationslinguistischer Forschung.



Quelle: Eigene Darstellung.

4.2.1.2 Gewähltes Untersuchungsrastrer

Für die Analyse von Varianten als *Text*phänomenen besteht noch das gesonderte Problem, dass verschiedene metasprachliche Quellentexte potenziell auch selbst divergierende Maßstäbe anlegen können, entsprechende Forschungsvorhaben sich also um ein Raster bemühen müssen, dass auch disparate Herangehensweisen unter gemeinsamen Kategorien zusammenführt. Banhold (2015: 116–117) beschreibt genau dieses methodische Problem sehr eingehend. Auch für die vorliegende Untersuchung musste demnach eine solche, vermittelnde Position eingenommen werden. Hierzu wurde folgendermaßen verfahren: Ziel war die Kategorisierung des vorgefundenen Variantenmaterials nach möglichst homogenen Wortformengruppen. Dabei wurden die einzelnen Wortformen so weit zusammengefasst, wie es (a) die den Texten zugrundeliegenden Implikationen in Bezug auf die gegenseitige Bedingtheit der einzelnen Wortformen und (b) der Skopus der in den Texten aufgerufenen, sozio-expressiven Markierungen erlauben. In anderen Worten: a) Wo ein Text des Korpus eine ‚Wenn Flexionsform $X = \alpha$ (z.B. *(ich) schliss*), dann auch Flexionsform $Y = \beta$ (z.B. *(wir) schlissen*)‘ Beziehung beschreibt und dieser Zuordnung von keiner konkurrierenden Darstellung in anderen untersuchten Texten widersprochen wird, werden Flexionsform X und Y über das gesamte Korpus hinweg als Einheit betrachtet. Damit zusammen hängt (b): Wo ein Text des Korpus Phänomene mit unterschiedlichen Markierungen belegt, werden Wortformen für alle Texte getrennt. Werden die Wortformen einander nicht explizit mit unterschiedlichen Markierungen gegenübergestellt, wird in Fällen, für die aufgrund von Bedingung (a) nicht sowieso schon differenziert wird, keine Spaltung vorgenommen. Die Vereinigung von einzelnen Wortformen zu größeren Analyseeinheiten greift so etwa im Zusammenhang mit der Synkopierung der Flexionsendung *-en* in den Positiv-Formen von attributiven Adjektiven: Hier trennt keiner der Autoren, die sich mit dem Problem auseinandersetzen, zwischen den einzelnen *-en*-Formen (wie Mask Sg Akk stark, Mask Sg Akk schwach, Mask Pl Dat stark usw.), sondern die Texte behandeln das Problem gewissermaßen als Paket. Davon abgesetzt werden jedoch in vielen Fällen die *-en*-Formen im Komparativ, die auch mit jeweils eigenen Bewertungen versehen sein können. In Bezug auf die Positiv-Formen auf *-en* wird im Untersuchungsrastrer deshalb eine Wortformengruppe gebildet, in Bezug auf Positiv- und Komparativ-Formen auf *-en* werden separate Einheiten angenommen.

Dieses Vorgehen bringt es mit sich, dass Wortformen hauptsächlich dort aggregiert werden konnten, wo das Denken in Wortformengruppen traditionell fest etabliert ist, etwa in Bezug auf die Kategorien stark/schwach bei Substantiven und Verben. In diesem Zusammenhang erscheint es deswegen auch sinnvoll, konzeptionell zu unterscheiden zwischen:

- Einem Kernbereich **flexionsmorphologischer Gegenstände**, wozu schwerpunktmäßig das Problem starker oder schwacher Flexion von Substantiven und Verben²⁷⁶ (z.B.

²⁷⁶ Starke und schwache Flexion von Adjektiven wurde im Kontext der vorliegenden Arbeit deshalb nicht behandelt, weil es sich bezüglich der adjektivischen Unterscheidung ‚stark‘ und ‚schwach‘ nicht (wie bei den Substantiven) um Wortkategorien handelt, sondern um Einheitenkategorien, die durch den syntaktischen Kontext definiert werden (vgl. Eisenberg 2006a: 20). So ist die Opposition *-es/-e* in *ein großes Haus* und *das große Haus* nicht als Varianz in unserem Sinne zu werten, da beide Versionen nicht ohne Weiteres paradigmatisch ausgetauscht werden können (vgl. Kapitel 3.1.2). Auch in prominenten Fällen wie den

(den) *Bär/Bären; haute/hieb*), sonstige Variation in der Pluralbildung (*Pfaue/Pfauen*) sowie das Umlautverhalten von Adjektiven (*karger/kärger*) gehören. Wie angedeutet, ist dieser Bereich gewöhnlich nach Wortformengruppen organisiert.

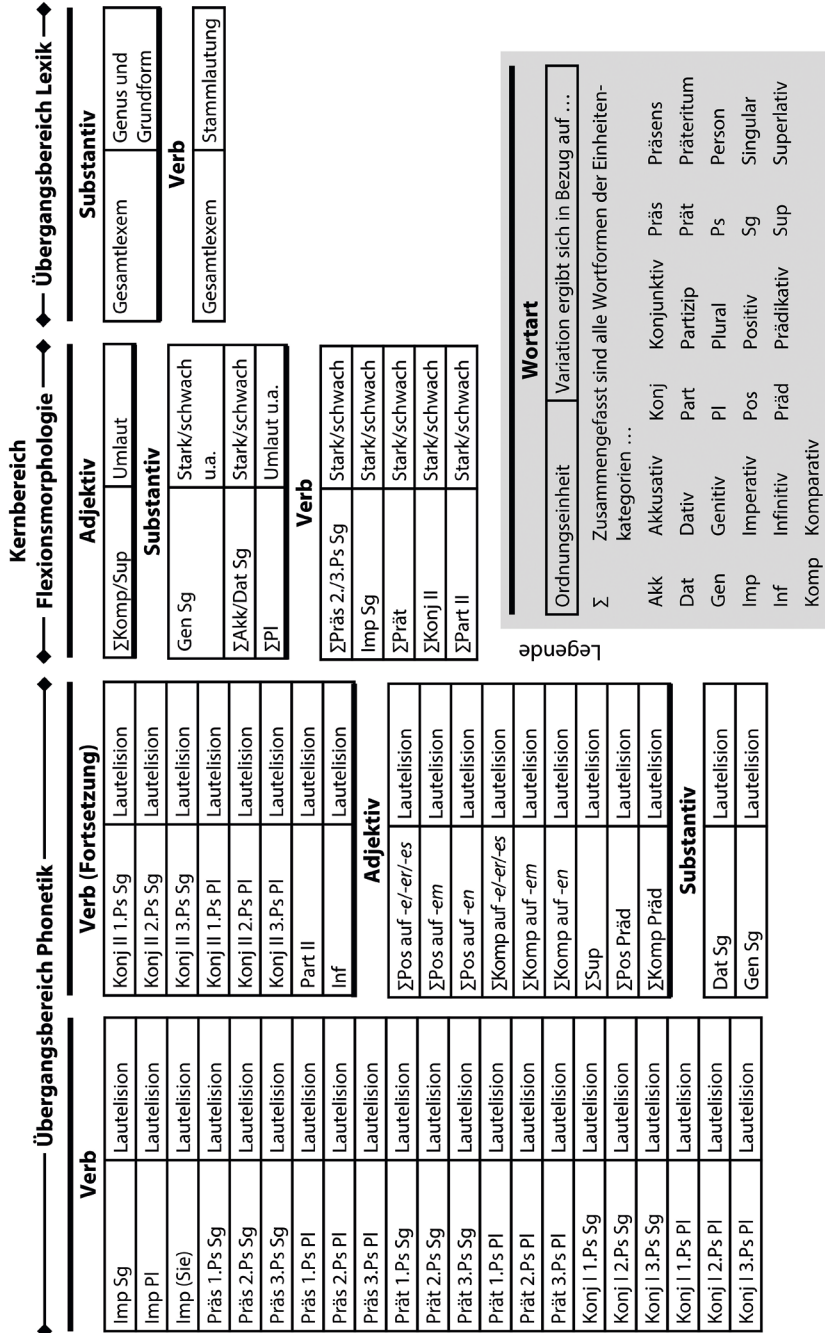
- Einem Bereich, der zwar in den Grammatiken konventionell unter dem Thema Flexion behandelt wird, der jedoch auch starke **Überschneidungen zur Phonetik** aufweist, insofern es um Apokopen und Synkopen von Flexionsendungen und Stämmen geht (*wir gehen/gehn, dem Tage/Tag*). Dieser Bereich wiederum ist tendenziell (aber nicht ausschließlich) wortformenorientiert gegliedert.
- Dem **Überschneidungsbereich zur lexikologischen Varianz** mit den Fragen nach Genus (s.o.) und Grundform des Substantivs (z.B. *der Karren/die Karre*) sowie nach der Ausgangsform des Verbs (*hangen/hängen*). Im Prinzip ist hier eher ein lexematischer Maßstab anzusetzen. Dass es sich um mehr als nur Varianten des Nominativs und Infinitivs handelt, ist daran zu erkennen, dass die Entscheidung für eine der Varianten auch Änderungen für umfangreiche Teile des gesamten Paradigmas mit sich bringt: *der Karren* → *des Karren, den Karren, dem Karren* vs. *die Karre, der Karre, die Karre, der Karre*. Die Trennlinien zwischen lexematischem und wortgruppenbasiertem Vorgehen kann dabei nicht immer uneingeschränkt aufrechterhalten werden und wird insbesondere dort fließend, wo die Texte einzelnen Formen (wie z.B. dem Genitiv) ein von der Nennform nicht konditioniertes Wahlverhalten zugestehen. Unter solchen Bedingungen kann ein einzelnes Lexem in der Untersuchung auch an mehreren Stellen erscheinen – einmal als Allgemeineres (im Grenzbereich zur Lexikologie: *(der) Wille/Willen*), einmal als Besonderes (im flexionsmorphologischen Kernbereich: *(des) Willen/Willes/Willens*).

Eine Übersicht zur Struktur der Untersuchungsbereiche mit allen gebildeten Wortformengruppen bietet Abbildung 44.²⁷⁷ Zum genaueren Verständnis: Jeder Zeile in den Übersichtstabellen entspricht im Grunde wiederum eine unterschiedliche Zahl von Varianzfällen. So gehört der schon bekannte Pluralvarianzfall $\text{VaFa}_{\text{flex}}X = \text{VAR}_{\text{flex}1}(-s) + \text{VAR}_{\text{flex}2}(-e)$ (Kapitel 3.1.2.4) neben vielen ähnlichen Varianzfällen aus Pluralflexiven zum substantivischen Spektrum im flexionsmorphologischen Kernbereich. Wie der Übersicht entnommen werden kann, ist er nach dem Maßstab der Wortformengruppe zu interpretieren, d.h. konkret: Er bezieht sich jeweils auf die gesamten Wortformen des Plurals (ΣPI). Ihm untergeordnet sind dann in gewohnter Weise Zweifelsfälle (*Kerle* vs. *Kerls*) und Varianten (*Kerle* und *Kerls*). Eine Aufstellung von Varianzfällen und exemplarischen Zweifelsfällen findet sich im Anhang (II). Für das Gesamtkorpus statistisch aufgearbeitet wird das Verhältnis der verschiedenen Ebenen im Rahmen von Kapitel 5.1.2.

Flexionsalternativen in Konstruktionen wie *nach langem schwere(m/n) Leiden* (vgl. Duden 2016: 28–29) steht eigentlich nicht die Frage im Mittelpunkt, ob die Stelle des schwachen Paradigmas des Adjektivs nun mit *-m* oder *-n*, *-m* oder *-s* zu füllen ist. Vielmehr besteht Unsicherheit darin, welches Teilparadigma herangezogen werden muss. Nicht der Inhalt, sondern der syntaktische Rahmen variieren. Kritisch sind Phänomene wie *gute(n/s) Mutes*, wobei aber auch hier wahrscheinlich lautliche Gegebenheiten des Kontexts (und damit syntagmatische Einflussgrößen) die Distribution der Alternativen beeinflussen (vgl. Duden 2016: 26).

²⁷⁷ Noch einmal sei darauf hingewiesen, dass die folgende Arbeit mit solchen Satzungen nicht unbedingt einen Sonderweg beschreitet, sondern sich sehr ähnliche Strukturen auch in den verwandten Forschungsvorhaben von Muthmann (1994) und Banhold (2015) wiederfinden.

Abbildung 44: Übersicht zu den Untersuchungsmaßstäben in verschiedenen Bereichen aufgenommener Variation. Für das genutzte System der Abkürzungen vgl. Eisenberg (2006a: XII–XIII).



Quelle: Eigene Darstellung.

Dabei war es nicht für alle Konstellationen gleichermaßen sinnvoll und möglich, kleinschrittiger als auf Varianzfallebene vorzugehen und zwar aus folgendem Grund: Der Sinn von Zweifelsfällen und Varianten besteht gerade darin, die Varianzfälle jeweils mit festen Lexemen zu verbinden. Gelten Varianzfälle jedoch aus Sicht der Grammatiken für große Teile einer gesamten Wortart (wie etwa bei der Frage nach der Apokope des Imperativ-*e* oder des Dativ-*e*), ist der Mehrwert, der sich aus der Vergabe einzelner, lexembundener Zweifelsfälle und Varianten ergibt, abzuwägen mit methodischen Nachteilen: Er würde bezahlt mit einer kaum quantifizierbaren Vervielfachung der Varianten- und Zweifelsfallzahlen im Bereich Verbflexion und Substantivflexion (*gehe!/geh!, lebe!/leb!, tanze!/tanz!* etc. bzw. *Haus/Hause, Kind/Kinde, Werk/Werke* usw.) auf Basis meist idiosynkratischer Phänomenpärchen mit geringer analytischer Aussagekraft. Nicht zuletzt würde es auch den technischen Rahmen des genutzten Kodierungssystems sprengen. Für folgende Phänomene, die allesamt aus dem Übergangsbereich zur Phonetik stammen, wurde deshalb auf eine Erhebung von Einzelvarianten verzichtet²⁷⁸: 1) Substantiv: Apokope des Dativ-*e* und Synkope des *-e-* in der Genitivendung *-(e)s*; 2) Verb: Apokope und Synkope von Flexionsmorphemen²⁷⁹. Statt Einzelvarianten (z.B. *freuen* vs. *freun, sehen* vs. *sehn*) wurden jeweils subsumierende Metavarianten mit **Metazweifelsfällen** gebildet (Verbstamm auf Vokal: *-en* vs. Verbstamm auf Vokal: *-n*), die sich an den (Über-)Kategorien orientieren, die in den Grammatiken zur Beschreibung der entsprechenden Fälle gebildet werden (siehe die Aufstellung der Varianzfälle im Anhang (II)).

Was zudem anhand von Abbildung 44 noch einmal augenfällig wird, sind die enormen zahlenmäßigen Unterschiede zwischen den Analysekatégorien in den einzelnen Untersuchungsbereichen. Diese müssen im Umkehrschluss bei entsprechender Auswertung notwendigerweise auch zu quantitativen Verzerrungen in Form von Überrepräsentation einzelner Bereiche führen. Sobald im Zuge der Analysen Varianten über die Grenzen von Wortarten und Untersuchungsteilbereichen hinaus aufsummiert werden, ist dies deshalb unbedingt im Hinterkopf zu behalten und Ergebnisse sind entsprechend zu relativieren (siehe Kapitel 5.1.2.1).

4.2.2 Untersuchungsebene A2: Thematisierungstypen

Bis hierher war bereits häufig davon die Rede, dass die Texte des Korpus Varianten, Zweifelsfälle oder Varianzfälle ‚thematisieren‘, ohne dass darauf eingegangen wurde, was eigentlich genau darunter verstanden werden kann. Dies soll nun nachgeholt werden. Da Konstanz der grammatischen Bedeutung Grundbedingung für flexionsmorphologische Variation ist, muss auch jede Textpassage, die von Varianten handelt, zuerst einen klaren **Rahmen an grammatischer Bedeutung** anlegen. Dies kann auf verschiedene Weisen

²⁷⁸ Gleiches gilt für die verschwindend geringe Zahl der Fälle, in denen Autoren zwar einen Varianzfall benennen, diesen aber mit keinem Lexem verbinden.

²⁷⁹ Hierunter fallen etwa Fälle der Art *ich mach/mache* (Apokope) und *du tanzest/tanzt* (Synkope). Regulär aufgenommen werden konnten hingegen alle Phänomene aus dem Themenfeld der Flexion von Verbstämmen auf *-el, -en* oder *-er* (*handele!/handle!, ich wandere/wandre* usw.), da die Gesamtzahl der hierfür von den Texten angeführten Lexeme noch zu überblicken war.

geschehen: Im einfachsten Falle genügt schon die Konstruktion eines syntaktischen Kontextes (Satz, Teilsatz). Grammatiken greifen jedoch häufig direkt auf das Paradigma als Strukturelement zu, das in seiner Organisation aus Einheitenkategorien, wie erläutert, sozusagen die Abstraktion aus allen gleichartigen syntaktischen Kontexten darstellt. Das Wortformenparadigma kann dabei in seiner Gesamtheit oder in Auszügen (einzelnen Kombinationen von Einheitenkategorien) aufgerufen werden. Welcher Abstraktionsgrad zwischen konkretem Satz und abstrakter Paradigmentafel gewählt wird, ist dabei unerheblich, es muss im Text lediglich zu erkennen sein, welche grammatische Bedeutung mit einer Form verbunden werden soll. Im Zusammenhang mit dem Wortformparadigma kann zudem auf eine gewisse Erwartungshaltung an Passagen, die sich mit Flexion auseinandersetzen, geschlossen werden: Gearbeitet wird in der Regel mit lexematisch konstanten Schemata, die einhergehen mit einem fixierten **Rahmen deskriptiver Bedeutung**.

Besetzt wird die vom Kontext definierte syntaktische Leerstelle dann im Falle von flexionsmorphologischen Varianten nicht nur von einer einzelnen Wortform, wie dies vielleicht der sprachliche ‚Normalfall‘ wäre, sondern von mindestens zwei, deren Austauschbarkeit von den Texten markiert wird. Dies kann etwa durch Klammerungen, Schrägstriche, zusätzliche metasprachliche Erläuterungen o.Ä. geschehen, wobei die syntagmatische Leerstelle für die alternativen Formen ins Paradigmatische geöffnet wird. Prototypisch könnte dies also so aussehen:

Das Buch des Autors (Autoren), ... des Autors/Autoren, ... des Autors oder Autoren, ... des Autors (auch möglich: Autoren) usw.

Kodiert und weiterverarbeitet würden jeweils die Varianten *Autors* und *Autoren*. Streng genommen muss auch nicht jedes Wort zwangsläufig in seinen Wortformen erscheinen, sondern kann bisweilen auch in seiner Nennform stehen, solange die Analogie zu konkreten Wortformen²⁸⁰ mit klarer grammatischer Bedeutung im Text deutlich gemacht wird. Im Prinzip handelt es sich dann um die Übertragung eines gemeinsamen Varianzfalls auf andere Lexeme.

Das Buch des Autors (Autoren). Ebenso: Dirigent, Fabrikant.

Für dieses fiktive Beispiel würden sowohl die zwei Varianten für *Autor* als auch die für *Dirigent* und *Fabrikant* registriert. Sobald die Texte nun (in welcher Form auch immer) über die Achse der Syntagmatik hinausgehen und paradigmatische Bezüge eröffnen, besteht für sie zudem die Möglichkeit, die konkurrierenden Formen mit Hilfe diasystematischer Markierungen oder deskriptiver Informationen zu differenzieren. Siehe dazu exemplarisch die folgenden beiden Auszüge aus der Auflagenfolge der Duden-Grammatik:

- A) Die farbig hervorgehobenen Wörter werden standardsprachlich stark flektiert: [...] Keines dieser Bilder darf ohne Einwilligung des *Autoren gespeichert werden. (Duden 2009: 214; Hervorhebung im Original)

²⁸⁰ Als maximale Reichweite für Analogiebeziehungen wurde für die Untersuchung die Einheit des Teilkapitels herangezogen.

- B) gären gor (göre) gegoren (Der Wein hat gegoren) [...]
 Besonders in übertragener Bedeutung auch schon schwach: gärte, gegärt. (Duden 1959: 89)

In Exzerpt A werden die diasystematischen Markierungen „standardsprachlich“ und „*“ genutzt²⁸¹; im bereits bekannten Auszug B wird zusätzlich zur diasystematischen Markierung mit „schon“ noch eine Unterscheidung auf deskriptiver Ebene konstatiert (vgl. Kapitel 3.1.2.2). Wie zuvor angekündigt, werden Fälle, in denen zusätzliche deskriptive Bedeutungskomponenten zur Unterscheidung der Formalalternativen angeführt werden (Beispiel B), nur dann in die Analysen einbezogen (d.h. kodiert und ausgewertet), wenn es zugleich Grammatiken im Korpus gibt, die diese zusätzliche Unterscheidung nicht vornehmen.²⁸² Umgekehrt heißt dies, dass alle Fälle in den Untersuchungen erscheinen, die von mindestens einer Grammatik als deskriptive Äquivalente bewertet werden – mit einer gewichtigen Ausnahme:

Dieses **Vorschlagsrecht für Varianten** soll nicht für die *Grammar of the German Language* von Curme gelten. Dies hat weniger damit zu tun, dass die eigentlich 1905 bzw. 1922 veröffentlichte Grammatik für die zeitliche Struktur des Korpus einen Grenzfall darstellt, sondern ist vielmehr dadurch bedingt, dass sie eine viel stärker diachronische Ausrichtung hat als alle anderen betrachteten Werke (siehe Kapitel 4.1). Dazu kommt, was Stopp (1960: iii) „lack of selection and simplification“ nennt: In Hinblick auf die sprachgeschichtliche Genese moderner Irregularitäten führt Curme ein enorm heterogenes Spektrum an Varianten verschiedenster Sprachstufen ins Feld, dessen Aufarbeitung den Rahmen dieser Arbeit schlicht und einfach sprengen würde. In Curmes Grammatik wird deshalb nur nach den Varianten gesucht, die auch in anderen untersuchten Werken als solche auftauchen. Auf die Vielzahl der (in Bezug auf das übrige Korpus) idosynkratischen Varianten seines Textes muss aus Kapazitätsgründen leider verzichtet werden, Curme ist damit im Folgenden eher Vergleichswerk als eigentlicher Untersuchungsgegenstand. Das bedeutet auch, dass jede Zahl von Varianten, Zweifelsfällen und Varianzfällen für Curmes *Grammar* nur als Bruchteil dessen zu verstehen ist, was von dieser in vielen Belangen exceptionellen Veröffentlichung tatsächlich an konkurrierenden sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten bereitgehalten wird.

Zurück zum Standardverfahren: Stellt ein Text zwei oder mehr sprachliche Elemente zu Varianten zusammen, wurden im Anschluss auch alle anderen Korpustexte in Hinblick auf diese Varianten durchsucht. Hierfür wurden in MAXQDA zuerst Textsuchen mit entsprechenden Wildcards vorgenommen und daraufhin alle Suchergebnisse auf ihre Relevanz für die Untersuchung überprüft. Im Zuge dessen wurden auch alle Stellen festgehalten, bei denen nur auf eine Variante Bezug genommen wird, da hier das Selektionsverhalten von

²⁸¹ Zum System der vergebenen diasystematischen Markierungen siehe das folgende Kapitel.

²⁸² Um solche Konstellationen, die streng genommen eigentlich über die Definition flexionsmorphologischer Varianten hinausreichen, in der späteren Aufarbeitung noch identifizieren zu können, wurden entsprechende Textstellen, die deskriptiv differenzieren, mit einem zusätzlichen Kode („deskriptive Differenzierung“) versehen.

Grammatiken zwischen **Variantenexklusion und -inklusion** besonders stark zutage tritt (vgl. Banhold 2015: 111, 2016: 164 bzw. Kapitel 3.1.3.2 dieser Arbeit).²⁸³

Sieht man sich vor diesem Hintergrund die Zusammenhänge genauer an, in denen Varianten in Grammatiken auftauchen, sind diese für eine Untersuchung nicht immer von derselben Aussagekraft, da sprachliches Material von den Texten in verschiedener Funktion aufgerufen werden kann. Ratsam erscheint, zwischen verschiedenen **Thematisierungstypen** zu differenzieren:

Intentionale Thematisierung: Die genannten Varianten sind als objektsprachliches Beispiel für das Thema der entsprechenden Passage zu werten. Dies ist etwa der Fall, wenn ein Substantiv in Textabschnitten zur Substantivflexion als Deklinationsbeispiel herangezogen wird. Es steht damit im Zentrum der Argumentation, man könnte auch von substantzieller oder exemplarischer Thematisierung sprechen. Hingegen wäre es nicht mehr als intentionale Thematisierung zu bezeichnen, wenn ein Substantiv innerhalb eines Beispielsatzes zur Verbflexion u.Ä. erscheint. Referenzwert für intentionale Thematisierung bildet für diese Arbeit das Thema des jeweiligen Teilkapitels der Grammatik.

Akzidentielle Thematisierung: Gegenbegriff zu intentionaler Thematisierung soll im Folgenden akzidentielle Thematisierung sein, was den Umstand beschreibt, dass Varianten auch nicht um ihrer selbst willen in grammatikographischen Texten auftauchen. Zum einen kann dies objektsprachlich geschehen, wenn etwa ein Substantiv, wie gerade erwähnt, in einem Beispielsatz zur Verbalflexion vorkommt. Dazu zählen aber auch Fälle metasprachlichen Gebrauchs von Sprachmaterial, das in anderem Zusammenhang als Variante registriert wurde. So kommen z.B. die Varianten *verwendet* und *verwandt* mitunter auch in Zusammenhängen der Art *Form X wird seltener verwendet* (oder eben *verwandt*) vor, wobei nicht davon ausgegangen werden kann, dass die Texte hier einen expliziten Beitrag zur Diskussion der Partizip II-Formen leisten wollen. Interessant sind solche Stellen eher unter dem Aspekt, dass sie eventuell nicht-reflektiertes Sprecherverhalten spiegeln und so vielleicht einen Einblick geben könnten, für welche Variante sich die Verfasser der Texte im nicht grammatikographisch überformten Kommunikationszusammenhang entscheiden würden. Insgesamt werden Fragen dieser Art für die nachfolgenden Untersuchungen jedoch keine entscheidende Rolle spielen, der Schwerpunkt der Darstellungen liegt auf der intentionalen Thematisierung von sprachlichen Phänomenen.

Neben diesen beiden basalen Thematisierungstypen sind in den Texten des Korpus außerdem noch zwei Sonderformen textueller Bezugnahme zu finden: Bei der **Thematisierungen in Registern** steht den Grammatiken zwar nur wenig Raum zur Differenzierung von Varianten zur Verfügung. Dadurch, dass das Wortverzeichnis als Einstiegspunkt und Orientierungsinstrument für Rezipientinnen und Rezipienten dienen kann, kommt den wenigen dort festgehaltenen Informationen (wie z.B. einer durch Schrägstrich markierten Alternativform) aber dennoch Bedeutung für die Verhandlung von Konkurrenzformen zu. Die im Textkorpus vertretenen Wortregister mit deutscher Lemmatisierung wurden

²⁸³ Grundlage ist demnach auch hier: Eine Einzelvariante wurde nur dann kodiert, wenn irgendein Text des Korpus diese Variante einer anderen Variante gegenüberstellt. Zu betonen ist dies deshalb, weil es eine blinde Stelle der Analysen impliziert: Nennt ein Text Variante X, ein anderer aber Variante Y und gibt es keinen Text, der die beiden Varianten zusammenführt, ist dieser (gewissermaßen nur transtextuell erschließbare) Zweifelsfall in der Auswertung nicht vertreten.

deshalb ebenfalls in die Suche nach Varianten einbezogen. Thematisierung in Registern steht dabei der intentionalen Verhandlung von Varianten konzeptionell näher als der akzidentiellen Nennung.

In die Untersuchung von Varianten einzubeziehen sind potenziell außerdem die im Korpus vertretenen **Übungsteile und Lösungen** (vgl. Fußnote 268). Hier kann es einerseits zu akzidentiellen objekt- und metasprachlichen Thematisierungen im obigen Sinne kommen, andererseits können die Varianten aber auch – und dies ist für das Erkenntnisinteresse der Arbeit entscheidender – zentraler Gegenstand einer entsprechenden flexionsmorphologischen Übung sein. Fälle akzidenteller Nennung in Übungs- und Lösungsteilen wurden entsprechend nicht weiterverfolgt, dort vorgefundene Fälle intentionaler Thematisierung jedoch bei der Zählung von Varianten berücksichtigt.

Zusammenfassend wird jede entsprechende Textstelle im Kontext der Untersuchungsebene flexionsmorphologische Varianten also in der Regel mit zwei Informationseinheiten verbunden: 1. mit einer flexionsmorphologischen Variante, über die sie in Beziehung zu Zweifelsfällen, Varianzfällen, Domänen und Lemmata gesetzt werden kann; 2. mit einem Thematisierungstyp, der angibt, welche Funktion zwischen zentralem Beispiel und eher zufälligem Erscheinen der Varianten im Einzeltext zukommt.

4.2.3 Untersuchungsebene B: Diasystematische Markierungen

Was die Kodierung für den Untersuchungsbereich Metasprache angeht, fußen die nachfolgenden Analysen auf den bereits beschriebenen Klassifikationsvorschlägen von Hausmann (1989) und Banhold (2015, 2016) (siehe Kapitel 3.1.3.2). An dieser Stelle sei deshalb nur noch einmal auf die wichtigsten vorgenommenen Modifikationen hingewiesen (Abbildung 45).²⁸⁴

In Gegensatz zu den Überlegungen Banholds sehe ich in diafrequenten Markierungen²⁸⁵ keine Bewertungskategorie im eigentlichen Sinne, sondern im Prinzip eine Metakategorie, die, wie erläutert, eigentlich auch jeder anderen der diasystematischen Dimensionen zugrunde liegt. Was in expliziten diafrequenten Aussagen ausgedrückt wird, ist die Frequenz der Varianten in der jeweiligen unmarkierten und in seltenen Fällen klar umrissenen Basisvarietät des Textes. Um diese Besonderheit diafrequenter Marker in den Daten abzubilden, wurden diafrequente metasprachliche Informationen auch nur dann als solche in die Analysen einbezogen, wenn sie für sich alleine stehen, d.h. wenn sie keine anderen diasystematischen Markierungen modifizieren. Aussagen wie *in der Schriftsprache häufig* wurden deshalb direkt der jeweiligen diasystematischen Bezugs-kategorie (wie

²⁸⁴ Vereinfachend wird im Folgenden nur auf die Klassifikationen bezüglich deutscher Metasprache eingegangen. Die Darstellungen gelten aber ebenso für die englischsprachigen Teile des Korpus.

²⁸⁵ Die Begriffe Markierungstyp und Kodierungstyp sind dabei zwei Seiten derselben Medaille: Markierungstypen repräsentieren Informationen aus Textperspektive, Kodierungstypen das entsprechende Abbild dieser Informationen aus der Perspektive der Datenaufnahme.

*SCHRIFTSPRACHE*²⁸⁶) zugeordnet. Bei nicht modifizierenden Aussagen wie *Form X ist die üblichere* wurde hingegen die entsprechende diafrequente Informationseinheit (*ÜBLICHER*) vergeben.

Abbildung 45: Kodierungsraaster diasystematischer Markierungen.²⁸⁷

	Diasystematische Dimension	Kriterium	Beispiele
Metakategorie	Diafrequent	Häufigkeit	<i>SELTEN; GLEICH HÄUFIG; HÄUFIGER; MEIST; ÜBLICH</i>
Bewertungen	Diaevaluativ	Attitüde und Konformität	<i>RICHTIG; VORZUZIEHEN; FREMD; GEZIERT; SCHERZHAFT</i>
Kontextualisierungen	Diasystem. Suprakategorie	Standard-sprachlichkeit	<i>STANDARDSPRACHE; HOCHSPRACHE; NICHT STANDARDSPRACHLICH</i>
	Diachronisch	Zeit	<i>NEU; HEUTE; URSPRÜNGLICH; NICHT MEHR; VERALTET</i>
	Diatopisch	Raum	<i>NORDEN DES SPRACHRAUMS; REGIONALSPRACHLICH</i>
	Diatonisch	Gruppe und Formalität	<i>FORMAL; UNGEZWUNGEN; ALLTAGSSPRACHE</i>
	Diamedial	Medium	<i>GESPROCHENE SPRACHE; SCHRIFTSPRACHE</i>
	Diatextuell	Textsorte	<i>DICHTERISCH; LITERATURSPRACHE; ZEITUNGEN</i>
	Diatechnisch	Technizität	<i>WERBESPRACHE; HANDWERKSSPRACHE; RECHTSSPRACHE</i>
	Person	Person	<i>HESSE, HERMANN; MANN, THOMAS; CAROSSA, HANS</i>
	Feste Wendungen/ Verbindungen	Feste Wendungen/ Verbindungen	(keine Subklassen)
	Sortierende Markierungen	Koordination	<i>UND; ODER; AUCH; VS.; STATT; NEBEN</i>
	Position/ Klammerung	Position/ Klammerung	<i>X X; X X X; X X; (X); (X X); (X X X); (X X); FÜßNOTE</i>

Quelle: Eigene Darstellung in Analogie zu Banhold (2015: 110, 2016: 164) und Hausmann (1989: 651).

²⁸⁶ Hierbei ist wichtig, anzumerken, dass auch Markierung bzw. Codes wie *GESPROCHENE SPRACHE* Sammelkategorien darstellen, hinter denen sich eigentlich eine Reihe konkreter textueller Realisationsformen mit einem gemeinsamen semantischen Zentrum verbergen (*geschrieben, in der Schrift, schriftsprachlich* usw.).

²⁸⁷ Damit unterschieden werden kann, wann von Markierungen dieser Arbeit und wann von (eventuell gleichlautenden) sprachwissenschaftlichen Konzepten die Rede sein soll, werden Markierungen ab diesem Punkt im Fließtext mit kursivierten Kapitalchen gekennzeichnet.

Folgen werden die Analysen hingegen Banholds Vorschlag, die Hausmann'sche Trennung von dianormativer und diaevaluativer Dimension aufgrund starker Überschneidungen aufzuheben und zu einer gemeinsamen Kategorie im Bereich **Bewertung** zusammenzuführen:

Problematisch ist an diesem [Hausmanns; S.St.] Modell außerdem die unscharfe Abgrenzung dianormativer und diaevaluativer Markierungen, handelt es sich doch bei beiden um Bezeichnungen mit wertender Semantik. Zwar mögen diaevaluative Markierungen auf die Befindlichkeit des Sprechers zurückgehen und müssen sich damit theoretisch nicht auf die sprachliche Korrektheit einer Form beziehen, trotzdem werden durch solche Markierungen Normen gesetzt, indem Varianten vertikalisiert werden. (Banhold 2015: 109)

Als einzigen Unterschied werde ich die fusionierte Klasse von Markierungen nicht als dianormativ, sondern als diaevaluativ bezeichnen, da ich dies für die allgemeinere Bezeichnung halte. Gemeinsam mit dem Spektrum an **Kontextualisierungen** (Banhold 2016: 164) bildet die diaevaluative Dimension für die nachfolgenden Darstellung somit das **Äquivalent zur sozio-expressiven Bedeutung**, spiegelt also die Teile von Semantik wider, die alternieren können, ohne dass sprachlichen Elementen der Status als Variante abgesprochen werden soll.

Um den Überlegungen zur Rolle der Standardsprache als **diasystematischer Suprakategorie**, die Elemente der Diatopie, Diaphasie, Diastratie und Diamedialität enthalten kann (vgl. Kapitel 3.2.3.1.1), Rechnung zu tragen, erhalten die Markierungen im Umkreis des Standardsprache-Gedankens eine Art Sonderstatus unter den übrigen Kontextualisierungen. Dass Zuordnungen hier nicht trennscharf erfolgen können, liegt gewissermaßen in der Natur der Sache begründet. Anfängliche Erwägungen, auch die Umgangssprache in diese Sonderkategorie zu integrieren, wurden mit Blick auf anglo-amerikanische Varietätenverhältnisse verworfen, wo Umgangssprache und Standard nicht auf einer konzeptuellen Ebene organisiert sind (siehe Kapitel 3.3.3). Umgangssprache wird im Folgenden deshalb unter dem Begriff des Diaphasischen (bzw. des Diatonischen) verhandelt.

Auch in diesem Zusammenhang weist das entworfene Markierungsraster einen Unterschied zu seinen Vorgängern auf: Was die Zusammenführung der diastratischen und diaphasischen Ebene betrifft, richtet es sich nach einem Vorschlag des Romanisten Wesch (1998: 41–43)²⁸⁸, der zu diesem Zweck den Begriff der **Diatonik** prägte. Im Grunde, so Wesch, bestünden Diastratik und Diaphasik aus denselben Varietäten, deren kommunikative Funktionalität zwischen Gruppensprache und Situationsindikator schwanken könne; diese Variabilität mache es der Forschung schließlich auch notorisch schwer bis unmöglich, Linien zwischen den beiden Varietätendimensionen zu ziehen, wobei noch hinzukomme, dass es sich um unvollständige Systeme handle, die sich hauptsächlich auf lexikalischer Ebene vom Standard unterschieden (vgl. Wesch 1998: 42). Methodisch eleganter und näher an der Sprachwirklichkeit scheint deshalb die Annahme einer Mischkategorie zu sein, die zum einen in den Maßstäben des „diatonisch hoch Markierte[n] (= ‚Prestigeträchtige[n]‘) und diatonisch niedrig Markierte[n] (= ‚Prestigearme[n]‘)“ denken kann, sich zugleich jedoch auch „durch zahllose Elemente [konstituiert], die zwar markiert sind, aber bei denen

²⁸⁸ Vgl. dazu auch Sinner (2014: 137–138).

eine Indizierung als ‚hoch‘ oder ‚niedrig‘ markiert vollkommen verfehlt wäre: ‚Jugendsprache‘, ‚Frauensprache‘, ‚Männersprache‘, etc.“ (Wesch 1998: 43).

Der im Umfeld der übrigen Kontextualisierungen eventuell disparat erscheinende Markierungstyp der **festen Wendungen/Verbindungen** entspricht der Kategorie „Redewendung“ bei Banhold (2015: 156), von der dieser schreibt: „Redewendungen unterscheiden sich von den anderen Kontextualisierungsarten insofern, als dass eine Variante hier in einen sprachstrukturellen Gebrauchskontext eingeordnet wird. Eine Variante wird in einer konkreten lexikalischen Verbindung realisiert.“ Es handelt sich somit um eine Art phraseologische Restkategorie, die zusammengehalten wird von den Gedanken der Polylexikalität und Frequenz bzw. Wiederholung (vgl. Donalies 2009: 30).

Wie im Kontext der Standardsprache angesprochen, kann es bisweilen im Übrigen schwierig sein, einzelne Markierungen im Raster der Dimensionen zu verorten (vgl. Banhold 2015: 108). Grenzgänger wie *ALTERTÜMELND* (diaevaluativ mit diachroner Argumentationsbasis) oder *HOCHDEUTSCH* (diatonisch, fachwissenschaftlich aber vor allem diatopisch zu lesen) erfordern an dieser Stelle klare Zuordnungen, wo das sprachliche Kontinuum solche eigentlich nicht vorsieht. Gleiches gilt für den Graubereich zwischen Diafrequenz und den übrigen Kategorien, so etwa für die Markierungen *MÖGLICH* (diafrequent aber auch diaevaluativ lesbar) oder *ZUNEHMEND* (der Diachronie zugerechnet, jedoch mit starker diafrequenter Komponente). Aus Sicht der vorliegenden Arbeit bleibt deshalb nur die Möglichkeit, vorgenommene Zuordnungen so transparent wie möglich zu halten (siehe Kapitel 5.1.3.2).

Abgesehen von den diasystematischen Dimensionen im engeren Sinne wurden darüber hinaus noch zwei weitere Klassen von Informationen in den Korpustexten kodiert, die sich als sortierende Markierungen und positionelle Strukturen beschreiben lassen. Als **sortierende Markierungen** sind hierbei solche Textelemente zu verstehen, die mehrere Varianten nur in ihrem Verhältnis zueinander charakterisieren, ansonsten aber keinerlei Zuordnungen zu Varietäten vornehmen. Konkrete Beispiele wären die Verbindung konkurrierender sprachlicher Einheiten durch *oder*, *vs.* oder *und*, die Verknüpfung einer Form mit der Fokuspartikel *auch* oder die Beschreibung einer Variante als *Alternative*. Im Falle von koordinierenden Konjunktionen (z.B. *oder*) wurde dabei immer die der Konjunktion unmittelbar nachfolgende Variante kodiert, im Falle der anderen Elemente (z.B. *statt*, *neben*, *auch*) die semantisch betrachtet sekundäre, substituierende Form. Ebenso wurden **Positionierung und Klammerungen** in Bezug auf die Varianten festgehalten: Bei einer Abfolge von Varianten, lässt sich so nachvollziehen, (a) welche als erstes (*XX*), welche ggf. in der Mitte (*XXX*) und welche zuletzt genannt wird (*XX*)²⁸⁹; (b) ob eine oder mehrere der Varianten in Klammern gesetzt wurden und (c) welche Varianten in Fußnoten ausgelagert wurden. Auch wenn Banhold (2015: 117) berechtigte Zweifel daran hegt, dass Textphänomene dieser Art immer auf die Hierarchisierung von Varianten abzielen, könnte ihnen gerade in den Fällen eine handlungsleitende Funktion zukommen, wo weitere diasystematische Differenzierung ausbleibt und Leser(innen) somit auf bloße Reihenfolgen und

²⁸⁹ Referenzrahmen für positionierende Marker wie *XX* oder *XX* bildete dabei immer ein Satz (heuristisch verstanden als Einheit, die durch einen Punkt abgeschlossen wird) oder eine graphische Struktur (z.B. ein Tabellenfeld). Alle Phänomene, die von den Grammatiken außerhalb solcher Zusammenhänge besprochen werden, wurden in Bezug auf ihre Serialisierung nicht ausgezeichnet.

Klammerstrukturen zurückgeworfen sind. Aus textimmanenter (d.h. nicht rezeptionsorientierter) Perspektive müssen die beiden Kodierungstypen jedoch eher zurückhaltend interpretiert werden.

4.2.4 Untersuchungsebene C: Explizite und implizite Verweisstrukturen

Für den Analyseschwerpunkt Kodex bzw. Kodexstatus wurde das theoretische Fundament in den Kapiteln 3.2.4 und 3.2.5 erläutert. Quintessenz der dort eröffneten Argumentation war die Umdeutung des Klein'schen Kriteriums der Wirkmächtigkeit unter transtextuellen Vorzeichen, so dass vereinfacht gelten kann: Kodexstatus können die Texte beanspruchen, die anderen Texten als Referenztexte dienen. In Anlehnung an Überlegungen von Lachmann (1984: 134), Broich (1985a: 31–33), Schwarz-Friesel (2006: 64), Hausendorf/Kesselheim (2008) u.a. können diesbezüglich nun grundsätzlich **zwei Arten von Verweisstrukturen**²⁹⁰ unterschieden werden. Hierzu Hausendorf/Kesselheim (2008: 192):

Zitate und Paraphrasen anderer Text(teil)e können in einem Text sprachlich als solche kenntlich gemacht werden. Dafür gibt es eine Reihe von Indikatoren, die vor allem aus der (direkten und indirekten) Redewiedergabe bekannt sind. Der Text-Text-Hinweis tritt dann stark in den Vordergrund [...]. Zitate und Paraphrasen können aber auch auftreten, ohne dass sie als Textwiedergaben sprachlich markiert sind – der Text-Text-Hinweis, der von ihnen ausgeht, ist dann wissensabhängig und tritt stark in den Hintergrund. Hier gibt es fließende Übergänge zum Feld der Anspielungen [...].

Auf der einen Seite stehen demnach Textverweise, die im Phänotext (siehe Fußnote 200) offen zutage treten, und auf der anderen solche, die vom Phänotext nicht explizit gemacht werden, jedoch unter Umständen sekundär erschlossen werden können.²⁹¹ Dort, wo Texte ihre Relation zu Referenztexten direkt auf ihrer Oberfläche indizieren, indem sie die Herkunft von Wissenselementen mit Hilfe von Zitationsverfahren erläutern, lässt sich von **expliziten Verweisstrukturen** sprechen. Mit solchen arbeitet z.B. die folgende Passage aus der ersten Auflage der *German Grammar and Usage* von Hammer (1971: 52):

NOTE: As Duden rightly observes (Gram. 2185), in the dative the adjective preceding the second noun is frequently given the weak ending -en:

Mit einem Stück brüchigen Eisen (W. Raabe) (Duden's example)

Der Text macht deutlich, aus welcher Quelle vorgetragene Informationsbausteine stammen. Verwiesen wird (sogar unter dreifacher Indikation des Referenztextes) auf folgenden Passus der damals aktuellen Auflage der Duden-Grammatik (Duden 1966: 220; Hervorhebungen im Original):

²⁹⁰ Broich (1985a: 31–33) spricht von „Markierung“ und „Markiertheit“, was vor dem theoretischen Hintergrund dieser Arbeit jedoch zu terminologischen Missverständnissen führen könnte.

²⁹¹ Zur im Folgenden entwickelten Argumentation vgl. auch Stark (2016: 182–184).

Häufig wird aber im Dativ das attributive Adjektiv so sehr auf den Artikel (Pronomen) des Bezugswortes oder auf das Pronomen (als Bezugswort) bezogen, daß es schwach dekliniert wird:

mit *der* schönen Baronesse Christine Arne, jüngsten Schwester seines Gutsnachbarn Arne (Fontane) [...] mit *einem* Stück brüchigen Eisen (Raabe)

Gezeigt werden kann anhand der beiden Textstellen, dass verschiedene Einheiten von einem Werk zum anderen weitergereicht werden können: So bedient sich Hammer einerseits eines Beispiels, d.h. einer Variante aus dem Referenztext (*mit einem Stück brüchigen Eisen*), andererseits aber auch der ihr zugeordneten diafrequenten Markierung (*häufig* > *frequently*). Textbezüge können damit sowohl auf objektsprachlicher als auch auf metasprachlicher Ebene etabliert werden (vgl. Stark 2016: 183).

Darüber hinaus wird anhand der einleitenden Bemerkung „as Duden rightly observes“ deutlich, dass die Elemente aus den Quellen nicht einfach ungeprüft in die eigene Argumentation aufgenommen werden (müssen), sondern Filter in Form von Prüfprozessen durchlaufen (können). Das eigene Vorgehen in dieser Angelegenheit legt Hammer im Rahmen seines Vorwortes offen:

Where I have used examples from Duden, I have frequently mentioned the fact, and always where the example is a quotation. I should, however, say that I have never accepted Duden as infallible, have frequently checked his rulings by reference to the layman and sometimes reached different conclusions. (Hammer 1971: v)

Die hier vorgetragenen Gedanken erinnern dabei wohl nicht zufällig an die Überlegungen Gottscheds (Kapitel 3.2.5): Grammatikographie bleibt auch im 20. Jahrhundert die Kunst, das in der Tradition vorgefundene „in gute Verbindung und Ordnung [zu] bringen, ohne jemanden gar zu slavisch zu folgen“ (Gottsched 1749: 4v). Hammers Anmerkung, er habe es häufig (also nicht immer) erwähnt, wenn er sich auf Beispiele aus dem Duden berufe, zeigt zudem, dass es neben den expliziten auch **implizite Verweisstrukturen** in grammatikographischen Werken gibt, die eben keine Quellenangaben tragen, sich also nicht vom übrigen Text abheben und deshalb auch nicht ohne Weiteres identifiziert werden können. Dabei ist es elementar wichtig, zu verstehen, dass der Verzicht auf die minutiöse Darstellung textueller Bezüge, wie eine Vielzahl anderer Fälle belegen (Kapitel 5.1.1.2), aus Sicht der grammatikographischen Texte nicht als problematisch erlebt wird. Die textuelle Explizitheit des Verweises ist somit auch in der Grammatikschreibung zwar hinreichende, aber nicht notwendige Bedingung für Intertextualität (vgl. Broich 1985a: 32).

Textuelle Relationen auf impliziter Ebene lassen sich jedoch nur dann detektieren, wenn Phänotext und potenzielle Referenztexte gewissermaßen nebeneinandergelegt und auf übereinstimmende Inhalte geprüft werden. Man vergleiche exemplarisch folgende Textpassage aus der Grammatik Curmes mit den entsprechenden Textstellen aus der – mehrere Jahrzehnte später veröffentlichten – ersten Duden-Auflage:

Oftentimes, especially in the South, the **welch** is omitted, and some grammarians recommend this form of statement: [...] **Dort standen allerlei Schächtelchen mit guten Hustenbonbons, die ich sonst sehr zu würdigen wußte.** „Nimm Dir,“ sagte sie (Ebner-Eschenbach's *Meine Kinderjahre*). **Jetzt hast du Ohrringe. Wart' einmal, ich hänge mir auch an** (Anna Schieber's *Alle guten Geister*, p. 52). (Curme 1922/1964: 177; Hervorhebungen im Original)

Im Süddeutschen wird das Indefinitpronomen gelegentlich ausgelassen: Dort standen allerlei Schächtelchen mit guten Hustenbonbons ... „Nimm dir [*welche*]“, sagte sie (Ebner-Eschenbach). Jetzt hast du Ohrringe. Wart einmal, ich hänge mir auch [*welche*] an (Anna Schieber). (Duden 1959: 274; Hervorhebungen im Original)

Die Gemeinsamkeiten der beiden Passagen sind nicht zu übersehen: Beide Werke teilen sich sowohl die zur Illustration gewählten Textbeispiele von Ebner-Eschenbach und Schieber als auch die diasystematische Markierung des Phänomens (*in the South, Im Süddeutschen*). Selbst die Reihenfolge, in der die Beispiele präsentiert werden, ist identisch. Unterschiede gibt es bei der diafrequenten Einordnung (*often vs. gelegentlich*). Die Frage aber, ob zwischen zwei Grammatiken tatsächlich eine Beziehung besteht, ist mit solchen Beobachtungen noch nicht beantwortet. Sie ist nicht zuletzt davon abhängig, wie viel Zufälligkeit man der beobachteten Konstellation zubilligen möchte (vgl. Stark 2016: 183–184). Für wie plausibel hält man es, dass die beiden Texte unter allen zur Verfügung stehenden Beispielen aus der Sprachwirklichkeit zufällig die gleiche Auswahl treffen (vgl. Reuschel 2014: 401)? Wie sieht es mit Übereinstimmungen auf diasystematischer Ebene aus? Hierbei ist zu berücksichtigen, dass Konvergenzen in Texten auch a) durch mittelbare Einflüsse entstehen können, etwa wenn die Sprachwirklichkeit zum jeweiligen Thema sehr saliente Strukturen oder sehr prominente Beispieltex te anbietet. Nicht für jedes Phänomen ist das Spektrum der Darstellungsmöglichkeiten gleich groß. Ferner wäre als Ursache für Übereinstimmungen auch denkbar, dass b) zwei Texte mit denselben Quellentexten arbeiten, ohne miteinander in unmittelbarer Beziehung zu stehen. Darauf, dass Curme die Beispielgruppe eventuell selbst aus anderen Grammatiken entnommen haben könnte, könnte zumindest die Aussage „some grammarians recommend this form of statements“ hinweisen. Möglich wäre aber auch, dass c) zwischen beiden Grammatiken noch ein Mittlerwerk steht, über das die jüngere Publikation erst mit den Textbausteinen der älteren Publikation in Berührung kommt, ohne Letztere je direkt konsultiert zu haben.²⁹² Aus impliziter textueller Übereinstimmung kann so nie mit Sicherheit auf eine direkte Verbindung zwischen Werken geschlossen werden, ganz egal, wie nahe sich die Passagen auch stehen mögen. Während explizite Verweisstrukturen Geber- und Nehmertexte genau definieren und sich bei Bedarf sogar quantifizieren lassen, ist es in Bezug auf implizite Verweisstrukturen deshalb grundsätzlich nicht angebracht, von direktionalen und gewichteten Relationen zu sprechen. Angesichts fehlender Fixpunkte behalten indirekte Relationen zwangsweise den Status von Hypothesen und können an Plausibilität nur durch das Aufaddieren von Indizien²⁹³ gewinnen (vgl. Stark 2016: 183).

²⁹² Grundlage dieser Gedanken, die in ähnlicher Form bereits in Stark (2016: 183–184) vorgetragen wurden, bilden Ecos (2006: 127–131) Überlegungen zum Wesen von Einflussbeziehungen, wo die eindringliche Mahnung formuliert wird, sich nicht dazu verleiten zu lassen, „etwas für eine bipolare oder direkte Beeinflussung zu halten, was in Wirklichkeit eine tripolare oder mittelbare Beeinflussung ist“ (Eco 2006: 130).

²⁹³ Sollte etwa in Bezug auf eine einzelne Passage noch keine hinreichend überzeugende Annahme getroffen werden können, wäre nach weiteren Textstellen mit Ähnlichkeiten zu suchen. In den Blick könnte dann z.B. auch folgender Passus aus Curmes Grammatik geraten, der Parallelen zur weiter oben besprochenen Dudenstelle aufweist: „When a descriptive adjective that modifies an appositive noun or is itself an appositive is not preceded by an article and follows a noun or pronoun, it is usually str. except in the gen. and dat. sing. of the fem., where the wk. Form is also found and perhaps more frequently so: [...] **mit der schönen Baronesse Christine**

Was die Aufarbeitung von direkten und indirekten Verweisstrukturen angeht, sind deshalb auch unterschiedliche Herangehensweisen angezeigt: Direkte Verweisstrukturen lassen sich im Grunde über klar definierbare, ggf. trunkierte **Zeichenkettensuchen** nach Autor(inn)en, Reihennamen und Einzeltiteln aufspüren, „hat man doch ein grobes Bild der Strukturen vor Augen, nach denen man sucht (direkte Zitate, indirekte Zitate, sonstige Nennungen von Autoren)“ (Stark 2016: 183). Insofern ähnelt die Ermittlung direkter Verweise methodisch gesehen der Suche nach zuvor bestimmten Varianten und konnte wie diese innerhalb der Untersuchungsumgebung von MAXQDA vorgenommen werden (Kapitel 5.1.1.1). Bei impliziten Strukturen handelt es sich demgegenüber korpusstatistisch betrachtet um kongruente **n-Gramme** (vgl. Lemnitzer/Zinsmeister 2010: 33–35), die in ihrer genauen Gestalt nicht antizipierbar und deshalb auf anders ausgerichtete Suchmechanismen angewiesen sind. Für die vorliegende Untersuchung wurde hierbei auf das Open Source-Programm WCopyfind zurückgegriffen, da sich mit seiner Hilfe flexible Anfragen formulieren lassen, für die auch punktuelle Transformationen zwischen Phänotext und Referenztext keine Probleme darstellen (Kapitel 5.1.1.2). Als Datengrundlage für die Analysen impliziter wie expliziter Verweisstrukturen diene die gleiche Textsammlung wie für die übrigen Untersuchungen der Arbeit²⁹⁴, alle Aussagen beziehen sich damit auf die flexionsmorphologischen Komponenten der jeweiligen Gesamtwerke sowie auf deren Vorworte, Einleitungen, Literaturverzeichnisse und Register.

Arne, jüngsten Schwester seines Gutsnachbarn Arne (Fontane's Unwiederbringlich, chap. i). [...] Occasionally wk. forms occur in the masc. and neut. dat.: [...] **mit einem Stück brüchigen Eisen** (Raabe's A. T., chap. xx)“ (Curme 1922/1964: 134; Hervorhebungen im Original). Zum Verhältnis Duden-Curme vgl. die Teilkapitel 5.1.1.2 und 5.2.4.2.

²⁹⁴ Zu den geltenden Selektionskriterien siehe die einleitenden Bemerkungen in Kapitel 4.2.

5 Auswertung: Vom Großen und vom Kleinen

Im Rahmen der folgenden Analysen soll nun der im Theoriepart eingeschlagene Weg von der Mikro- zur Makroebene in umgekehrter Richtung noch einmal abgeschritten werden. Der konzeptionelle Dreischritt Kodex > Grammatik > Variante wird vor diesem Hintergrund zu drei einander ergänzenden Perspektiven auf die Untersuchungsgegenstände: Kapitel 5.1 wählt als Maßstab das **Gesamtkorpus** und versucht unter diesem Aspekt, zu Varianten und ihren diasystematischen Implikationen vorzudringen. Kapitel 5.2 wiederum konzentriert sich exemplarisch auf die Duden-Grammatik als einschlägigste Publikation des Untersuchungskorpus und versucht unter der Perspektive eines ‚**Einzeltexts**‘ im intertextuellen Kontext, ausgewählte Aspekte der Varianten- und Markierungspraxis kodexgrammatikographisch aufzuarbeiten. Kapitel 5.3 widmet sich abschließend flexionsmorphologischen **Einzelphänomenen**.

An dieser Stelle eine kurze Bemerkung zur chronologischen Struktur des Korpus und damit zwangsläufig auch der Datenerhebungen: Im Zuge der Darstellungen wird an verschiedenen Stellen und unter verschiedenen Vorzeichen von zeitlichen Entwicklungen die Rede sein. Für die Werke, bei denen nicht die komplette Auflagenfolge zur Untersuchung herangezogen wurde, sind alle Daten als **Terminus ad quem** zu interpretieren. Eine detektierte Änderung in der Selektion von Varianten oder der metasprachlichen Markierung kann dabei immer auch schon in den Fassungen der Publikationen aufgetreten sein, die im Korpus nicht repräsentiert sind (vgl. die Übersicht zu Werken und Auflagenfolgen, Kapitel 4.1.3).

5.1 Analysefokus Gesamtkorpus

Auf Basis der bis hierher entwickelten Untersuchungsebenen lassen sich in Hinblick auf das Gesamtkorpus drei Schwerpunkte setzen:

- Untersuchungsebene C: **Kodex** → Kapitel 5.1.1.
- Untersuchungsebene A: **Flexionsmorphologische Varianten** → Kapitel 5.1.2.
- Untersuchungsebene B: **Metasprache** → Kapitel 5.1.3.

Der Frage nach dem Kodexstatus hier den Vorzug zu geben, ist insofern ratsam, als die Ergebnisse der entsprechenden Analysen auch zur Interpretation flexionsmorphologischer und metasprachlicher Kenndaten herangezogen werden können und so eine Art Gerüst zum Verständnis der anderen Punkte bilden.

5.1.1 Ebene C: Kodex

5.1.1.1 Ebene C1: Explizite Verweisstrukturen

Wie zuvor erläutert, sind explizite Verweisstrukturen solche, die direkt auf der Textoberfläche anliegen. Konkret handelt es sich um wörtliche Erwähnungen anderer metasprachlicher Schriften, wobei die Relation zwischen den Texten bisweilen sehr detailliert dargelegt werden kann. So finden sich in Hammer mitunter punktgenaue Angaben dazu, welche metasprachlichen oder objektsprachlichen Inhalte auf die Duden-Grammatik und andere Werke zurückzuführen sind (siehe Kapitel 4.2.4). In anderen Fällen wiederum kann auch unspezifischer auf die Bedeutung eines anderen Textes hingewiesen werden, indem er z.B. in Vorworten angesprochen oder in Literaturverzeichnissen gelistet wird. Verbreitete Topoi sind hierbei die Einordnung des Fremdtexes als (i) allgemeine Argumentationsgrundlage und/oder (ii) die Empfehlung von Fremdtexten für die weitere Lektüre des Grammatiklers:

- (i) Griesbach (1986: 419): „Im Literaturverzeichnis ist eine Auswahl der Werke aufgeführt, die zum Ansatz der vorliegenden Sprachbeschreibung geführt haben, sei es, daß sie dem Bearbeiter dieser Grammatik als richtungweisend erscheinen, oder sei es, daß sie vom Bearbeiter abweichende Theorien vertreten.“
- (ii) Fehringer (2002: 224): „For further details on aspects of German grammar covered in this book and information on more specific grammatical topics not dealt with here I recommend the following: [...]“

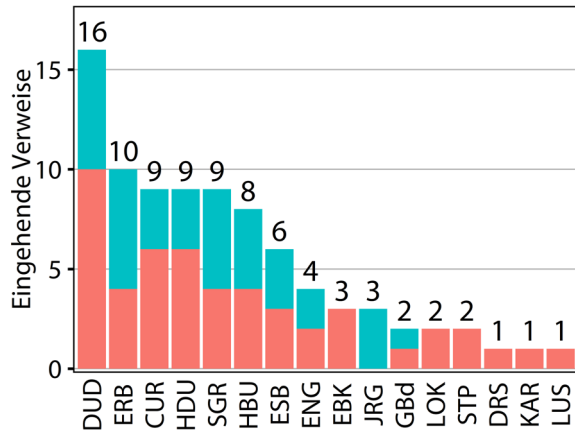
Alle Arten von expliziten Verweisen haben gemein, dass sie Ausdruck von **Prestige** sind: Würden die Autoren nicht annehmen, dass dem Wort der anderen Grammatik zu den eigenen Themen Gewicht zukäme, würden sie diesem vermutlich kaum Platz in ihren Werken einräumen. Einem Werk ‚Gewicht zukommen zu lassen‘, mag in diesem Zusammenhang bisweilen auch durchaus bedeuten, streitbare Meinungen der Vorlagen kritisch aufzugreifen. Indiziert wird in jeglicher Form von Auseinandersetzung jedenfalls die diskursive Relevanz des fremden Textes und damit letztlich auch dessen Position im Inneren des Kodex.

Explizite Verweise von einem Text des Korpus auf einen anderen finden sich in 39% der Auflagenfolgen. Da es sich bei expliziten Verweisen um direktionale Strukturen handelt, lassen sich jeweils Ursprungs- und Zieltexte bzw. ausgehende und eingehende Verweise unterscheiden. Häufigstes Ziel von **eingehenden Verweisen** sind, eventuell wenig überraschend, die verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik: Sie finden immerhin in rund 30% der betrachteten Publikationen²⁹⁵ (16 Auflagenfolgen) Erwähnung (Abbildung 46). Hinter ihnen folgen mit einigem Abstand die Grammatiken von Erben (Verweisziel für zehn Auflagenfolgen), Curme, Hammer/Durrell, Schulz/Griesbach (je neun) und Helbig/

²⁹⁵ Noch einmal sei sicherheitshalber darauf hingewiesen, dass die Daten die Grammatikwerke nicht in ihrem Gesamtumfang abbilden, sondern sich auf die im Korpus digitalisierten Textausschnitte beschränken. Es handelt sich hier also jeweils um Mindestwerte an Verweisen. Zugleich ist, wenn im Folgenden vom Kodex die Rede ist, streng genommen ‚Kodex in Hinblick auf flexionsmorphologische Textbestandteile‘ gemeint.

Buscha (acht).²⁹⁶ In der Gesamtheit werden 16 unterschiedliche Werke des Korpus zum Ziel expliziter Verweisstrukturen. Differenziert man die auf sie verweisenden Publikationen zusätzlich nach Teilkorpus, zeigt sich, dass Duden und Erben in allen sechs anderen deutschsprachigen Texten des Korpus auftauchen und auch der Beitrag von Schulz/Griesbach in fünf deutschsprachigen Auflagenfolgen eine Rolle spielt. Die Duden-Grammatik ist darüber hinaus mit zehn Nennungen auch in den englischsprachigen Texten die präsenteste Publikation. Möchte man anhand der expliziten Verweisstrukturen auf den Kodexstatus einzelner Werke schließen (vgl. Kapitel 3.2.5), spricht demnach einiges dafür, die Duden-Grammatik teilkorpusübergreifend dem Kernkodex zuzurechnen. Zumindest aus Sicht der

Abbildung 46: Eingehende explizite Verweise in den Texten des Untersuchungskorpus. Rot: Verweise aus englischsprachigen Grammatiken; blau: Verweise aus deutschsprachigen Grammatiken. Datengrundlage: 54 Auflagenfolgen.



Quelle: Eigene Darstellung.

deutschsprachigen Texte gehört zum Kernbereich unter diesen Prämissen außerdem auf jeden Fall auch Erbens *Abriss der deutschen Grammatik*. Für beide Teilkorpora gibt es davon abgesehen im Schnittbereich von Kern- und Parakodex eine breite Peripherie an genannten Referenzwerken, zu der mindestens auch die Grammatiken von Curme, Hammer/Durrell, Schulz/Griesbach und Helbig/Buscha gehören (s.u.).

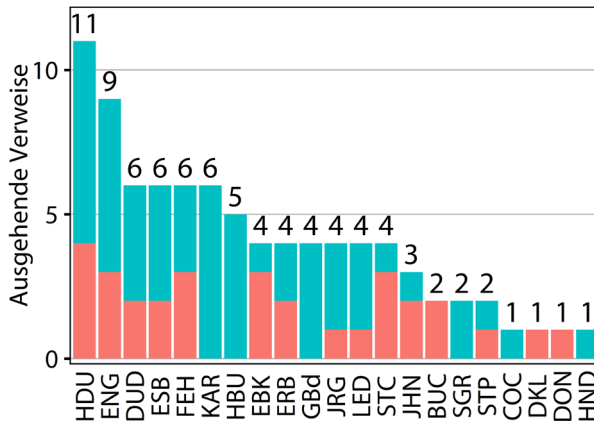
Beachtet werden muss in solchen Zusammenhängen, dass Grammatiken natürlich nur für nachfolgende Texte Ziel von Verweisen sein können und sich gerade die Relevanz der jüngeren Texte in Daten dieser Art womöglich nur ungenügend widerspiegelt. Was sich jedoch abbilden lässt, ist der Umstand, dass (vor allem im deutschsprachigen Korpuspart) die älteren Grammatiken klar zur Diskussionsgrundlage der jüngeren werden, Grammatikschreibung also in den Texten selbst als evolutives, interdependentes Unterfangen konzeptualisiert wird.

Zudem erscheint bemerkenswert, dass sich unter den sechs meisterwähnten Werken mit Hammer/Durrell und Curme gleich zwei englischsprachige Textfolgen finden, die gemeinhin vermutlich nicht unmittelbar genannt werden würden, wenn es darum geht, den deutschen Kernkodex zu definieren. Gleichwohl werden die beiden Publikationen jeweils sowohl von sechs englischsprachigen als auch drei deutschsprachigen Grammatiken erwähnt. Die interessantesten Fälle sind hier mutmaßlich die, in denen englischsprachige und deutschsprachige Werke in Relation zueinander treten: Explizite Verweise auf Curme

²⁹⁶ Die Zahlen dieses Kapitels sind grundsätzlich als Verweis-Types, nicht -Tokens zu verstehen. Um die Grammatiken möglichst gleichwertig zu gewichten, werden alle Verweise eines Werkes auf ein anderes Werk zu einem einzigen Verweis zusammengefasst.

finden sich bei Erben, Engel und Duden; auf Hammer/Durrell verweisen Duden, Eisenberg und Engel. Hier deutet sich bereits eine Verknüpfung an, die im Folgenden noch häufiger zu beobachten sein wird.

Abbildung 47: Ausgehende explizite Verweise in den Texten des Untersuchungskorpus. Rot: Verweise auf englischsprachige Grammatiken; blau: Verweise auf deutschsprachige Grammatiken. Datengrundlage: 54 Auflagenfolgen.



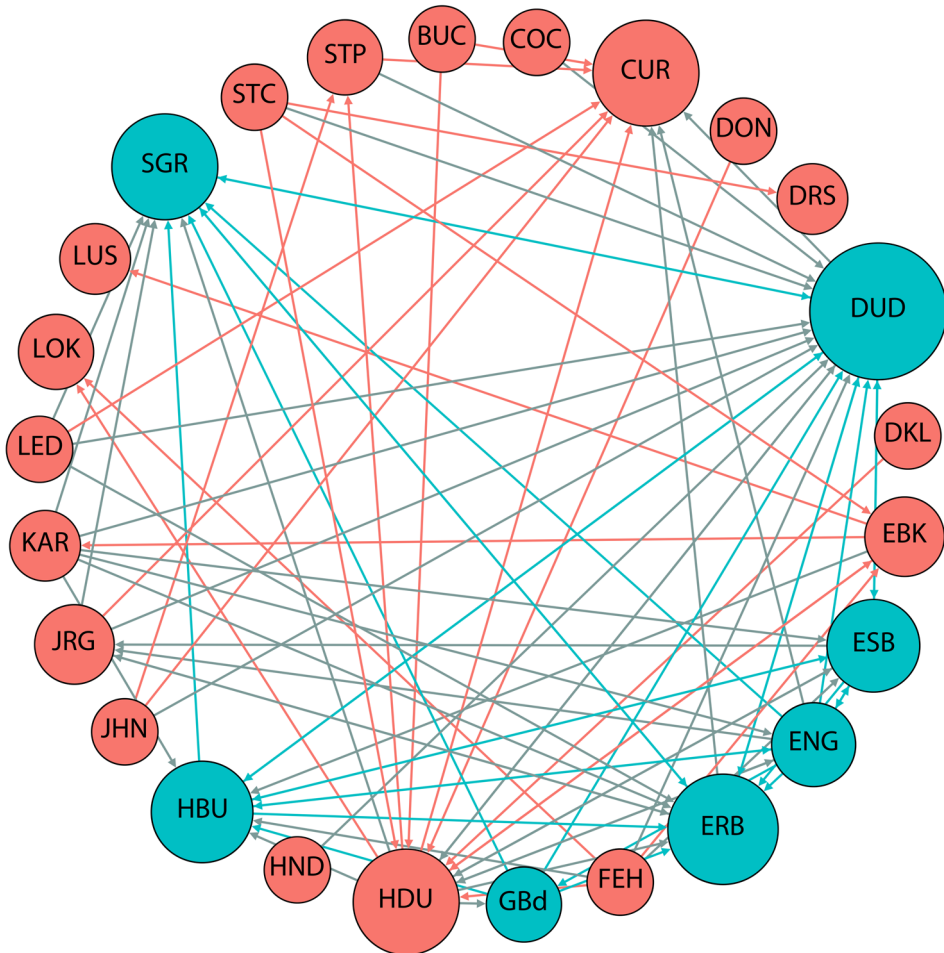
Quelle: Eigene Darstellung.

Generell neigen die sieben deutschsprachigen Auflagenfolgen des Korpus sehr viel stärker zur expliziten Vernetzung als die 47 englischsprachigen: Jedes der betrachteten sieben Werke enthält selbst mindestens zwei (Schulz/Griesbach) bis maximal neun (Erben) **ausgehende explizite Verweise** auf andere Texte des Korpus (Abbildung 47). Durchschnittlich macht dies rund fünf explizite Verweise pro Auflagenreihe im Gegensatz zu nur einem Verweis pro Werk in Bezug auf die Gesamtheit der englischsprachigen Korpus-texte.

Während es also auf Seiten der deutschsprachigen Grammatiken keine Werke gibt, die hinsichtlich expliziter Verweisstrukturen als solitäre Texte gelten können, finden sich unter denen mit englischer Metasprache ganze 29 Auflagenfolgen, die in keiner offengelegten Relation (weder eingehend noch ausgehend) zu weiteren Korpus-texten stehen, darunter, nebenbei bemerkt, 18 Auflagenfolgen, die sich selbst in Einleitungen, Vorworten u.Ä. als Referenzwerke bezeichnen (vgl. Kapitel 4.1.4.1). Dies könnte darauf hinweisen, dass es sich bei Selbstbezeichnungen dieser Art in vielen Fällen tatsächlich um eine diskursive Strategie handelt, Kodexstatus erst herzustellen – denkbar ist aber natürlich auch, dass sich eine zentrale Position der Texte erst in Werken oder Werkteilen manifestieren würde, die im Korpus nicht vertreten sind. Die meisten ausgehenden expliziten Querverweise (Verweise auf elf andere Werke) aller Reihen im Korpus enthalten im Übrigen die Texte von Hammer/Durrell, die hier – wie gesehen – besonders detailliert verfahren. In ihrem Korpus-teil sind sie damit jedoch die Ausnahme. Aus der Schnittmenge von eingehenden und ausgehenden expliziten Verweisen lassen sich darüber hinaus auch die Texte destillieren, die in Hinblick auf das Korpus als Trabantentexte auftreten, also nicht als Referenztexte fungieren, aber selbst auf andere Werke referieren. Hierunter fallen die Publikationen von Buck, Cochran/Conant, Donaldson, Durrell/Kohl/Lotus, Fehring, Hammond, Johnson, Lederer²⁹⁷ und Stocker.

²⁹⁷ In Bezug auf Lederer ist jedoch darauf hinzuweisen, dass es sich hierbei um die englischsprachige Adaption von Schulz/Griesbach handelt (vgl. Kapitel 4.1.3). Lederer partizipiert also in gewisser Weise am intertextuellen Netz der Grammatiken von Schulz/Griesbach.

Abbildung 48: Explizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus. Rote Kreise: englischsprachige Grammatiken; blaue Kreise: deutschsprachige Grammatiken. Nicht aufgeführt sind solitäre Grammatiken. Rote Linien: Verweise zwischen englischsprachigen Grammatiken; blaue Linien: Verweise zwischen deutschsprachigen Grammatiken; graue Linien: Verweise zwischen deutsch- und englischsprachigen Grammatiken. Größe der Kreise proportional zur Zahl der eingehenden expliziten Verweise.



Quelle: Eigene Darstellung.

Auch wenn man die Daten von der Warte der ausgehenden Verweise, d.h. der Phänotexte, aus betrachtet, fällt also ins Auge, dass im Grunde keine eindeutige Trennlinie zwischen englischsprachigen und deutschsprachigen Texten gezogen werden kann. Noch markanter aber tritt dieses komplexe Beziehungsgeflecht an eingehenden und ausgehenden direkten Verweisstrukturen zwischen den einzelnen Korpusteilen hervor, wenn die Daten

in Form einer Netzwerkgraphik visualisiert werden (Abbildung 48).²⁹⁸ Typisch für das Korpus in seiner Gesamtheit sind vielfache Interrelationen nicht nur zwischen englischsprachigen und englischsprachigen (rote Pfeile) oder deutschsprachigen und deutschsprachigen (blau) Grammatiken, sondern gerade auch zwischen den englisch- und deutschsprachigen Grammatiken (grau). Die Verweise formen dabei keine Einbahnstraße, die unidirektional auf die deutschsprachige Grammatiktradition ausgerichtet ist. Vielmehr lässt sich aus den expliziten Verweisstrukturen eine Kodexstruktur ableiten, die zwar mit der Duden-Grammatik ein klares gravitatives Zentrum besitzt, diesem jedoch im Übergangsbereich von Kern- zu Parakodex mindestens fünf weitere Werke aus beiden ‚Grammatikräumen‘ zur Seite stellt (Curme, Erben, Hammer/Durrell, Helbig/Buscha, Schulz/Griesbach).

5.1.1.2 Ebene C2: Implizite Verweisstrukturen

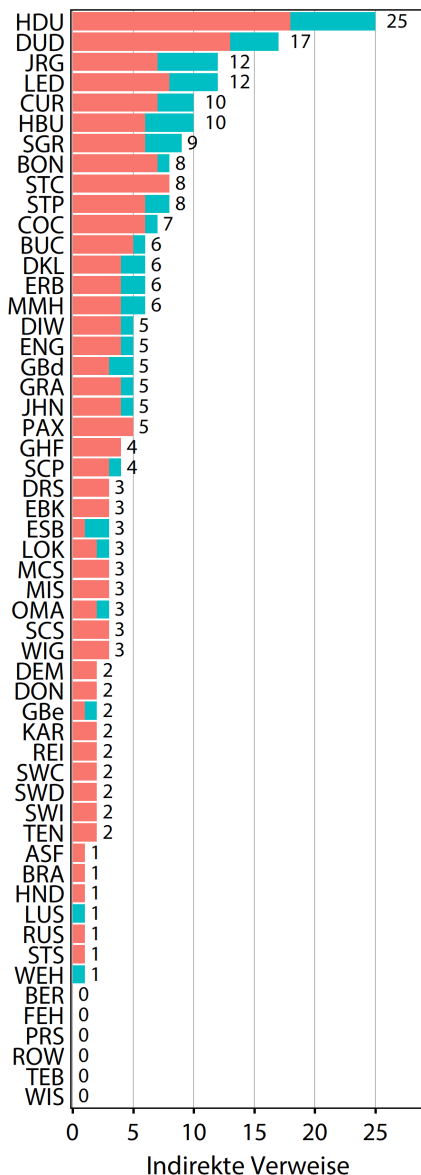
Noch mehr an Kontur gewinnt das Gefüge des Korpus durch einen Blick auf die impliziten Verweisstrukturen der Texte, d.h. auf Parallelen an der Textoberfläche, die nicht ausdrücklich als Bezugnahmen auf andere Publikationen gekennzeichnet sind. Wie erläutert, können textuelle Ähnlichkeiten dabei eine Reihe von Gründen haben und müssen nicht immer auf einen direkten Kontakt der entsprechenden Werke hinweisen. Statt von intertextuellen Verbindungen ist also eher von **intertextueller Verwandtschaft** oder **Nähe** auszugehen. Aus denselben Motiven erscheint es auch gegenstandsadäquater, derartige Relationen generell nicht als gerichtet zu interpretieren (siehe Kapitel 4.2.4). Des Weiteren sollte im Hinterkopf behalten werden, dass es sich bei impliziten Verweisen um Hypothesen handelt und sie somit einen gänzlich anderen und unsichereren Charakter tragen als die (entweder vorliegenden oder nicht vorliegenden) expliziten Verweise. Die damit zusammenhängenden methodischen Probleme beginnen bereits bei der Frage, welche Schwelle man als Untergrenze automatischer, vorstrukturierender Suchprozesse setzen möchte: Wählt man ein zu weites Raster und konzentriert sich beispielsweise auf übereinstimmende Bi-, Tri- oder Tetragramme, erhält man für das Analysekorpus eine Menge an Treffern, die nicht mehr qualitativ aufgearbeitet werden können. Da sich Grammatiken in ihrer Thematik und Struktur prinzipiell sehr nahestehen, ist es jedoch kaum möglich, auf eine qualitative Sichtung der Treffer zu verzichten. So würden vollautomatisierte Textabgleiche schon aufgrund relativ fixer Bausteine, die nahezu alle Grammatiken miteinander teilen (wie z.B. Wortfolgen von Einheitenkategorien: *Nominativ Singular, 1. Person Plural, Präsens Indikativ* usw.), zwar in sehr vielen Fällen eine große Ähnlichkeit zwischen Texten suggerieren, dies hätte jedoch in Bezug auf die Kodexfrage geringe bis keine Aussagekraft. Es ist also unbedingt notwendig, durch Prüfung aller Suchresultate textsortenbedingte Kongruenz – in Genettes (1993: 9–18) Terminologie als **Architextualität** bezeichnet – möglichst von **Intertextualität im engeren Sinne**, d.h. der „effektive[n] Präsenz eines Textes in einem anderen“ (Genette 1993: 10) – zu unterscheiden.

²⁹⁸ In Entsprechung zum Forschungsprojekt HeidelGram (vgl. Busse et al. 2018), das sich mit expliziten Verweisstrukturen in historischen Grammatiken des Englischen auseinandersetzt, wurde hierfür auf die Java-basierte open-source Software Gephi zurückgegriffen (www.gephi.org).

Für diese Trennung konnte wiederum nur mit relativ unscharfen, allgemeinen Kriterien gearbeitet werden, da es schwer war, spezifische Merkmale salienter Textstellen zu entwerfen, die für jede Einzelentscheidung im Kontext verschiedener grammatischer Themenbereiche gleichermaßen gültig sind. Nicht ins Gewicht fallen sollten jedenfalls (a) alle übereinstimmenden metasprachlichen Textstellen, die sich aus etablierten Kombinationen grammatischer Termini zusammensetzen oder sich aus festen grammatikographischen Strukturelementen (Deklinationstabellen, Stammformreihen der Verben u.Ä.) ergeben. Dass z.B. Ashworth-Fiedler und DeMeritt das Satzfragment *the nominative and accusative pronouns* oder die Wortfolge *sehen sieht sah gesehen to see* gemeinsam haben, macht sie nicht zu hypertextuell, sondern nur zu architextuell verwandten Werken. Darüber hinaus wurden (b) auch kurze identische Textbausteine zur basalen Beschreibung grammatischer Grundlagen nicht als indirekte Verweisstrukturen gewertet, da auch hier architextuelle Konvergenzen kaum ausgeschlossen werden können. Demgemäß wurde es deshalb beispielsweise als zufällig (d.h. in gewisser Weise erwartbar) angesehen, wenn sowohl Graves als auch Hepworth et al. ihre Abschnitte zum Imperativ mit der Wortfolge *The imperative is used to express requests* beginnen lassen. In Bezug auf die von den Texten genannten objektsprachlichen Beispiele, die mitunter besonders klare Indikatoren textueller Nähe darstellen, war außerdem vor allem handlungsleitend, (c) wie komplex die aufgerufenen Beispiele sind und (d) ob sie Wörter oder Kollokationen enthalten, die in ihrer allgemeinen Auftretenswahrscheinlichkeit als sehr selten einzuschätzen sind. So wurde etwa keine indirekte Verweisbeziehung bezüglich des Umstands unterstellt, dass Dreyer/Schmitt, Lederer, Russ und Stocker zur Erläuterung reflexiver Verben das Beispiel *Er wäscht sich die Hände* heranziehen. Gleiches gilt für die Beobachtung, dass Dippmann/Watzinger-Tharp und Griesbach (1990) u.a. zur Einführung von Deklination und Genera auf die hochfrequenten Simplizia *Mann, Frau* und *Kind* zurückgreifen. Anders, d.h. als textuelle Verwandtschaft, wurde hingegen interpretiert, dass Helbig/Buscha und Hepworth et al. zur Illustration trennbarer Verben beide die Beispiele *Der Gärtner gräbt den Dung unter* und *Er untergräbt seine Gesundheit* wählen. Die Passagen erscheinen zu spezifisch und vor dem Hintergrund dessen, wie andere Texte das Thema behandeln, zu charakteristisch, um von bloßem Zufall auszugehen. Hierbei gilt es auch einzuschätzen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit zufälliger Kookkurrenz der Einzelbestandteile (*Gärtner, Dung, untergraben* und *er, Gesundheit, untergraben*) in den jeweiligen grammatischen Kategorien (Tempus, Modus, Diathese) ist.

Insgesamt wurde versucht, eher strikt zu verfahren und von indirekten Verweisen nur dort auszugehen, wo Indizien möglichst eindeutig sind. Die genaue Auslegung übereinstimmender Textpassagen ist dabei aber letztendlich immer eine Frage subjektiver Interpretation und der eigenen Vorstellungen davon, wie viel Freiheit in verschiedenen Teilgebieten der grammatischen Beschreibung herrschen kann, weshalb auch mit den folgenden Ausführungen unbedingt vorsichtiger umgegangen werden muss als mit den vorigen Beobachtungen auf Grundlage expliziter Verweise.

Abbildung 49: Implizite Verweisstrukturen in den Texten des Untersuchungskorpus. Rot: Verwandtschaft zu englischsprachigen Grammatiken; blau: Verwandtschaft zu deutschsprachigen Grammatiken. Datengrundlage: 54 Auflagenfolgen.



Quelle: Eigene Darstellung.

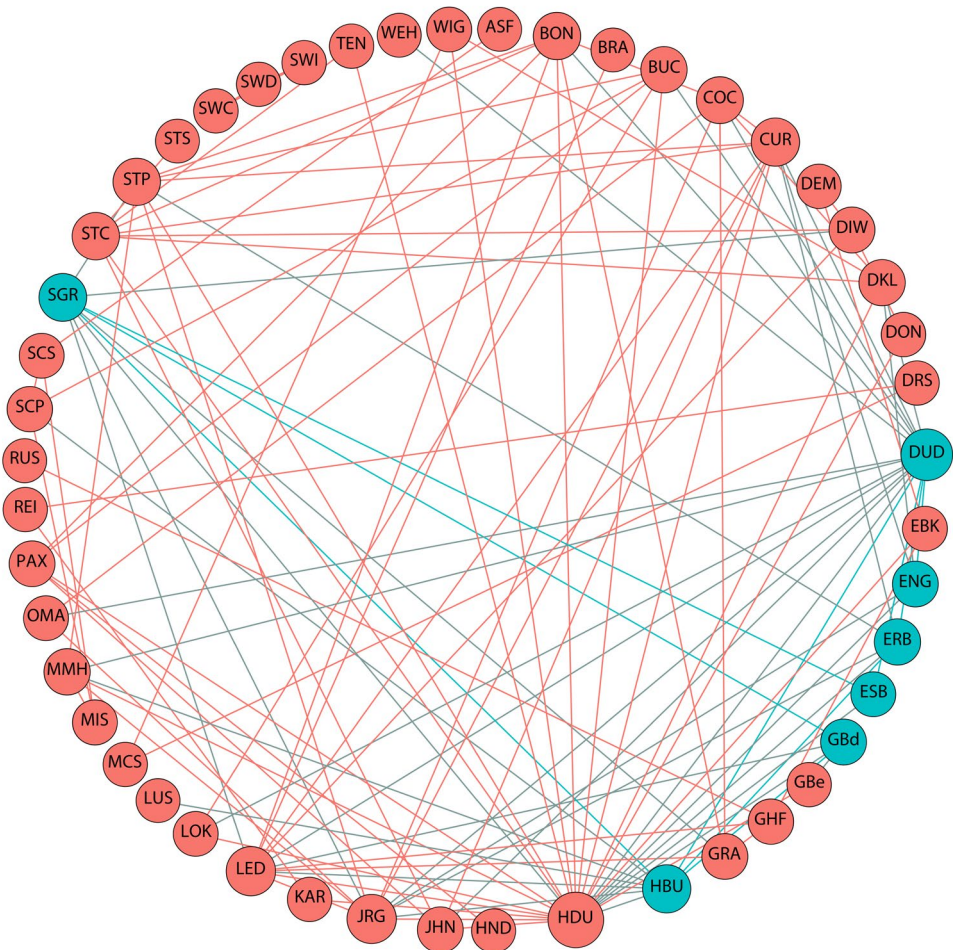
Auf Basis einiger Testläufe fiel die Entscheidung letztlich darauf, im Textmaterial des Korpus nach **Pentagrammen**²⁹⁹ zu suchen und die Suchresultate im Anschluss unter den gerade geschilderten Bedingungen zu prüfen. Da Grammatiken Elemente in ihre eigenen Argumentationslinien integrieren und damit gegebenenfalls auch syntaktisch transformieren müssen, schien es zudem ratsam, innerhalb der einzelnen Bestandteile der N-Gramme Modifikationen zu erlauben. Hierbei wurde relativ kulant verfahren und zwischen jedem Treffer-element bis zu fünf Nicht-Treffer-Elemente zugelassen, wobei die Mindestzahl an Übereinstimmung innerhalb einer Phrase aber bei mindestens 80% liegen sollte. Dies bedeutet, dass die N-Gramm-Suche relativ robust gegen größere Einschübe war, wenn die parallelen Textbausteine im Gegenzug einen entsprechend größeren Umfang aufwiesen.

Auch ohne dass Bi-, Tri- und Tetragramme in die Suche einbezogen werden, zeigen die (anhand obiger Kriterien gegengeprüften) Multi-gramme, dass dem Korpus vermutlich ein sehr viel dichteres Beziehungsnetz zugrunde liegen dürfte, als explizite Bezüge auf der Textoberfläche verraten. So sind es in Hinblick auf latente Verweisstrukturen 48 Auflagenfolgen (und damit rund 89% aller untersuchten Reihen) des Korpus, die Elemente mit anderen Texten des Korpus teilen, ohne diese als Material aus fremder Quelle zu markieren (Abbildung 49). Dass explizite und implizite Verweise keine voneinander völlig unabhängigen Eigenschaften der Texte abbilden, zeigen ähnliche Positionen der Auflagenfolgen in den Rankings: Wie bereits bei den ausgehenden expliziten Verweisen sticht unter allen Werken besonders das Werk *Hammer's German Grammar and Usage* hervor, das in Relation zu 25 Textreihen (darunter im Übrigen alle deutschsprachigen Auflagenfolgen des Korpus) gebracht werden kann. Eine

²⁹⁹ Da Pentagramme Minimal Kriterium zur Identifikation der Textstellen waren, finden sich unter den Treffern entsprechend auch alle längeren Multigramme.

verhältnismäßig hohe Zahl von Verbindungen (17) erreichen auch die Duden-Grammatiken. Curme, Helbig/Buscha (je zehn verwandte Publikationen) und Schulz/Griesbach (neun), die zuvor mit Duden, Erben und Hammer/Durrell schon die meisten eingehenden direkten Verweise angeboten haben, finden sich auch hier unter den am besten vernetzten Auflagenfolgen. Als viel stärker eingebunden erweisen aus Sicht der indirekten Verweise Jørgensen und Lederer, während die pointierte Stellung von Erbens Grammatik sich im Vergleich zu den Analysen direkter Verweisstrukturen nicht in gleichem Maße bestätigt.

Abbildung 50: Implizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus. Rote Kreise: englischsprachige Grammatiken; blaue Kreise: deutschsprachige Grammatiken. Nicht aufgeführt sind solitäre Grammatiken. Rote Linien: Relationen zwischen englischsprachigen Grammatiken; blaue Linien: Relationen zwischen deutschsprachigen Grammatiken; graue Linien: Relationen zwischen deutsch- und englischsprachigen Grammatiken. Größe der Kreise proportional zur Zahl der Verbindungen.

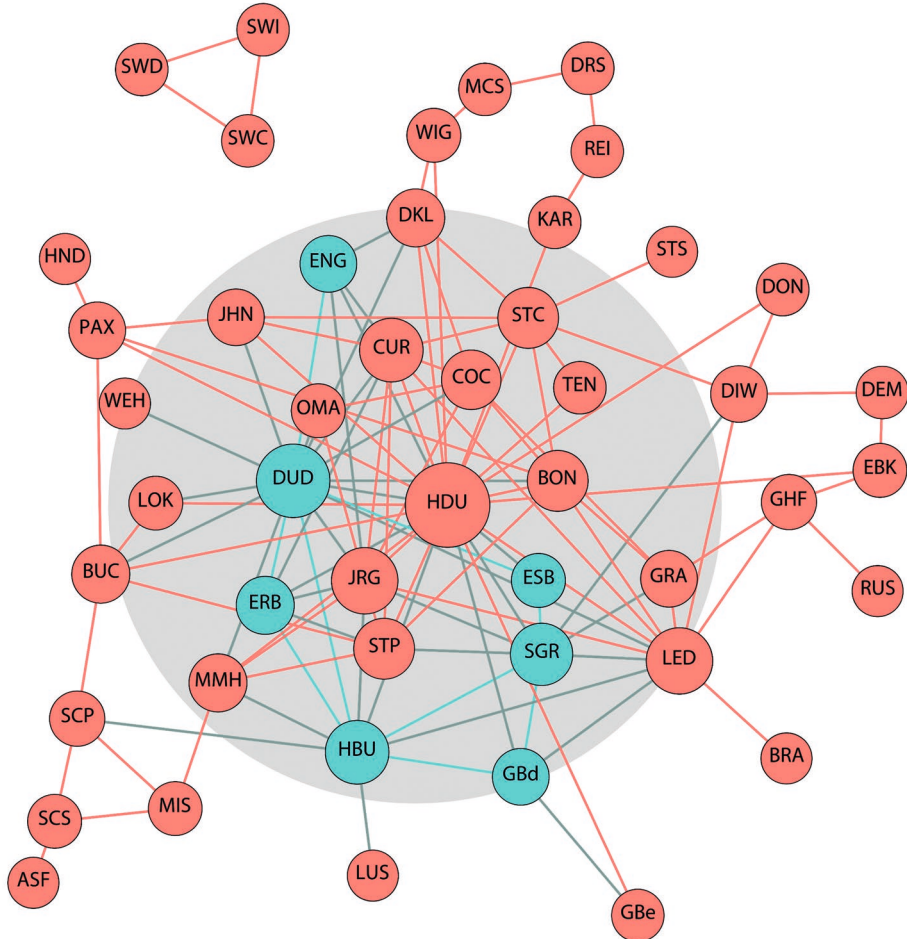


Quelle: Eigene Darstellung.

Auch bei den indirekten Verweisstrukturen spielen Verbindungen zwischen deutschsprachigen und englischsprachigen Werken eine große Rolle. Was sich zusätzlich klarer abzeichnet, sind jedoch vor allem eine Vielzahl von Nähebeziehungen *innerhalb* des englischsprachigen Korpus, das sich in der Breite nun als weit weniger fragmentiert und isoliert präsentiert (siehe Abbildung 50). Konzentriert man sich allein auf das Netz der indirekten Verweise, stellt sich das Phänomen der solitären Grammatik, die abseits aller anderen Schriften steht, als absolute Ausnahme dar, was insgesamt schon eher dem Bild der Diskursgemeinschaft der Grammatiker(innen) (Watts 1999, vgl. Kapitel 3.2.5) entspricht, das die Texte selbst in ihren Vorworten häufig malen.

Da sich Ursprung und Ziel für indirekte Verweise nicht eindeutig definieren lassen, ist einer darauf aufbauenden Unterscheidung von Kernkodex, Parakodex und Trabantentexten grundsätzlich mit großer Vorsicht zu begegnen. Gleichwohl lassen sich auf dieser Grundlage aber zumindest Rückschlüsse auf mögliche Subsysteme und Schwerpunkte innerhalb des Grammatiknetzes (und damit schlussendlich indirekt auch wieder auf Fixpunkte des Kodex) ziehen. Transformiert man die Daten in ein gewichtetes Netzwerk, wobei Verknüpfungen zwischen Texten in Anziehung und Nicht-Verknüpfung in Abstoßung übersetzt wird (Abbildung 51), zeigt sich, dass das Korpus neben einem sehr dicht gepackten Zentrum (hellblauer Kreis) auf Seiten der englischsprachigen Grammatiken mehrere Schleifen aus schwächer angebundenen Texten aufweist, in denen Einzelwerke jeweils zwar mit anderen Einzelwerken, aber eben nur mittelbar mit dem Zentrum in Verbindung zu stehen scheinen. Dies wiederum relativiert die These, im Korpus könnten Texte völlig unabhängig von ihrer gewählten Beschreibungssprache miteinander agieren und richteten sich zwangsweise an einigen wenigen textuellen Hauptquellen aus. Vielmehr deutet sich an, dass sich um das diskursive Zentrum herum noch weitere Textsysteme anlagern, die ihre eigenen Abhängigkeiten etablieren und damit rudimentäre Ansätze von ‚Subkodizes‘ mit sehr begrenzter Strahlkraft ausbilden. Auf der anderen Seite ist aber mindestens genauso bemerkenswert, dass (mit Ausnahme der sechs solitären Reihen sowie der drei Übungsgrammatiken von Swick, die eine in sich verschränkte Struktur ausbilden) alle Texte des Korpus über Mittlertexte miteinander verwandt zu sein scheinen, man insgesamt also vereinfachend durchaus von einer einzigen, **überdachenden Makrostruktur** ausgehen kann, in der sich die noch zu beschreibenden, metasprachlichen Prozesse des ‚grammatikographischen Kodex der deutschen Sprache‘ vollziehen.

Abbildung 51: Implizite Verweise zwischen Auflagenfolgen des Korpus. Rote Kreise: englischsprachige Grammatiken; blaue Kreise: deutschsprachige Grammatiken. Nicht aufgeführt sind solitäre Grammatiken. Rote Linien: Verweise zwischen englischsprachigen Grammatiken; blaue Linien: Verweise zwischen deutschsprachigen Grammatiken; graue Linien: Verweise zwischen deutsch- und englischsprachigen Grammatiken. Größe der Kreise proportional zur Zahl der Verbindungen.



Quelle: Eigene Darstellung.

5.1.1.3 Zwischenfazit

Detektierte explizite und implizite Verweisstrukturen lassen somit auf ein dichtes Netz von gegenseitigen Bezügen innerhalb der untersuchten Grammatiken schließen. Solitäre Texte, d.h. solche, die keine Kontaktphänomene zu anderen Texten aufweisen, sind die Ausnahme. Im Zentrum des Textgeflechts und damit mutmaßlich auch im Brennpunkt des

Kodex stehen Publikationen wie die Duden-Grammatiken und die Grammatik von Hammer/Durrell, größeren Einfluss auf andere Werke scheinen darüber hinaus auch die Texte von Curme, Erben, Helbig/Buscha, Jørgensen, Schulz/Griesbach und Lederer zu besitzen. Eine klare Teilung grammatikographischer Traditionslinien in einen deutschsprachigen und einen englischsprachigen Part des Diskurses ist indes nicht zu erkennen, im Gegenteil: Implizite und explizite Einflüsse einschlägiger Publikationen aus beiden Feldern lassen sich in beiden Teilkorpora nachweisen, insgesamt handelt es sich um einen gemeinsamen, beide Textgruppen gleichsam involvierenden Verhandlungsraum.

Dabei kommunizieren die Texte ihre enge Verbindung zur überdachenden Tradition im Übrigen teilweise sehr offen und legen damit textuelle Verhaltensmuster an den Tag, die die deutsche Grammatikographie seit ihren Anfängen prägen (vgl. Kapitel 3.2.5):

The author desires to add to the list of scholars mentioned in the preface of the first edition as the sources of much valuable material the following names which will suggest at least in part his increased indebtedness: Jespersen, Bremer, Wundt [...]. (Curme 1922/1964: x)

No instructional work published during the last fifty years in England could avoid—and none has avoided—being deeply indebted to the scholarly compendium of O. Curme [...]. (Stopp 1960: iii)

No one writing a book on German grammar at this point of time starts from scratch or can avoid indebtedness to earlier works in the field. My own great and principal debt is to the Dudenverlag in Mannheim and to the grey volumes of 'Der große Duden'. (Hammer 1971: v)

Resultate sind Ketten der „indebtedness“ – Banhold (2015: 101) spricht in Anlehnung an die Schulgrammatik von Ammon/Gerhards von „Pflicht der Dankbarkeit“ –, die sich in den weiter oben vorgestellten expliziten Bezügen abbilden. Grammatikschreibung ist demzufolge Kompilations-, d.h. auch Kombinationsarbeit, angesichts derer Engel (1988: 14) beinahe resigniert feststellen muss: „Natürlich war mehr an Forschungsliteratur zu lesen, als hier verwertet werden konnte. Wer eine Grammatik schreibt, sollte viel gelesen haben. Alles schafft keiner mehr.“

Explizite Verweise auf der Textoberfläche reflektieren dabei aber nur den kleineren Teil der Textrelationen, ein Großteil der intertextuellen Konvergenzen ist bezüglich ihrer Provenienz aus anderen Quellen nicht gekennzeichnet und wird deshalb erst in der Gegenüberstellung mehrerer Grammatiken sichtbar. Die vorangehenden Analysen sind diesbezüglich sicherlich nicht erschöpfend, sondern als erster vager Versuch zu verstehen, eine mögliche Analyseverfahren zu entwerfen, mit deren Hilfe man sich dem vielschichtigen Phänomen latenter textueller Referenzen in Grammatiken annähern kann. Hierbei kann festgehalten werden: Dass Textfragmente (allen voran objektsprachliche Beispiele, vgl. dazu auch Kapitel 5.2.3) ohne den Verweis auf zugehörige Referenztexte von einem Textkörper an den anderen weitergegeben werden, ist angesichts der breiten Datenlage alles andere als ein Randphänomen, man könnte vielmehr von einem Charakteristikum der Textsorte Grammatik sprechen. Grammatiken operieren in vielen Fällen auf einem Fundament von

im Kollektiv geteilten Sprachphänomenen, auf dem sie ihre eigenen Strukturversuche und Neuansätze aufbauen.

Dass ein zu starkes Festhalten an konventionalisierten Formenbeständen auch als Ansatzpunkt für Kritik genutzt werden kann, zeigen jedoch die Grammatiken von Stopp und Lockwood, die gerade in der Revision des traditionellen Beispielinventars die Legitimation ihrer eigenen Arbeit sehen:

No author of such a work can fail to have learnt much from his predecessors, and this debt is here gratefully acknowledged. But the prime source of the illustrative material given here has been a very large collection of observations of actual practice from about 1890 to the present moment. (Stopp 1960: iv)

A book of this kind admittedly owes much to the labours of predecessors in various fields. But, as I trust will be evident, my indebtedness to these is of a more general nature, not calling for individual mention. The present guide is rather the outcome of personal observation of the language and practical occupation with it. (Lockwood 1987: v)

Die Frage nach Herkunft und Merkmalen des „illustrative material“ ist demnach eine, die sich direkt aus der intertextuellen Vernetzung der Grammatiktexte ergibt. In Bezug auf flexionsmorphologische Varianten, Zweifelsfälle und Varianzfälle wird das nachfolgende Kapitel 5.1.2 diese Gedanken somit unmittelbar aufgreifen.

5.1.2 Ebene A: Flexionsmorphologische Variation

5.1.2.1 Überblicksanalysen I: Variantenrepertoire

Zur Betrachtung flexionsmorphologischer Variation stehen, wie in Kapitel 4.2.1 geschildert, verschiedene Quantifikationsverfahren unterschiedlicher Granularität zur Verfügung, die sich als varianten-, zweifelsfall-, varianzfall-, lexem- und domänenzentriert beschreiben lassen. Dabei handelt es sich um Herangehensweisen mit Stärken und Schwächen, die jeweils spezifische Aspekte der Datengrundlagen akzentuieren und andere zugleich verdecken, so dass es sich für eine Gesamtschau anbietet, je nach Erkenntnisinteresse zwischen den einzelnen Darstellungen zu wechseln, um ein möglichst umfangreiches Bild des Korpus zu erhalten. Einen möglichen Einstiegspunkt stellen die kleinsten genutzten Analyseeinheit, also sprachliche **Varianten**, dar. Registriert wurden hierfür, wie in Kapitel 4.2.2 erläutert, flexionsmorphologische Phänomene, die in mindestens einem Korpustext als Elemente gleicher grammatischer und deskriptiver Bedeutung behandelt werden.³⁰⁰ Dieses Vorgehen schließt ein, dass Grammatiken durchaus auch nur eine Variante von mehreren möglichen besprechen können – Variantenstatus wird demzufolge nicht vor dem Hintergrund des Einzeltextes konstatiert, sondern in Hinblick auf das Gesamtkorpus.³⁰¹

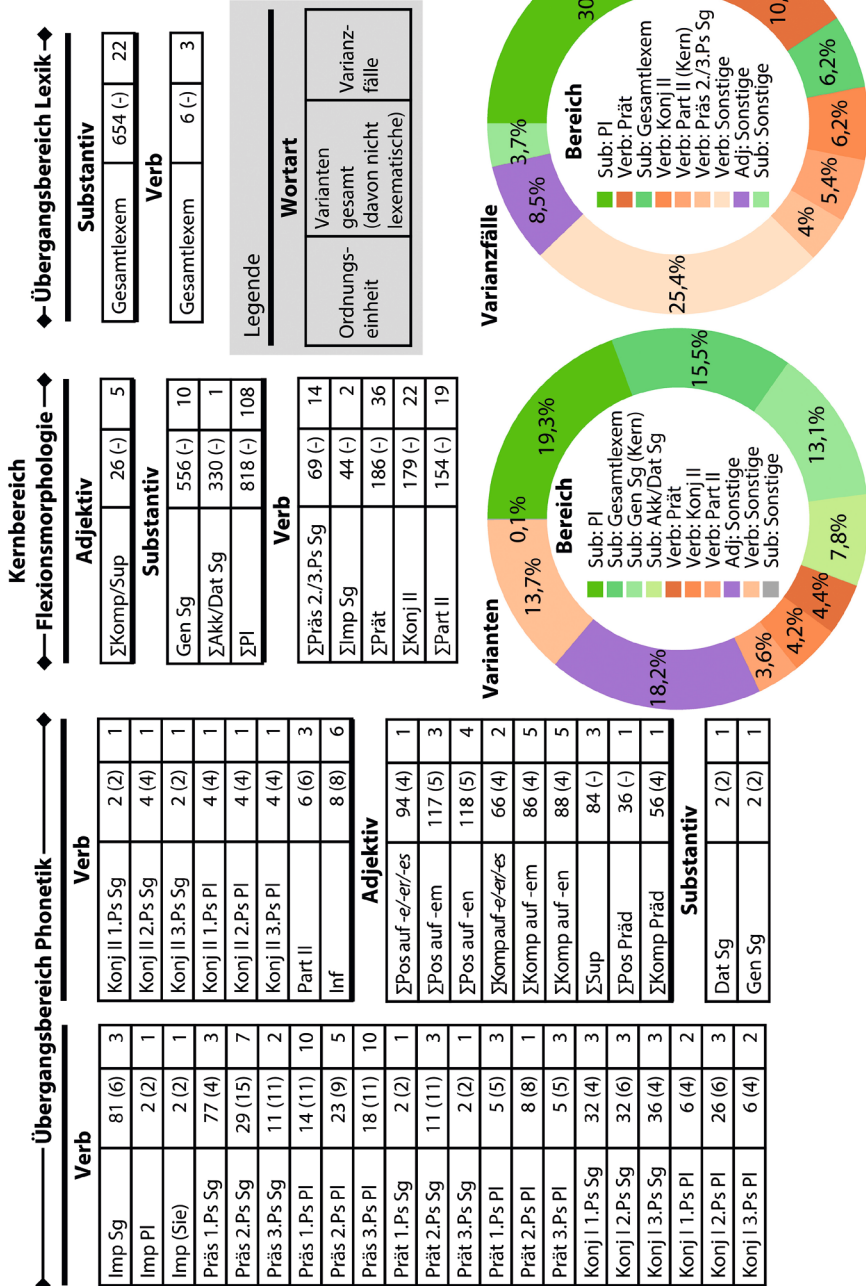
Trägt man unter diesen Prämissen alle flexionsmorphologischen Varianten intentionaler Thematisierungsart sowie solche, die in den Registern und Übungsteilen vorkommen, zusammen, fällt als Erstes die schiere Fülle der von den Texten bearbeiteten Flexionsprobleme auf (Abbildung 52). Insgesamt lässt sich aus dem Korpus ein Inventar von 4233 verschiedenen Varianten ableiten, wobei die verschiedenen flexionsmorphologischen Themenfelder bzw. Paradigmenpositionen sehr unterschiedlich ins Gewicht fallen: So lassen sich allein 818 Varianten auf Probleme der Pluralbildung bei Substantiven beziehen, was in Bezug auf die Gesamtvarianten bereits einem Anteil von 19,3% entspricht. Sehr hohe Zahlen erreichen außerdem Varianten, die sich mit Alternanzen substantivischer Gesamtlexeme (Genusvarianz, Varianz der Grundform) auseinandersetzen (654; 15,4%) neben Varianten aus dem Bereich der substantivischen Kasusflexion im Singular (Genitiv: 556; 13,1% – Akkusativ/Dativ: 330; 7,8%). Unter den nicht-substantivischen Problemfeldern weisen Fragen der Präterital-, Konjunktiv II- und Partizip II-Bildung die höchsten Varianzenzahlen (jeweils etwa 4%) auf.³⁰² Alles in allem machen die substantivischen Varianten 55,8% des Variantenfundus aus, verbale kommen auf einen Anteil von 25,9% und adjektivische bilden mit 18,2% die kleinste Gruppe innerhalb der Untersuchung.

³⁰⁰ Sozio-expressive Bedeutung, die sich an Komplexe dieser Art anlagert, wird im Zusammenhang mit Markierungen verhandelt (Kapitel 5.1.3).

³⁰¹ Man beachte als Einschränkung aber Fußnote 283.

³⁰² In diesem Kontext ist jedoch unbedingt daran zu erinnern, dass im Übergangsfeld zur Phonetik viele Metavarianten gebildet wurden, die gewissermaßen stellvertretend für eine unbestimmte Menge von Lexemen stehen. Nicht alle Varianten bewegen sich somit auf dem gleichen Abstraktionsniveau.

Abbildung 52: Übersicht detektierter Varianten und Varianzfälle.



Quelle: Eigene Darstellung.

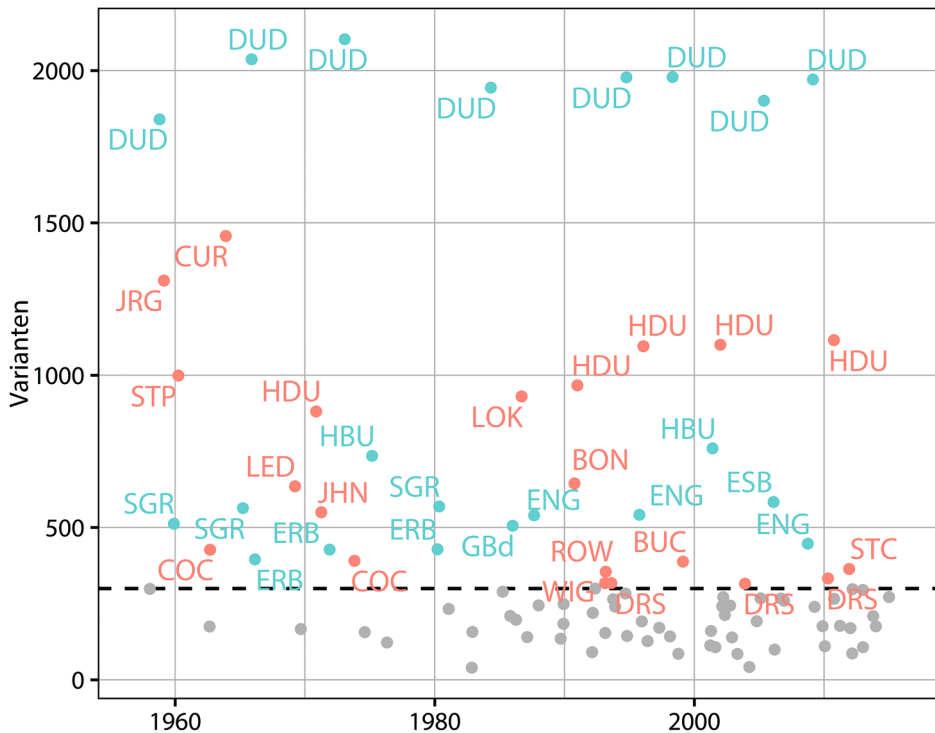
Dennoch sollte aus diesen Daten nicht ohne Weiteres auf eine größere Relevanz substantivischer Flexionsprobleme für die Texte geschlossen werden. Besonders aufschlussreich ist dabei der Abgleich mit den zugehörigen **Varianzfällen**. Im Prinzip handelt es sich hier um Abstraktionen aus Varianten, wobei strukturgleiche Variantenpärchen zu einem übergreifenden Varianzfall zusammengefasst werden (vgl. Kapitel 3.1.2.4). Nicht jeder Varianzfall, der kombinatorisch aus Varianten gebildet werden könnte, wird diesbezüglich von den Texten auch aufgerufen, in der Übersicht verzeichnet sind deshalb nur die 354 Varianzfälle, die sich tatsächlich in den Grammatiken wiederfinden. Vor allem in Bezug auf substantivische Variation in Genitiv-, Akkusativ-, und Dativflexion sowie in der Grundformbildung stehen sehr große Variantenzahlen einer geringen Zahl von Varianzfällen gegenüber (Verhältnisse: Genitiv: 556:10; Akkusativ/Dativ: 330:1(!); substantivische Grundform: 654:22), was konkret bedeutet, dass die Varianten sich dort hauptsächlich aus einer großen Bandbreite an strukturverwandten Lexemen ergeben, die zur Erläuterung derselben variationslinguistischen Grundmuster herangezogen werden.

Als besonders reichhaltig an Strukturen stellt sich auch aus Sicht der Varianzfälle der Bereich der substantivischen Pluralbildung dar (108 Varianzfälle), auf Platz zwei folgt unter dieser Perspektive jedoch bereits die Präteritalflexion des Verbs (36 Varianzfälle) als erstes einer Reihe von weiteren verbalen Themenfeldern aus dem Kernbereich der Untersuchung (Bildung des Konjunktiv II, des Partizip II, der 2./3: Person Präsens), die Varianzfallzahlen mittlerer Höhe aufweisen. Insgesamt kehrt sich das Verhältnis zwischen substantivischen und verbalen Varianzfällen im Vergleich zur Variantenperspektive sogar um und einer Mehrheit von verbalen Varianzfällen (Gesamtanteil 51,2%) steht eine Minderheit von substantivischen Varianzfällen (40,4%) gegenüber, wobei drei Viertel aller substantivischen Varianzfälle nur auf die Rubrik der Pluralbildung entfallen. Was hier wiederum eine Rolle spielt und die Ergebnisse stark beeinträchtigt, ist der Umstand, dass im Übergangsbereich zur Phonetik jeder Position im verbalen Paradigma eigene Varianzfälle zugerechnet wurden, was angesichts des großen Angebots möglicher verbaler Flexionsformen eine Unwucht in den Daten erzeugt. Dieses Problem ist jedoch auch anderen Untersuchungen, die sich auf Varianzfälle berufen, inhärent (siehe Banhold 2015). Hinsichtlich der Relation substantivischer und verbaler Variationsaspekte ist somit zu konstatieren, was auch Hennig (2017: 33) im Zusammenhang ihrer Untersuchung von Dudenband 9 bemerkt: Lexematisch orientierte Herangehensweisen (im Falle der vorliegenden Arbeit betrifft dies die Ebenen der Varianten und Zweifelsfälle) neigen dazu, die Präsenz substantivischer Problemfelder zu verstärken. Subsumierung von Lexemen zu abstrakteren Einheiten wie Varianzfällen kann dem zwar entgegenwirken, führt jedoch ihrerseits zur Akzentuierung anderer variationslinguistischer Sphären (insbesondere der Syn- und Apokopierungsprozesse des Verbs). Wie zuvor angedeutet, besitzen demnach alle für die Untersuchung entworfenen Zählverfahren problematische Aspekte und die ‚Wahrheit‘ liegt entsprechend zwischen den einzelnen Analyseresultaten.

5.1.2.2 Überblicksanalysen II: Auswahlverhalten der Einzeltexte

Mit diesen Gedanken im Hinterkopf kann nun der Schritt vom Gesamtfundus der Phänomene hin zum Auswahlverhalten von Einzeltexten vollzogen werden. Zuerst soll es auch hier um **Varianten** gehen: Der Umfang, in dem die Grammatiken aus dem Variantenrepertoire schöpfen, ist dabei sehr unterschiedlich (Abbildungen 53 und 54).

Abbildung 53: Anzahl der thematisierten flexionsmorphologischen Varianten in den Einzeltexten des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken; graue Punkte: Werke mit weniger als 300 thematisierten Varianten (siehe Abbildung 54).



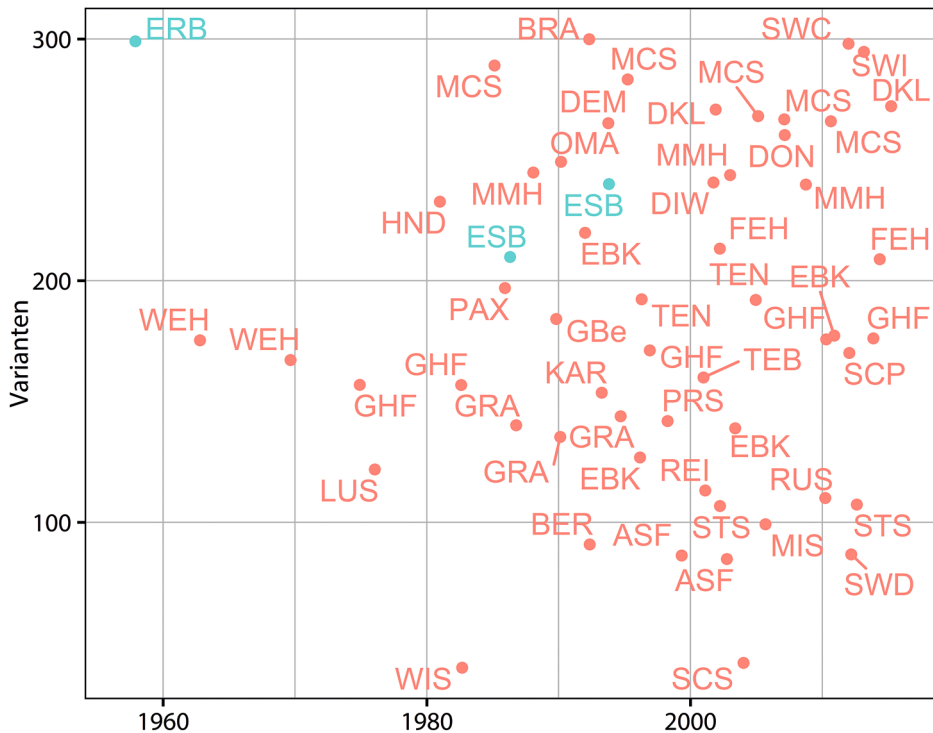
Quelle: Eigene Darstellung.

Während etwa die Duden-Grammatiken jeweils rund 2000 Elemente aus der Variantenmenge in ihre Argumentationen integrieren (gezählt werden Types von Nennungen, nicht Tokens), thematisiert der Text von Willshaw als variantenärmste Publikation nur 40 flexionsmorphologische Varianten. Die detektierten Maximal- (Duden 1973: 2103 Varianten) und Minimalwerte unterscheiden sich somit um das Fünzigfache.³⁰³ In diesem

³⁰³ Die Berücksichtigung akzidenteller Nennungen von Varianten, d.h. von Varianten, die außerhalb der zugehörigen grammatischen Erläuterungen gewissermaßen zufällig auftauchen, würde hier im Übrigen zu keinen gravierenden Änderungen in den Verhältnissen führen. Im Mittel würde sich die Variantenzahl der Einzeltexte um 9,6% bzw. 29,7 Varianten erhöhen, wobei es in die Irre führen würde, akzidentielles Auftreten von Elementen mit der expliziten metasprachlichen Verhandlung von Flexionsalternativen in einen Topf zu

Zusammenhang ist außerdem zu bedenken, dass Curmes Grammatik deutlich an der Spitze der Darstellungen stünde, wenn man ihr ein Vorschlagsrecht für flexionsmorphologische Varianten einräumen würde (vgl. Kapitel 4.2.2). Ist man angesichts der Ergebnisse geneigt, Duden hinsichtlich der quantitativen Aufarbeitung von Varianten eine Art Ausnahmecharakter zuzuschreiben, würde Ähnliches auf jeden Fall auch für Curme gelten³⁰⁴.

Abbildung 54: Anzahl der thematisierten Varianten in den Einzeltexten des Korpus (Einzeltexte mit weniger als 300 thematisierten Varianten).



Quelle: Eigene Darstellung.

Im Mittel beschäftigen sich die Werke des Korpus mit 488 Varianten, der stark darunter liegende Medianwert (271 Varianten in Durrell et al. 2002) spiegelt rechnerisch den Umstand, dass einem gedrängteren Feld mit Texten, die verhältnismäßig wenige Varianten behandeln, ein weitaus dünner besetzter Bereich von Grammatiken gegenübersteht, die demgegenüber sehr hohe Werte erreichen. Hierin zeichnet sich eine quantitative Staffelung des Korpus ab, die sogleich im Kontext von Zweifelsfällen noch detaillierter diskutiert werden wird.

werfen. Relevanz erhalten akzidentiell thematisierte Varianten eher, wenn es um konkrete Widersprüche zwischen metasprachlichen Bewertungen und dem ‚unabsichtlichen‘ Gebrauch bestimmter sprachlicher Phänomene geht. Dies soll jedoch nicht Schwerpunkt dieser Arbeit sein.

³⁰⁴ Siehe hierzu auch die unmittelbar folgenden Betrachtungen auf Varianzfall-Ebene.

Angesichts dessen, dass die zusammengestellte Textsammlung in Sachen Variantenanzahl offensichtlich stark divergente Publikationen in sich vereint und markante Einzeltexte wie die Duden-Grammatik zusätzlich noch in verschiedenen Auflagen in die Statistik eingehen, scheint es nur wenig sinnvoll zu sein, aus den Gesamtdaten über Regressionsrechnung chronologische Entwicklungen ableiten zu wollen. So würden in den Werten für den deutschsprachigen Part die Tendenzen der Duden-Grammatik notwendigerweise überrepräsentiert und es würde eventuell der Blick darauf verstellt, dass Werke, einmal auf einem bestimmten Variantenniveau verortet, zumeist auch über Jahrzehnte hinweg sehr stabile Variantenzahlen aufweisen. Dies sagt selbstverständlich noch nichts darüber aus, ob der Variantenfundus über Auflagenfolgen derselbe bleibt oder ob es zu größeren Austauschprozessen kommt; die zeitliche Komponente spielt aber zumindest aus einer rein quantitativ orientierten Perspektive in Bezug auf die Genese von *Einzeltexten* keine große Rolle.³⁰⁵

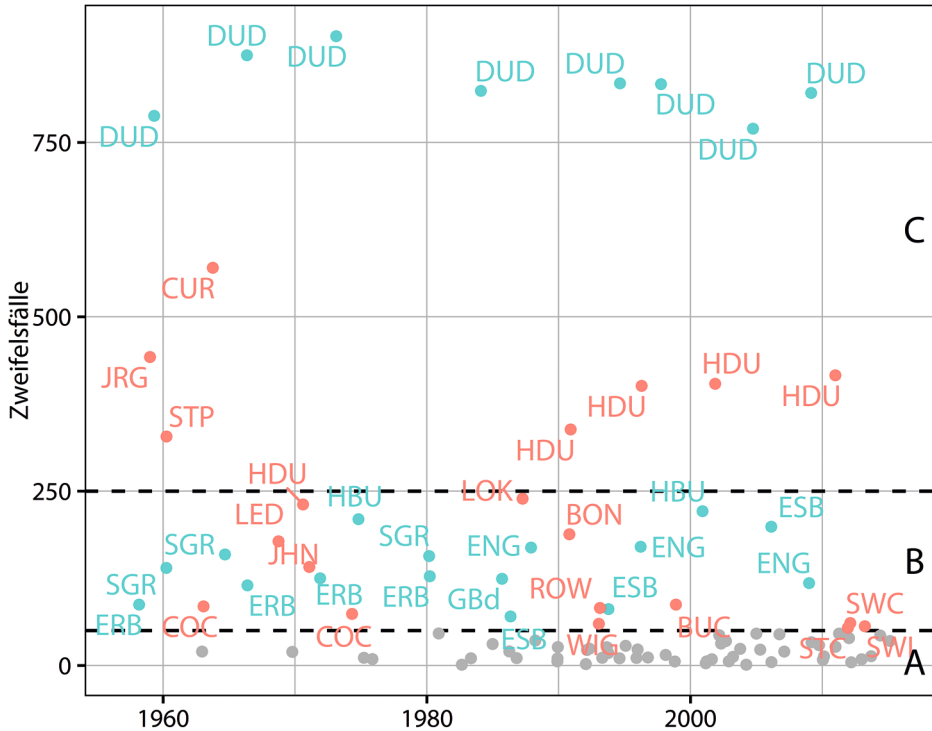
Etwas anders sieht dies von der Warte *einzeltextübergreifender* Entwicklungen aus, wo sich zumindest hinsichtlich des Neuerscheinens von englischsprachigen Grammatiken ein Effekt des Veröffentlichungszeitpunkts auf die Daten herauskristallisiert: So besetzt die große Zahl der Texte, die nach 1980 zum Korpus hinzustoßen, einen klar definierbaren Korridor unterhalb von 300 bis 350 thematisierten Varianten und erweitert das Grammatikangebot so um einen eher variationsarmen Typus, der zuvor in dieser Form noch kaum ins Gewicht fällt. Die englischsprachige Grammatikographie des Deutschen scheint hier einer grundlegenden Veränderung ihres Verhältnisses zur Variationsfrage zu unterliegen (s.u.).

Im Grunde sagen Einzelvarianten jedoch nur indirekt etwas darüber aus, welche Bedeutung sprachlicher Variation in einem bestimmten Text tatsächlich zukommt. So ist auch im Falle hoher Variantenzahlen keineswegs gesichert, dass Konkurrenzformen einander wirklich gegenübergestellt und metasprachlich verhandelt werden. Denkbar wäre auch, dass Veröffentlichungen zwar radikal einseitig selegieren, dabei zugleich aber Einzelphänomene zur Illustration der Verhältnisse nutzen, die nur für andere Grammatiken Teile von Flexionsalternativen darstellen. Um einen groben Einblick in die tatsächlich variationslinguistischen Strukturen des Textkonglomerats zu erhalten, ist es deshalb notwendig, die Warte der Variantenstatistiken mit der Perspektive thematisierter **Zweifelsfälle** zu verbinden, sich also zusätzlich anzusehen, mit wie vielen wirklichen ‚Konfrontationen von Varianten‘ die Einzeltexte des Korpus arbeiten (Abbildungen 55 und 56).³⁰⁶ Registriert werden an dieser Stelle demzufolge nur noch Fälle, in denen Texte in Bezug auf eine bestimmte Flexionsform eines gegebenen Lexems mehr als eine Variante besprechen.

³⁰⁵ Im Prinzip sind einzelne Auflagenfolgen demnach verhältnismäßig resistent gegen größere quantitative Veränderungen. Dass aus den kleineren Ausschlägen, die diesbezüglich zu registrieren sind, jedoch ebenfalls interessante Schlüsse gezogen werden können, wird Kapitel 5.2 zeigen.

³⁰⁶ Eine zusätzliche Übersichtstabelle mit den Varianten-, Zweifelsfall- und Varianzfallzahlen aller betrachteten Einzeltexte findet sich im Anhang (III).

Abbildung 55: Anzahl der verhandelten Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken; graue Punkte: Werke mit weniger als 50 thematisierten Zweifelsfällen (siehe Abbildung 56).

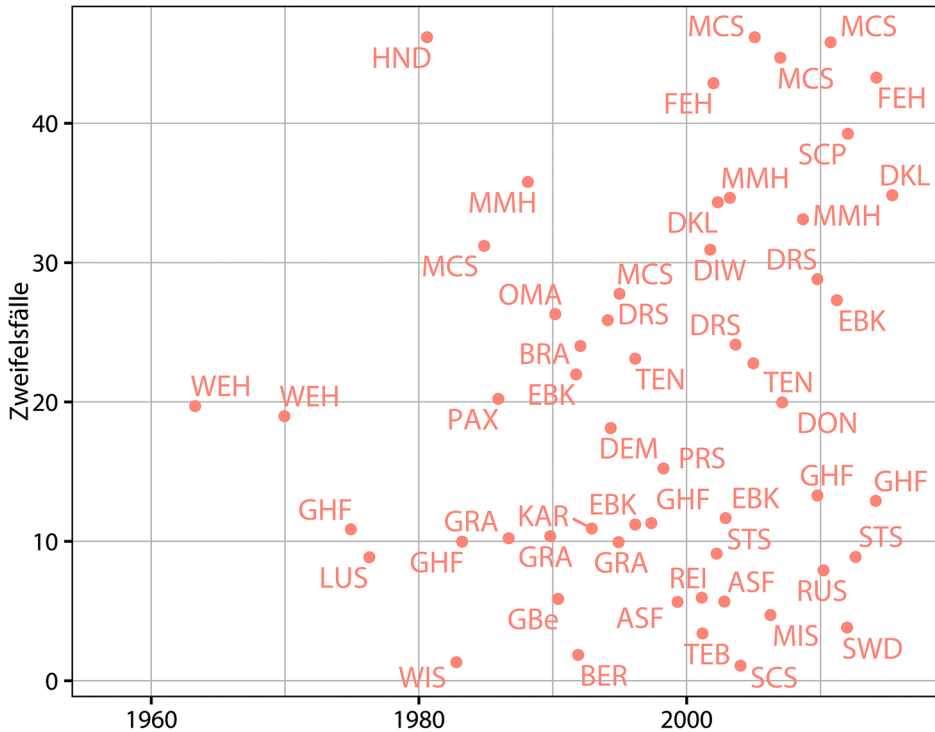


Quelle: Eigene Darstellung.

Auffällig beim Blick in die zugehörigen Daten ist einerseits, dass es in der gesamten Textsammlung kein Werk gibt, das nicht auf mindestens einen Zweifelsfall verweist. Aus dem reinen Auftreten von Varianten ist dies, wie erläutert, noch nicht zu erschließen. Keine Grammatik scheint darum herumzukommen, die Möglichkeit sprachlicher Variation zumindest rudimentär anzudeuten und einzuräumen. Wirklich variationsaverse Texte im strikten Sinne enthält das Korpus somit nicht, sondern nur Texte, die sich verschiedenen **Graden von Variationsaffinität** zurechnen lassen.

Andererseits springt auch in diesem Kontext die große Diskrepanz zwischen Maximum und Minimum der ermittelten Zweifelsfälle ins Auge, was die Beobachtungen auf Variantenebene noch einmal klarer konturiert: Während sich für die Duden-Grammatik von 1973 eine Gesamtzahl von 902 Zweifelsfällen detektieren lassen, behandeln die Grammatiken von Schenke/Seago und Willshaw in ihren flexionsmorphologischen Abschnitten jeweils nur einen einzigen Zweifelsfall – für beide Texte handelt es sich dabei im Übrigen um die Frage nach der *e*-Synkope in der Genitivendung *-(e)s*. Das Korpus erweist sich in Hinblick auf die quantitative Thematisierung von tatsächlicher Variation also als äußerst heterogen, wobei sich anbietet, vereinfachend drei Teilcluster von Texten zu unterscheiden.

Abbildung 56: Anzahl der verhandelten Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus (Einzeltexte mit weniger als 50 thematisierten Zweifelsfällen).



Quelle: Eigene Darstellung.

- Zum einen könnte das Gebiet der Texte mit weniger als 50 thematisierten Zweifelsfällen (Feld A, Abbildung 55) als eine relativ einheitliche Teilspähre betrachtet werden, zu der mit 55 Einzeltexten bereits mehr als die Hälfte der Korpustexte gehören (Median aller Einzeltexte der Textsammlung: 43 thematisierte Zweifelsfälle; arithmetisches Mittel: 146 thematisierte Zweifelsfälle). In diesem Raum der nur **bedingt variationsaffinen Publikationen** finden sich ausschließlich englischsprachige Grammatiken.
- Des Weiteren lässt sich in den Daten ein breites Mittelfeld (B) **verstärkter Variationsaffinität** im Bereich zwischen 50 und 250 behandelten Zweifelsfällen ansetzen, zu dem 29 Einzeltexte (nun sowohl aus dem englischsprachigen als auch dem deutschsprachigen Teil des Korpus) zählen würden.
- Von den dicht besetzten Sektoren A und B heben sich wiederum 15 **in hohem Maße variationsaffine** Einzeltexte ab, die jeweils 250 und mehr Zweifelsfälle besprechen (Feld C). Konkret handelt es sich um Veröffentlichungen von Curme³⁰⁷, Duden,

³⁰⁷ Auch hier sei zur Sicherheit darauf verwiesen, dass Curme eine große Zahl an zusätzlichen (im Vergleich zum Restkorpus idiosynkratischen) Zweifelsfällen enthält, die in der Untersuchung nicht abgebildet werden (s.o.). Des Weiteren sind nicht-lexematisch erfasste Phänomene nur in Gestalt von Metazweifelsfällen vertreten, dies jedoch gilt gleichermaßen für alle Texte des Korpus (vgl. Kapitel 4.2.1.2).

Hammer/Durrell, Jørgensen und Stopp, wobei die Differenzen zwischen den Werken in diesem Bereich immens sind und die Texte untereinander größere Unterschiede aufweisen können als etwa zum Teilfeld B. So thematisieren die Auflagen der Duden-Grammatik im Durchschnitt mehr als doppelt so viele Zweifelsfälle wie Hammer/Durrell, Jørgensen und Stopp, sind also zusammen mit Curme eventuell sogar noch einmal einem vierten Typus von Grammatiken zuzurechnen, den man als **maximal variationsaffin** bezeichnen könnte. Auf die Spitze wird diese Programmatik von Curme getrieben, wo die Listung von Varianten in den absoluten Mittelpunkt der grammatikographischen Beschreibungspraxis gerückt wird und Variationsaffinität zugleich zu einer radikalen Abkehr vom Präskriptionsgedanken führt³⁰⁸:

The plain fact is that there is considerable fluctuation in present usage, tho not so much as earlier in the period, and this fluctuation is found even in the highest forms of current literature. Everywhere thruout these pages will be found double and triple forms for the same thing, that is a picture of the language as it is. A table of many fluctuating forms has been kept by the author constantly before him, and data inserted from time to time. In some cases the prevailing form has become apparent, and has been recorded. In other cases the situation will not become clear until many minute investigations have been made by many scholars. In still other cases nothing can be fixed, as the language itself has not assumed final form. To prescribe forms at this point, as many German grammarians do, is quite pernicious, for the capricious decisions of different scholars, differing widely as they often do, add to the general confusion and arrest natural linguistic tendencies. (Curme 1922/1964: vi)

Auf dieser Grundlage verbindet Curme im Übrigen das Konzept des Sprachwandel mit einem progressiven Impetus der Freiheit, der das Werk in krassen Gegensatz zum Bewahrungs- und Verteidigungsgestus des etwa eineinhalb Jahrzehnte später erscheinenden Basler-Dudens stellt:

To every people and every generation language is bequeathed, not as an article of antiquarian interest that must remain untouched and be carefully kept unchanged, but as the most useful and plastic of things, that which is connected with all that is interesting in life and which can be readily adapted to the new and changing needs of the generation. [...] In its present interesting period of linguistic growth, may the German language remain unchecked and free! (Curme 1922/1964: 6–7)

Die Sprache unserer Zeit bedarf in der Schule, noch mehr im Leben, wenn jeder äußere Zwang gefallen zu sein scheint, sorgsamer Pflege und treuer Hut, um vor Willkür, Verwahrlosung und Verflachung geschützt zu sein. [...] Es geht um das Bestehen der deutschen Sprache überhaupt. Wir führen auf der äußeren und der inneren Linie den Kampf um unsere Muttersprache, um unser Volkstum zugleich. (Basler 1935: V)

Wenn sich die Duden im Rahmen ihrer Reformation nach dem Krieg von ihren eigenen Vorgängern kategorisch abwendet und verstärkt an Curme ausrichtet (vgl. Kapitel 5.2.3), dann unter Umständen auch deshalb, weil Curmes Verständnis von Grammatikschreibung sich an entscheidenden Punkten antagonistisch zu Baslers Sprach- und Geschichtsbild

³⁰⁸ Während Duden, wie in Kapitel 4.1.4.1 beschreiben, diesbezüglich eher eine vermittelnde Position bewahrt.

verstehen lässt bzw. die nötige Distanz für einen Neuanfang auf neuem intertextuellen und damit auch methodologischen Fundament liefert.

Doch zurück zur Zahl der thematisierten Varianzfälle. Auch wenn man aufgrund der zeitstrukturellen Unausgewogenheit des Korpus, wie gesagt, zurückhaltend sein sollte, wenn es darum geht, aus den Texten diachronische Tendenzen abzuleiten, liefern die Daten doch recht deutliche Hinweise dafür, dass sich der DaF-Grammatikboom ab ungefähr 1980 (siehe Kapitel 4.1.1) schwerpunktmäßig als Zuwachs in Teil A des Grammatikraumes äußert und die englischsprachigen Texte sich zugleich sukzessive aus den anderen, variationsaffineren Teilbereichen zurückziehen. Erklären könnte man die Entwicklung mit einer Art **Paradigmenwechsel in der anglophonen Grammatikographie des Deutschen**: Der nach 1980 einsetzende Strom an pädagogisch-didaktisch konzeptualisierten DaF-Grammatiken legt größeren Wert auf Komplexitätsreduktion als die Texte zuvor, womit auch eine verstärkte Tilgung flexionsmorphologischer Varianten aus den Argumentationszusammenhängen einhergeht. Anders gesagt scheint es so zu sein, dass die englischsprachige Tradition bereits nach 1965 weitestgehend darauf verzichtet, Grammatiken zu produzieren, die in ihrer enzyklopädischen Anlage wie Curme, Jørgensen oder Stopp auch mit den muttersprachlichen Großgrammatiken konkurrieren.³⁰⁹

Symptomatisch beschreibt Paxton diese Abwendung von der enzyklopädischen Grammatik hin zu schlankeren, didaktischen Grammatiken im Rahmen des Vorwortes seiner *German Grammar* aus dem Jahr 1986 mit folgenden Worten:

Most grammar books consist purely of a statement or description of how a language operates, usually divided into unwieldy sections of varying length. They range from very concise selections of the main outlines, perhaps with titles like ‘skeleton grammar’, ‘basis and essentials’ or ‘fundamentals of grammar on one card’, to very fat volumes with many thousands of examples and exceptions showing even the most subtle distinctions. They are not intended to be read right through, but rather as works of reference. This *Teach Yourself German Grammar*, on the other hand, is designed to facilitate learning. [...] Moreover the chapters have been kept short, as digestible as possible, and of fairly even length. (Paxton 1986: vi)

Die umfangreiche Variantensammlung Curmes, die eine einfache Argumentationslinie der Darstellung einer Vielfalt von Entwicklungslinien unterordnet (vgl. Stopp 1960: iii), muss von dieser Warte aus betrachtet als Vertreterin eines anderen grammatikographischen Zeitgeistes erscheinen. Die Abwendung von den „fat volumes“ ist dabei, nebenbei gesprochen, nicht gleichzusetzen mit dem vollkommenen Verzicht auf das Label ‚Referenzgrammatik‘, auch wenn Paxtons Aussagen dies vielleicht nahelegen scheinen: Selbst seine eigene Grammatik wird auf ihrem Rückdeckel als „exceptionally clear, step-by-step introduction and reference guide“ beworben. Was sich hier an terminologischer Restrukturierung und konzeptioneller Neuausrichtung abzeichnet, ist die Stärkung der **Lerneradäquatheit** als Kriterium grammatikographischer Konzeptualisierung und die **Umdeutung des Begriffes der Referenzgrammatik** unter diesen neuen Prämissen.

³⁰⁹ Eine Ausnahmeerscheinung ist auch unter diesen Prämissen die von Durrell fortgeführte *Hammer’s Grammar*, die – wie in Kapitel 5.1.1.1 erläutert – selbst zum direkt markierten Referenzwerk für muttersprachliche Grammatiken wird.

Tabelle 1: Gesamtseitenzahlen und thematisierte flexionsmorphologische Zweifelsfälle. Ausschnitt: 15 seitenstärkste Einzeltexte.

Grammatik	Gesamtseitenzahl	Flexionsmorph. ZF	Flexionsmorph. VF	ZF-pro-Seite-Ratio	VF-pro-Seite-Ratio
DUD 2009	1343	821	210	0,61	0,16
DUD 2005	1343	770	211	0,57	0,16
ESB 2006	533 + 576	199	55	0,18	0,05
DUD 1998	913	834	194	0,91	0,21
ENG 1996	888	170	69	0,19	0,08
ENG 1988	888	169	70	0,19	0,08
DUD 1995	864	835	195	0,97	0,23
DUD 1984	804	829	192	1,03	0,24
DUD 1966	784	875	206	1,12	0,26
DUD 1973	763	902	205	1,18	0,27
LED 1969	733	178	85	0,24	0,12
DUD 1959	708	788	194	1,11	0,27
JRG 1959	688	442	133	0,64	0,19
HBU 2001	654	221	74	0,34	0,11
STP 1960	640	328	132	0,51	0,21

Quelle: Eigene Darstellung.

Allein aus dem Umfang der Einzeltexte heraus lässt sich eine hohe bzw. niedrige Zahl thematisierter Zweifelsfälle indes nicht vorhersagen und erklären: Zwar zählen in Bezug auf die Gesamtseitenzahl³¹⁰ der betrachteten Werke die 15 zweifelsfallreichsten Texte zugleich zu den 22 seitenstärksten untersuchten Texten, jedoch weisen beispielsweise die Grammatiken von Engel (1988 und 1996) sowie Lederer in etwa den gleichen Umfang auf wie die Duden-Grammatiken vor der Jahrtausendwende, gleichwohl präsentieren sie aber nur einen Bruchteil der in diesen Texten aufgeführten flexionsmorphologischen Schwankungsercheinungen. Errechnet man auf dieser Basis die **Zweifelsfall-pro-Seite-Ratio** (ZF/S) bzw. **Varianzfall-pro-Seite-Ratio** (VF/S) der Grammatiken³¹¹, ergeben sich für die seitenstärksten Texte im Korpus entsprechend sehr unterschiedliche Werte (Tabelle 1): Während die Duden-Auflagen zwischen 0,57 ZF/S bzw. 0,16 VF/S (2005) und 1,18 ZF/S bzw. 0,27 VF/S (1973) schwanken, erreichen die Texte von Eisenberg (2006), Engel (1988/1996) und Lederer (1969) nur Verhältnisse von 0,18 ZF/S bzw. 0,05 VF/S, 0,19 ZF/S bzw. 0,08 VF/S und 0,24 ZF/S bzw. 0,12 VF/S. Tatsächliche Variationsaffinität der Texte ist demnach keinesfalls als reines Epiphänomen des metasprachlichen Volumens einer Grammatik zu betrachten.

³¹⁰ D.h. inklusive aller im Korpus nicht aufgenommenen Kapitel jenseits der Flexionsmorphologie im engeren Sinne (siehe Kapitel 4.2).

³¹¹ Zur Datengrundlage siehe die Übersichten zur Zweifelsfall- und Varianzfallzahl der Einzeltexte im Anhang (III).

Zu den 15 Einzeltexten mit den jeweils höchsten ZF/S- und VF/S-Werten (Tabelle 2) wiederum zählen die Duden-Ausgaben sowie Texte von Curme, Durrell, Jørgensen, Lockwood, Borgert/Nyhan und Buck. In Bezug auf ZF/S-Werte wird die Top 10 dabei sogar ausschließlich von Texten des Dudens sowie den Grammatiken von Curme und Durrell besetzt – wobei es sich um die Publikationen handelt, deren besondere Stellung im intertextuellen Gefüge sich bereits in den Analysen zu direkten und indirekten Verweisstrukturen angedeutet hat (Kapitel 5.1.1). Eventuell liegt hierin auch die Attraktivität dieser Grammatiken für andere Texte begründet, was sie häufiger an Verweisstrukturen partizipieren lässt als andere Reihen mit ähnlichem Umfang: Konkurrierende Varianten sind in diesen Werken tatsächlich präsent, können verglichen und gegebenenfalls auch auf Basis metasprachlicher Bewertungen (vgl. Kapitel 5.1.3) beurteilt werden.

Tabelle 2: Zweifelsfall-pro-Seite-Ratio (ZF/S; links) und Varianzfall-pro-Seite-Ratio (VF/S; rechts). Ausschnitt: je 15 Einzeltexte mit höchsten Werten.

Grammatik	ZF/S	Grammatik	ZF/S	Grammatik	VF/S	Grammatik	VF/S
DUD 1973	1,18	HDU 1996	0,71	CUR 1964	0,32	HDU 2002	0,23
DUD 1966	1,12	HDU 2002	0,68	DUD 1973	0,27	HDU 1996	0,23
DUD 1959	1,11	JRG 1959	0,64	DUD 1959	0,27	LOK 1987	0,23
DUD 1984	1,03	LOK 1987	0,64	DUD 1966	0,26	DUD 1995	0,23
DUD 1995	0,97	BON 1991	0,63	BON 1991	0,26	BUC 1999	0,22
DUD 1998	0,91	DUD 2009	0,61	HDU 1971	0,24	ERB 1958	0,22
CUR 1964	0,89	HDU 1991	0,60	DUD 1984	0,24	DUD 1998	0,21
HDU 2011	0,73	HDU 2011	0,23

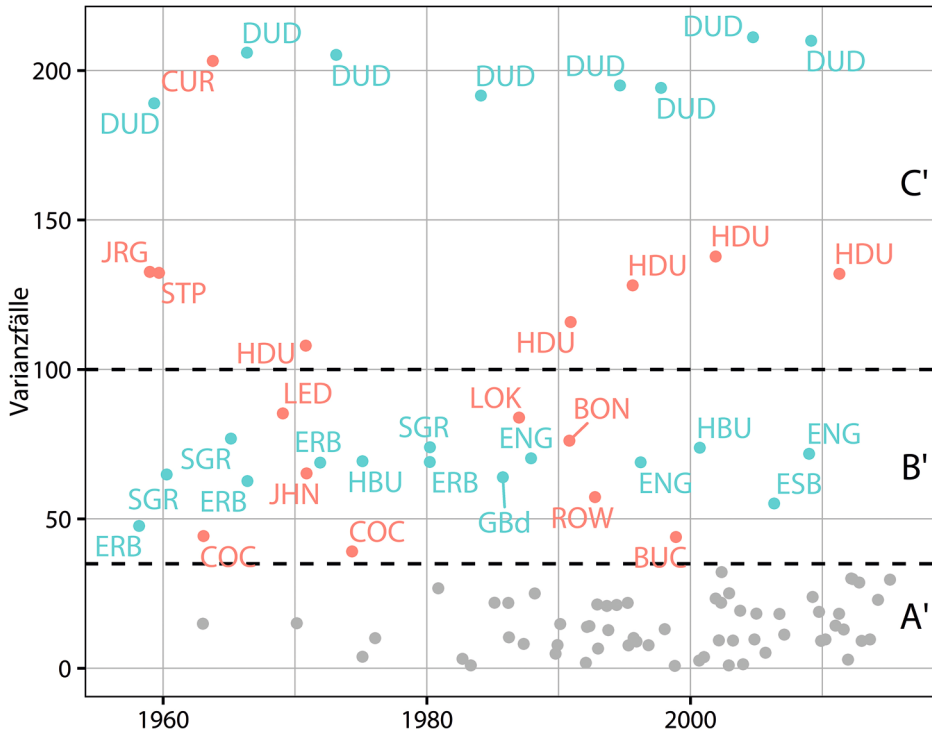
Quelle: Eigene Darstellung.

Was sich an den Daten entsprechend herauszubilden scheint, ist die **Verzahnung von Variationsaffinität und Kodexstatus** sowie unter Umständen auch ein Echo des eher abstrakten Klein'schen Begriffes der Normautorität (vgl. Kapitel 3.2.3.4): Im Grammatikdiskurs Beachtung könnten vornehmlich die Texte finden, die gewissermaßen als **variationalinguistische Problemgrammatiken** auftreten, d.h. sprachliche Phänomene nicht einfach in- oder exkludieren, sondern diese Selektionsprozesse wie insbesondere Duden, Curme und Hammer/Durrell in ihren Beschreibungen metasprachlich explizit machen.

Wirft man noch einen Blick auf die absoluten Zahlen der in den Einzeltexten thematisierten Varianzfälle (Abbildungen 57 und 58), zeigt sich das Textfeld zum einen erwartungsgemäß gestaut: Maximum (Duden 2005: 211 Varianzfälle), Minimum (Ashworth-Fiedler 2003: 1 Varianzfall) und Durchschnittswerte (Mittelwert: 50 Varianzfälle; Median: 22 Varianzfälle) rücken in Vergleich zur Varianten- und Zweifelsfallperspektive zusammen. Parallel dazu kommt es aber auch zu punktuellen Umschichtungen, die neues Licht auf Einzeltexte werfen. Beispielsweise zeigt sich, dass Curme auch ohne Berücksichtigung idiosynkratischer Phänomene bereits etwa dieselbe Zahl an Varianzfällen thematisiert wie die Duden-Grammatiken, es sich also in Bezug auf die quantitative Aufarbeitung variationslinguistischer Strukturen definitiv um Werke handelt, die sich mindestens auf Augenhöhe begegnen. Darüber hinaus verschieben sich die Akzente, was die verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik betrifft: Die Veröffentlichungen nach der Jahrtausendwende sind hier stärker profiliert, als dies die Daten zu Varianten und Zweifelsfällen

vermitteln, und stellen im Gesamtkorpus die varianzfallreichsten Publikationen dar (siehe dazu auch Kapitel 5.2.1).

Abbildung 57: Anzahl der verhandelten Varianzfälle in den Einzeltexten des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken; graue Punkte: Werke mit weniger als 35 thematisierten Zweifelsfällen (siehe Abbildung 58).



Quelle: Eigene Darstellung.

Trotz der generellen Komprimierung der Dimensionen tritt in den Varianzfall-Daten des Weiteren die Trennung zwischen den Textgruppen mit verschiedenen Graden von Variationsaffinität noch etwas klarer als zuvor zutage, wobei der Übergang vom bedingt variationsaffinen Bereich (A') zum verstärkt variationsaffinen Bereich (B') bei etwa 35 Varianzfällen, der zum hoch variationsaffinen Bereich (C') bei etwa 100 Varianzfällen angesetzt werden könnte. Hierbei kommt es im Vergleich zur entsprechenden Zweifelsfall-Statistik nur selten zu Zuordnungsunterschieden: Während die erste Auflage der Hammer-Grammar sich eher in den Sektor der hochvariationsaffinen Werke verschiebt, reihen sich Wightwick, Stocker und Swick (2012a, 2013) unter Varianzfall-Perspektive deutlicher in die bedingt variationsaffinen Texte ein.³¹²

³¹² Die virtuelle Gliederung des Korpus in Teilbereiche von unterschiedlicher Variationsaffinität wird dabei im Kontext von Kanonisierungstendenzen (siehe das unmittelbar folgende Teilkapitel) noch eine Rolle spielen.

Die bisher vorgestellten Ergebnisse haben sich jeweils auf quantitative Aspekte der Thematisierung von Variation konzentriert. Um einen ersten, cursorischen Überblick auf die qualitative Komponente der Variationsdaten in der Textsammlung zu erhalten, können darüber hinaus in einem nächsten Schritt die Zweifelsfall-Erhebungen nach Auflagenfolgen akkumuliert³¹³ und zusätzlich zu **Domänen** zusammengefasst werden. Wie in Kapitel 3.1.2.4 beschrieben, stellen Domänen allgemeiner gefasste paradigmatische Gliederungseinheiten der Variationslinguistik dar, die zwar eine geringere Trennschärfe als Zweifel- und Varianzfälle aufweisen, dabei aber rasche Orientierung im Feld ermöglichen. Für die vorliegende Arbeit wurden in diesem Zusammenhang 16 Kategorien entworfen (Abbildung 59), die die genutzten flexionsmorphologischen Ordnungseinheiten (vgl. Abbildung 44) mit den terminologischen Konventionen der Würzburger Datenbank sprachlicher Zweifelsfälle (<http://www.kallimachos.de/zweidat>) verbinden.

Abbildung 59: Domänen in der vorliegenden Arbeit.

Adjektiv	Verb
Adjektiv: Flexion von Stämmen auf <i>-el/-en/-er</i>	Verb: Bildung des Imperativs
Adjektiv: Komparation	Verb: Bildung des Infinitivs
Adjektiv: Prädikative Form	Verb: Bildung des Konjunktiv I
	Verb: Bildung des Konjunktiv II
	Verb: Bildung des Partizip II
	Verb: Bildung des Präsens
	Verb: Bildung des Präteritums
	Verb: Flexion von Stämmen auf <i>-el/-en/-er</i>
	Verb: Lexik – Grundform

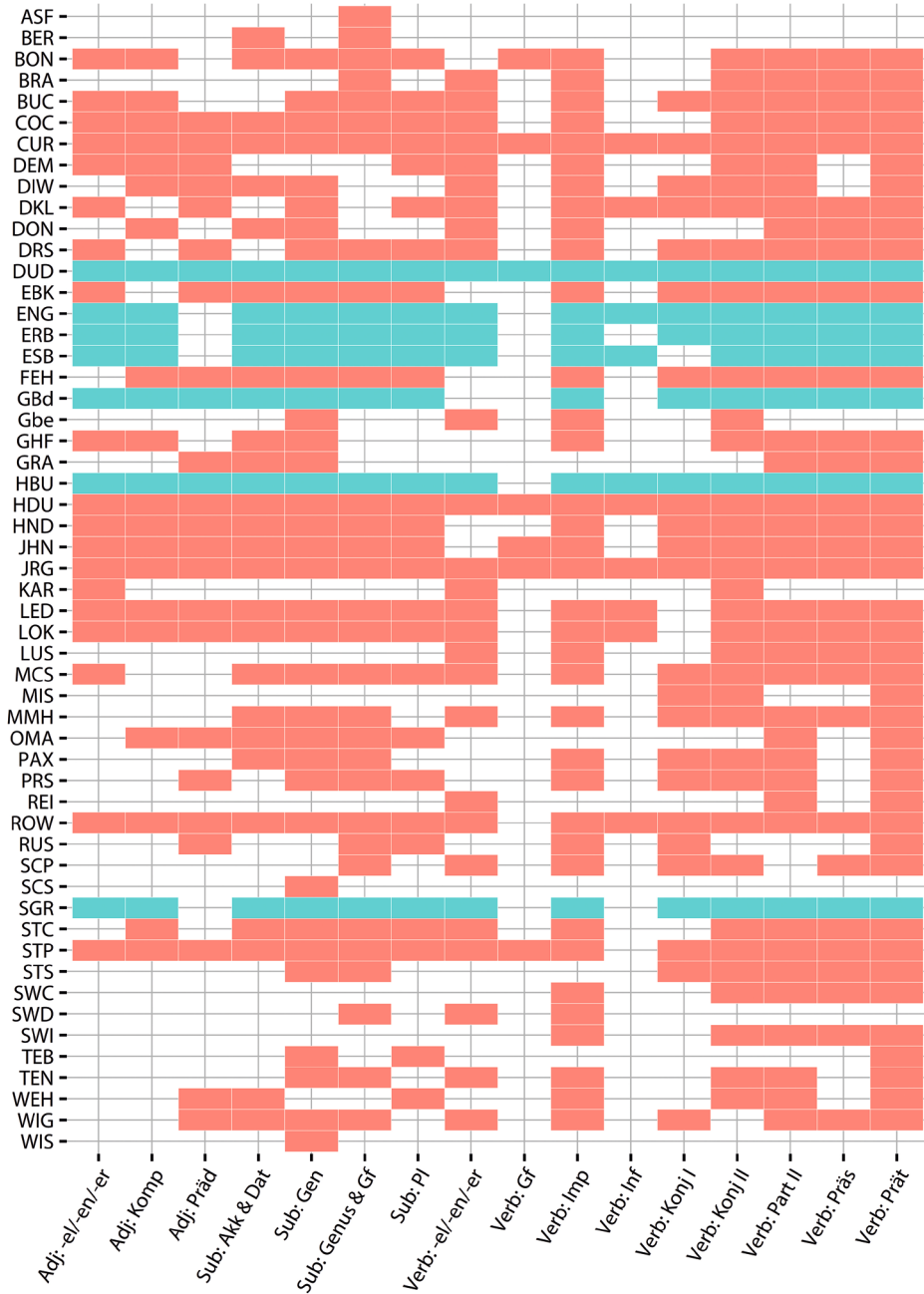
Quelle: Eigene Darstellung.

Aus den in dieser Weise zusammengeführten Daten (Abbildung 60) geht zum einen hervor, dass es in Bezug auf die untersuchten Texte keine flexionsmorphologische Domäne gibt, die von allen Werken mit Variation in Verbindung gebracht wird.³¹⁴ Die größte Dispersion über das Korpus hinweg – und damit aus Sicht der Grammatiken wohl die größte Relevanz – zeigen die verbalen Flexionsprobleme ‚Bildung des Präteritums‘ (präsent in 47 Auflagenfolgen), ‚Bildung des Imperativs‘ (43), ‚Bildung des Partizip II‘ (43) und ‚Bildung des Konjunktiv II‘ (42), erst dann erscheint als erstes nicht-verbales Problemfeld die Domäne ‚Substantiv: Genitivflexion‘ (40) (Abbildung 61). Nähere Einzelheiten dazu, wie sich

³¹³ Vorgegangen wurde hier wie bei allen Operationen, die sich auf Auflagenfolgen beziehen, adjunktiv, was bedeutet: Enthält eine Edition eines Werkes einen Zweifelsfall, wurde dieser für die gesamte Auflagenfolge verzeichnet. Es handelt sich demnach mengentheoretisch um Vereinigungsmengen, nicht um Schnittmengen.

³¹⁴ Zum Verständnis möchte ich anmerken: Es geht nicht darum, welche Themen überhaupt von den Grammatiken bearbeitet werden, sondern um die Frage, in welchen inhaltlichen Bereichen auch tatsächlich Zweifelsfälle, d.h. mehr als eine Variante zu einer flexionsmorphologischen Fragestellung verzeichnet werden.

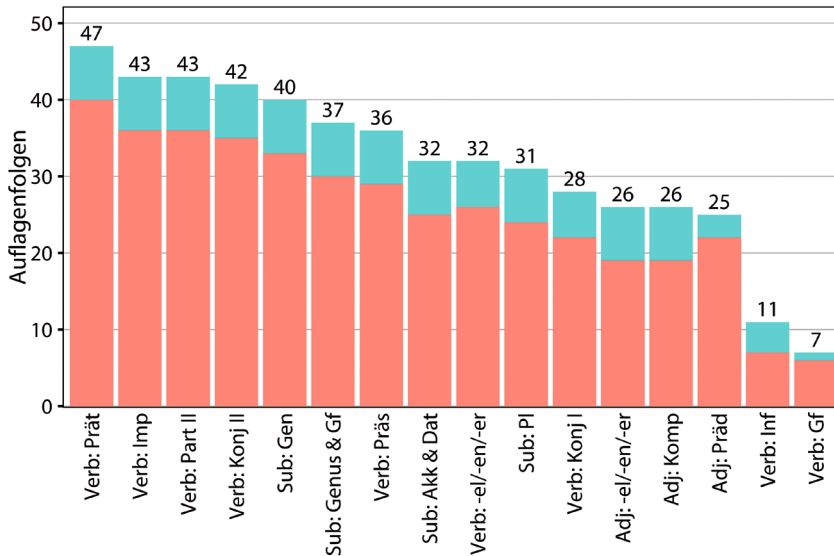
Abbildung 60: Thematisierung von Varianz nach Domänen. Einzeltexte wurden zu Auflagenfolgen zusammengefasst. Farbige Markierung bedeutet, Auflagenfolge (blau: deutschsprachig; rot: englischsprachig) führt zur jeweiligen Domäne mindestens einen Zweifelsfall an.



Quelle: Eigene Darstellung.

die Verhandlung von flexionsmorphologischen Alternativen im Kontext des am häufigsten bearbeiteten variationslinguistischen Themenbereichs, der präteritalen Formenbildung, gestaltet, liefert Kapitel 5.3. Am seltensten mit Zweifelsfällen verbunden werden auf der anderen Seite die Domänen ‚Verb: Bildung des Infinitivs‘ und ‚Verb: Lexik – Grundform‘, die untereinander darüber hinaus größere Überschneidungsbereiche aufweisen und deshalb nicht als vollends autonome Kategorien aufgefasst werden sollten (vgl. Kapitel 4.2.1.2). Der teilweise disparate Eindruck, der sich in Bezug auf die Thematisierung von Zweifelsfällen seitens der Korpusstexte ergibt, wird an dieser Stelle zumindest abgeschwächt von der Beobachtung, dass immerhin elf von 16 variationslinguistischen Domänen von mehr als der Hälfte der im Korpus vertretenen Werke aufgegriffen werden. Gerade bei der Variation in Verb- und Substantivflexion handelt es sich offensichtlich nicht um ein fakultatives Additum einiger besonders ausführlicher Grammatikwerke, sondern um relativ fest etablierte Komponenten grammatikographischer Beschreibungspraxis.

Abbildung 61: Anzahl der Auflagenfolgen, die die jeweilige variationslinguistische Domäne thematisieren. Blau: deutschsprachige Grammatiken; rot: englischsprachige Grammatiken.



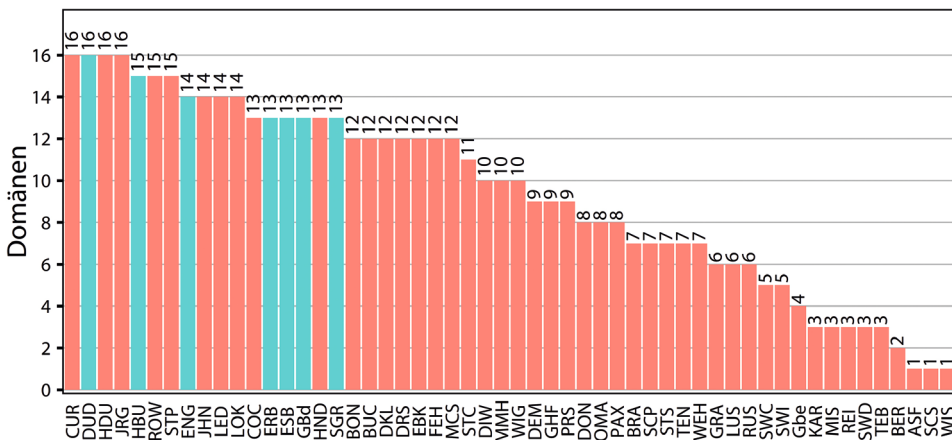
Quelle: Eigene Darstellung.

Dies bestätigt sich, wenn man die Ergebnisse nach Auflagenfolgen gliedert (Abbildung 62): Im arithmetischen Mittel nehmen die Grammatiken des Korpus auf rund 9,4 Domänen und damit auf mehr als die Hälfte der untersuchten flexionsmorphologischen Themenfelder variationslinguistisch Bezug. Gemäß den Überblicksanalysen zu Zweifelsfällen lässt sich auch hier festhalten, dass das Korpus nur Auflagenfolgen enthält, die sich mit mindestens einer Domäne variationslinguistisch auseinandersetzen.³¹⁵ In der Textsammlung finden sich mit Curme, Duden, Hammer/Durrell und Jørgensen außerdem vier Grammatiken, die

³¹⁵ An dieser Stelle sollte sicherheitshalber noch einmal unterstrichen werden, dass Variationsaffinität als Aufnahmekriterium im Rahmen der Erstellung des Korpus keine Rolle gespielt hat.

in jeder einzelnen Domäne auf Zweifelsfälle eingehen, wobei gerade diese Grammatiken, wie weiter oben bemerkt, zu den fünf implizit am weitläufigsten vernetzten Reihen des Korpus gehören. Hinzu kommen drei weitere Texte (Helbig/Buscha, Rowlinson und Stopp), die zumindest im Kontext von 15 Domänen Zweifelsfälle anführen. Die umfangreichere Verhandlung von Flexionsalternativen in verschiedensten (insbesondere verbalen und substantivischen) Zusammenhängen ist demzufolge nichts, was sich als Spezifikum des muttersprachlichen Kontexts beschreiben lässt, sondern spielt in vielen der englischsprachigen Publikationen eine vergleichbar große Rolle wie im muttersprachlichen Grammatikdiskurs. Es wäre schon deswegen eine Verkürzung, Variation als Sphäre zu verstehen, die allein der grammatikographischen Aufarbeitung durch den deutschsprachigen Forschungsdiskurs vorbehalten bleibt oder die sich allein im Forum deutschsprachiger metasprachlicher Publikationen artikuliert.

Abbildung 62: Anzahl der thematisierten Domänen je Auflagenfolge. Grundlage: 16 Domänen. Blau: deutschsprachige Grammatiken; rot: englischsprachige Grammatiken.



Quelle: Eigene Darstellung.

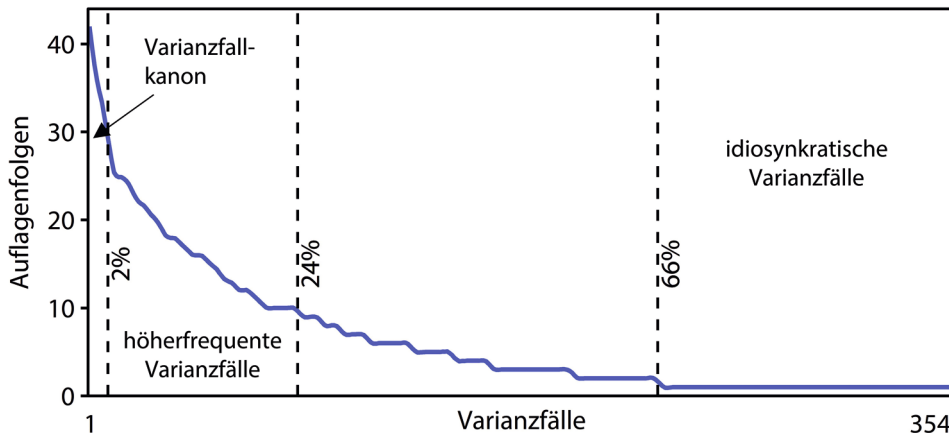
5.1.2.3 Variationslinguistische Kanonisierungstendenzen

Abgesehen von den bisher skizzierten, allgemeineren Kenndaten des Korpus können die Texte aber auch etwas darüber verraten, welche konkreteren sprachlichen Phänomene gewissermaßen das Gerüst an variationslinguistischen Inhalten in den Grammatiken bilden, d.h. welche exakten Wortformen und Lexeme in den Fokus geraten, wenn die Texte Variation besprechen. Es geht an dieser Stelle also um **Kanonisierungserscheinungen** des flexionsmorphologischen Variantenrepertoires oder, anders ausgedrückt, um das variationslinguistische Minimum, dass für die meisten Grammatiken zu einer adäquaten Beschreibung der flexionsmorphologischen Verhältnisse des Deutschen gehört. Hinsichtlich des im vorangehenden Teilkapitel Besprochenen ist dabei anzumerken, dass die obigen Betrachtungen auf Domänenebene per se noch nichts darüber aussagen, ob die Grammatiken innerhalb der jeweiligen Domänen nun dieselben Varianzfälle bzw. Lexeme aufrufen

oder auf Basis völlig anderer sprachlicher Elemente argumentieren. Probleme der Präterital- oder Pluralflexion gibt es beispielsweise zahlreiche und nicht jedem davon wird in den Korpus-texten dasselbe Maß an Aufmerksamkeit zuteil. Um Fragen dieser Art zu beantworten, müssen deshalb wiederum Perspektiven mit höherer Auflösung als Domänen zurate gezogen werden.

So zeichnen sich in Bezug auf die einzelnen **Varianzfälle** folgende Verhältnisse ab: Insgesamt werden in den untersuchten Grammatikpassagen, wie bereits erläutert, 354 unterschiedliche flexionsmorphologische Varianzfälle thematisiert, wobei die englischsprachigen Grammatiken auf 300 Varianzfälle aus dieser Gesamtheit eingehen, die deutschsprachigen Grammatiken auf 270. Die Überschneidungen im Spektrum der Varianzfälle zwischen den beiden Teilkorpora sind dementsprechend groß (216 Varianzfälle), gleichzeitig gibt es aber auch 54 Varianzfälle im Korpus, die nur in deutschsprachigen Texten erscheinen sowie 84, deren Verteilung sich auf die englischsprachigen Texte beschränkt. Zu Letzteren hinzuzudenken sind im Prinzip darüber hinaus noch die zahlreichen, für die Untersuchung nicht weiter berücksichtigten Varianten, die nur in Curme erscheinen (vgl. Kapitel 4.2.2). In Hinblick auf die thematisierten variationslinguistischen Strukturen sind sich die englischsprachigen und deutschsprachigen Grammatiken also durchaus ähnlich, ohne dabei – und dies ist in diesem Kontext der entscheidende Punkt – völlig voneinander abzuhängen bzw. ineinander aufzugehen. Dies fügt sich in das bisher entwickelte Gesamtbild der beiden Korpusparts, die sich zum einen im Großen als hochgradig **interdependentes Textnetz** und zum anderen im Detail als Menge von **Subsystemen individueller Dynamik** darstellen.

Abbildung 63: Anordnung der 354 im Gesamtkorpus detektierten Varianzfälle nach Häufigkeit. Grundlage: 54 Auflagenfolgen.

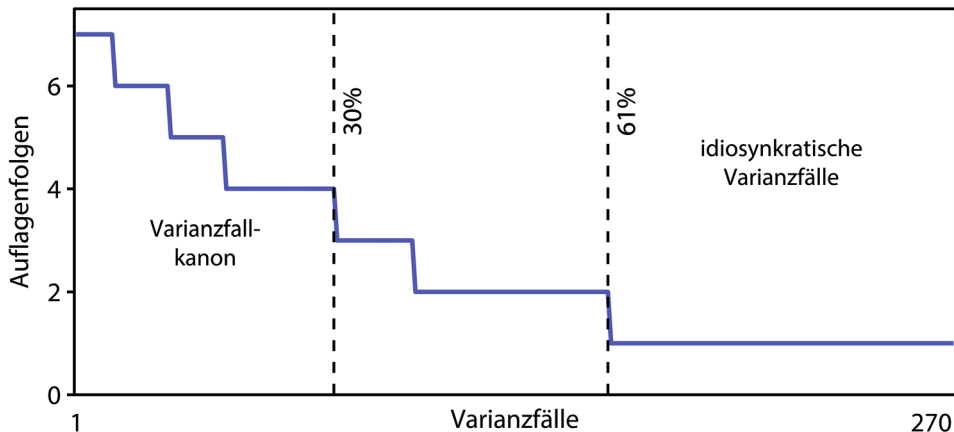


Quelle: Eigene Darstellung.

Generell machen die nur in einer Auflagenfolge besprochenen (**idiosynkratischen**) Phänomene im Übrigen bereits ein Drittel (121) aller vorgefundenen Varianzfälle aus (Abbildung 63). Viele der in den Texten herangezogenen Variationsphänomene sind damit zumindest aus Sicht des Gesamtkorpus sehr weit davon entfernt, als inhaltlicher

Kernbestand grammatikographischer Auseinandersetzung gelten zu können. Auf immerhin zehn Nennungen oder mehr kommen demgegenüber 86 (24%) der im Korpus detektierten Varianzfälle. Angesichts 54 möglicher Auflagenfolgen ist jedoch auch dieser Wert, ab dem man eventuell von **höherfrequenten Varianzfällen** sprechen könnte, noch zu gering, um die entsprechenden Phänomene als **kanonisch** gelten zu lassen. Sinnvoll erscheint eher, diese Eigenschaft nur solchen Fällen zuzuschreiben, die in mehr als der Hälfte der Grammatikreihen eine Rolle spielen, wofür sich in Bezug auf das Gesamtkorpus jedoch nur acht Varianzfälle (2%) tatsächlich qualifizieren (s.u.). Diese Zahlen werden aber wiederum stark beeinflusst und überzeichnet vom zahlenmäßigen Ungleichgewicht zwischen den beiden Korpusteilen, wobei sich Tendenzen der englischsprachigen Texte statistisch weitestgehend durchsetzen müssen. Interessant ist deshalb, die deutschsprachigen Reihen auch getrennt zu beobachten, um die Eigenheiten dieses Textverbands nicht aus den Augen zu verlieren.

Abbildung 64: Anordnung der 270 im deutschsprachigen Korpusteil detektierten Varianzfälle nach Häufigkeit. Grundlage: 7 Auflagenfolgen.



Quelle: Eigene Darstellung.

In der Tat stellen sich die Verhältnisse in den sieben deutschsprachigen Texten grundlegend anders dar als in den englischsprachigen: Bedingt durch die insgesamt wesentlich höhere Variationsaffinität (siehe das vorangehende Teilkapitel) finden sich hier ganze 80 Varianzfälle (30%), die von mehr als der Hälfte der deutschsprachigen Auflagenfolgen verhandelt werden – und damit prozentual gesehen etwa 15-mal so viele wie in Bezug auf das Gesamtkorpus. Der Anteil der idiosynkratischen Varianzfälle bleibt demgegenüber etwa auf demselben Niveau und beläuft sich auf 39% (106 Varianzfälle). Dem (hinsichtlich variationslinguistischer Inhalte) sehr heterogenen Textfeld der englischsprachigen Grammatiken steht also ein nicht nur tendenziell variationsaffineres, sondern inhaltlich auch weitaus homogeneres Feld deutschsprachiger Grammatiken gegenüber. Beide Beobachtungen sind dabei nicht unabhängig: Wo mehr Phänomene thematisiert werden, können auch mehr Entscheidungen konvergieren. Ob sich diese Beobachtungen auch an umfangreicheren Textsammlungen von deutschsprachigen Publikationen bestätigen lassen oder ob es sich

um ein Artefakt der getroffenen Textauswahl handelt, wäre in weiteren Untersuchungen zu prüfen.

Die acht **häufigsten Varianzfälle** der englischsprachigen Grammatiken (sowie des Gesamtkorpus) finden sich hierbei auch unter den 81 häufigsten Varianzfällen der deutschsprachigen Publikationen wieder. Die größte Dispersion (Präsenz in 43 Auflagenfolgen) innerhalb aller Korpustexte weist in diesem Zusammenhang die Frage nach der Apokope des *-e* im Imperativ Singular auf (Varianzfallkürzel: Imp Sg: *_e* vs. *_Ø* → Beispiel: *träume/träum*³¹⁶), es folgen mit etwas Abstand Formalternativen bei der Präterital- (*_(e)te* vs. *_a_te* → *brennte/brannte*; *_(e)te* vs. *_u:_* → *fragte/frug*) und Partizipbildung (*_(e)t* vs. *_a_t* → *entwendet/entwandt*; *_(e)n* vs. *_(e)t* → *gefaltet/gefalten*) sowie Syn- und Apokopierungserscheinungen bei der Genitiv- (*_es* vs. *_s* → *Baumes/Baums*) und Dativflexion (*_e* vs. *_Ø* → *Grase/Gras*).³¹⁷ Auch das als Varianzfall sehr unspezifische Problemfeld *das_* vs. *der_* (z.B. *das/der Begehr*) aus dem Übergangsbereich zur Lexik zählt in beiden Teilkorpora zu den häufigsten beschriebenen Strukturen (Tabelle 3). Die genannten Varianzfälle sind dabei für je 32 bis 38 Auflagenfolgen relevant. Erweitert wird das Repertoire der maximalfrequenten Varianzfälle seitens der deutschsprachigen Werke außerdem noch durch Vokalalternanzen in der Bildung des Komparativs und Superlativs (*_ä_* vs. *_V_*³¹⁸ → *blasser/blässer*), des Konjunktiv II (*_ä_* vs. *_ö_* → *ränne/rönne*) und der zweiten/dritten Person im Präsens (*_ä_* vs. *_V_* → *bäckst/backst*; *_i_* vs. *_V_* → *melkst/milkst*) sowie durch Synkopierungsvarianten in den Positivformen von Adjektiven auf *-el/-en/-er* (*_K(e/er/es)* vs. *_<K(e/er/es)* → *eben(e/er/es)/ebn(e/er/es)*; *_Kem* vs. *_<Kem* → *dunkelem/dunklem*; *_Ken* vs. *_<Ken* → *edelen/edlen*) (vertreten in je sieben Auflagenfolgen).

Bei drei der sieben im Gesamtkorpus meistgenannten Varianzfälle (Imperativ- und Dativsynkope sowie Genitivapokope) handelt es sich um Themenblöcke aus dem Grenzbereich zwischen Flexionsmorphologie und Phonetik, die potenziell jeweils für eine große Zahl von verbalen bzw. substantivischen Lexemen Relevanz besitzen. Die weitreichende Übertragbarkeit dieser Strukturen könnte auch eine unmittelbare Erklärung dafür sein, warum so viele Grammatiken sich dazu entscheiden, sie in ihre Darstellungen integrieren. Zugleich kann es sich nicht um den einzigen Grund handeln, der zur Aufnahme dieser Varianzfälle in die Texte führt, gibt es doch auch ein ganzes Spektrum von Varianzfällen, die nicht die gleiche Dispersion im Korpus erreichen, obwohl sie in ähnlicher Weise auf ein breites lexematisches Feld angewandt werden können: So wird über die zumindest ähnlich gelagerte Frage zur Synkope des Präsens *-e* beispielsweise nur in insgesamt 13 Grammatiken des Korpus gesprochen. Hier scheinen traditionell gewachsene Konventionen und gege-

³¹⁶ Zur Erinnerung: Bei Varianzfällen handelt es sich um lexemübergreifende Kategorien, die alle Zweifelsfälle und Varianten umfassen, für die entsprechende strukturelle Voraussetzungen gelten. Wird hier ein Zweifelsfall genannt, um einen Varianzfall zu illustrieren, handelt es sich demnach um eine Möglichkeit unter vielen analogen Phänomenen.

³¹⁷ Die mögliche Apokopierung des Dativ-*e* ebenso wie Synkopierungsprozesse des *e* in der Genitivendung *-es* repräsentieren als Teil der Kontroverse um das sogenannte ‚Lutherische *e*‘ im Übrigen einen der traditionell populärsten Diskussionspunkte deutschsprachiger Grammatikographie und Sprachkritik überhaupt und sind somit Beispiele für die Konstanz des grammatikographischen Diskurses auch über längere Perioden hinweg, vgl. Habermann (1997) und Elspaß (2005a: 348–354).

³¹⁸ V steht jeweils stellvertretend für den unverändert übernommenen Vokal der nicht-flektierten Nennform (bzw. bei Verben: des Infinitivs), K für die Konsonanten *-l-*, *-n-* und *-r-*, vgl. die Varianzfalltabellen im Anhang (II).

benenfalls anhängige Stigmatisierungen eine starke Rolle zu spielen und auf die Selektionsprozesse einzuwirken.

Tabelle 3: 15 häufigste Varianzfälle in Gesamtkorpus und Teilkorpora nach Auflagenfolgen (AF). Über dem Doppelstrich: kanonische Varianzfälle.

Gesamt	AF	Deutschsprachige	AF	Englischsprachige	AF
Imp Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	43	Dat Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	7	Imp Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	36
Prät: <i>_(e)te vs. _a_te</i>	38	Gesamt: <i>das_ vs. der_</i>	7	Part II: <i>_(e)t vs. _a_t</i>	31
Part II: <i>_(e)t vs. _a_t</i>	37	Imp Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	7	Prät: <i>_(e)te vs. _a_te</i>	31
Prät: <i>_(e)te vs. _u:_</i>	37	Komp/Sup: <i>_ä_ vs. _V_</i>	7	Prät: <i>_(e)te vs. _u:_</i>	31
Gen Sg: <i>_es vs. _s</i>	35	Konj II: <i>_ä_ vs. _ö_</i>	7	Gen Sg: <i>_es vs. _s</i>	30
Dat Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	32	Part II: <i>_(e)n vs. _ (e)t</i>	7	Dat Sg: <i>_e vs. _Ø</i>	25
Gesamt: <i>das_ vs. der_</i>	32	Pos -e etc.: <i>_K(e/er/es) vs. _<K(e/er/es)</i>	7	Gesamt: <i>das_ vs. der_</i>	25
Part II: <i>_(e)n vs. _ (e)t</i>	32	Pos -em: <i>_Kem vs. _<Kem</i>	7	Part II: <i>_(e)n vs. _ (e)t</i>	25
Konj II: <i>_ä_ vs. _ö_</i>	27	Pos -en: <i>_Ken vs. _<Ken</i>	7	Part II: <i>_en vs. _n</i>	23
Präs 1.Ps Sg: <i><Ke vs. _e</i>	27	Präs 2./3.Ps Sg: <i>_ä_ vs. _V_</i>	7	Pos Präd: <i>_e vs. _Ø</i>	22
Gesamt: <i>der_e vs. der_en</i>	25	Präs 2./3.Ps Sg: <i>_i_ vs. _V_</i>	7	Präs 1.Ps Sg: <i><Ke vs. _e</i>	22
Konj I 2.Ps Sg: <i>_est vs. _st</i>	25	Prät: <i>_(e)te vs. _a_te</i>	7	Konj I 2.Ps Sg: <i>_est vs. _st</i>	20
Konj II 2.Ps Sg: <i>_est vs. _st</i>	25	Gen Sg: <i>_(e)s vs. _Ø</i>	6	Konj II 2.Ps Sg: <i>_est vs. _st</i>	20
Part II: <i>_en vs. _n</i>	25	Gesamt: <i>der_e vs. der_en</i>	6	Konj II: <i>_ä_ vs. _ö_</i>	20
Pos Präd: <i>_e vs. _Ø</i>	25	Komp Präd: <i>_Ker vs. _<Ker u.a.</i>	6	Gesamt: <i>der_e vs. der_en</i>	19

Quelle: Eigene Darstellung.

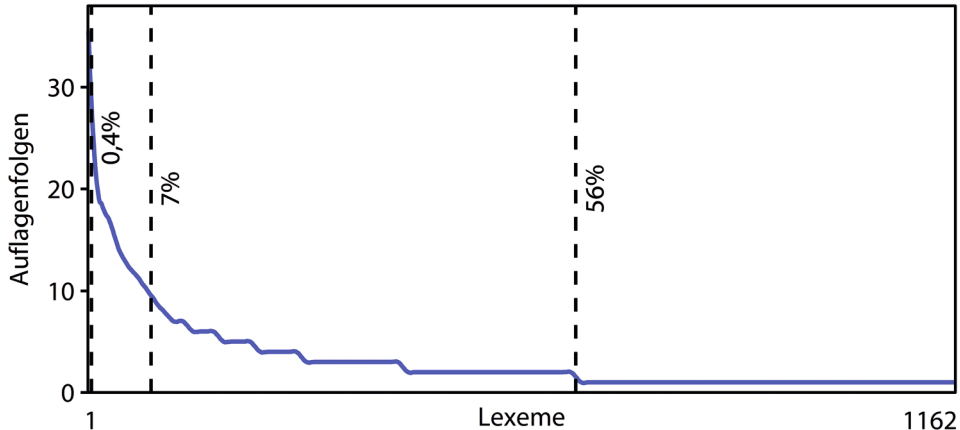
Umgekehrt sind insbesondere die Fälle als Indikatoren grammatikographischer Selektionsprozesse von Bedeutung, in denen Varianzfälle mit weitaus geringerer struktureller Reichweite – wie etwa die Alternanzen zwischen ganz bestimmten präteritalen Formmustern – von vielen Grammatiken als derart zentral bewertet werden, dass die Texte sie als gewissermaßen neuralgische Stelle von potenziellem Interesse in ihre Beschreibung integrieren. Hier lohnt es sich deshalb, nicht nur einen Blick auf die Varianzfälle zu werfen, sondern sich auch die gegebenenfalls mit ihnen verbundenen **Lexeme** anzusehen.

Welche Wörter werden von den Grammatiken also am häufigsten mit sprachlicher Variation in Verbindung gebracht?³¹⁹ In die Zählung sollen nur die Fälle eingehen, in denen Texte mindestens zwei Varianten zum selben flexionsmorphologischen Problem eines Lexems aufführen. Die bloße Nennung zweier Varianten zu verschiedenen flexionsmorphologischen Problemen eines Lexems, ohne dass diese in Konkurrenz zueinander gesetzt werden, reicht deshalb nicht aus, weil die Texte sich des Vorliegens von Variation in solchen Fall gar nicht bewusst sein müssen. Nach diesem Maßstab beurteilt, stellt sich die Spitze der **hochfrequenten Phänomene mit Kanoncharakter** noch einmal als wesentlich enger besetzt dar, als dies in Bezug auf Varianzfälle zu konstatieren war: Von insgesamt 1162 Lexemen, für die in den Grammatiken Formalalternativen angeführt werden, finden 508 (rund 44%) nur in einer Auflagenfolge Erwähnung, 84 (7%) geraten in den Fokus von zehn

³¹⁹ Ich werde hier nur auf die Fälle eingehen, die lexematisch erfasst wurden, für die also keine Metazweifelsfälle mit Metavarianten gebildet wurden (vgl. Kapitel 4.2.1.2).

oder mehr Reihen und nur ein verschwindend geringer Anteil von fünf Lexemen (0,4%) ist in mehr als jeder zweiten untersuchten Auflagenfolge präsent (Abbildung 65).

Abbildung 65: Anordnung der 1162 im Gesamtkorpus mit Variation in Verbindung gebrachten Lexeme nach Häufigkeit. Grundlage: 54 Auflagenfolgen.



Quelle: Eigene Darstellung.

Trotz der beträchtlich geringeren Zahl an Texten mit deutscher Metasprache schöpfen die entsprechenden Grammatiken aus einem größeren Lexemrepertoire (884) als die Publikationen im anglophonen Korpusteil (791). In Anbetracht dessen, dass Erstere gleichzeitig aber weniger Varianzfälle thematisieren (s.o.), kann darauf geschlossen werden, dass Variationsphänomene in den deutschsprachigen Veröffentlichungen mit mehr Lexemen verbunden, d.h. mit mehr strukturell gleichgearteten Beispielen illustriert werden.

Hinsichtlich der Übereinstimmung des Lexemrepertoires in den beiden Teilkorpora ist festzuhalten, dass englischsprachige und deutschsprachige Texte hier verhältnismäßig weiter voneinander entfernt sind als in Bezug auf Varianzfälle: 513 Lexeme werden von beiden Textgruppen bearbeitet, 371 nur von den deutschsprachigen und 278 nur von den englischsprachigen Grammatiken. Das bedeutet: Was die Auswahl der variationslinguistischen Strukturen (Varianzfälle) angeht, liegen die Teilkorpora enger beieinander; bezüglich der Auswahl an Lexembeispielen zu diesen Strukturen sind sie autonomer. Wie schon bei den Varianzfällen gibt es außerdem in den deutschsprachigen Grammatiken eine bedeutend größere Menge von Phänomenen, die sich mehr als die Hälfte der Reihen teilen (deutschsprachige Texte: 76 Lexeme bzw. 9% aller aufgerufenen Lexeme; englischsprachige Texte: vier Lexeme bzw. 0,5%). Der Kernbestand oder Kanon an variationslinguistisch relevanten Lexemen ist hier somit um ein Vielfaches breiter, als er sich im englischsprachigen Textbestand zeigt.

Im Einzelnen verbergen sich hinter den genannten Zahlen die folgenden Wörter: Die größte Verbreitung in Bezug auf das Gesamtkorpus (Tabelle 4) weisen die fünf Verben *senden* (vertreten in 38 Auflagenfolgen), *wenden* (35), *backen* (33), *sein* (31) und *schaffen* (28) auf, wobei ins Auge fällt, dass vier dieser Lexeme im Problemfeld der Partizipial- und Präteritalform anzusiedeln sind – wobei *schaffen* innerhalb des Korpus zusätzlich noch hinsichtlich des Konjunktiv II differenziert wird, *backen* hinsichtlich der Formen im

Konjunktiv II und der 2./3. Person Präsens. *Sein* wiederum spielt im Kontext verschiedener Elisionserscheinungen eine Rolle (darunter insbesondere bei Fragen zur *e*-Synkope in der 2. Person Singular und Plural der Konjunktive I und II)³²⁰. Bei den am häufigsten herangezogenen Lexemen des Gesamtkorpus handelt es sich also um die zu den beliebtesten Varianzfällen passenden Wortbeispiele (s.o.). Im Prinzip ist dies sicherlich zu erwarten, dennoch ist bemerkenswert, wie einheitlich die Grammatiken gerade diese Inhalte als erwähnenswert erachten. Bei Substantiven und Adjektiven sind demgegenüber weit weniger textuelle Konvergenzen zu konstatieren: In den Top Ten der flexionsmorphologisch schwankenden Lexeme für das Gesamtkorpus finden sich aus dem substantivischen Bereich nur *Friede(n)* (Grundform und Genitivflexion) sowie aus dem adjektivischen Feld *bläss* (möglicher Umlaut in den Komparationsformen) und *nah(e)* (*e*-Synkope im Prädikativ) – wobei zwischen den Auftretenshäufigkeiten dieser Wörter und denen der meistgenannten Verben ein größerer Abstand besteht.

Tabelle 4: Zehn häufigste Lexeme in Gesamtkorpus und Teilkorpora. Über dem Doppelstrich: kanonische Lexeme.

Gesamt	Auflagenf.	Deutschspr.	Auflagenf.	Englischspr.	Auflagenf.
<i>senden</i>	38	<i>backen</i>	7	<i>senden</i>	31
<i>wenden</i>	35	<i>bläss</i>	7	<i>wenden</i>	28
<i>backen</i>	33	<i>gären</i>	7	<i>backen</i>	26
<i>sein</i>	31	<i>Knäuel</i>	7	<i>sein</i>	26
<i>schaffen</i>	28	<i>senden</i>	7	<i>schaffen</i>	22
<i>Friede(n)</i>	23	<i>wenden</i>	7	<i>nah(e)</i>	19
<i>beginnen</i>	22	<i>beginnen</i>	6	<i>Friede(n)</i>	17
<i>melken</i>	22	<i>empfehlen</i>	6	<i>stehen</i>	17
<i>nah(e)</i>	22	<i>Friede(n)</i>	6	<i>beginnen</i>	16
<i>bläss</i> u.a.	21	<i>fromm</i> u.a.	6	<i>melken</i>	16

Quelle: Eigene Darstellung.

In den deutschsprachigen Korpustexten erscheinen darüber hinaus noch die Lexeme *gären* (konkurrierende Flexionsformen in Präteritum, Konjunktiv II und Partizip II) und *Knäuel* (Genusalternanz) in allen untersuchten Auflagenfolgen. Gerade der Umstand, dass diese beiden in Referenzkorpora an sich recht niedrigfrequenten Lexeme³²¹ in der deutschsprachigen Textgruppe von jeder einzelnen Reihe besprochen werden, zeigt abermals zum einen die inhaltliche Nähe zwischen diesen Grammatiken sowie zum anderen eventuell

³²⁰ Da die Grammatiken dem Verb *sein* (wie auch *tun*) generell eine Sonderrolle im verbalen Flexionssystem zusprechen und die in seinem Zusammenhang getroffenen Aussagen zur Lautelision deshalb nicht allgemein verbindlich auf weitere Verben übertragen werden können, wurde *sein* lexematisch, nicht meta-lexematisch erfasst. Man könnte auch sagen: Es wurden Meta-Varianten angelegt, die eben nur ein Lexem umfassen (vgl. die Übersicht zu Varianzfällen, Zweifelsfällen und Varianten im Anhang (II)).

³²¹ Beispielsweise ergibt die Suche nach *gären* samt seinen Flexionsformen im DWDS-Kernkorpus (1900-1999) verhältnismäßig niedrige Häufigkeitswerte zwischen 4,64 und 0,98 pMW (Treffer pro Millionen Wörtern bzw. Tokens), die nach *Knäuel* Werte zwischen 1,17 und 0,47 pMW.

auch die Wirkmächtigkeit einzelner Thematisierungstraditionen, die einigen Variationsphänomenen im Diskurs besondere Salienz verleiht.

Da wir auf Basis der einleitenden Überblicksanalysen Textgruppen unterschiedlicher Grade von Variationsaffinität (bedingt variationsaffin – verstärkt variationsaffin – in hohem Maße variationsaffin) voneinander abgrenzen können, besteht auch die Möglichkeit, sich versuchsweise nur auf die **bedingt variationsaffinen Auflagenfolgen** zu konzentrieren, so den Einfluss der besonders umfangreichen Texte zu umgehen und sich damit vor Augen zu führen, welche Phänomene so zentral erscheinen, dass selbst Grammatiken, die in Bezug auf Variation zurückhaltender sind, nicht umhin kommen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen (Tabelle 5).

Tabelle 5: Zehn häufigste Varianzfälle (links) und Lexeme (rechts) in den 37 bedingt variationsaffinen Auflagenfolgen des Korpus.

Nicht-Variationsaffine	Auflagenfolgen	Nicht-Variationsaffine	Auflagenfolgen
Imp Sg: <i>_e</i> vs. <i>_Ø</i>	25	<i>senden</i>	20
Gen Sg: <i>_es</i> vs. <i>_s</i>	22	<i>sein</i>	18
Part II: <i>_(e)t</i> vs. <i>_a_t</i>	20	<i>wenden</i>	17
Prät: <i>_(e)te</i> vs. <i>_a_te</i>	20	<i>backen</i>	16
Prät: <i>_(e)te</i> vs. <i>_u:_</i>	20	<i>schaffen</i>	12
Dat Sg: <i>_e</i> vs. <i>_Ø</i>	16	<i>Liter</i>	10
Gesamt: <i>das_</i> vs. <i>der_</i>	16	<i>Meter</i>	10
Part II: <i>_en</i> vs. <i>_n</i>	16	<i>nah(e)</i>	10
Part II: <i>_(e)n</i> vs. <i>_(e)t</i>	14	<i>Friede(n)</i>	8
Konj I 2.Ps Sg: <i>_est</i> vs. <i>_st</i> u.a.	13	<i>stehen</i> u.a.	8

Quelle: Eigene Darstellung.

Bei den Varianzfällen zeigen sich im Vergleich zwischen Gesamtkorpus und bedingt variationsaffinen³²² Texten nur kleinere Akzentverlagerungen: So verlieren etwa die Genitivflexion sowie Synkopierungserscheinungen in der Konjunktiv- und Partizipialflexion weniger an Einfluss als die übrigen gelisteten Strukturen und rücken deshalb im Ranking nach oben. Im Großen und Ganzen erweist sich die Zusammensetzung der Spitzengruppe aber als relativ stabil. Unabhängig von verschiedenen Graden der Variationsaffinität gilt demzufolge: Wenn Grammatiken von Variation sprechen, dann tun sie dies mit großer Wahrscheinlichkeit zumindest im Kontext von Imperativbildung, Genitivflexion und klar definierbaren Flexionsmustern der Präterital- und Partizipbeugung. Und auch hinsichtlich besonders verbreiteter Lexeme spiegeln die weniger variationsaffinen Texte in zentralen Punkten die Verhältnisse des Gesamtkorpus: Zwar gibt es hier ab Position sechs der Häufigkeitsrangfolge stärkere Veränderungen zum Gesamtkorpus, wobei Lexeme wie *Meter*, *Liter* und *stehen* von den Reduktionsprozessen in bedingt variationsaffinen Texten weniger betroffen zu sein scheinen als andere (darunter etwa die Wörter *beginnen*, *melken* und

³²² Zugrunde liegt den Betrachtungen entsprechend die Einteilung nach Variationsaffinität gemäß den Varianzfalldaten (Abbildung 57). Im Teilkorpus der bedingt variationsaffinen Texte sind in diesem Falle damit 60 englischsprachige Einzeltexte in 36 Auflagenfolgen sowie die zwei älteren Auflagen des *Grundrisses* von Eisenberg vertreten.

blass). Die fünf am häufigsten thematisierten Lexeme bleiben jedoch dieselben, wenngleich sich ihre Abfolge geringfügig ändert. Führen Grammatiken also Wörter ins Feld, um flexionsmorphologische Variation zu illustrieren, tun sie dies am ehesten anhand der Verben *senden*, *sein*, *wenden*, *backen* und *schaffen*. Es erscheint deshalb gerechtfertigt, zumindest die Gruppe der fünf am häufigsten genannten Varianzfälle und Lexeme zum **flexionsmorphologischen Grundkanon deutscher Grammatikographie** zu rechnen.

Tabelle 6: Häufigste Zweifelsfälle in den einzelnen Domänen. Berechnungsgrundlage: 54 Auflagenfolgen. Bei gleicher Frequenz wurden alle maximalfrequenten Zweifelsfälle der Domäne angeführt.

Domäne	Häufigster Zweifelsfall ³²³	Auflagenfolgen
Adj: -el/-en/-er	<i>teuerem vs. teuerm vs. teurem</i> <i>teueren vs. teuern vs. teuren</i>	13
Adj: Komp	<i>blasse(r_/st_) vs. blässe(r_/st_)</i>	21
Adj: Präd	<i>nah vs. nahe</i>	21
Sub: Akk & Dat	<i>SØ vs. Se</i>	32
Sub: Gen	<i>Ses vs. Ss</i>	35
Sub: Pl	<i>Jungen vs. Jungens vs. Jungs</i> <i>Mann vs. Mannen vs. Männer</i>	12
Sub: Genus & Gf	<i>Friede vs. Frieden</i>	23
Verb: Imp	<i>VbØ vs. Vbe</i>	43
Verb: Inf	<i>Vb[_V]en vs. Vb[_V]n</i>	9
Verb: Konj I	<i>seiest vs. seist</i>	25
Verb: Konj II	<i>wärest vs. wärst</i>	23
Verb: Part II	<i>gesendet vs. gesandt</i>	37
Verb: Präs	<i>back(s)t vs. bäck(s)t</i>	22
Verb: Prät	<i>sendete vs. sandte</i>	38
Verb: -el/-en/-er	<i>wander vs. wandere vs. wandre</i>	13
Verb: Gf	<i>häng- vs. hang-</i>	7

Quelle: Eigene Darstellung.

Vereint man für einen letzten Analyseschritt in diesem Problemzusammenhang schließlich lexematische Perspektive und Varianzfall-Perspektive, gelangt man wieder zurück zur Ebene der **Zweifelsfälle**, wo man sich vor dem Hintergrund des bereits Gesagten noch einen Überblick davon verschaffen kann, welche dieser nicht-binären Ordnungsstrukturen oberhalb von Varianten für das Gesamtkorpus im Kontext einzelner Domänen die gewichtigste Rolle spielen. Bedingt durch die unterschiedlich starke Präsenz der Domänen in den untersuchten Texten weisen die einzelnen Variantengruppen hierbei stark voneinander abweichende Frequenzen auf. Auf diese Weise geraten aber auch die flexionsmorphologischen Teilgebiete in den Fokus, die in den bisherigen Auswertungen von höherfrequenten Strukturen verdeckt wurden (Tabelle 6). Tendenzen dazu, ganz bestimmte Lexeme zur expliziten Thematisierung variationslinguistischer Strukturen heranzuziehen, gibt es demnach – in unterschiedlicher Ausprägung – in allen der untersuchten flexionsmorpho-

³²³ Zu den gewählten Beschreibungskonventionen für metalexematische Zweifelsfälle: S = Substantiv; Vb = Verb; [_V] = Stamm endet auf beliebigen Vokal. Für weitere Informationen siehe die Überblickstabelle im Anhang (II).

logischen Teilbereiche. Den metalexematisch zusammengefassten Zweifelsfällen (Dativ: *SØ* vs. *Se*; Genitiv: *Ses* vs. *Ss*) in der substantivischen Kasusflexion folgen im Übrigen mit einigem Abstand die lexematischen Zweifelsfälle *Nachbar* vs. *Nachbarn* (Dativ; verhandelt in 12 Auflagenfolgen) sowie analog *Nachbarn* vs. *Nachbars* (Genitiv; 13). Von Interesse könnte zudem sein, dass bezüglich des Stammvokalwechsels im Konjunktiv II der Zweifelsfall *be-gänne* vs. *begönne* (präsent in 22 Auflagenfolgen) die größte Dispersion im Gesamtkorpus zeigt.

Die tatsächliche Bandbreite an variationslinguistischen Inhalten, die in den untersuchten Texten eine Rolle spielen, kann durch diese punktuellen Beobachtungen natürlich nur angedeutet werden. Im besten Fall vermittelt diese kurze Übersicht aber zumindest einen Eindruck davon, wo die Textsammlung besonders stark von Konvergenzen geprägt ist und in welchen Themenblöcken selbst die meistverbreiteten Phänomene nur kleine Gruppen von Texten erreichen. Im Rahmen von Kapitel 5.3 werde ich noch einmal an diesen Punkt zurückkommen und auf ausgewählte Fragestellungen aus dem Teilbereich der Verbalflexion noch einmal gesondert eingehen.

5.1.2.4 Verwandtschaftsbeziehungen

Da diese Arbeit sich nicht zuletzt zur Aufgabe macht, variationslinguistische Betrachtungen, wo möglich, an eine intertextuelle Perspektive rückzubinden, soll im Folgenden auch versucht werden, auf Grundlage der bisher vorgestellten Ergebnisse eine neue Facette in die Diskussion um textuelle Nähe zwischen den Publikationen einzubringen. Da die Daten darüber, ob einzelne Texte Zweifelsfälle behandeln oder nicht, im Prinzip als binäre Merkmalsvektoren (der Art: Zweifelsfall 1: ja – ZF2: nein – ZF3: nein – ZF4: ja usw.) vorliegen und sich aus diesen Merkmalsvektoren für Grammatikpaarungen jeweils 4-Felder-Tafeln mit Übereinstimmungen und Nicht-Übereinstimmungen ableiten lassen, ist es möglich, hieraus **Ähnlichkeitskoeffizienten** zu errechnen, die einen rudimentären Kennwert dafür liefern, wie einheitlich zwei Grammatiken bei der Auswahl ihrer Zweifelsfälle vorgehen. Zurückgegriffen wurde zu diesem Zweck auf den sogenannten S-Koeffizienten von Jaccard, Rogers und Tanimoto, der sich im Wertebereich zwischen 0 (vollständige Nicht-Übereinstimmung) und 1 (vollständige Übereinstimmung) zweier Messereignisse bewegt und – im Gegensatz zu alternativen Berechnungsmethoden wie dem sogenannten ‚Simple matching‘-Koeffizienten – Übereinstimmung nicht auf Basis aller möglichen Merkmale (hier: Zweifelsfälle) relativiert, sondern nur auf Basis derer, die in mindestens einem der beiden verglichenen Vektoren (d.h. Texte) auftreten (vgl. Bortz/Schuster 2010: 455). Letzteres erscheint als Berechnungsgrundlage für die vorliegende Problemstellung schlüssiger, sind auf diese Weise doch auch hohe Ähnlichkeitsraten zwischen Texten möglich, die zwar nur wenige Varianten thematisieren, sich aber innerhalb ihres kleinen Datensamples weitestgehend parallel verhalten.

Tabelle 7: S-Koeffizienten zwischen Texten auf Basis der thematisierten Zweifelsfälle. Nicht gelistet sind alle Ähnlichkeitsmaße zwischen Texten derselben Auflagenfolge (Ausnahme: grau hinterlegte Relation DUD 1959-DUD 2009) sowie zwischen Ursprungstext und Übersetzung (Kombination LED-SGR).

Text 1	Text 2	gemeinsame Zweifelsfälle	nur in Text 1	nur in Text 2	S-Koeffizient
SCS 2004	WIS 1983	1	0	0	1
SWC 2012	SWI 2013	50	11	6	0,746268657
GRA 1987	REI 2001	5	5	1	0,454545455
GRA 1995	REI 2001	5	5	1	0,454545455
GRA 1990	REI 2001	5	5	1	0,454545455
MMH 2003	PAX 1986	17	18	3	0,447368421
MMH 1988	PAX 1986	17	19	3	0,435897436
MMH 2009	PAX 1986	16	17	4	0,432432432
JRG 1959	CUR 1964	302	140	268	0,425352113
OMA 1990	PAX 1986	13	13	7	0,393939394
DEM 1994	DIW 2002	13	5	18	0,361111111
HBU 2001	LED 1969	105	116	73	0,357142857
HBU 1975	LED 1969	102	108	76	0,356643357
DKL 2015	DRS 1994	16	19	10	0,355555556
DUD 1959	CUR 1964	351	437	219	0,348560079
HBU 2001	SGR 1978	97	124	60	0,34519573
HBU 1975	SGR 1978	94	116	63	0,344322344
HBU 2001	SGR 1965	97	124	62	0,342756184
DIW 2002	DON 2007	13	18	7	0,342105263
HBU 1975	SGR 1965	94	116	65	0,341818182
DRS 2004	DKL 2015	15	9	20	0,340909091
DRS 2004	MMH 2003	15	9	20	0,340909091
DUD 1966	CUR 1964	365	510	205	0,337962963
...
DUD 1959	DUD 2009	401	387	420	0,331953642
...
WEH 1970	WIS 1983	0	19	1	0

Quelle: Eigene Darstellung.

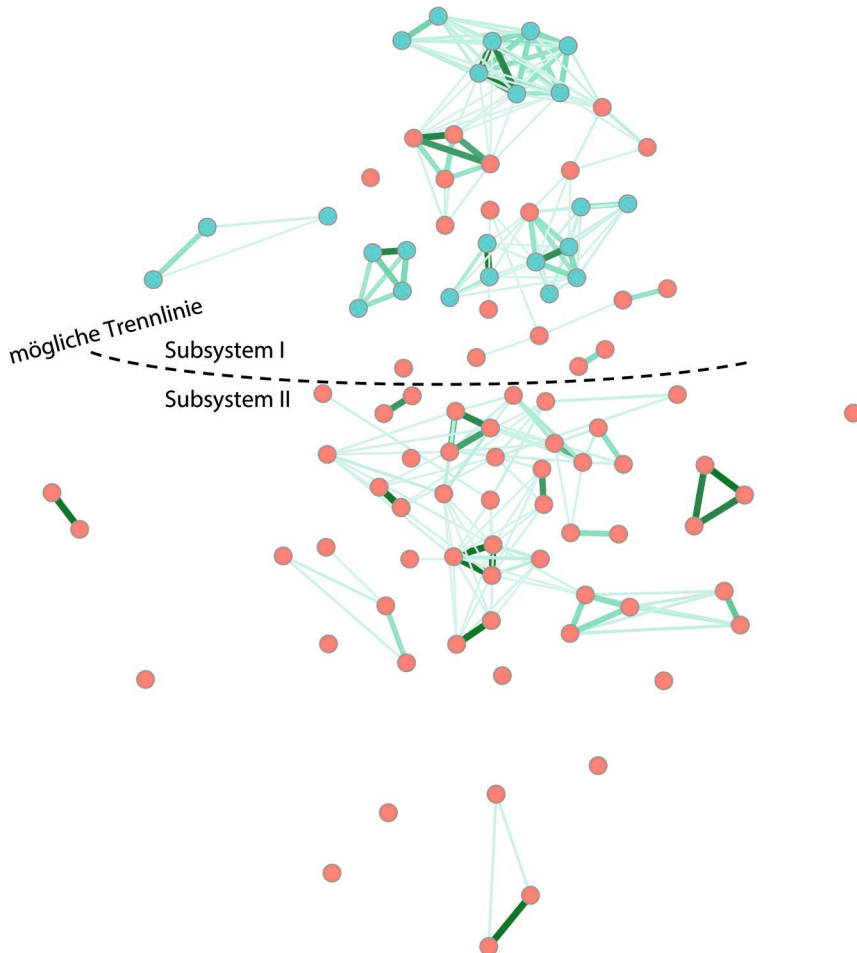
Einander am ähnlichsten sind vor diesem Hintergrund – abgesehen von zwei unterschiedlichen Publikationen desselben Autors (Swick 2012a und 2013) – die Zweifelsfallbestände in den Grammatiken von Schenke/Purcell und Willshaw, von Graves und Reimann sowie von Meech/Mitchell/Hepworth et al. und Paxton (Tabelle 7, siehe auch die nachfolgenden graphischen Umsetzungen der Netzwerkanalysen). In allen drei Fällen handelt es sich um Texte aus dem bedingt variationsaffinen Teilfeld des Korpus, wo durch Übereinstimmungen in Bezug auf wenige kanonische Phänomene bereits sehr hohe Näherwerte erzielt werden können. Umso bemerkenswerter ist es deshalb, dass beispielsweise auch die sehr umfangreichen Grammatiken von Jørgensen und Curme aufgrund von 302 geteilten und 408 nur in einem der beiden Texte vorkommenden Zweifelsfällen Ähnlichkeitswerte nahezu desselben Niveaus erreichen. In dieser Konstellation kann es nicht allein

um Konvergenzen in einigen wenigen variationslinguistischen Gemeinplätzen der deutschen Grammatikographie gehen, sondern es zeigt sich Deckungsgleichheit, die sich auch auf viel seltenere Inhalte erstrecken muss.

Ebenfalls starke Parallelen ergeben sich seitens der variationsaffineren Werke außerdem zwischen Helbig/Buscha und Lederer sowie zwischen den frühen Auflagen der Duden-Grammatik und Curme. Mit Blick auf Duden und Curme gehen die Ähnlichkeiten sogar so weit, dass die Duden-Grammatik von 1959 dem Werk von Curme, zumindest was die Auswahl flexionsmorphologischer Zweifelsfälle betrifft, letztlich näher steht als ihrer eigenen achten Auflage aus dem Jahr 2009 (in der Tabelle als Referenzwert grau hinterlegt). Dies wird im Kontext von Detailanalysen zu indirekten Verweisstrukturen noch von Gewicht sein (vgl. Kapitel 5.2.3), wobei sich für Curme und die erste Nachkriegsausgabe der Duden-Grammatik umfangreiche Übereinstimmungen im Repertoire der genutzten Zitate detektieren und als Indizien enger textgenetischer Verwandtschaft werten lassen. In diesem Zusammenhang muss aber vorsichtshalber darauf hingewiesen werden, dass angenommene indirekte Verweise und identifizierte Zweifelsfälle auf denselben Textpassagen fußen können, es sich also nicht um zwei vollends unabhängige Messverfahren zur Bestimmung textueller Nähe handelt. Ferner deutet sich in der Differenz der ersten und letzten untersuchten Duden-Grammatik an, dass es im Zuge ihrer Neuauflagen zu größeren Umstrukturierungsprozessen des Variantenrepertoires gekommen ist – eine Untersuchungsperspektive, der in Kapitel 5.2.1 weiter nachgegangen werden soll.

Speist man alle errechneten S-Koeffizienten als Kanten-Daten in das Netzwerk-Analysetool Gephi ein und überführt die so gewichteten Verbindungen zwischen Publikationen beispielsweise mit Hilfe des Algorithmus MultiGravity ForceAtlas 2 in einen zweidimensionalen Graph, in dem hohe S-Koeffizienten möglichst in räumliche Nähe übersetzt werden, ergibt sich folgendes Bild (Abbildung 66): In Bezug auf Konvergenzen der Zweifelsfallauswahl weist das Korpus **zwei Subsysteme** auf, in denen auch Texte konvergieren, die nicht zur selben Auflagenfolge gehören. Die anzusetzende Grenze entspricht dabei ziemlich genau der Trennlinie zwischen bedingt variationsaffinen und verstärkt variationsaffinen Texten, was rechnerisch zu einem gewissen Grad zu erwarten ist, da die S-Koeffizienten, wie beschrieben, Überschneidungen anhand von Elementen relativieren, die jeweils nur in einem der beiden Texte vorkommen. Vergleiche zwischen sehr großen und sehr kleinen Zweifelsfallsammlungen müssen entsprechend zu niedrigen Ähnlichkeitskoeffizienten führen. Zugleich steht umgekehrt hinter dem vorgefundenen Konnex von Quantität und Ähnlichkeit aber kein statistischer Automatismus: Die Thematisierung einer ähnlichen Zahl von Zweifelsfällen in zwei verglichenen Texten muss nicht notwendigerweise damit einhergehen, dass diese Texte auch tatsächlich dieselben Zweifelsfälle besprechen. Es gilt demnach: Quantitative Differenzen schließen zwar hohe Ähnlichkeitswerte aus, quantitative Äquivalenzen sind demgegenüber aber kein Garant für hohe Ähnlichkeitswerte. In diesem zweiten Punkt liegt schließlich auch der Mehrwert des S-Koeffizienten gegenüber den bereits vorgestellten quantitativen Überblicksanalysen (Kapitel 5.1.2.1).

Abbildung 66: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl. Rote Knoten: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken; Kanten gewichtet nach S-Koeffizienten (hellgrün bzw. dünne Linie: 0,25 → dunkelgrün bzw. dicke Linie: 1,0; gekennzeichnet sind der Übersichtlichkeit halber nur S-Koeffizienten mit Werten $\geq 0,25$).

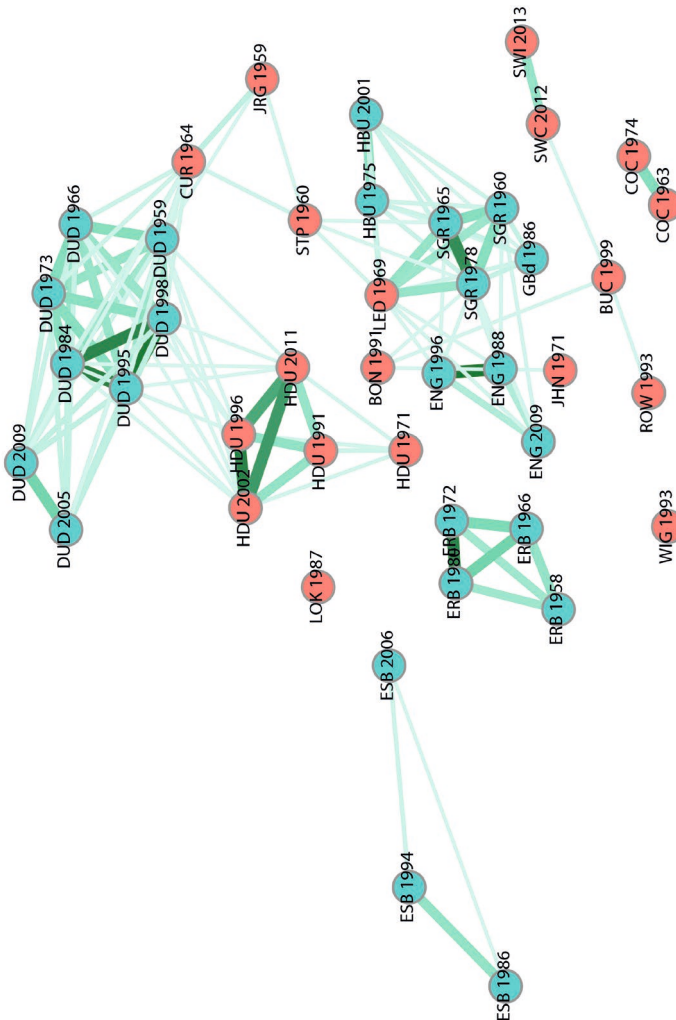


Quelle: Eigene Darstellung.

Aufschlussreicher, als Vergleiche zwischen den beiden sich abzeichnenden Subsystemen anzustellen, ist es deshalb, sich die genauen Verhältnisse *innerhalb* der beiden Teilfelder anzusehen: So kann für **Subsystem I** (Abbildung 67) beispielsweise beobachtet werden, dass insbesondere die nach 1991 herausgegebenen Auflagen der *Hammer-Grammar* Parallelen zu den Duden-Auflagen der Jahre 1959 bis 1998 aufweisen (S-Koeffizienz durchschnittlich $\sim 0,25$) und damit insgesamt eher der Duden-Sphäre anzugehören scheinen als den übrigen englisch- und deutschsprachigen Grammatiken des verstärkt und hoch variationsaffinen Bereichs (z.B. Lockwood, Stopp, Jørgensen oder Curme). Zugleich deutet sich an, dass die Grammatik von Stopp ein Bindeglied zwischen den enger mit dem Duden in Beziehung

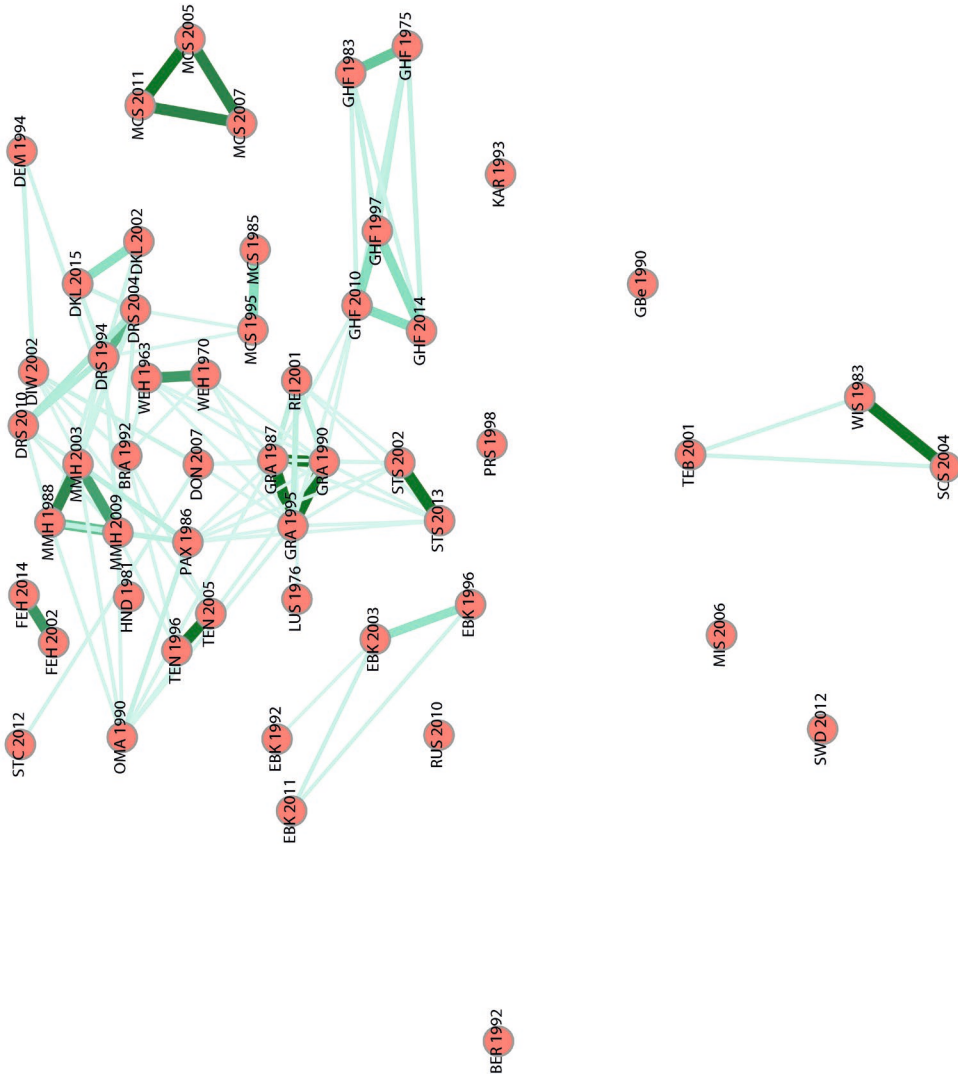
stehenden Werken von Curme (S-Koeffizient Stopp-Curme: 0,30) und Jørgensen (Stopp-Jørgensen: 0,27) sowie einem Konglomerat an Texten darstellt, zu dem unter anderem die ausgewiesenen DaF-Grammatiken von Schulz/Griesbach (samt Übersetzung von Lederer) und Helbig/Buscha sowie die Reihe der Engel-Grammatiken gehören (Stopp-Schulz/Griesbach: 0,26; Stopp-Lederer: 0,28). Besonders hohe Ähnlichkeitswerte innerhalb dieser Gruppe erreichen, wie weiter oben beschrieben, vor allem die Grammatikpaarungen Helbig/Buscha-Lederer und Helbig/Buscha-Schulz/Griesbach. Diesem Komplex angelagert sind wiederum mit Borgert/Nyhan, Johnson, Rowlinson, Buck und zwei Swick-Texten einige englischsprachige Texte aus dem verstärkt variationsaffinen Bereich, die im Prinzip einen Brücken-Komplex zwischen den Subsystemen I und II zwei bilden.

Abbildung 67: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl (Subsystem I, um 90° nach links gedreht).



Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 68: Textnetz auf Basis ähnlicher Zweifelsfallauswahl (Subsystem II, um 90° nach links gedreht).



Quelle: Eigene Darstellung.

Darüber hinaus finden sich in Teilsystem I einige Einzeltexte und Auflagenfolgen (Cochran/Conant, Eisenberg, Erben, Lockwood und Wightwick), die aufgrund von Verbindungen geringer Stärke nur vage mit den genannten Texten in Beziehung stehen. Insbesondere den Auflagen von Erben und Eisenberg, deren S-Koeffizienten zu allen anderen Texten des Korpus unterhalb des Wertes 0,17 liegen, kann hier eine Art Inselcharakter zugesprochen werden. Diese Grammatiken zeigen demnach deutlich, dass Quantität thematisierter Zweifelsfälle nicht unbedingt mit Vernetzung im Geflecht der Texte einhergehen muss. Wenn Erben wie Duden mit Rücksicht auf deren verstärkte Präsenz in expliziten

Verweisstrukturen Kernkodex-Status eingeräumt wurde (Kapitel 5.1.1.1), machen die Ähnlichkeitsanalysen nun sichtbar, dass es sich bei den zwei nahezu zeitgleich erstveröffentlichten Publikationsfolgen um relativ autonome Bereiche der deutschen Grammatikographie mit jeweils eigenen variationslinguistischen Schwerpunkten handelt (siehe dazu auch Kapitel 5.2.3).

Auch **Subsystem II** (Abbildung 68) weist in seiner Peripherie einige isoliertere Auflagenfolgen (Ashworth-Fiedler, Fehringer, Eckhard-Black/Whittle/Dodd et al., McLean/Sinclair/Clari/Airlie/ Amiot-Cadey) und Einzeltexte (Berlitz, Kars et al., Miell/Schenke, Price/Semple etc.) auf. Eine Besonderheit stellt in diesem Zusammenhang die Gruppe aus Tebbutt, Schenke/Seago und Willshaw dar, deren Texte jeweils nur ein bis drei Zweifelsfälle enthalten und damit gewissermaßen die Gemeinschaft der Grammatiken mit minimalen Sets an Varianten bilden. Dominiert wird Subsystem II aber von einem zentralen Gefüge von rund 36 Grammatiken, dessen Texte in der Spitze (d.h. konkret im Verhältnis von Graves und Reimann, Meech/Mitchell/Hepworth et al. und Paxton sowie Otto/Mattis und Paxton) auflagenfolgen-übergreifend die höchsten Ähnlichkeitswerte des gesamten Korpus erreichen (s.o.). Noch einmal sei darauf hingewiesen, dass es in diesem Bereich schwerer ist, weiterführende Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen zu ziehen, da die wenigen kanonischen Elemente hier großen rechnerischen Einfluss besitzen. Gleichsam kann zumindest festgehalten werden, dass auch bedingt variationsaffine Grammatiktexte in der Wahl ihrer Gegenstände verstärkt übereinstimmen. Angesichts des immensen Angebots an variationslinguistischen Phänomenen, das sich in den umfangreicheren Werken abzeichnet, ist dies alles andere als selbstverständlich.

Hiervon abgesehen besteht eine weitere wichtige Beobachtung auch in diesem Kontext darin, dass einige englischsprachige Grammatiken so stark mit den einschlägigen deutschsprachigen Werken verknüpft sind, dass es angebracht erscheint, in diesen konkreten Fällen nicht von zwei sprachlich getrennten Traditionslinien, sondern von einer einzigen auszugehen. Vor allem den Duden, für viele sicherlich das Aushängeschild der deutschen Grammatikographie, scheint zumindest vor dem Hintergrund der untersuchten Texte mitunter mehr an die englischsprachige Überlieferungslinie zu binden als an einige zeitgenössische Klassiker der muttersprachlichen Grammatikographie.

5.1.2.5 Semantische Subdifferenzierungen

Bevor die Analysen die flexionsmorphologische Untersuchungsebene verlassen, um sich vorübergehend der sozio-expressiven Bedeutungskomponente der Korpusphänomene zu widmen, muss noch ein Wort bezüglich des Graubereiches zwischen **deskriptiver Synonymie** und **intralexematischer Plesionymie** verloren werden. Wie in Kapitel 3.1.2.2 beschrieben, wurde die vorliegende Arbeit methodisch so angelegt, dass alle die flexionsmorphologischen Alternativen in den Fokus der Untersuchung geraten, für die mindestens ein Text keine deskriptive Unterscheidung vornimmt. Trennen alle Werke zwei Phänomene semantisch, gehen diese nicht in die Auswertungen ein. Für die bisher in den Erläuterungen erschienenen variationslinguistischen Einheiten gilt deshalb, dass sie zumindest von einer Grammatik in der Textsammlung als Bedeutungsäquivalente behandelt wurden. Dies impliziert zugleich aber auch, dass es in den Daten Elemente geben kann (und

tatsächlich gibt), für die einzelne Texte zwar semantisch nicht weiter differenzieren, andere jedoch durchaus eine Abweichung in der Bedeutung sehen. Es handelt sich also um Gegenstände, die, je nachdem auf welche Gewährstexte aus dem Korpus man sich beruft, einmal zu flexionsmorphologischen Varianten im engeren Sinne (gekennzeichnet durch Identität deskriptiver Bedeutung), einmal zu flexionsmorphologischen Varianten im weiteren Sinne (gekennzeichnet durch plesionyme Ähnlichkeitsrelationen) zu zählen sind.

Tabelle 8: Links: Am häufigsten subdifferenzierte Einheiten des registrierten Lexeminventars. Rechts: Semantische Subdifferenzierung der zehn am häufigsten thematisierten Lexeme (vgl. Tabelle 4). Grundlage: 54 Auflagenfolgen.

Lexem	Semant. diff.	Themat. gesamt	% diff.
<i>schaffen</i>	27	28	96,4%
<i>senden</i>	24	38	63,1%
<i>wenden</i>	17	35	48,5%
<i>gären</i>	11	16	68,8%
<i>Mann</i>	10	12	83,3%
<i>backen</i>	9	33	27,3%
<i>quellen</i>	9	10	90%
<i>stecken</i>	9	17	52,9%
<i>Teil</i>	9	17	52,9%
<i>weben</i>	9	16	56,3%

Lexem	Semant. diff.	Themat. gesamt	% diff.
<i>senden</i>	24	38	63,1%
<i>wenden</i>	17	35	48,5%
<i>backen</i>	9	33	27,3%
<i>sein</i>	0	31	0%
<i>schaffen</i>	27	28	96,4%
<i>Friede(n)</i>	0	23	0%
<i>beginnen</i>	0	22	0%
<i>melken</i>	1	22	4,5%
<i>nah(e)</i>	0	22	0%
<i>blass</i>	0	21	0%

Quelle: Eigene Darstellung.

Vor dem Hintergrund der 1162 **Lexeme**, die von den Korpus-texten insgesamt zum Gegenstand variationslinguistischer Betrachtung gemacht werden (s.o.), erscheint die Anzahl von 82 Lexemen (45 Substantive, 33 Verben und 4 Adjektive), für deren Flexionsformen bisweilen weitere semantische Unterschiede angesetzt werden, verschwindend gering. Dass es sich bei ihnen dennoch nicht um eine marginale Erscheinung handelt, zeigt sich schon bei einem kursorischen Blick auf die Lexeme, die von den Texten am häufigsten im Sinne intralexematischer Plesionymie semantisch subdifferenziert werden (Tabelle 8): Zu ihnen zählen mit *schaffen* (differenziert von 96,4% der Auflagenfolgen, die es behandeln), *senden* (63,1%), *wenden* (48,5%) und *backen* (27,3%) gleich vier Positionen aus den Gesamtkorpus-Top Ten der allgemein meistthematisierten Lexeme. Gerade für einige hochfrequente Phänomene befindet sich der Status als flexionsmorphologische Varianten damit im Grunde in der Schwebe. Man könnte mutmaßen, es handle sich hierbei um Formen, für die ein Bedeutungsunterschied entweder gerade etabliert oder abgebaut wird. Zumindest scheint es Sprachmaterial zu sein, das sich semantisch gesehen ‚in Bewegung‘ befinden. Bereinigt man die weiter oben präsentierte Lexem-Statistik (Tabelle 4) um derartige Fälle, geht beinahe die gesamte Spitze der potenziell kanonischen Inhalte verloren, da mit Ausnahme von *sein* alle Lexeme, die von über der Hälfte der Texte variationslinguistisch thematisiert werden, zuweilen semantisch subdifferenziert werden (Tabelle 9).

Tabelle 9: Häufigste variationslinguistisch thematisierte Lexeme des Gesamtkorpus (bereinigt um Fälle semantischer Subdifferenzierung).

Gesamt	Semantisch differenziert	Nennungen gesamt	Prozent differenziert	Nennungen bereinigt
<i>sein</i>	0	31	0%	31
<i>backen</i>	9	33	27,3%	24
<i>Friede(n)</i>	0	23	0%	23
<i>beginnen</i>	0	22	0%	22
<i>nah(e)</i>	0	22	0%	22
<i>bläss</i>	0	21	0%	21
<i>empfehlen</i>	0	21	0%	21
<i>melken</i>	1	22	4,5%	21
<i>Meter</i>	0	21	0%	21
<i>stehen</i>	0	21	0%	21
<i>schmal</i>	0	20	0%	20

Quelle: Eigene Darstellung.

Auffällig an der Liste der am häufigsten semantisch differenzierten Lexeme (Tabelle 8, links) ist außerdem, dass besonders oft Verben in der Bedeutung subdifferenziert werden. Noch deutlicher wird das Bild, wenn man die Daten etwas kleinschrittiger betrachtet und sich die am häufigsten subdifferenzierten **Zweifelsfälle** ansieht (Tabelle 10): Neben Formen von *wenden* und *senden*, deren Problematik in der Aufrechterhaltung oder dem analogischen Ausgleich des Rückumlauts fußt, überwiegen hier vor allem solche Varianten-Gruppen, die mit einem Schwanken zwischen starken und schwachen Flexionsmustern in Verbindung gebracht werden können (wie Konkurrenzformen in den Paradigmen von *schaffen*, *gären*, *backen*, *quellen*, *stecken*, *weben*, vgl. auch Kapitel 5.3.2).

Tabelle 10: Am häufigsten semantisch subdifferenzierte Zweifelsfälle. Grundlage: 54 Auflagenfolgen.

Zweifelsfall	Domäne	Semant. diff.
<i>geschaffen vs. geschafft</i>	Verb: Part II	25
<i>schaffte vs. schuf</i>	Verb: Prät	24
<i>gesandt vs. gesendet</i>	Verb: Part II	22
<i>sandte vs. sendete</i>	Verb: Prät	22
<i>gewandt vs. gewendet</i>	Verb: Part II	17
<i>wandte vs. wendete</i>	Verb: Prät	12
<i>gegärt vs. gegoren</i>	Verb: Part II	10
<i>gärte vs. gor</i>	Verb: Prät	10
<i>Mann vs. Mannen vs. Männer</i>	Sub: Pl	10
<i>schaffte vs. schüfe</i>	Verb: Konj II	10

Zweifelsfall	Domäne	Semant. diff.
<i>das Teil vs. der Teil</i>	Sub: Gen & Gf	9
<i>gewebt vs. gewoben</i>	Verb: Part II	9
<i>steckte vs. stak</i>	Verb: Prät	9
<i>webte vs. wob</i>	Verb: Prät	9
<i>gepflegt vs. gepflogen</i>	Verb: Part II	8
<i>gequellt vs. gequollen</i>	Verb: Part II	8
<i>haute vs. hieb</i>	Verb: Prät	8
<i>pflag vs. pflegte vs. pflog</i>	Verb: Prät	8
<i>quellte vs. quoll</i>	Verb: Prät	8
<i>gebackt vs. gebachen vs. gebacken</i> u.a.	Verb: Part II	7

Quelle: Eigene Darstellung.

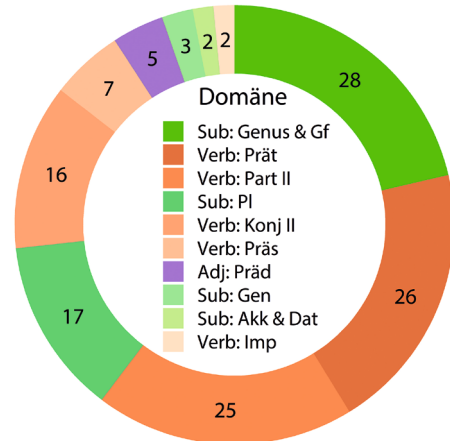
Ordnet man das Ganze noch den zugehörigen **Domänen** zu (Abbildung 69), ergibt sich in diesem Zusammenhang Folgendes: Von 132 flexionsmorphologischen Zweifelsfällen, für die die Grammatiken des Korpus bisweilen eine Trennung der Bedeutung vornehmen, entfallen 50 auf den substantivischen Bereich. Ins Gewicht fallen hier hauptsächlich die Domänen ‚Varianz in Genus und Grundform‘ sowie ‚Pluralbildung‘. Was die Kasusflexion anbelangt, sind sich die Texte in der Bedeutungstrennung somit entweder vollkommen einig (und jeweils *alle* Grammatiken differenzieren) oder intralexematische Plesionymie ist hier schlicht weniger von Belang. Der Eindruck, der sich diesbezüglich aus der Lektüre der Texte gewinnen lässt, spricht im Übrigen eher für Letzteres, woraus wiederum vorsichtig geschlossen werden kann, dass formale Differenzen in Plural und Genus eher den Drang zur semantischen Trennung von Einheiten triggern als Kasusvariation. Anders gesagt: Offenbar bauen nicht alle formalen Unterschiede gleichermaßen die **Erwartung**

semantischer Differenzierungen auf. Dass dem Genus als Wortkategorie hier größeres Gewicht zufällt, ist vielleicht die trivialere Komponente dieser Überlegungen, prägt das Axiom ‚ein Genus, ein Lexem; zwei Genera, zwei Lexeme‘ doch auch die sprachwissenschaftliche Theoriebildung sehr stark (vgl. Kapitel 4.2.1). Weit weniger trivial wäre es hingegen, wenn sich die These, dass sich semantische Einheiten eher auf Basis eindeutiger Pluralformen als eindeutiger Kasusformen formieren, an weiterführenden Untersuchungen belegen ließe, stellten solche Gedanken doch gewissermaßen den variationslinguistischen Beitrag zur Auslotung und Relativierung des konstruktionsgrammatischen Principle of No Synonymy (siehe dazu auch Kapitel 3.1.2.1.2 und 5.3.3) dar.

Ähnliche Verhältnisse zeigen sich im verbalen Bereich, wo ebenfalls einige Teilgebiete viel stärker von Subdifferenzierungen betroffen sind als andere: Insgesamt schwanken hier 76 Zweifelsfälle zwischen deskriptiver Äquivalenz und Bedeutungsunterscheidungen, darunter jedoch vor allem Flexionsformen aus den Domänen ‚Bildung des Präteritums‘, ‚Bildung des Partizip II‘ sowie ‚Bildung des Konjunktiv II‘. Eher marginalen Charakter haben die wenigen Fälle semantischer Subdifferenzierung im Bereich der Präsens- und Imperativflexion. Dabei sind es dort, nebenbei bemerkt, nie Apokopierungs- und Synkopierungsprobleme, die zur semantischen Unterscheidung zweier Formen führen, sondern in allen Fällen Stammvokalalternanzen bzw. Unsicherheiten in der Zuordnung eines Verbs zu schwachen oder starken Konjugationsmustern.

Adjektivische Problemfelder werden demgegenüber kaum mit weiteren semantischen Unterscheidungen verbunden. Alle fünf Zweifelsfälle, die in diesem Kontext semantischer Subdifferenzierung unterliegen, stammen aus der Domäne ‚Adjektiv: Prädikative Form‘, wo es ausschließlich um Fragen der *e*-Synkope geht. Probleme der verbalen Präterital-,

Abbildung 69: Anzahl der semantisch subdifferenzierten Zweifelsfälle je Domäne.



Quelle: Eigene Darstellung.

Partizipial- und Konjunktiv II-Flexion sowie Varianten der substantivischen Pluralflexion werden im Rahmen der abschließenden Detailanalysen in Kapitel 5.3.1 noch einmal aufgegriffen werden.

Tabelle 11: Anteil semantisch differenzierter Zweifelsfälle in den Einzeltexten des Korpus.

Grammatik	ZF gesamt	ZF mit sem. Diff.	ZF ohne sem. Diff.	Anteil sem. Diff.
REI 2001	6	4	2	66,7%
LUS 1976	9	4	5	44,4%
DRS 2004	24	7	17	29,2%
DRS 1994	26	7	19	26,9%
BUC 1999	87	21	66	24,1%
...
STP 1960	328	54	274	16,5%
...
DUD 1973	902	71	831	7,9%
...
WIS 1983	1	0	1	0%

Quelle: Eigene Darstellung.

Die (prozentual gesehen) größte Neigung zur semantischen Differenzierung von Formen, die in anderen Texten als Bedeutungsäquivalente behandelt werden, – und damit unter Umständen auch die niedrigste Toleranz für formale Variation innerhalb einer ausdrucksseitigen Einheit – zeigen die sowieso nur sehr bedingt variationsaffinen Grammatiken von Reimann (wobei 66,7% aller detektierten Zweifelsfälle subdifferenziert werden), Luscher/Schäpers (44,4%) und die zwei älteren Auflagen von Dreyer/Schmitt (29,2% bzw. 26,9%). Auf sie folgt als erste Publikation aus der variationsaffineren Gruppe Bucks *Concise German Grammar* (24,1%). Duden und Stopp erreichen mit 71 bzw. 54 semantisch subdifferenzierten Zweifelsfällen zwar die höchsten absoluten Werte, angesichts des von ihnen präsentierten, außerordentlich breiten Fundus an Phänomenen schlagen diese jedoch im Verhältnis nicht so stark zu Buche. 34 Texte nehmen hinsichtlich der infrage kommenden Zweifelsfälle darüber hinaus gar keine weiterführenden Bedeutungsunterscheidungen vor, wobei hierunter auch alle Grammatiken fallen, die die entsprechenden Phänomene erst gar nicht thematisieren. Eine umfassendere Übersicht zur Anzahl subdifferenzierter und nicht-subdifferenzierter Zweifelsfälle in den Einzeltexten bietet Anhang III.

5.1.2.6 Zwischenfazit

Versucht wurde, das Textangebot an Variationsphänomenen möglichst facettenreich aufzuarbeiten. Insgesamt ist diesbezüglich Folgendes festzuhalten: Ein besonderes Augenmerk variationslinguistischer Untersuchungen muss auf die Auswahl möglicher Quantifikationsverfahren gelegt werden. Wie gezeigt, werden hier bereits auf einer basalen Ebene entscheidende Weichen gestellt und Analyseergebnisse gegebenenfalls stark in Richtung einzelner

Bereiche verzerrt. So erweisen sich varianzfallbasierte Zählungen eher als verborientiert, was primär mit der größeren Anzahl von Feldern im Verbparadigma zusammenhängt. Variantenbasierte Quantifikation hingegen akzentuiert die Präsenz von substantivischen Problemfeldern im flexionsmorphologischen Kernbereich der Untersuchung. Dies wiederum kann damit erklärt werden, dass substantivische Varianzfälle im Durchschnitt mit einem etwas breiteren Repertoire an Lexemen verbunden werden, also eine größere Zahl differenter Beispiele identische Strukturen illustriert. Die Analysen spiegeln in diesem Punkt allgemeine Tendenzen metasprachlicher Darstellungen des Deutschen, in denen Substantive umso mehr Raum einnehmen, je stärker der Blick auf die Gegenstände von lexematischen Erwägungen geprägt wird (vgl. Hennig 2017: 33). Adjektivische Fragestellungen fallen demgegenüber hinsichtlich der vorgestellten Daten kaum ins Gewicht. Auch dies ist jedoch teilweise methodisch bedingt, da viele neuralgische Punkte adjektivischer Variation (wie die Frage nach Parallel- oder Wechselflexion) als primär syntaktisch konditionierte Phänomene aus den Analysen der vorliegenden Arbeit ausgeklammert wurden. Schon ein cursorischer Blick in die Texte zeigt jedoch, dass auf morphosyntaktischer Ebene adjektivische Flexionsprobleme durchaus eine wichtige Rolle in den Darstellungen spielen. Die Aufarbeitung entsprechender Verhältnisse bleibt deshalb ein wichtiges und zugleich vielversprechendes Forschungsdesiderat.

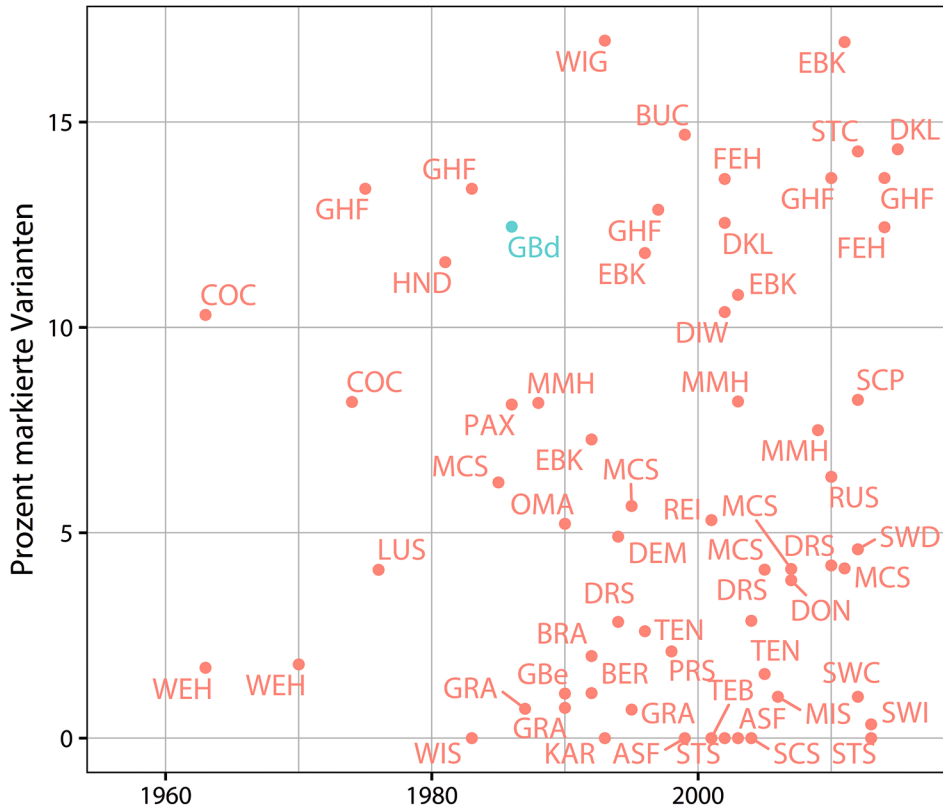
Mögliche Antworten auf die Frage, ob adjektivische, substantivische oder verbale Flexionsprobleme stärker im Fokus der Texte stehen, sind damit weitestgehend abhängig von der gewählten Untersuchungsperspektive und vorab gesetzten Prämissen. Vor diesem Hintergrund sollte Aussagen auf dieser abstrakten Ebene auch weniger Gewicht eingeräumt werden als Analyseergebnissen höherer Granularität, etwa den Untersuchungen zu Kanonisierungstendenzen. Hier zeigt sich in erster Linie, dass aus dem Pool aller verhandelten Gegenstände nur ein sehr kleiner Part als für einen Großteil der Texte relevant gelten kann. Die meisten registrierten Phänomene werden nur von einzelnen Publikationen besprochen, sind insofern für diese Grammatiken idiosynkratisch und deshalb wenig charakteristisch für das Korpus als Ganzes. Im entsprechend schmalen flexionsmorphologischen Grundkanon, der sich aus der Gesamtheit der Grammatiken destilliert lässt, sind seitens der Varianzfälle sowohl substantivische als auch verbale Problemfelder vertreten. Besonders prominent sind im Bereich der Substantivflexion Apokopierungs- bzw. Synkopierungsprobleme in Dativ und Genitiv sowie Genusalternanzen zwischen Neutrum und Maskulinum. Im verbalen Kontext liegt das Augenmerk der Texte neben Synkopierungserscheinungen des Imperativs (dem am weitesten verbreiteten Varianzfall der Untersuchung) auf bestimmten Strukturoppositionen der Präterital- und Partizip II-Bildung, die sich direkt mit den am häufigsten thematisierten Lexemen in Verbindung bringen lassen (*senden*, *wenden*, *backen*). Hierbei gilt zu beachten, dass nicht alle hochfrequenten Lexeme für die Untersuchung denselben Status besitzen und die einzelnen Wörter sich stark darin unterscheiden, wie häufig die Grammatiken ihren konkurrierenden Wortformen unterschiedliche deskriptive Bedeutungen zuschreiben: Während *backen* beispielsweise nur in einem Viertel der Fälle semantisch in verschiedene Linien getrennt wird, betrifft dies bei *senden* und *wenden* rund die Hälfte bis zwei Drittel aller Nennungen. Lexeme befinden sich demnach aus grammatikographischer Perspektive in verschiedenen Stadien semantischer

Disambiguierung, woran im weiteren Verlauf der Untersuchung noch einmal angeknüpft wird (Kapitel 5.3.3).

Unter den genannten Vorzeichen erweist sich das Untersuchungskorpus als Sammlung sehr heterogener Texte, die sich je nach Grad ihrer Offenheit gegenüber sprachlicher Variation verschiedenen Niveaus von Variationsaffinität zuordnen lassen. An der Spitze der Statistiken stehen dabei einige in hohem Maße variationsaffine (Hammer/Durrell, Jørgensen und Stopp) bzw. maximal variationsaffine Publikationen (Curme und Duden), die sich als ein besonderer Typus von Grammatik verstehen lassen, für den der Begriff der variationslinguistischen Problemgrammatik vorgeschlagen wurde. Das vorrangige Kompilationsprinzip dieser Texte besteht darin, Varianten zu akkumulieren, nicht zu exkludieren, was – so die Vermutung – entscheidend zur zentralen Position solcher Werke im Netz der intertextuellen Beziehungen beiträgt. Die breite Masse der Korpusbeiträge konzentriert sich jedoch auf die Bereiche der verstärkt und bedingt variationsaffinen Grammatiken, wobei das letztgenannte Feld nahezu ausschließlich von englischsprachigen Publikationen nach 1980 besetzt wird. Die Daten bilden damit wohl auch eine Entwicklung in den DaF-Grammatiken ab, in deren Zuge Mechanismen didaktischer Reduktion wachsende Bedeutung zukommt, was dafür sorgt, dass die anfangs geringere konzeptionelle Distanz zwischen deutschsprachigen und englischsprachigen Publikationen im Laufe des Untersuchungszeitraums anwächst. Völlig variationsaverse Grammatiken – und dies ist eine weitere entscheidende Beobachtung – enthält das Korpus indes nicht, jeder untersuchte Text geht zumindest punktuell auf die Möglichkeit von Formalalternativen zu identischen deskriptiv-grammatischen Inhalten ein.

Auf dem Fundament von Übereinstimmungen und Differenzen in den thematisierten Gegenständen lassen sich darüber hinaus auch abseits von Zitatstrukturen und N-Gramm-Suchen Verfahren zur statistischen Erhebung von Textnähe entwerfen, die unter anderem noch einmal eindringlich auf die Verflechtungen zwischen deutschsprachigen und englischsprachigen Publikationen des besonders variationsaffinen Bereiches hinweisen. Analysen thematisierter flexionsmorphologischer Varianten können so als direkte Ergänzung zu den in Kapitel 5.1.1 vorgestellten Methoden gelten. Und auch die unmittelbar nachfolgenden Überlegungen zur Markierungspraxis (Kapitel 5.1.3) profitieren von den vorgestellten Untersuchungen, sind diese doch notwendige Bestandsaufnahme des Materials, vor dessen Hintergrund sich metasprachliche Auszeichnungsprozesse erst entfalten.

Abbildung 71: Prozentualer Anteil diasystematisch markierter Varianten an thematisierten Varianten (Einzeltexte, die weniger als 20% der Varianten diasystematisch markieren).



Quelle: Eigene Darstellung.

Lässt man sortierende Einheiten (wie *UND*, *AUCH* etc.) sowie Informationen über Positionierung und Klammerung von Varianten vorübergehend beiseite, da beide einen etwas anderen Charakter als die übrigen Kategorien des Markierungsrasters tragen, versehen die Grammatiken (gemeint sind Einzeltexte) des Korpus durchschnittlich 17,5% (deutschsprachige Texte: 36,3%; englischsprachige: 11,6%) der von ihnen thematisierten flexionsmorphologischen Varianten mit diasystematischen Markierungen im engeren Sinne (vgl. Kapitel 4.2.3).³²⁵ Wie bei allen zuvor besprochenen Kennwerten, die sich auf die Gesamtheit der Texte beziehen, verbirgt sich auch hinter diesem Mittelwert im Detail ein sehr disparates Feld an Einzeltext-Werten. So kommen acht der 99 untersuchten Grammatiktexte völlig ohne diasystematische Markierungen aus, während andere Texte – insbesondere Curme

³²⁵ Hierbei werden einzelne Textabschnitte, die sich mit denselben Phänomenen befassen, pro Einzeltext aufsummiert. Die Zahlen referieren also auf Types von Variante-Markierung-Zuordnungen, nicht auf Variante-Markierung-Token. Außerdem wurden Varianten, die mehrfach markiert wurden, für den genannten Prozentwert nur einmal gezählt, um eine Überrepräsentation einzelner, in mehreren Dimensionen differenzierter Varianten zu vermeiden.

(55,1%), Duden (1973: 53,7%) und Durrell (2011: 52,6%) – zu mehr als jeder zweiten besprochenen Variante auch zusätzliche sozio-expressive Informationen liefern (Abbildungen 70 und 71).

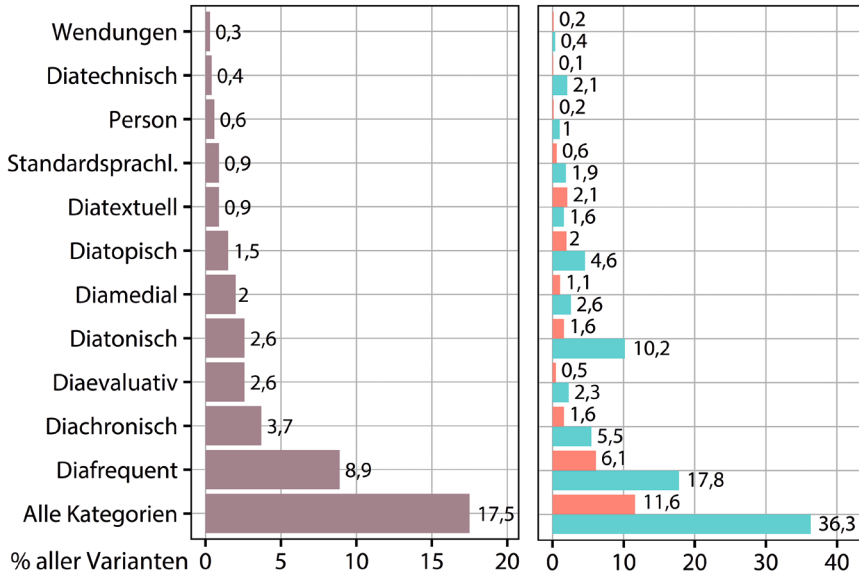
Im Abgleich mit den weiter oben geschilderten Daten zur quantitativen Thematisierung von Variation (Kapitel 5.1.2.1 und 5.1.2.2) wird dabei deutlich, dass es einen starken Zusammenhang zwischen der bloßen Anzahl der thematisierten Varianten und dem Gebrauch diasystematischer Markierungen gibt: Die markierungsfreundlichsten Texte sind nahezu ausnahmslos auch die Darstellungen, die zugleich die meisten Varianten besprechen. Vor diesem Hintergrund gewinnt auch der weiter oben angerissene Begriff der **variationalinguistischen Problemgrammatik** (vgl. Kapitel 5.1.2.2) weiter an Kontur: Publikationen wie Curme, Duden oder Hammer/Durrell, die unter quantitativer Perspektive als variationsaffin gelten können, neigen auch mit größerer Wahrscheinlichkeit als andere Texte dazu, diese Konkurrenzformen qualitativ aufzuarbeiten, indem sie sie im sprachlichen Diasystem verorten.³²⁶ Varianten anzubieten, ohne diese im nächsten Schritt metasprachlich-argumentativ einzuordnen, ist für die hoch variationsaffinen Werke unter den untersuchten Grammatiken offenbar kein gangbarer Weg. Auf den ersten Blick mag es in den vorgestellten Statistiken so aussehen, als hätten andere Texte des Korpus mit unmarkierten Flexionskonkurrenzen weniger Probleme: Die englischsprachigen Grammatiken, die eine sehr geringere Zahl von Varianten aufarbeiten (z.B. Ashworth-Fiedler, Berlitz, Graves, Schenke/Seago, Willshaw u.a.), kommen auch prozentual gesehen mit weniger markierten Varianten oder sogar ganz ohne diasystematische Kennzeichnungen aus. Dies liegt jedoch mutmaßlich daran, dass diese Werke zumeist nur *eine* der möglichen Varianten in ihre Darstellungen aufnehmen (siehe die entsprechenden Zweifelsfallzahlen, Kapitel 5.1.2.2) und deshalb nicht darauf angewiesen sind, formale Unterschiede durch Zusatzinformationen zu disambiguieren. Im Prinzip scheint somit hinter den Daten zu variationsaffinen und weniger variationsaffinen Texten dasselbe grammatikographische Darstellungsprinzip zu wirken: Die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer flexionsmorphologischer Alternativen im Text triggert metasprachliche Differenzierungsprozesse – oder anders gesagt: Die Bezugnahme auf mehrere Elemente mit gleicher deskriptiver und grammatischer Bedeutung macht im grammatikographischen Rahmen verstärkt eine Art Rechtfertigung dieser Elemente durch die Zuteilung spezifischer sozio-expressiver Eigenschaften erforderlich (siehe auch Kapitel 5.3.3). Grammatiken agieren demzufolge zu großen Teilen auf Basis des Goldberg'schen Principle of No Synonymy bzw. des Clark'schen Principle of Contrast: „Every two forms contrast in meaning“ (Clark 1987: 2), zumindest wenn man die beiden Prinzipien vor dem Hintergrund eines sozio-expressiv erweiterten Semantikmodells betrachtet.

Damit ist jedoch noch nicht geklärt, welche Koordinatensysteme genau von den Texten für Kontrastierungen zurate gezogen werden. Entsprechend stellt sich die zusätzliche Frage:

³²⁶ Dies stützt auch die Beobachtungen Banholds (2016: 173) zum Selektions- und Markierungsverhalten aktueller wissenschaftlicher Grammatiken und Schulgrammatiken: „In wissenschaftlichen Grammatiken finden sich normative Handlungen nur sehr selten auf der Ebene der Variantenselektion. Erklärt wurde dies damit, dass in wissenschaftlichen Grammatiken Varianz innerhalb der standardsprachlichen Norm thematisiert wird. [...] Wissenschaftliche Grammatiken wollen [...] zuvorderst informieren, und dieses dominante Ziel schlägt sich im Auftreten normativer Handlungen nieder.“

Welche **diasystematischen Markierungsklassen** (siehe Kapitel 4.2.3) prägen die metasprachlichen Argumentationen der Grammatiken mehr, welche weniger?

Abbildung 72: Verhältnis markierter Varianten zu thematisierten Varianten nach diasystematischen Kategorien. Durchschnitt der Prozentwerte aller Einzeltexte (inklusive Nullwerte, d.h. einschließlich der Grammatiken, die die entsprechende Dimension nicht zur Markierung nutzen). Rot: englischsprachige Texte; blau: deutschsprachige Texte.



Quelle: Eigene Darstellung.

In Bezug auf die durchschnittlichen prozentualen Anteile an allen thematisierten Varianten setzen sich diafrequente Urteile klar von allen übrigen Formen der Markierung ab (Abbildung 72). Im Mittel versehen die Grammatiken des Korpus 8,9% ihrer Gesamtvarianten mit Auszeichnungen aus diesem Bereich und machen Häufigkeitsangaben auf diese Weise zu den metasprachlichen Informationseinheiten, auf die man in Verbindung mit sprachlichem Zweifel bzw. Formalalternativen mit großem Abstand am häufigsten stößt.³²⁷ Erhöhte Werte erreichen darüber hinaus noch diachronische (3,7%), diaevaluative (2,6%) und diatonische (2,6%) Zuordnungen, wohingegen feste Wendungen (0,3%), diatechnische Markierungen (0,4%) und Personenangaben (0,6%) insgesamt betrachtet nur verhältnismäßig selten zur Beschreibung von Varianten herangezogen werden.³²⁸ Deutschsprachige und englischsprachige Publikationen weichen dabei in ihrem Markierungsverhalten an einigen Stellen beträchtlich voneinander ab, worauf im Folgenden noch weiter eingegangen werden wird.

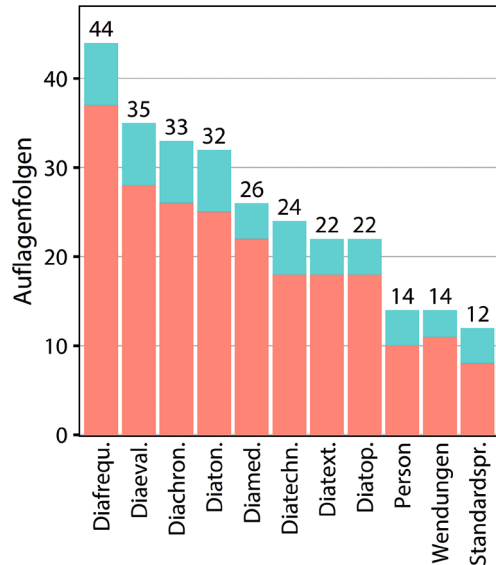
³²⁷ Wobei diafrequente Markierungen, die sich auf andere diasystematische Informationen beziehen und diese gewissermaßen als Meta-Marker modifizieren, hier gar nicht eingerechnet sind (siehe die entsprechenden Erläuterungen in Kapitel 4.2.3).

³²⁸ Hierbei sind, nebenbei gesprochen, auch Mehrfachmarkierungen möglich, einzelne Varianten, die innerhalb eines Textes mit verschiedenen Dimensionen verknüpft werden, können also mehrfach in die Statistik eingehen.

Da besonders variationsfreundliche Texte in den vorgestellten Daten schwerer ins Gewicht fallen als Texte, die weniger Varianten besprechen, ist es an dieser Stelle auch aufschlussreich, zusätzlich zu eruieren, in wie vielen Auflagenfolgen die jeweiligen Kategorien berücksichtigt werden, d.h. in anderen Worten: wie weit verbreitet es in den Korpus-Texten ist, Variation nach den verschiedenen diasystematischen Ordnungsgedanken zu konzeptualisieren. Auch von dieser Warte aus betrachtet sind es vor allem diafrequente Informationen, die in einem Großteil der Texte Verwendung finden (Abbildung 73). Entsprechende Markierungen treten in 37 der 54 Auflagenfolgen des Korpus auf, es handelt sich bei ihrer prominenten Rolle im Markierungsraaster also um kein Phänomen, das sich allein aus den Verhältnissen und Daten einzelner sehr variationsaffiner Veröffentlichungen ergibt. Von relativ vielen Texten genutzt werden außerdem diaevaluative (28), diachronische (26), diatonische (25) und diamediale (22) Markierungen; nur geringe Relevanz scheinen die untersuchten Grammatiken hingegen den Besonderheiten von Redewendungen (11), dem Sprachverhalten bestimmter Personen (10) sowie dem Maßstab der Standardsprachlichkeit (8) einzuräumen. Besonders die offensichtlich geringe Präsenz von **Standardsprache-Urteilen** in den grammatikographischen Argumentationen ist es dabei wert, genauer unter die Lupe genommen zu werden.

Interessant ist an dieser Stelle der Vergleich mit den weiter oben vorgestellten prozentualen Mittelwerten (Abbildung 72): Wenn Standardsprachlichkeit dort etwas mehr Einfluss auf metasprachliche Verhandlung von Phänomenen zu haben scheint bzw. einen höheren Rang innerhalb der Dimensionen einnimmt als in Bezug auf die entsprechenden Auflagenfolgenzahlen, dann zum einen tatsächlich deshalb, weil einige Grammatiken, die wie Duden und Hammer/Durrell Standardsprache-Urteile in ihre Darstellungen inkorporieren, hier sehr schwer wiegen und noch dazu gleich in mehreren Auflagen in die Einzeltext-Statistik eingehen. In Dispersionsanalysen auf Basis von Auflagenfolgen hingegen wird dieses Ungleichgewicht zwischen nur in einer Auflage vorliegenden Einzeltexten und Reihen von Einzeltexten nivelliert. Zum anderen lassen sich die Rangfolgeunterschiede zwischen Einzeltext-Varianten-Zählweise und Auflagenfolgen-Zahlweise aber auch damit erklären, dass die Kategorie der Standardsprachlichkeit in den acht Fällen, in denen Auflagenfolgen sie bemühen, jeweils auf verhältnismäßig viele Varianten angewendet wird und so trotz geringer absoluter Dispersion auf erhöhte Prozentwerte kommt. Gegenteiliges gilt im Übrigen für die Kategorie des Diatechnischen: Sie wird zwar von vielen Texten

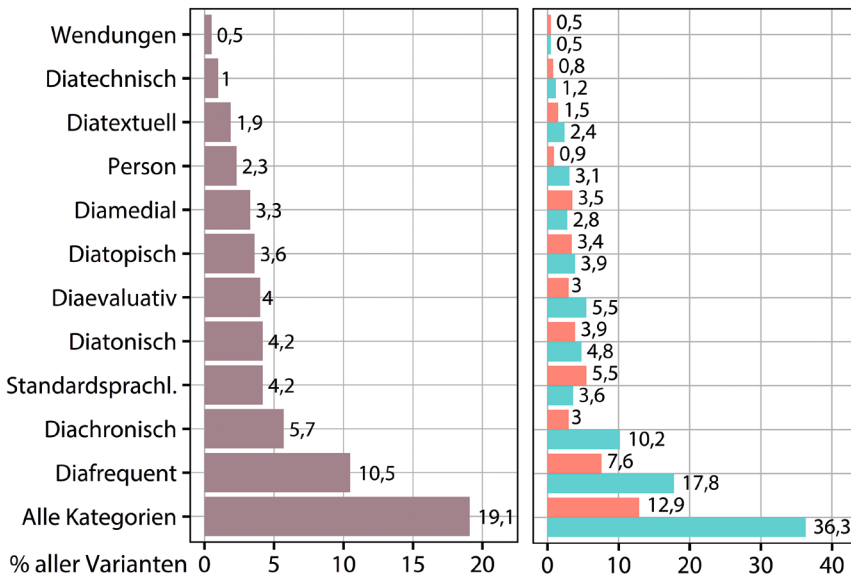
Abbildung 73: Häufigste diasystematische Markierungen nach Oberkategorien. Grundlage: 54 Auflagenfolgen.



Quelle: Eigene Darstellung.

verwendet, jedoch innerhalb dieser Texte nur mit wenigen Varianten verbunden. Noch deutlicher tritt dieser Effekt hervor, wenn man das Verhältnis von markierten Varianten zu thematisierten Varianten nur auf Basis der Einzeltexte errechnet, von denen die entsprechenden diasystematischen Oberkategorien auch tatsächlich aufgegriffen werden (Abbildung 74): Hier steht Standardsprachlichkeit mit 4,2% an markierten Varianten sogar auf Platz drei der bedeutendsten Markierungsdimensionen und prägt die auf sie referierenden Texte somit in etwa dem gleichen Maße, in dem auch die diatonische, diaevaluative oder diatopische Dimension die mit ihnen arbeitenden Grammatiken beeinflussen. Konkret heißt dies also: Wenn Texte des Korpus explizit Bezug auf Standardsprachlichkeit als Markierungskategorie nehmen, ist sie keine marginale Erscheinung, sondern als gleichwertige Komponente in das sozio-expressive Bewertungsraster der Texte integriert.

Abbildung 74: Verhältnis markierter Varianten zu thematisierten Varianten nach diasystematischen Kategorien. Durchschnitt der Prozentwerte aller Einzeltexte (exklusive Nullwerte). Rot: englischsprachige Texte; blau: deutschsprachige Texte.

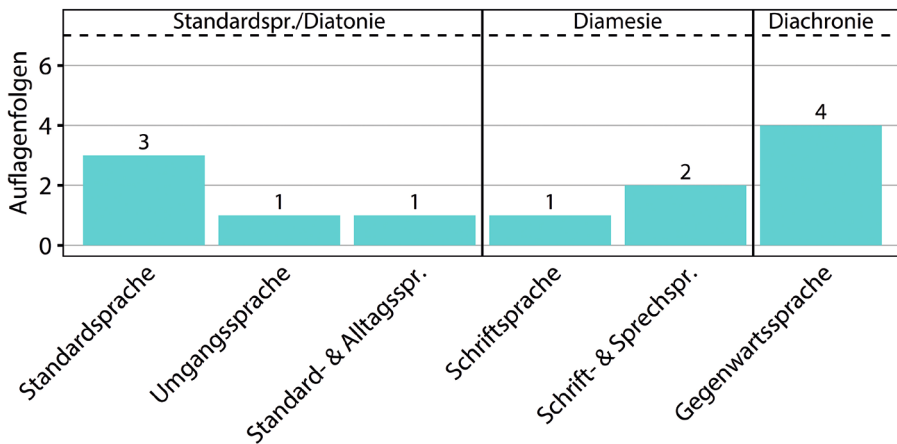


Quelle: Eigene Darstellung.

Dass Standardsprachlichkeit dennoch nur in acht der untersuchten Auflagenfolgen eine Rolle spielt, scheint überraschend – muss aber nicht automatisch darauf zurückzuführen sein, dass diese Kategorie für die anderen Einzeltexte und Textreihen gänzlich irrelevant ist. Ebenso wäre es möglich, dass es sich bei ihr schlicht um den unmarkierten Basiswert vieler Darstellungen handelt, der deshalb nur in Ausnahmen expliziert werden muss (siehe Kapitel 3.1.3.2 und 4.1.4.1). Weitere Indizien in dieser Angelegenheit liefert ein erneuter Blick in die Einleitungen, jeweils aktuellen Vorworte und Umschlagtexte der Grammatiken: Hier geben drei von sieben deutschsprachigen Auflagenfolgen an, ihre Beschreibung primär an der **Zielvarietät** Standardsprache (bzw. Hochsprache) auszurichten (Abbildung 75), wobei es sich bei zweien davon (Duden und Erben) zugleich um Texte handelt, die auch

Markierungen aus der Kategorie der Standardsprachlichkeit für ihre Beschreibungen nutzen. Helbig/Buscha wiederum geben in den einleitenden Passagen ihrer Texte zwar explizit an, sich an der Standardsprache auszurichten, nutzen Markierungen aus dieser Klasse aber innerhalb des Textes nicht zur Differenzierung thematisierter flexionsmorphologischer Varianten. Zumindest für diese drei Publikationen des deutschsprachigen Teilkorpus scheint es demnach nicht gänzlich abwegig, anzunehmen, dass das Fehlen von Markierungen eine Variante implizit als standardsprachlich kennzeichnen könnte.

Abbildung 75: Angaben zur Zielvarietät der grammatischen Darstellungen in den deutschsprachigen Auflagenreihen des Korpus.



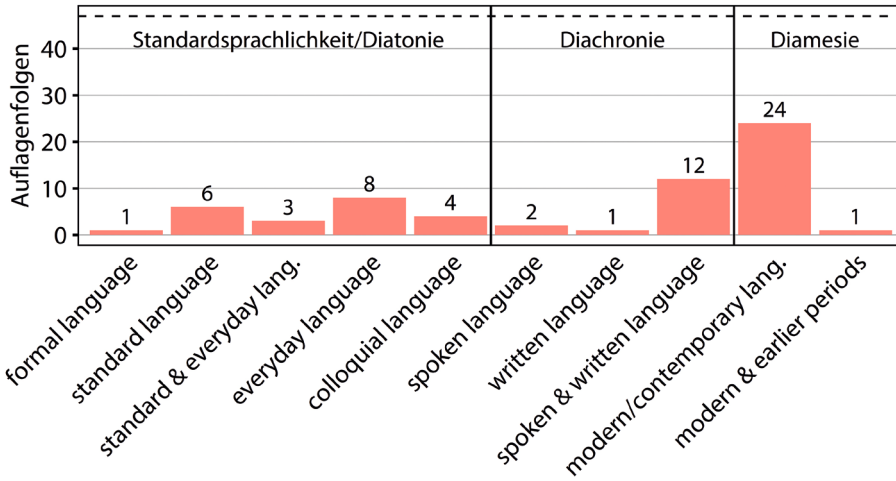
Quelle: Eigene Darstellung.

Verzichten die Texte hingegen auf entsprechende Aussagen in ihren Einleitungen etc., werden Annahmen bezüglich der angestrebten Basis-Varietät sehr spekulativ. Eisenberg etwa nutzt zwar partiell Auszeichnungen aus dem Bereich der Standardsprachlichkeit, um über Varianten zu sprechen, legt seine Grammatik in den einführenden Darstellungen aber ganz bewusst nicht eindeutig auf diese Varietät fest. Auch Griesbach (1986) positioniert sich diesbezüglich nicht. Engel gibt unterdessen Standard- *und* Alltagssprache als Zielgrößen seiner Beschreibung aus, Schulz/Griesbach konzentrieren sich gar auf die Umgangssprache als Basis-Varietät. Spätestens im letzten Fall wäre die Hypothese, der Verzicht auf Markierungen sei grundsätzlich mit Standardsprachlichkeit gleichzusetzen, also wohl falsch. Selbst eine grundsätzliche Ausrichtung an standardsprachlichen Gegenständen bedeutet indes nicht, dass sich die entsprechenden Grammatiken anderen Varietäten gegenüber verschließen. So ist etwa die Duden-Grammatik zumindest theoretisch darum bemüht, auch nicht-standardsprachlichen Phänomenen einen (sekundären) Platz in ihren Beschreibungen einzuräumen (vgl. Kapitel 5.1.3.3):

Diese Grammatik beschäftigt sich vornehmlich mit der Struktur der *Hochsprache*. [...] Während die Hochsprache vornehmlich im guten Schrifttum existiert, gibt es neben ihr andere Schichten der Gemeinsprache, die weithin nur als gesprochene Sprache erscheinen. Zu ihnen gehört zunächst die *Alltagssprache* jener Kreise, denen es auf ein gutes und korrektes Deutsch ankommt. [...] Neben der hochsprachlichen

und der Alltagssprachlichen Schicht gibt es noch eine dritte ausgeprägte Schicht, die wir mit dem Terminus *Umgangssprache* bezeichnen. Die Träger dieser Sprachschicht sind im Hinblick auf Satzbau, Flexion und Wortwahl sehr weitherzig. [...] Der Maßstab für eine deutsche Grammatik, die nicht nur wissenschaftlich beschreibend, sondern beratend und richtungweisend sein will, muß deshalb die hochsprachliche Norm bleiben. Da aber Alltagssprache und Umgangssprache bis in die dichterischen Werke hinein Eingang gefunden haben, war es gelegentlich notwendig, die dort auftretenden Abweichungen von der hochsprachlichen Norm zu vermerken und auf landschaftliche Besonderheiten hinzuweisen. (Duden 1966: 25–26)

Abbildung 76: Angaben zur Zielvarietät der grammatischen Darstellungen in den englischsprachigen Auflagenreihen des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Die englischsprachigen Texte des Untersuchungskorpus tendieren demgegenüber häufig zu einer Position, die der Schulz/Griesbachs ähnelt: Formale und standardsprachliche Varietäten werden hier insgesamt seltener explizit zum zentralen Gegenstand der Beschreibung erklärt als Vorstellung einer ‚everyday language‘ und ‚colloquial language‘ (Abbildung 76). Hinzu kommt, dass sich auch hinter dem Etikett *standard language* im Englischen informelle (gegebenenfalls umgangssprachliche) Sprachebenen verbergen können (vgl. Kapitel 3.3.3 und 5.1.3.3), so etwa, wenn Durrells Grammatik von 1996 im Umschlagtext mit folgenden Worten beworben wird: „Unrestricted by the formal written language, it is firmly based on current usage rather than prescription, covering all the main grammatical phenomena of German and embracing regional variations and registers of the modern standard language“. Everyday language und standard language zusammen als Zielvarietät desselben Textes zu setzen, wie es drei Auflagenfolgen tun, ist vor diesem Hintergrund kein Widerspruch.

Das Unbehagen an einer Engführung auf die Zielvarietät des Standards sowie eine gewisse Skepsis gegenüber formellen Varietäten hat hierbei in der englischsprachigen Grammatikographie des Deutschen eine lange Geschichte und wird, wie in den folgenden Aus-

sagen von Curme, auch zum Kernkritikpunkt, wenn es um die Bewertung des muttersprachlichen Grammatikdiskurses geht:

Altho, in general, matters pertaining to style belong to rhetoric, a large number of the points in question belong strictly to grammar. [...] The conservative literary language clings to old grammatical forms, while colloquial speech prefers newer, more regular ones. Foreigners are particularly liable to stumble here and the native German grammarian in his quite uniform recommendation of the older more dignified inflection may lead English-speaking students astray. The conservative German grammarian may be pardoned for his zeal in defending the decaying forms of the language. To the foreigner, however, who is not able, as is a native, to discover the misguided enthusiasm of the grammarian, many of these lauded forms are very misleading, as they represent the language of the past, or of poetry, or elevated discourse. (Curme 1922/1964: vi)

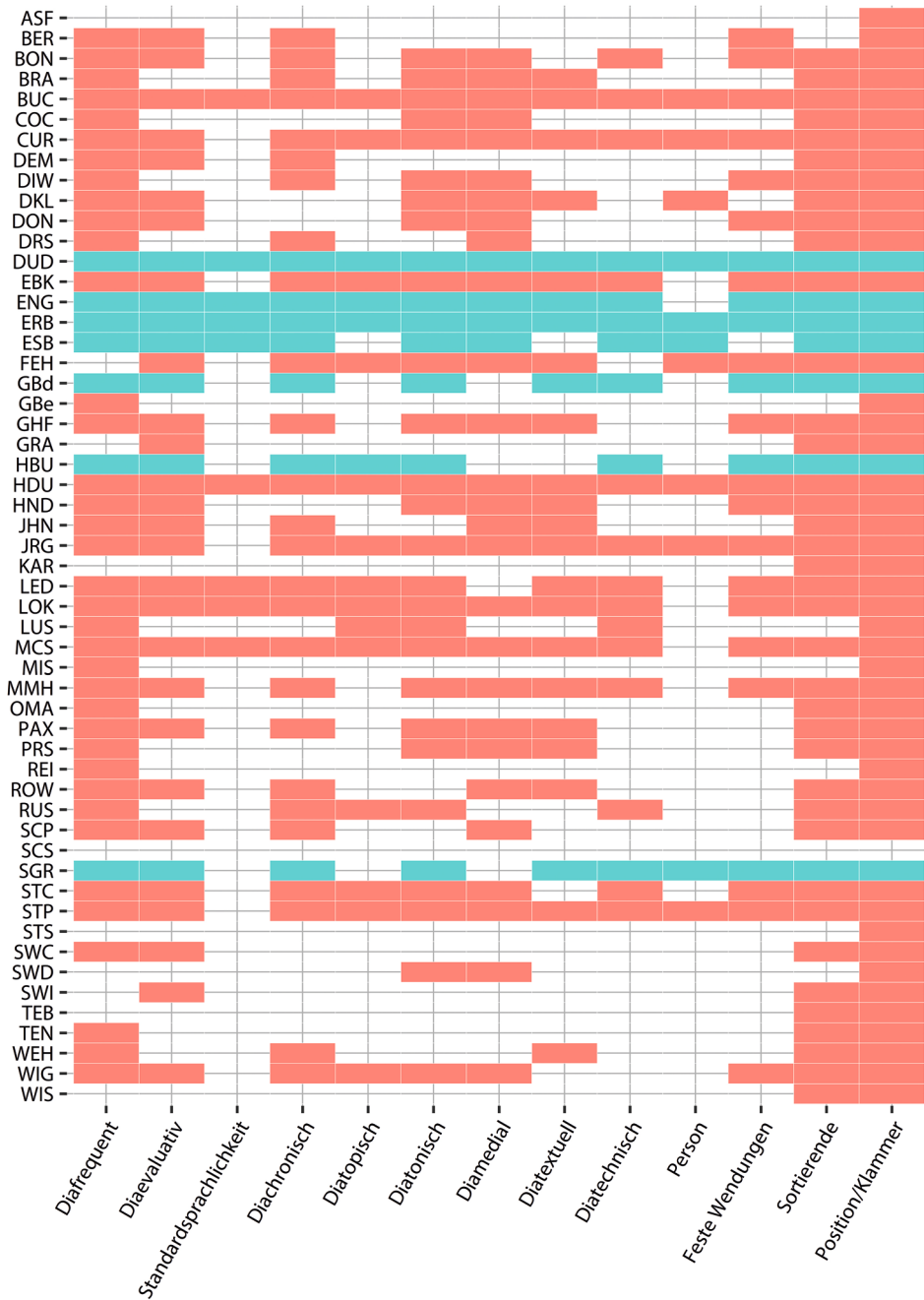
Analog argumentiert Stopp rund 40 Jahre später, wenn er die aus seiner Sicht zu normativ geprägte Haltung des Dudens (gemeint sind dessen Vorkriegspublikationen) hinterfragt:

In Germany, the successive editions of the reference work known as *Duden*, in four parts (**Grammatik, Stil, Rechtschreibung, Bildwörterbuch**) are widely used and regarded as authoritative; but the student is warned that the volume on Grammar reflects more what its compilers consider practice should be, than what it actually is. (Stopp 1960: vi)

In ihrer Grundausrichtung bemühen sich die englischsprachigen Werke häufiger darum, (auch) auf informelle Varietäten und Kommunikationszusammenhänge des ‚Alltags‘ ausgerichtet zu sein, wohingegen Texte wie Erben, Engel oder Duden eher darauf abzielen, ihren Leserinnen und Lesern etwas über die dezidiert formelle, prestigebehaftete Varietät zu vermitteln. Anders gesagt: Die deutschsprachigen Grammatiken erscheinen **distinkti-onsorientierter**, während die englischsprachigen Grammatiken – eventuell bedingt durch die stärkere diastratische Konnotation einiger Komponenten des englischen Standardbegriffes (vgl. Kapitel 3.3) – hiervor aus Angst vor dem Verlust kommunikativer Möglichkeiten eher zurückscheuen. Verzichten die englischsprachigen Texte auf Markierungen des Bereichs Standardsprachlichkeit, dann also möglicherweise auch deshalb, weil sie dem Standard in Teilen reservierter gegenüberstehen als ihre deutschsprachigen Pendanten.³²⁹

³²⁹ Dass englischsprachige Texte dennoch prozentual gesehen häufiger auf Standardmarker zurückgreifen als deutschsprachige (vgl. Abbildung 74) steht hierzu zwar auf den ersten Blick in direktem Widerspruch, diese scheinbare Diskrepanz lässt sich jedoch zum Teil auflösen, wenn man sich ansieht, welche Marker von diesen Texten im Detail verwendet werden: Aufgerufen werden von ihnen verstärkt die Kategorien *SUBSTANDARD* bzw. *NON-STANDARD*, während die deutschsprachigen Grammatiken überwiegend mit der positiven Entsprechung *STANDARDSPRACHE* arbeiten (siehe Kapitel 5.1.3.2.6).

Abbildung 77: Vorkommen diasystematischer Kategorien bei der Verhandlung von Varianten. Blau: deutschsprachige Auflagenfolgen; rot: englischsprachige.



Quelle: Eigene Darstellung.

In Analogie zu bereits vorgestellten Visualisierungsversuchen können auch die Daten zur Verteilung der genutzten Markierungstypen zusätzlich nach Auflagenfolgen gegliedert und in eine binär organisierte³³⁰ Matrix überführt werden (Abbildung 77), um einen kurssorischen Einblick in die Gesamtverhältnisse des Korpus zu bekommen. Hieraus lässt sich unter anderem erkennen, dass es in der Textsammlung mit Duden, Erben, Buck und Hammer/Durrell vier Auflagenfolgen gibt, die alle entworfenen Kategorien diasystematischer Markierungen in ihre Argumentationen inkorporieren, also ein sehr vielschichtiges Spektrum aus Metainformationen zur Variantendisambiguierung aufrufen. Besonders breit aufgestellt sind diesbezüglich aber auch die Grammatiken von Curme, Engel, Jørgensen, Lockwood, McLean/Sinclair-Knight et al. und Stopp, die jeweils zehn von elf diasystematischen Markierungskategorien zur Verhandlung von Varianten nutzen, sowie Eckhard-Black/Whittle et al. und Lederer, die auf neun diasystematische Dimensionen eingehen.

Diesen Grammatiken gegenüber steht etwa ein Fünftel aller Auflagenfolgen, die abgesehen von sortierenden Angaben, Klammerungen und Variantenserialisierung entweder gar keine Markierungstypen nutzen (darunter Ashworth-Fiedler, Tebbutt, Willshaw) oder sich (wie z.B. Miell/Schenke, Reimann oder Tenberg/Rings) auf diafrequente Angaben beschränken. Im Prinzip handelt es sich hier zu einem großen Teil um die Gruppe der nach 1980 veröffentlichten englischsprachigen Publikationen, die schon an anderen Stellen durch ihren zurückhaltenden Umgang mit Variation aufgefallen sind.

Grammatiken wie Duden, Hammer/Durrell, Curme oder Jørgensen versehen in diesem Zusammenhang nicht nur generell mehr Varianten mit sozio-expressiven Markierungen als andere Texte des Korpus, sie nutzen hierzu auch tendenziell ein größeres Spektrum diasystematischer Dimensionen. Quantitative und qualitative Aspekte von Variantenthematisierung gehen folglich Hand in Hand. Das umfassende Instrumentarium metasprachlicher Zusatzinformationen, das die besonders variationsaffinen Grammatiken präsentieren, könnte dabei, wie bereits angesprochen, ein entscheidender Faktor für ihre zentrale Stellung im Grammatikdiskurs sein: Andere Texte finden in ihnen eine breite argumentative Basis vor, nach der sie sich hinsichtlich ihrer eigenen Selektions- und Kontextualisierungsentscheidungen richten können. Wirkmächtigkeit von Texten wäre somit als etwas zu verstehen, dass sich auf der Grundlage eines möglichst diversifizierten **Orientierungsangebots** entwickelt. Wenn Hammer die Duden-Grammatik in der Einleitung seines Textes gesondert bespricht, sieht er in ihrer ‚exhaustiveness‘ (im Sinne von: Ausführlichkeit, erschöpfender Charakter der Darstellung) im Hinblick auf Variation einen entscheidenden Faktor dafür, das Werk für eigene grammatikographische Versuche zurate zu ziehen³³¹:

No one writing a book on German grammar at this point of time starts from scratch or can avoid indebtedness to earlier workers in the field. My own great and principal debt is to the Dudenverlag in Mannheim and to the grey volumes of ‘Der große Duden’. Volume 4, *Grammatik* (1966), has been invaluable as a sheer guide for the ground to be covered, as a reminder of many details which might have escaped inclusion (the paragraphs on the uses of the subjunctive may serve as an example) and

³³⁰ Abgebildet werden in diesem Fall nur Auftreten oder Nicht-Auftreten bestimmter Oberkategorien in den Reihen, während die exakten Frequenzen der Markierungen (selten vs. häufig) keine Rolle spielen.

³³¹ Dabei werden die Aussagen der Duden-Publikationen auch durchaus kritisch betrachtet, vgl. Kapitel 4.2.4.

for its exhaustive lists (e.g. of nouns with double genders, of adjectives used with the dative and of verbs with prepositional constructions). (Hammer 1971: v)

Vor dem Hintergrund der (grammatikgeschichtlich später ansetzenden) ‚fat volumes‘-Kritik Paxtons (siehe Kapitel 5.1.2.2) lässt sich damit auch das Spannungsfeld erahnen, dem sich variationsaffine Grammatiken des DaF-Feldes (vor allem die Texte von Hammer/Durrell) in der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraums gegenübersehen: Extensivität variationslinguistischer Darstellungen hat zum historisch gewachsenen Prestige einschlägiger Referenzpublikationen (Duden, Curme, Jørgensen) beigetragen und DaF-Werke hervorgebracht, die sich (mindestens) auf Augenhöhe mit dem deutschsprachigen sprachwissenschaftlichen Diskurs bewegen. Zugleich wächst das Feld der Grammatiken aber im ausgehenden 20. Jahrhundert vor allem in einem Bereich, der Variation stark didaktisch reduziert und so neue, tendenziell eher variationsabgewandte Qualitätsmerkmale etabliert. Als Effekt dieses **konzeptuellen Widerstreits** kann der Umstand gelten, dass die *Hammer Grammar* ab Anfang der 2000er Jahre mit der *Essential German Grammar* (Durrell/Kohl/Loftus) einen Ableger hervorbringt, der sich stärker als Lernergrammatik versteht³³² und sich auch in Bezug auf seine Markierungsstatistiken klar im Feld der neuen, stärker didaktisch geprägten Grammatiken situiert. Markierungspraxis spiegelt demzufolge auch rein quantitativ gesehen grundlegende Entwicklungen des grammatikographischen Raumes.

5.1.3.2 Diasystematische Kategorien und Einzelmarkierungen

Hinter den bisher genannten diasystematischen Oberkategorien des Diachronischen, Diatopischen, Diatonischen usw. stehen wiederum jeweils eine Reihe von **Einzelmarkierungen**, die ihrerseits in unterschiedlicher Art und Weise in die Argumentationen der Grammatiken eingehen. In Analogie zu den verbreitetsten Zweifelsfällen oder Lexemen lassen sich auch hier die von den Texten am häufigsten verwendeten Informationsbausteine bestimmen (Tabelle 12).

Ich greife zu diesem Zweck – wie im auch vorigen Teilkapitel – auf zwei einander ergänzende Kennwerte zurück: Zum einen lässt sich die Bedeutung von Markierungen aus der Menge der Auflagenfolgen ableiten, in denen sie Verwendung finden. Entsprechend wäre etwa anzunehmen, dass die Markierung *HEUTE*, die in sechs unterschiedlichen Grammatikreihen auftaucht, charakteristischer für die Gesamtheit der deutschsprachigen Texte ist als die ebenfalls diachronische Auszeichnung *NICHT MEHR*, die nur in zwei Grammatikreihen zur Beschreibung der untersuchten flexionsmorphologischen Varianten herangezogen wird. Ergänzend hierzu kann aber auch danach gefragt werden, welchen Anteil an der Gesamtzahl aller thematisierten Varianten eines Einzelwerkes die Varianten haben, die mit einem bestimmten Marker versehen werden. Referenzgröße ist hier somit nicht die Zahl der Grammatikreihen, sondern die einzeltext-spezifische Gesamtzahl von besprochenen

³³² „The book is intended to be suitable for use as a stand-alone grammar in post-GCSE courses and at undergraduate level, and it is simultaneously designed as a foundation grammar for *Hammer's German Grammar and Usage*, by Martin Durrell. *Hammer* gives the advanced learner a deeper understanding of German grammar, and explains complex areas of the language not covered in the more elementary book“ (Durrell/Kohl/Loftus 2002: ix).

Varianten. Wie zuvor vorgestellt, kann aus den Werten aller Einzeltexte, die die zu untersuchende Markierung verwenden, ein Mittelwert gebildet werden (im Folgenden vereinfachend als %Var bezeichnet), der dann etwas darüber aussagt, welche Markierungen in den Texten, die mit ihnen Arbeiten, häufiger oder seltener zur Disambiguierung von Variationsphänomenen genutzt werden.

Um die Ergebnisse zu strukturieren, wird im Folgenden nacheinander ein genauere Blick auf die Einzelmarkierungen innerhalb der verschiedenen diasystematischen Überkategorien geworfen, wobei die Verhältnisse der allgemeinen Häufigkeitsrangliste bei Bedarf hinzugezogen werden sollen.

Tabelle 12: Häufigste Markierungen in deutsch- (links) und englischsprachigen (rechts) Korpus-texten.

Markierung	AF	Markierung	%Var
HÄUFIG/OFT	7	SCHRIFTSTELLER(IN-NEN)	4,5
KANN (STEHEN)	7	INTERNETBELEG	4,3
SELTEN/MANCHMAL	7	HEUTE	3,7
VERALTET	7	MÖGLICH	3,6
ALT	6	UMGANGSSPRACHE	3,5
FESTE WENDUNGEN	6	SELTEN/ MANCHMAL	3,4
HEUTE	6	KANN (STEHEN)	3,3
MEIST/FAST IMMER	6	OPTIONAL/ FAKULTATIV	3,3
UMGANGSSPRACHE	6	STANDARDSPRACHE	3,2
DICHERISCH	5	HOCHSPRACHE	3
HÄUFIGER	5	FALSCH/FEHLER	2,8
NICHT MEHR	5	HÄUFIGER	2,4
NOCH	5	ALT	2,2
OPTIONAL/ FAKULTATIV	5	KOMMT VOR	2,2
SCHWANKEND u.a.	5	ZUNEHMEND/ TENDENZ ZU	2,1

Markierung	AF	Markierung	%Var
RARELY/SOMETIMES	26	SUBSTANDARD	4,7
SPOKEN LANGUAGE	25	COLLOQUIAL	2,7
CAN/MAY (BE)	24	CAN/MAY (BE)	2,6
FREQUENT/OFTEN	22	SPOKEN LANGUAGE	2,6
COLLOQUIAL	21	NOT WRITTEN	2,5
OPTION/NOT OBLIGATORY	20	NON-STANDARD	2,5
USUAL	19	RARELY/SOMETIMES	2,5
FESTE WENDUNGEN	19	MORE FREQUENT	2,4
OLD	17	USUAL	2,4
MORE FREQUENT	15	INCREASING/TEND TO	2,3
WRITTEN LANGUAGE	14	LESS FREQUENT	2,3
ARCHAIC	13	EARLY NEW HIGH GERMAN	2,3
NOW	12	TALKING TO CHILDREN	2,2
LESS FREQUENT	12	SWITZERLAND	2
POETIC	12	WRITTEN LANGUAGE	2

Quelle: Eigene Darstellung.

5.1.3.2.1 Diafrequente Einzelmarkierungen

Eine besonders große Verbreitung weisen, wie schon angesprochen, sowohl für die englischsprachigen als auch für die deutschsprachigen Texte **diafrequente Marker** auf. So finden sich unter den 15 Markierungen, die in den Teilkorpora von den meisten Auflagenfolgen herangezogen werden, mit *HÄUFIG/OFT*, *SELTEN/MANCHMAL*, *MEIST/FAST IMMER*, *HÄUFIGER*, *SCHWANKEND* sowie *RARELY/SOMETIMES*, *FREQUENT/OFTEN*, *USUAL*, *MORE FREQUENT* und *LESS FREQUENT* bereits jeweils fünf Häufigkeitsinformationen. Hinzu kommt, dass diese Auszeichnungen mitunter auch hohe %Var-Werte erreichen, also nicht nur in vielen Werken auftauchen, sondern dort zusätzlich auf viele Varianten angewandt werden. Variante-

Markierung-Kombinationen der folgenden Art sind damit charakteristisch für das Auszeichnungsverhalten der Grammatiken des Korpus:

hauen *haut* *hieb* *gehauen*

Die Präteritumform *hieb* gilt als gehoben und wird relativ selten verwendet; häufiger ist die schwache Form *haute*. (Engel 1996: 396)

A few adjectives form their comparative and superlative forms sometimes with an umlaut and sometimes without (the latter are usually in written German)

bang *scared*
bläss *pale [...]* (Stocker 2012: 88; Hervorhebung im Original)

Eine sehr hohe Dispersion in beiden Teilkorpora (sowohl in Hinblick auf Auflagenfolgen als auch %Var-Werte) erreichen außerdem Konstellationen, in denen Varianten von den Grammatiken in *kann-* bzw. *can/may-*Prädikationen eingebunden werden, was sie, je nach Lesart, entweder als diafrequent-usuell oder diaevaluativ-zulässig kennzeichnet:³³³

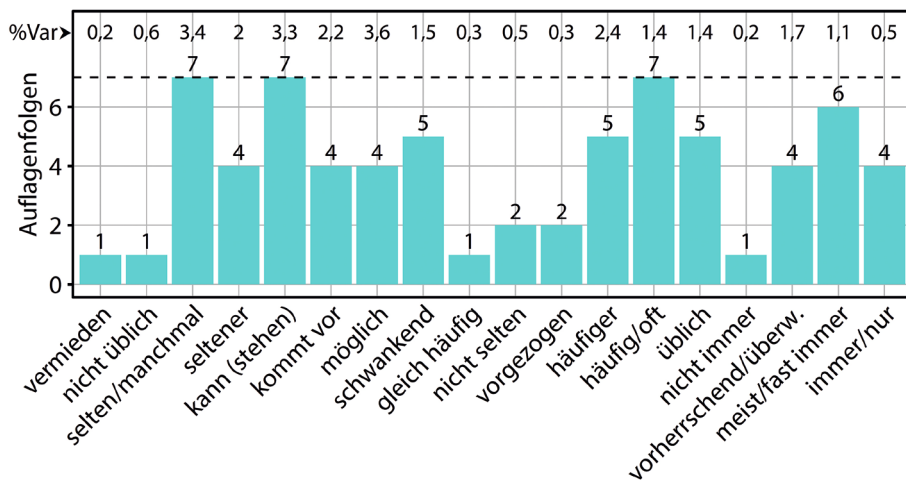
One mixed verb, however, can add an umlaut:

brauchen **bräuchte** 'would need' (Dodd et al. 2003: 94)

Einige Adjektive können DIE KOMPARATION MIT UND OHNE UMLAUT bilden:

bang, *blaß*, *glatt*, *naß*, *schmal*, *fromm*, *rot*, *krumm* und *gesund* (Schulz/Griesbach 1960: 195)

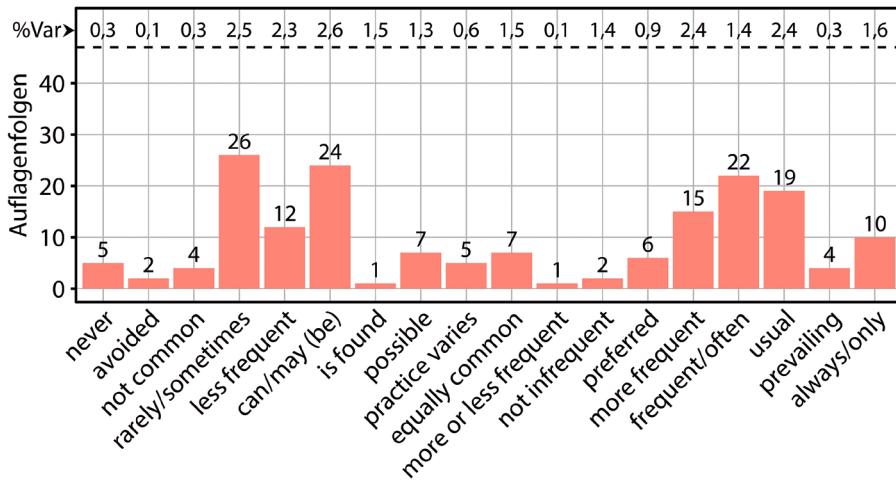
Abbildung 78: Häufigkeit diafrequenter Markierungen in den deutschsprachigen Korpus-texten. Gestrichelte Linie: Gesamtzahl deutschsprachiger Texte. (Intuitive) Abfolge der Items von selten (links) nach häufig (rechts).



Quelle: Eigene Darstellung.

³³³ Ähnliches gilt für die Markierungen *möglich/possible*. In den Statistiken zu Oberkategorien wurden solche Prädikationen vereinfachend der diafrequenten Gruppe zugeordnet. Dies ist sicherlich diskutabel, jedoch scheint aus meiner Sicht die diafrequente Komponente in hierfür prototypischen Konstruktionen (siehe Beispiele) etwas stärker zu sein als die normativ-evaluative.

Abbildung 79: Häufigkeit diafrequenter Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus. Gestrichelte Linie: Gesamtzahl englischsprachiger Texte. (Intuitive) Abfolge der Items von selten (links) nach häufig (rechts).



Quelle: Eigene Darstellung.

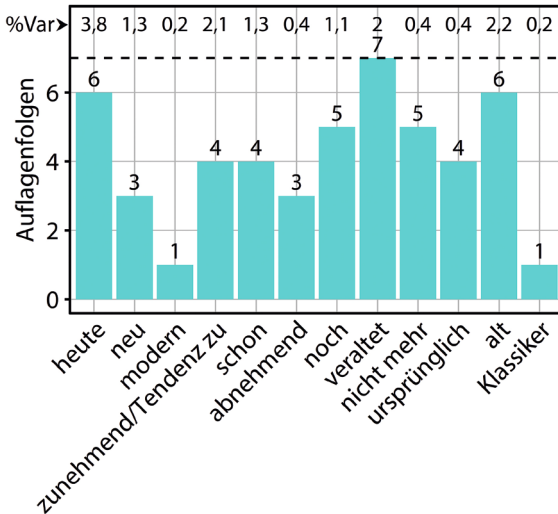
Insgesamt betrachtet nutzen die Texte für Häufigkeitsangaben ein differenziertes Markierungsspektrum (Abbildungen 78 und 79), wobei die deutschsprachigen Texte tendenziell kleinschrittiger vorzugehen scheinen als die Englischen, insofern sie im Verhältnis auf eine größere Zahl unterschiedlicher diafrequenter Niveaus eingehen. Nichtsdestotrotz lassen sich auch im disparateren englischsprachigen Teilkorpus klare Hinweise darauf erkennen, dass für viele der dortigen Grammatiken zumindest die vier Frequenzgrade Seltenheit (*RARELY/SOMETIMES*), Möglichkeit (*CAN/MAY (BE)*), Häufigkeit (*FREQUENT/OFTEN*) und Üblichkeit (*USUAL*) Gewicht bei der Differenzierung von flexionsmorphologischen Varianten tragen. Zu bemerken ist außerdem, dass die relativierenden Zwischenschritte *LESS FREQUENT* und *MORE FREQUENT* in den anglophonen Texten zwar nicht ganz so häufig sind wie ihre nicht-relativierenden Gegenparts *RARELY/SOMETIMES* und *FREQUENT/OFTEN*, in den 12 bzw. 15 Grammatiken, von denen sie aufgerufen werden, jedoch gerne zur Verhandlung von Varianten eingesetzt werden (siehe %Var-Werte).

5.1.3.2.2 Diachronische Einzelmarkierungen

Sehr prominent seitens der deutschen Grammatiken ist des Weiteren auch die Verortung von Phänomenen in der **diachronischen Skala** *VERALTET* bzw. *ALT* vs. *HEUTE* (verwendet von je sechs bis sieben Auflagenfolgen mit %Var-Werten $\geq 2,0$)³³⁴, während diachronische

³³⁴ Die ebenfalls unter den meistgenannten Markierungen vertretene Beschreibung *ARCHAIC* (sowie ihr deutsches Pendant *ALTERTÜMELND*) stellt zudem gewissermaßen einen Grenzgänger zwischen diachronischer und dialektuater Information dar, wurde jedoch aufgrund ihrer wertenden Konnotation dem Bereich des Diaevaluativen zugerechnet. Ebenfalls schwer war die Verortung der Markierung *KLASSIKER/CLASSIC*, wobei

Abbildung 80: Häufigkeit diachronischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus. (Intuitive) Abfolge der Items von aktuell (links) nach alt (rechts).



Quelle: Eigene Darstellung.

Unterscheidungen in den englischsprachigen Texten im Verhältnis seltener herangezogen werden (*OLD*: präsent in 17 Auflagenfolgen, 1,%Var; *NOW*: 12 Auflagenfolgen, 1,3%Var). Zu vermerken ist jedoch, dass die Ausrichtung an der Gegenwartssprache von etwa der Hälfte der englischsprachigen Grammatiken bereits im Rahmen einleitender Passagen explizit gemacht wird (vgl. Abbildung 76), diachronische Aspekte also in Bezug auf die gewählte Basisvarietät durchaus eine zentrale Rolle spielen, selbst wenn nicht mit den entsprechenden Markierungen gearbeitet wird. Insgesamt handelt es sich bei Gegenwartssprachlichkeit sogar um die am häufigsten in Vorworten u.Ä. explizierte Komponente der Zielvarietäten in beiden Teilkorpora – ein Umstand, der auch damit begründet werden könnte, dass Aktualität angesichts eines großen Angebots an (zuweilen selbsternannten) Referenzwerken eine einfache Legitimationsgrundlage eigener grammatikographischer Arbeit bietet.

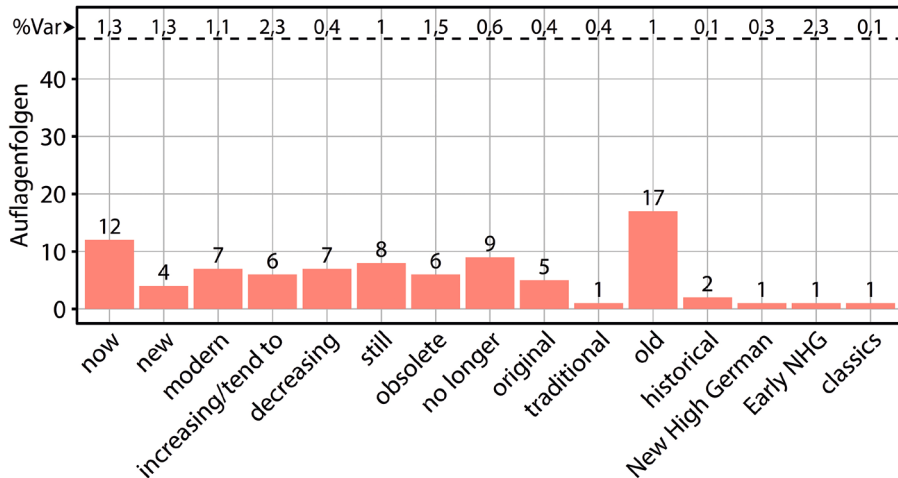
Wenn diachronische Markierungen aber von den englischsprachigen Grammatiken zur Disambiguierung von flexionsmorphologischen Varianten genutzt werden (Abbildung 81), greifen diese ebenso wie die deutschsprachigen Texte (Abbildung 80) primär auf Beschreibungen von **Zeitpunkten** wie *HEUTE/NOW* (bzw. seltener: *NEU/NEW*, *MODERN*) und *ALT/OLD* (alternativ: *VERALTET/OBSOLETE*, *URSPRÜNGLICH/ORIGINAL*, *TRADITIONAL*, *HISTORICAL*) zurück.³³⁵

INFINITIVE	PAST STEM	OLD SUBJUNCTIVE	NEW SUBJUNCTIVE
gewinnen	gewann	gewönne	gewänne (DeMeritt 1994: 270)

die Angabe im Prinzip sowohl zeitlich-periodisierende, diatonisch-diamediale (vorbildliche Schreiberinnen und Schreiber) und diatextuelle Züge (Literatursprache) vereint.

³³⁵ Eine Sonderrolle hinsichtlich des Umgangs mit Diachronie kommt an dieser Stelle der Grammatik von Curme zu, die sprachgeschichtliche Aspekte, wie in Kapitel 4.1.4.2 erläutert, kategorisch ins Zentrum ihrer metasprachlichen Ausführungen stellt. Stärker als in allen anderen Grammatiken des Korpus wird hier in sprachgeschichtlichen Perioden gedacht und insbesondere Entwicklungen des Frühneuhochdeutschen (Early New High German) werden regelmäßig zur Erläuterung der heutigen flexionsmorphologischen Varianten herangezogen.

Abbildung 81: Häufigkeit diachronischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus. (Intuitive) Abfolge der Items von aktuell (links) nach alt (rechts).



Quelle: Eigene Darstellung.

Im Korpus etwas weniger verbreitet sind dagegen **zeitlich-dynamische Marker** wie *NOCH/STILL* oder *ABNEHMEND/DECREASING*, die Brücken zwischen der Sphäre des Alten und des Heutigen schlagen und Variationsverhältnisse als Phänomene im Wandel darstellen. Die ebenfalls zu dieser Gruppe zu rechnenden Markierungen *ZUNEHMEND/TENDENZ ZU* und *INCREASING/TEND TO* zeigen dabei ein Verhalten, das so ähnlich bereits in Bezug auf Standardsprache-Markierungen beschrieben wurde: Sie werden zwar von weniger Auflagenfolgen verwendet als andere diachronische Marker (vgl. *ALT/OLD* oder *HEUTE/NOW*), wenn Texte sie jedoch heranziehen, tun sie dies für verhältnismäßig viele Phänomene (*ZUNEHMEND/TENDENZ ZU*; 2,1%Var; *INCREASING/TEND TO*; 2,3%Var). Bemerkenswert ist zudem die einzeltextübergreifende Neigung, ansteigende Entwicklungen stärker in den Blick zu nehmen als sinkende (*ZUNEHMEND/TENDENZ ZU* 2,1%Var – *ABNEHMEND* 0,4%Var; *INCREASING/TEND TO* 2,3%Var – *DECREASING* 0,4%Var). Varianten mit wachsender Auftretenswahrscheinlichkeit werden von Grammatiken also entweder eher in die Darstellungen integriert als abnehmende (Ursache Variantenselektion) oder zunehmende Frequenz hat als Markierungsinformationen aus Sicht der Texte einen höheren Mitteilungswert als abnehmende Frequenz (Ursache Markerselektion). In beiden Fällen wäre es so, dass aufstrebende Formen die Grammatiken häufiger dazu zwingen, sich ihnen gegenüber zu verhalten und sie in ihr diasystematisches Koordinatensystem einzuordnen. Beispielhaft agiert diesbezüglich die folgende Passage:

Nach *-sch* hingegen ist in der 2. Pers. Sg. die Endung *-st* in der Schrift zu erwarten und auch distinkt auszusprechen: *du naschst, du herrschst* [herfst] (c). Auszählungen der Belege in Internet- und Presstexten deuten jedoch an, dass *-t* allmählich *-st* verdrängen könnte. Das würde bedeuten, dass diese Verben sich dem Muster der oben genannten angleichen: *du *nascht, du *herrsch* (mit der Form der 3. Pers. Sg. identisch; d). Dies gilt jedoch noch nicht als korrekt. (Duden 2005: 450)

Mögliche marktökonomische Ursachen solch einseitiger Selektion führt Joeres (1996: 108) ins Feld:

Für das Erscheinen neuer Wörter und neuer Ausdrucksweisen lassen sich leicht Belege finden, wesentlich schwieriger aber ist es, den Nichtgebrauch von Wörtern nachzuweisen. Für den Nichtgebrauch gibt es keine Belege, hier kann nur eine gezielte Untersuchung zu einem aussagefähigen Ergebnis führen. Solche Untersuchungen sind aber arbeitsaufwendig, und, was für einen gewinnorientierten Verlag bedeutsamer ist, auch kostenintensiv.

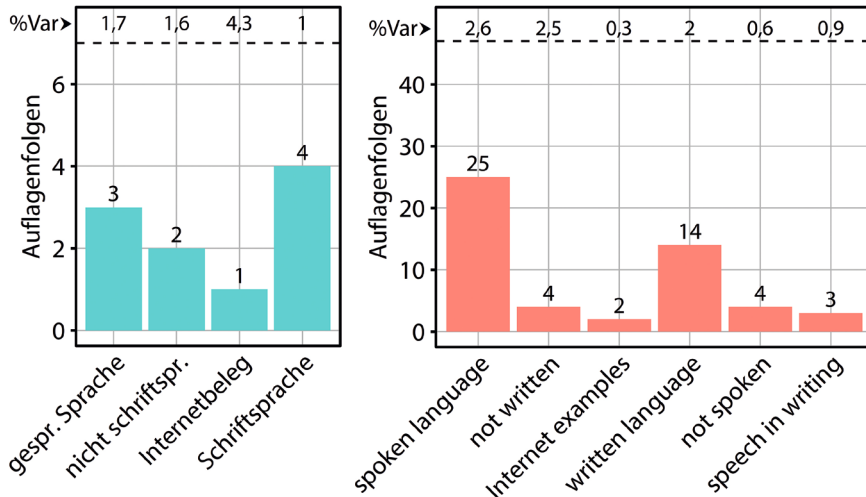
5.1.3.2.3 Diamediale Einzelmarkierungen

Unter den häufigeren Markierungen beider Teilkorpora findet sich ferner auch das diamediale Begriffspaar *SPOKEN LANGUAGE/GESPROCHENE SPRACHE* (bzw. *NOT WRITTEN*) vs. *WRITTEN LANGUAGE/SCHRIFTSPRACHE* (Abbildung 82).³³⁶ Dass unter einigen englischsprachigen Grammatiken ein verstärktes Interesse an **diamedialen Unterscheidungen** besteht und Marker dieses Typs von ihnen sogar mit größerer Wahrscheinlichkeit zur Differenzierung von Varianten herangezogen werden als von deutschsprachigen Texten (vgl. *GESPROCHENE Sprache* 1,7%Var vs. *SPOKEN LANGUAGE* 2,6%Var; *SCHRIFTSPRACHE* 1%Var vs. *WRITTEN LANGUAGE* 2%Var), ist dabei nicht zuletzt auf ein traditionelles Misstrauen der englischsprachigen Publikation gegenüber einer zu einseitigen Konzentration auf formelle Sprachebenen zurückzuführen (was sich auch in der Disposition dieser Texte zur *everyday* oder *colloquial language* äußert, siehe Kapitel 5.1.3.1). Im Kontext der Zielvorstellung eines „contemporary usage“ geraten hier auch vermehrt mündliche Varietäten in den Fokus der Darstellungen:

It appears, therefore, that there is scope for a manual of the present-day language which seeks to clothe the skeleton of grammatical rule with the flesh and blood of modern practice by liberal quotation from contemporary usage, whether literary, colloquial, or ephemeral, and present the results in a form suitable for the mature learner. (Stopp 1960: v)

³³⁶ Über die Einordnung der Markierung *INTERNETBELEGE/INTERNET EXAMPLE* in die diamediale Sphäre kann sicherlich gestritten werden. Denkbar wäre alternativ auch die Zuordnung zum diatextuellen Bereich. Da sich die konkreten Belege aber keinen einheitlichen Textsorten zuordnen lassen und unbestimmt zwischen Forums-, Bloginträgen, Newsfeeds u.Ä. schwanken, wurde vereinfachend auf das diamediale Modell Crystals (2006: 272) zurückgegriffen, der die von ihm als *Netspeak* bezeichnete computervermittelte Sprache als weitere diamediale Kategorie betrachtet: „For *Netspeak* is something completely new. It is neither ‘spoken writing’ nor ‘written speech’. [...] [I]t is something fundamentally different from both writing and speech, as traditionally understood. It is, in short, a fourth medium. In language studies, we are used to discussing issues in terms of ‘speech vs. writing vs. signing’. From now on we must add a further dimension to comparative enquiry: ‘spoken language vs. written language vs. sign language vs. computer-mediated language’.“ Vgl. dazu auch Sinner (2014: 222). Die hohen %Var-Werte der Zuordnung *INTERNETBELEG* sind hierbei darauf zurückzuführen, dass die jüngeren Duden-Grammatiken, aus denen diese Markierungen stammen, Variantengebrauch sehr häufig mit Beispielszitaten aus dem Internet illustrieren. Es geht hier deshalb eigentlich nicht um diasystematische Kontextualisierungen im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr um Exemplifizierungen (siehe auch Fußnote 349).

Abbildung 82: Häufigkeit diamedialer Markierungen in den deutschsprachigen (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Mitunter wird der **gesprochenen Sprache** konzeptionell sogar mehr Aufmerksamkeit zuteil als der geschriebenen:

While literary aspects of the German language have not been ignored, the emphasis has been placed squarely on modern spoken language. (Meech/Mitchell 1988: 4)

Demgegenüber scheint in den deutschsprachigen Grammatiken bis in die jüngere Zeit (zwar selten, aber immer wieder) eine dazu konträre Haltung auf, die Schriftsprache als primäres System und gesprochene Sprache als sekundäre Ableitung betrachtet³³⁷:

Zum Wesen einer Grammatik für den Fremdsprachenunterricht gehört auch, dass sie die Norm der Standardsprache (Schriftsprache) beschreibt und nicht die Sprache spezifischer Textsorten oder die verkürzte (elliptische) Sprache in bestimmten kommunikativ-situativen Verwendungen, die für den Ausländer erst auf der Basis der Normsprache verständlich werden. (Helbig/Buscha 2001: 17-18)

Unterschiede in der Markierungspraxis könnten an dieser Stelle also unmittelbar abweichende Perspektiven auf das Varietätengefüge der deutschen Sprache abbilden.

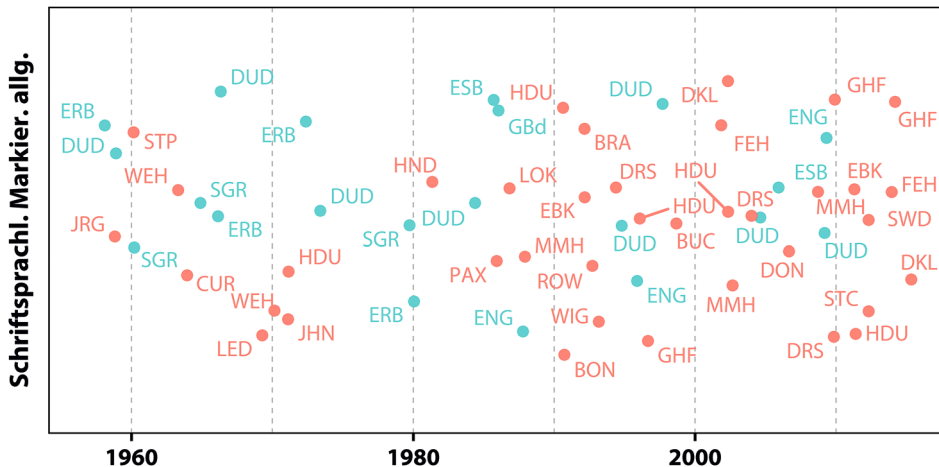
Auch bezüglich ihrer zeitlichen Verteilung nehmen Markierungen aus dem Feld der gesprochenen Sprache dabei eine bemerkenswerte Entwicklung: Während Zuordnungen zur Schriftsprache³³⁸ von den Einzeltexten konstant – d.h. über den gesamten Untersuchungs-

³³⁷ Ansätze, diese Hierarchie zu durchbrechen, erscheinen in den deutschsprachigen Texten erst relativ spät (sehr prominent beispielsweise in Form eines eigenen Kapitels zur gesprochenen Sprache in den Duden-Auflagen nach 2005).

³³⁸ Hierzu gehören nicht nur die Markierungen *SCHRIFTSPRACHE/WRITTEN LANGUAGE* bzw. *NICHT GESPROCHEN/NOT SPOKEN* aus dem diamedial Bereich, sondern darüber hinaus auch verwandte Markierungen, deren Schwerpunkt in anderen diasystematischen Dimensionen liegt: *BIBEL* bzw. *BIBLE*, *DICHTERISCH* bzw. *POETIC*,

zeitraum hinweg – zur sozio-expressiven Einordnung von Varianten herangezogen werden (Abbildung 83), sind entsprechende Verweise auf gesprochene Sprache bzw. Nicht-Schriftsprachlichkeit im ersten Drittel des Untersuchungszeitraums und insbesondere in den deutschsprachigen Texten noch kaum etabliert (Abbildung 84). Sie sind zu dieser Zeit vor allem in den umfangreicheren englischsprachigen Werken präsent (Curme, Jørgensen, Stopp), die die konventionelle Gleichsetzung von Grammatikographie und Schriftsprache einer dezidierten Kritik unterziehen. Die Anwesenheit schriftsprachlicher Markierungen bei gleichzeitiger Abwesenheit gesprochensprachlicher Markierungen in anderen Werken (darunter vielen deutschsprachigen) legt zudem die Vermutung nahe, dass Schriftsprachlichkeit in ihnen noch Teil anderer (nicht genuin diamedialer) Dichotomien gewesen sein könnte, d.h. mit diasystematischen Konzepten jenseits der Trennung schriftlich-mündlich in Konkurrenz gestanden haben kann (vgl. Kapitel 5.2.2).

Abbildung 83: Zeitliche Verteilung der Korpustexte, die Varianten-Markierungen aus dem Bereich der Schriftsprache verwenden.

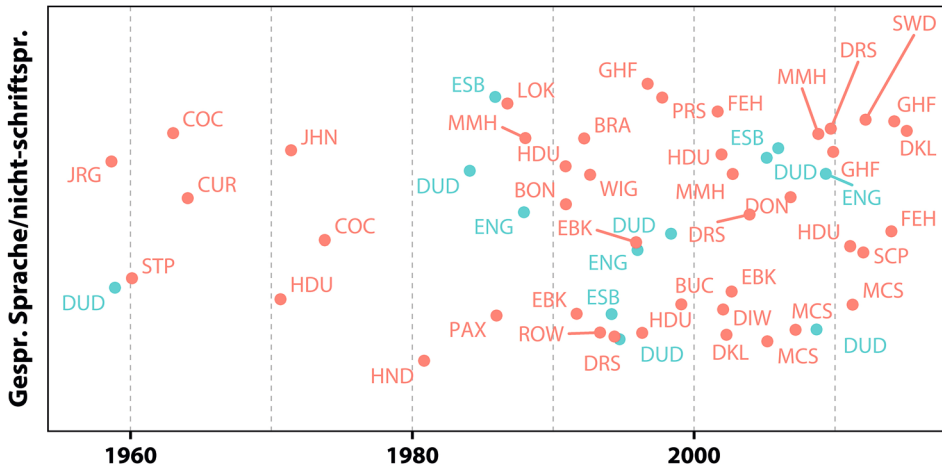


Quelle: Eigene Darstellung.

Mit Beginn der 80er Jahre jedoch kommt es zu einem Zuwachs von Texten, die auf gesprochene Sprache referieren, was sich nicht allein aus dem generellen Anstieg der Grammatikenzahlen zu dieser Zeit erklären lässt. So nutzen vor 1980 rund 38% der untersuchten Texte (acht von 21 Einzeltexten) Markierungen aus dem Bereich der gesprochenen Sprache, nach 1980 steigt dieser Wert auf 60% (47 von 78 Texten) – und dies, wohlgermerkt, obwohl die große Masse der nach 1980 publizierten Werke tendenziell sogar weniger Markierungen verwendet (vgl. Kapitel 5.1.3.1). Diese Daten lassen sich jedoch gut in Einklang bringen mit Restrukturierungsprozessen unter den Vorzeichen der kommunikativ-pragmatischen Wende, die sowohl die DaF-Didaktik als auch die Sprachwissenschaft im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts entscheidend prägen (siehe Kapitel 3.3.1 und 3.3.2): Gesprochene Sprache erlebt als Gegenstand des sprachwissenschaftlichen Diskurses einen Aufschwung und auch

die deutsche Grammatikographie (nun beider Sprachräume) versucht offensichtlich, dieses neueröffnete Feld stärker in ihre Argumentationen zu integrieren.

Abbildung 84: Zeitliche Verteilung der Korpus­texte, die die Varianten­Markierungen *GESPROCHENE SPRACHE* oder *NICHT-SCHRIFTSPRACHLICH* verwenden.



Quelle: Eigene Darstellung.

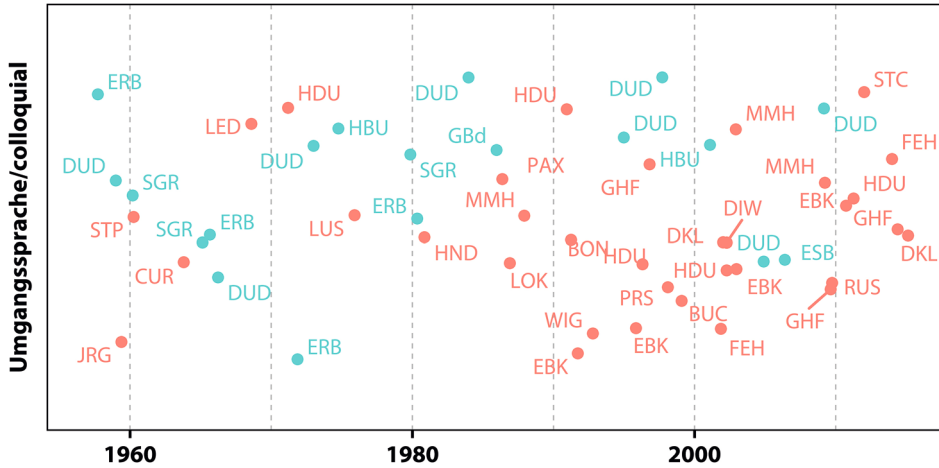
5.1.3.2.4 Diatonische Einzelmarkierungen

Die letztgenannten Beobachtungen bedeuten indes nicht, dass Grammatiken vor den 1980er Jahren nicht auch Verweise auf diasystematische Einheiten enthielten, die der Sprechsprache zumindest konzeptionell nahestehen (wenn sie auch nicht in ihr aufgehen). Partiiell mit ihr verwandt ist beispielsweise das Konzept der **Umgangssprache** (vgl. Kapitel 3.2.3.1.1), das als Markierung sprachlicher Varianten den gesamten Untersuchungszeitraum hindurch in den Texten präsent ist (Abbildung 85) und sowohl in den englischsprachigen als auch den deutschsprachigen Werken zu den am häufigsten herangezogenen Auszeichnungen überhaupt zählt.³³⁹

Das Erstarken der gesprochenen Sprache führt hier unterdessen nicht zu einem Einbruch der Umgangssprache-Marker, was beispielsweise zu erwarten wäre, wenn eine bloße terminologische Substitution (*UMGANGSSPRACHE* → *GESPROCHENE SPRACHE*) stattfände. Stattdessen können sich Umgangssprache und colloquial language weiterhin in den Grammatiken halten und erscheinen häufig auch in denselben Texten wie Markierungen der gesprochenen Sprache, was eher dafür spricht, dass es sich (trotz etwaigen Berührungspunkten) um zwei relativ eigenständige Begriffe der grammatikographischen Beschreibungspraxis handelt.

³³⁹ Wobei, wie in Kapitel 3.3.3 erläutert, der Terminus colloquial im anglophonen Kontext nicht uneingeschränkt deckungsgleich mit dem sein muss, was der deutschsprachige Diskurs unter Umgangssprache versteht.

Abbildung 85: Zeitliche Verteilung der Korpus Texte, die Varianten als *UMGANGSSPRACHE* oder *COLLOQUIAL* markieren.



Quelle: Eigene Darstellung.

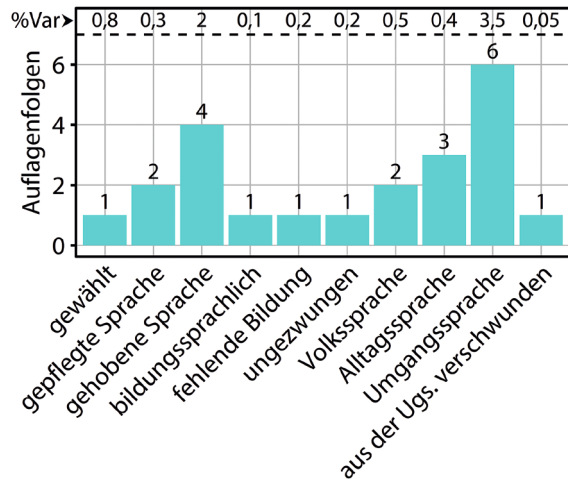
Innerhalb der **diatonischen Markierungen** haben *COLLOQUIAL LANGUAGE* und *UMGANGSSPRACHE* insofern eine Sonderstellung inne, als die restlichen Zuschreibungen aus diesem Bereich nicht annähernd ihre Dispersionsmaße erreichen. Zusätzlich finden sich unter den anderen Markern dieses Feldes mit *ALLTAGSSPRACHE*, *EVERYDAY LANGUAGE* und *ORDINARY LANGUAGE* mindestens drei Bezeichnungen, die konzeptionelle Überschneidungen mit Umgangssprache bzw. colloquial language aufweisen dürften (vgl. auch Kapitel 5.1.3.3).³⁴⁰ Die größte Verbreitung unter den übrigen diatonischen Markierungen weisen in Hinblick auf das deutschsprachige Teilkorpus die Information *GEHOBENE SPRACHE* (relevant für vier Auflagenfolgen; 2%Var) sowie im englischsprachigen Part die beiden komplementären Bezeichnungen *FORMAL* und *INFORMAL* auf (genutzt von je zehn Auflagenfolgen; 1,1 bzw. 1,9%Var). Ein deutschsprachiges Äquivalent zur letztgenannten Dichotomie, das über mehrere Publikationen hinweg wirkmächtig ist, zeichnet sich im Übrigen nicht ab, inhaltlich am nächsten käme dem noch das Markierungspaar *GEWÄHLTE SPRACHE* – *UNGEZWUNGEN*, dieses kann in den untersuchten Passagen aber kaum als etabliert gelten. Zusammenhängen könnte das Fehlen einer entsprechenden Opposition wiederum damit, dass Formalität und Informalität in der deutschsprachigen Terminologie von vornherein stärker mit den Begrifflichkeiten der Standardsprachlichkeit (formelles Register) und der Umgangssprache (informelles Register) verbunden ist als in der englischsprachigen (vgl. Kapitel 3.2.3.1.1 und 3.3.3). Die Trennlinie *FORMAL/INFORMAL* könnte hier also entlang der Begriffe *GEHOBENE SPRACHE/UMGANGSSPRACHE* oder *UMGANGSSPRACHE/STANDARDSPRACHE* verlaufen, d.h. bereits in diese Termini inkorporiert sein. Während in der deutschen Metasprache der Verweis auf Standardsprachlichkeit die Information ‚formell‘ (bzw. analog der Verweis

³⁴⁰ Siehe diesbezüglich zum Beispiel die Projektbeschreibung des Atlas zur deutschen Alltagssprache (Elspaß/Möller 2003ff.), wobei sich die Erhebungen des AdA als Fortsetzung älterer Projekte der Umgangsspracheforschung verstehen (hier vor allem des „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ von Eichhoff). Vgl. auch Sinner (2014: 91).

auf Umgangssprache die Komponente ‚informell‘) bereits implizieren könnte, ist der englischsprachige Diskurs, der formelle und informelle Realisationsformen von standard language und colloquial language kennt, darauf angewiesen, hier weitere Mittel zur Differenzierung bereitzustellen (siehe Kapitel 5.1.3.3).

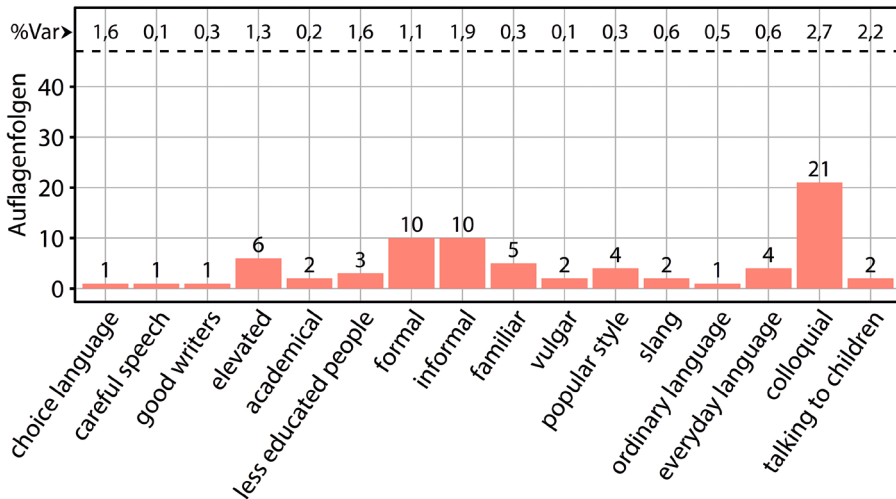
Abseits der bisher beschriebenen Markierungen gliedert sich das Feld der diatonischen Informationen außerdem noch in verschiedene, jeweils verhältnismäßig seltene Zuschreibungen, die grob den Clustern ‚sprachliche Kultiviertheit‘ (*GEWÄHLT, GEPFLEGTE SPRACHE; CHOICE LANGUAGE, GOOD WRITERS, ELEVATED STYLE*), ‚Bildungsniveau‘ (*BILDUNGSSPRACHLICH, FEHLENDE BILDUNG; ACADEMICAL, LESS EDUCATED PEOPLE*) und ‚Vernakularität‘ (*VOLKSSPRACHE, POPULAR STYLE, SLANG*) zugeteilt werden können. Einen etwas anderen Charakter als die übrigen Marker dieser Dimension trägt die Zuordnung *TALKING TO CHILDREN*, die sich anhand einer Adressatengruppe definiert und hohe Verteilungswerte hauptsächlich aufgrund einer einzigen, besonders lexemreichen Passage bei Lockwood erreicht. Wie gesagt spielen die letztgenannten Markierungsgruppen jedoch mit Blick auf das Gesamtkorpus nur eine untergeordnete Rolle.

Abbildung 86: Häufigkeit diatonischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 87: Häufigkeit diatonischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.



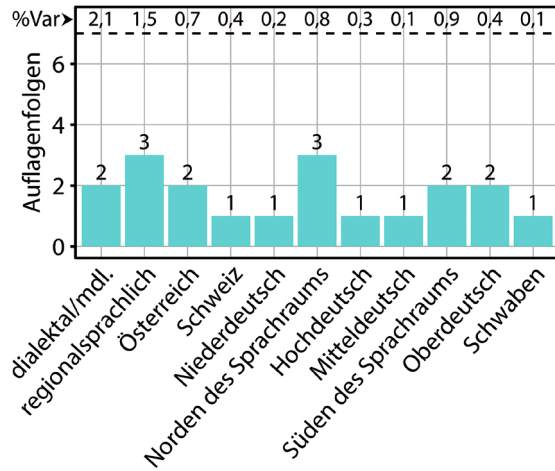
Quelle: Eigene Darstellung.

5.1.3.2.5 Diatopische Einzelmarkierungen

Spätestens Markierungen aus dem Bereich der Vernakularität bzw. der Volkssprachlichkeit bilden dabei eigentlich einen Übergangsraum zwischen diatonischer und **diatopischer Dimension**, an den sich unmittelbar Begriffe wie mundartlich oder regionalsprachlich anschließen lassen.³⁴¹ Entsprechende Markierungen wie *DIALEKTAL/MUNDARTLICH*, *REGIONALSPRACHLICH* bzw. im Englischen *REGIONAL* (und dort bisweilen auch *DIALECT*³⁴²) bilden die Gruppe allgemein-diatopischer Zuordnungen, die von nationalen (ÖSTERREICH/AUSTRIA, SCHWEIZ/SWITZERLAND), großräumig-arealen (NORDEN DES SPRACHRAUMS/NORTHERN GERMAN, SÜDEN DES SPRACHRAUMS/SOUTHERN GERMAN, HOCHDEUTSCH,³⁴³ OBERDEUTSCH/UPPER GERMAN u.a.) und kleinräumig-arealen Markierungen (SCHWABEN, BAVARIA) ergänzt werden (Abbildungen 88 und 89).

Dabei ist das Interesse beider Korpusparts an sprachgeographischen Informationen (zumindest im beobachteten Kontext flexionsmorphologischer Variation) im Großen und Ganzen überschaubar. Schwerpunkte (ersichtlich an höheren Auflagenfolgenzahlen und %Var-Werten) liegen seitens der deutschsprachigen Texte noch am ehesten im allgemein-diatopischen Auszeichnungsbereich (*DIALEKTAL/MUNDARTLICH* und *REGIONALSPRACHLICH*) sowie, etwas schwächer ausgeprägt, in der Markierung von Varianten als zum südlichen oder nördlichen Sprachraum zugehörig. Die letztgenannte Unterscheidung spielt wiederum auch in einigen englischsprachigen Texten eine Rolle, während allgemein-diatopische Angaben dort weniger von Belang sind. Nur in sehr seltenen Fällen werden in beiden Teilkorpora andere großräumig-areale Kategorien wie *MITTELDEUTSCH/CENTRAL GERMAN* verwendet, auch kleinere politisch-dialektgeographische Einheiten (Bayern, Schwaben) fallen als Informationseinheiten für die Beschreibung von Varianten kaum ins Gewicht.

Abbildung 88: Häufigkeit diatopischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.



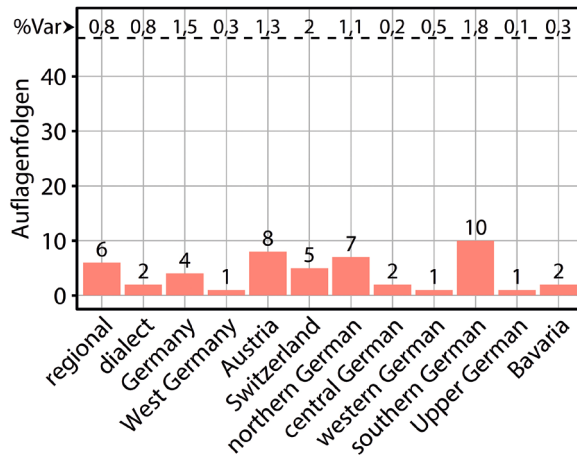
Quelle: Eigene Darstellung.

³⁴¹ Vgl. Moser (1961), der Volkssprache und Mundart in seiner Argumentation synonym gebraucht.

³⁴² Hier gilt zu beachten, dass der Terminus *dialect* im englischsprachigen Raum unter Umständen auch weit über die diatopische Ebene hinaus als Allgemeinbegriff für Varietät oder Register gebraucht werden kann und deshalb nicht automatisch diatopische Markierung ist. Im Rahmen der untersuchten Phänomene trägt der Begriff jedoch klar sprachgeographische Züge (vgl. Kapitel 5.1.3.3.2).

³⁴³ *HOCHDEUTSCH* kann dabei auch die Konnotation ‚standardsprachlich‘ tragen, im Kontext der erhobenen Daten treten beide Lesarten des Begriffes auf (vgl. Kapitel 5.1.3.3.1).

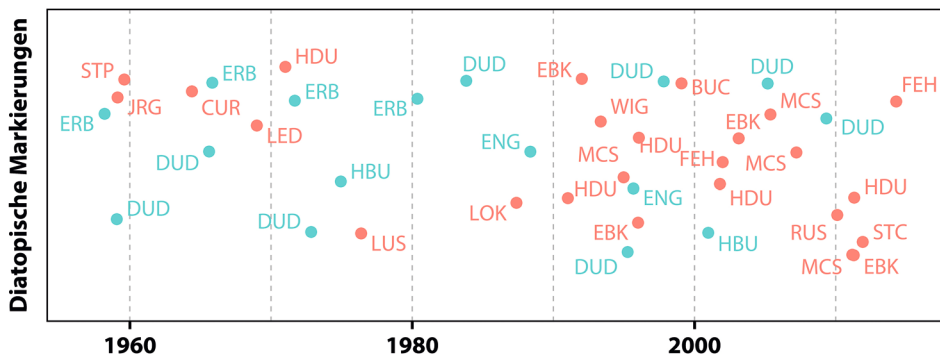
Abbildung 89: Häufigkeit diatopischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Besondere zeitliche Veränderungen des Markierungsverhaltens, die eventuell auf eine zunehmende Bedeutung des Regionalen für die deutsche Grammatikographie hinweisen könnten (vgl. Kapitel 3.2.3.1.2), zeichnen sich mit Blick auf das Auftreten diatopischer Zuweisungen derweil nicht ab, vielmehr ist es so, dass die Texte, die diatopische Informationen in ihre variationslinguistischen Darstellungen integrieren, sich relativ gleichmäßig über die gesamte Untersuchungsperiode verteilen (Abbildung 90).

Abbildung 90: Zeitliche Verteilung der Korpus Texte mit diatopischen Markierungen.



Quelle: Eigene Darstellung.

Interessant ist im weiteren Zusammenhang der Umstand, dass sich im englischsprachigen Teil des Korpus alle drei **D-A-CH-Marker** wiederfinden (*GERMANY* bzw. *WEST GERMANY*, *AUSTRIA* und *SWITZERLAND*), die deutschsprachigen Grammatiken hingegen durchgehend auf eine besondere Kennzeichnung des Bundesdeutschen als dianationaler Kategorie verzichten.

There are some regional variations in gender, including

- | | |
|---------------------------------|----------------------------------|
| das Foto (Germany, Austria) | die Foto (Switzerland) |
| der Keks (Germany, Switzerland) | das Keks (Austria) |
| das Match (Germany) | der Match (Austria, Switzerland) |

(Stocker 2012: 17)

Stichwort	Hinweise zu Bedeutung und Gebrauch	Genus	Gen. Singular	Nom. Plural
Match		das/der (schweiz.: der)	des Match(e)s	die Matchs/Matche (österreich., schweiz. auch Matches)

(Duden 2005: 242)

Geht man davon aus, dass Unmarkiertheit diatopische Neutralität von Varianten impliziert, insinuiert der Rückgriff auf Zuordnungen wie „österreichisch“ oder „schweizerisch“ im Duden-Beispiel, dass es sich dabei um Abweichungen von Basiswerten handelt, während die bundesdeutschen Varianten, bei denen eine entsprechende Kennzeichnung unterlassen wird, mit dem Bereich des Neutralen bzw. Normalen verbunden werden. Der diesbezüglich eventuell unvoreingenommener Blick ‚von außen‘ könnte hier bisweilen dafür sorgen, dass Asymmetrien der deutschen Plurinationalität (vgl. Kapitel 3.3.2) weniger stark in die englischsprachigen Texte einfließen und Besonderheiten auf diatonationaler Ebene dort eher als gleichberechtigt bzw. gleichermaßen kennzeichnungswürdig angesehen werden. Dass sich deutschsprachige Texte hier bis in die jüngste Zeit schwertun, zeigt sich demgegenüber beispielsweise noch deutlich in folgender Passage aus der achten Auflage der Duden-Grammatik:

Die Festbezeichnungen *Ostern*, *Pfingsten*, *Weihnachten* sind ursprünglich Pluralformen, werden heute aber standardsprachlich meist als Singularformen mit Genus Neutrum behandelt: [...]. Hauptsächlich in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz hat sich der ursprüngliche Gebrauch gehalten: [...]. (Duden 2005: 179)³⁴⁴

Als Kontrastbegriff zum österreichischen und schweizerischen Deutsch wird nicht die analoge diatopische Kategorie des Bundesdeutschen (bzw. Deutschländischen) herangezogen, sondern ausdrücklich die diasystematische Suprakategorie der Standardsprache genutzt. Dieses Verhalten der deutschsprachigen Grammatiken entspricht relativ genau Sutters (2017: 268) Beobachtungen zum Umgang des Duden-Wörterbuchs sowie des Zweifelsfall-Dudens mit nationalen Markierungen: „In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, dass die beiden Duden-Bände noch immer deutschländisches Wortgut bevorzugt zu behandeln scheinen und deutschländische Varianten eher als gemeindeutsche, standardsprachliche Konstanten einstufen als Helvetismen oder Austriazismen.“

5.1.3.2.6 Einzelmarkierungen aus dem Bereich Standardsprachlichkeit

Die letzten Bemerkungen haben im Grunde diatopische Argumentationen schon mit dem Bereich der Standardsprachlichkeit verknüpft, insofern indirekt nach der Präsenz sprachgeographisch modellierter Standardkonzeptionen in den Texten gefragt wurde. Angesichts der Brisanz, die **nationalen und regionalen Standardvarietäten** in jüngeren

³⁴⁴ Eine Anmerkung: Da die in dieser Textpassage genannten Phänomene den ‚eigenamenähnlichen Ausdrücken‘ zuzurechnen sind, erscheinen sie nicht in den Statistiken dieser Arbeit (siehe Fußnote 266). Insofern mag ihre anekdotische Nennung noch einmal als Erinnerung daran verstanden werden, dass Markierungen auch in nicht berücksichtigten Textbestandteilen auftreten können, die hier vorgestellten Resultate also nur einen Ausschnitt der Markierungspraxis der Grammatiken erfassen.

Forschungsdebatten des Bereiches Standardsprache zukommt (vgl. Kapitel 3.2.3.1.2), habe ich mich für die Datenaufnahme ursprünglich dazu entschieden, entsprechende Verbindungen aus Regionalität und Standardsprache in Form von Markierungen der Art *ÖSTERREICHISCHE STANDARDSPRACHE* bzw. *STANDARD IN AUSTRIA* gesondert zu kennzeichnen. Konstellationen dieses Typus stellen in Hinblick auf die Variantenauszeichnung jedoch unabhängig von etwaigen Absichtserklärungen in den Vorworten (siehe Kapitel 5.1.3.1) die absolute Ausnahme dar. Alles in allem sind es nur zwei Stellen, an denen derartige Kombinationen in den erhobenen Daten auftauchen. Zum einen wird die Zuordnung *STANDARD IN AUSTRIA* von der fünften Auflage der *Hammer Grammar* herangezogen, um Pluralalternanzen zu beschreiben:

In spoken South German *der Kragen* and *der Wagen* can have the plural ("). This usage is only fully accepted as standard in Austria. (Durrell 2011: 17)

Frühere Ausgaben enthalten diese Einordnung interessanterweise noch nicht:

In spoken south German *der Kragen* and *der Wagen* may have the plural ("). This usage appears to be spreading to the north, but it is considered incorrect in written German. (Durrell 2002: 17)

Zum anderen verwenden die Duden-Grammatiken von 1973 bis 1998 im Zusammenhang mit der Genusvariation des Lexems *Abszess* die Verbindung *österreichisch hochsprachlich* (1973) bzw. *österreichisch standardsprachlich* (1984 bis 1998), deuten also zwar früh, aber auch nur punktuell so etwas wie nationale Standardvariation an:

Abszeß, der (österr. ugs. und oft auch standardsprachlich: das) (Duden 1984: 209)

Spätere Auflagen entfernen den Verweis auf Standardsprachlichkeit wieder aus der Passage (Duden 2005: 228):

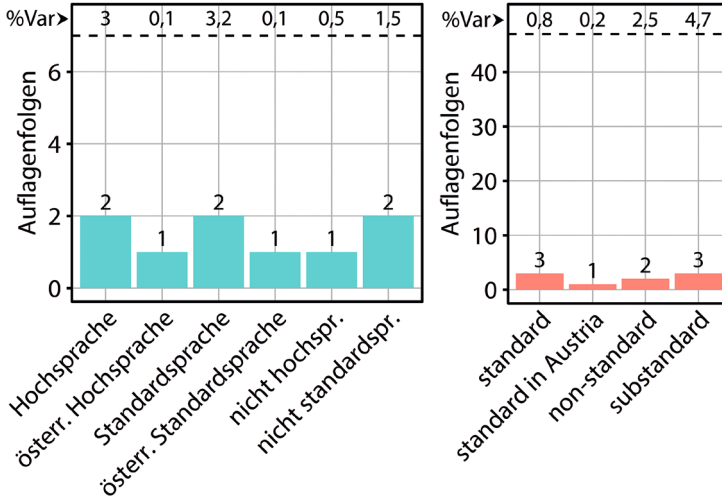
Abszess		der (österr. auch: das)	des Abszesses	die Abszesse
---------	--	-------------------------	---------------	--------------

Das Denken in nationalen (und erst recht in regionalen) Standardvarietäten ist demnach im Untersuchungszeitraum sehr weit davon entfernt, als etablierter Argumentationsbaustein grammatikographischer Aufarbeitung von Variation gelten zu können (vgl. ergänzend aber Kapitel 5.1.3.3.2). Für die betrachteten Texte bestätigt sich vielmehr eine Bemerkung von Dürscheid et al. (2011: 123): „Die areale Variation in der Grammatik der deutschen Standardsprache hat in der Grammatikographie – trotz einer immer stärkeren Orientierung an Textkorpora – bislang kaum Beachtung gefunden.“

Auf die insgesamt gesehen geringe Zahl der Texte, die Varianten (unabhängig von arealinguistischen Einflüssen) als **standardsprachlich** bzw. **nicht standardsprachlich** auszeichnen, wurde bereits in Teilkapitel 5.1.3.1 eingehend hingewiesen. Mit Ausnahme verhältnismäßig weniger Werke (konkret: Duden, Eisenberg, Erben, Engel; Buck, Hammer/Durrell, Lederer und Lockwood) verzichten die Grammatiken, zumindest was flexionsmorphologische Varianten angeht, vollständig auf Markierungen dieser Kategorie (Abbildung 91). Das Begriffsfeld dieses Bereichs zerfällt dabei in positive und negative Konzepte (*STANDARDSPRACHE* vs. *NICHT STANDARDSPRACHLICH*; *STANDARD* vs. *NON-STANDARD/SUBSTAN-*

DARD), auf Seiten der deutschsprachigen Texte kommt eine Zweiteilung des Rasters gemäß der Konkurrenzbegriffe *HOCHSPRACHE* und *STANDARDSPRACHE* hinzu.

Abbildung 91: Häufigkeit der Markierungen aus dem Bereich Standardsprachlichkeit in den deutsch- (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Auffällig ist besonders das umgekehrte Gefälle der %Var-Werte zwischen positiven und negativen Markierungen im Vergleich zwischen deutsch- und englischsprachigen Grammatiken: Während die wenigen deutschsprachigen Texte, die Markierungen dieser Art für ihre Argumentationen benutzen, überwiegend positive Fälle von Standardsprachlichkeit auszeichnen, kennzeichnen die gleichsam sehr wenigen englischsprachigen Texte, die sich derartiger Marker bedienen, hauptsächlich Nicht-Standardsprachlichkeit – und dies in einem Umfang, der *SUBSTANDARD* zur Markierung mit den höchsten %Var-Werten der gesamten Untersuchung macht. Die größte Bedeutung kommt dem Substandard hierbei in den drei mittleren Auflagen der *Hammer Grammar* zu, für die Abschnitte der folgenden Art typisch sind:

In spoken south German, Umlaut is often lacking, and one hears, e.g., *sie schlaft* instead of *sie schläft*. This is considered substandard. (Durrell 1996: 229)

The singular endings of weak masculine nouns are often dropped in colloquial German

They have the 'regular' forms: *den Bauer, des Bauers, dem Bauer*. In general, this usage is regarded as colloquial and substandard and avoided in formal writing. (Durrell 1996: 27)

Die zugehörigen Aussagen in den Vorworten von Hammer/Durrell vereinen darüber hinaus viele der bisher skizzierten Beobachtungen und bringen den **gebrauchsbasierten Ansatz** noch einmal auf den Punkt, der die Argumentationen der besonders markierungsfreundlichen englischsprachigen Texte des Korpus entscheidend prägt:

Fourthly, the changed needs of the present-day learner have been borne in mind by including information on all forms of the modern language. Thus, more attention has been paid to registers other than formal writing or literature and details given on spoken usage to reflect the greater emphasis paid to communicative skills in modern language teaching. Thus, where spoken and written usage diverge, this is clearly explained, as are forms which, though they may be regarded as grammatically 'correct', are felt to be stilted outside the most formal written registers. Similarly, forms which are frequently heard in everyday speech but widely thought of as substandard or incorrect are included here, as the foreign learner will encounter them every day, but with a clear indication of their status. In general, the foreign learner is counselled to avoid such forms as they sound particularly unacceptable when spoken with a foreign accent. Important regional variants within standard German are also included and marked accordingly, but purely dialectal forms have been ignored. (Hammer/Durrell 1991: vi)

Substandard zumindest vor dem Hintergrund einer rezeptiven **Varietätenkompetenz**³⁴⁵ kategorisch in die grammatikographische Darstellung einzubeziehen, stellt eine Art Gegenprogramm zur **Standardzentrierung** dar, wie u.a. Helbig/Buscha sie für die DaF-Grammatikographie favorisieren (Kapitel 5.1.3.2.3) – beide Positionen stehen damit stellvertretend für die Pole des konzeptuellen Spannungsfelds, in dem sich die untersuchten Grammatiken bewegen.

5.1.3.2.7 Diaevalutive Einzelmarkierungen

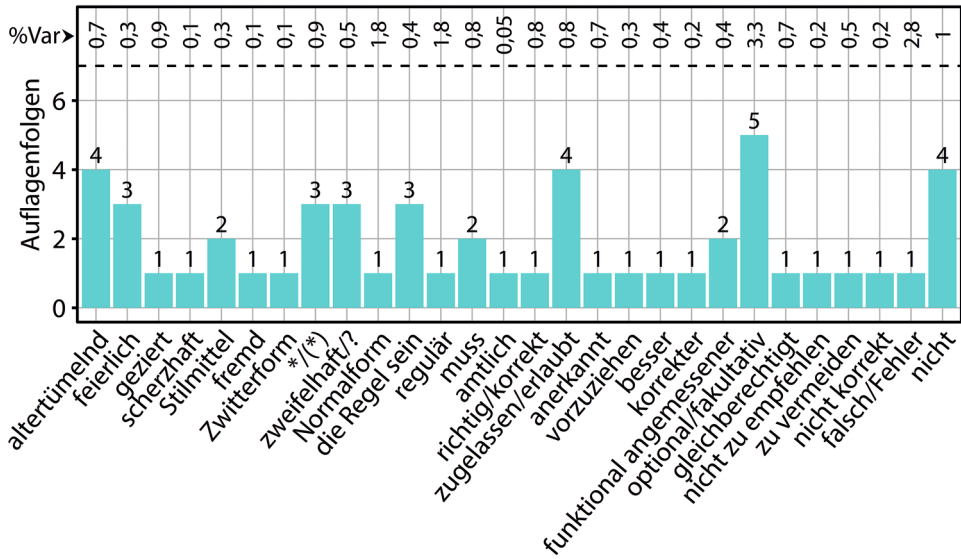
Verbunden mit den Konzepten der Standardsprachlichkeit sind des Weiteren auch **diaevalutive Aussagen**, insbesondere solche, die wie *RICHTIG/CORRECT* oder *FALSCH/INCORRECT* der dianormativen Seite dieser Sphäre zuneigen. Was die genaue Zuordnung von Markierungen zum Bereich der Bewertungen betrifft, ist es generell nicht einfach, klare Grenzen zwischen diesem Feld und dem der Kontextualisierungen zu ziehen (vgl. Kapitel 4.2.3): In vielen Fällen, die hier als diaevalutiv beschrieben werden, werden einzelne Aspekte der diasystematischen Dimensionen wie Zeitlichkeit oder Formalität herausgegriffen und mit nicht-neutraler Konnotation verbunden (z.B. diachronisch: *ALT* → diaevalutiv: *ALERTÜMELND*; diatonisch: *GEHOBENE SPRACHE* → diaevalutiv: *GEZIERT*), d.h. im Grunde werden in solchen Begrifflichkeiten **Grenzgänger zwischen Kontextualisierung und Bewertung** geschaffen. In anderen Fällen geschieht Ähnliches mit Häufigkeitsurteilen: Markierungen wie *VORZUZIEHEN/PREFERABLE* oder *REGULÄR* (bzw. *DIE REGEL SEIN*)/*REGULAR* kombinieren Frequenzen mit Erwartungshaltungen bzw. Normativitätsansprüchen.

Insgesamt entsteht auf diese Weise eine breite Auswahl an Bewertungsmarkierungen ganz unterschiedlicher konzeptueller Stoßrichtung (Abbildungen 92 und 93), wobei einige wenige Markierungen (darunter *ALERTÜMELND* bzw. *ARCHAIC*, *NORMALLY*, *OPTIONAL* und *OPTION*, *ZUGELASSEN* sowie *NICHT*) verhältnismäßig häufig erscheinen, die große Mehrheit aber nur von einer sehr begrenzten Zahl von Auflagenfolgen aufgerufen wird. Hohe %Var-Werte bei minimaler Verbreitung in unterschiedlichen Grammatikreihen erreichen darüber hinaus seitens der deutschsprachigen Texte die Markierungen *FALSCH/FEHLER* und

³⁴⁵ Vgl. hierzu Studer (2002).

NORMALFORM. Hinter beiden Fällen verbergen sich Texte aus der Ausgabenreihe der Duden-Grammatik, was insofern von Belang ist, als gerade die prestigeträchtigste Grammatik des Korpus zumindest auf den ersten Blick gehäuft mit dem Urteil des Fehlers zu arbeiten scheint, während die übrigen deutschsprachigen Texte diesbezüglich zurückhaltender sind. Unter den englischsprachigen Korpustexten sind es Hammer/Durrell und Borgert/Nyhan, die auf die Markierung *INCORRECT* bzw. *NOT CORRECT* zurückgreifen.

Abbildung 92: Häufigkeit diaevaluativer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

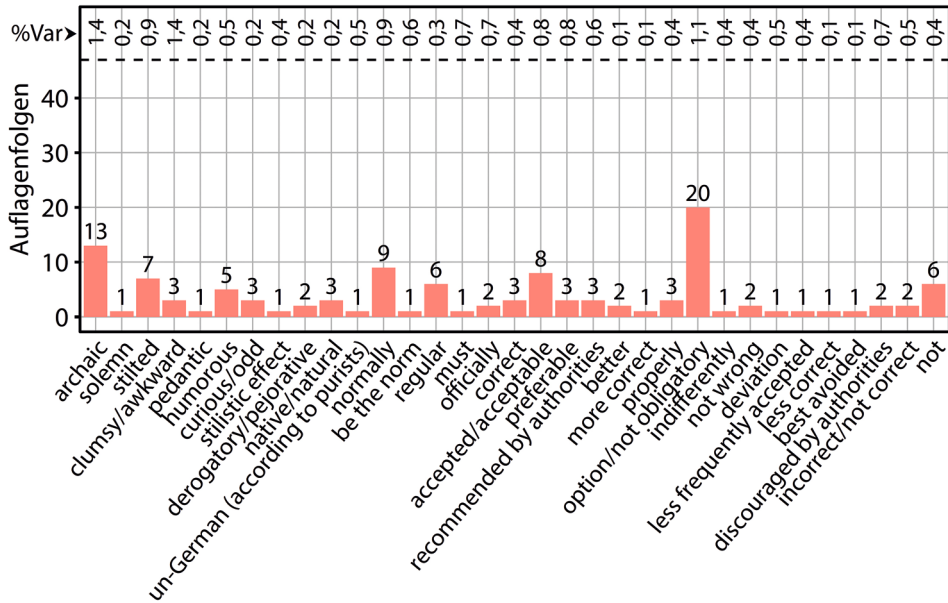
Auf den zweiten Blick jedoch zeigt sich, dass Markierungen dieser Art zumindest im Duden und bei Hammer/Durrell meist gebrochen werden durch einen informierenden Darstellungsmodus, der Bewertungen als in der Sprachgemeinschaft bestehende Urteile präsentiert und gegebenenfalls auch dem tatsächlichen Sprachusus gegenüberstellt:

brauchen is sometimes heard without the ending *-t* in the third person singular of the present tense, e.g. *er, sie brauch*. This usage is universally considered incorrect, but it is widespread and increasing. (Durrell 1996: 230)

Eine solche Grundhaltung gilt im Übrigen auch in Bezug auf den Duden nicht erst für jüngere Auflagen, sondern findet sich in ähnlicher Form auch schon in der ersten Nachkriegsausgabe von 1959:

Das ursprünglich schwache Verb „[ein]laden“ = zum Kommen auffordern ist in die starke Konjugation übergetreten (du lädst, er lädt [ein]), man trifft aber noch öfter die schwachen unumgelauteten Formen (du ladest, er ladet [ein]). Sie gelten nicht mehr als korrekt. (Duden 1959: 129)

Abbildung 93: Häufigkeit diaevaluativer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Diese Beobachtungen relativieren zumindest teilweise Stopps Kritik an der für seine Begriffe zu präskriptiven Grundhaltung der Duden-Texte (vgl. Kapitel 5.1.3.1): Was die Duden-Publikationen in Passagen dieser Art demonstrieren, ist keine Präskription im engeren Sinne des Wortes, sondern ist eher als vermittelnde Position einer ‚**deskriptiven Darstellung des Präskriptiven**‘ zu verstehen. Dabei bleibt die Trennung zwischen beschreibendem und vorschreibendem Gestus aber mitunter brüchig, man vergleiche hierzu exemplarisch die folgenden beiden Ausschnitte der achten Auflage, wobei die Markierung einer Form als *NICHT KORREKT* im ersten Fall in eine Prädikation eingebettet wird, die Indirektheit signalisiert („gilt als“), im zweiten Fall jedoch ohne derartige Angaben gesetzt wird:

Vereinzel erscheinen auch *laufen* und *saufen* ohne Umlaut, dies gilt jedoch nicht als korrekt in der Standardsprache. (Duden 2009: 461)

Außerhalb der Standardsprache werden vereinzel auch die *a*-Formen in typisch konjunktivischen Kontexten verwendet (b). Und umgekehrt begegnen ab und zu nicht korrekte *e*-Formen in indikativischer Verwendung (c). (Duden 2009: 448–449)

Auch unabhängig von Fragen der Textrezeption prägt die aus der Tradition des Dudens erwachsene und gepflegte Doppelrolle zwischen Präskription und Deskription (vgl. Kapitel 4.1.4.1 sowie insbesondere 5.2.2) dessen Argumentationsstrukturen demnach bis in die jüngste Zeit.

5.1.3.2.8 Einschub: Explizite Fremdurteile

Textelemente wie „gilt als“ oder „is considered“ halten die **Frage nach dem Handlungsträger von Prestigeurteilen und Stigmatisierungen** dabei bewusst offen, die Grammatiken können in Einzelfällen aber auch konkreter werden: So finden sich in ihnen zum einen auch Passagen, in denen Bezug auf allgemeine Sprachnormautoritäten (Grammatiker(innen), Lehrer(innen) u.a.) als Quelle positiver oder negativer dianormativer Urteile genommen wird (vgl. die Marker *UN-GERMAN (ACCORDING TO PURISTS), RECOMMENDED BY GRAMMARIANS* und *DISCOURAGED BY GRAMMARIANS*):

The **a** spread also to the subjunctive, so that there are now two forms, the older one in **ö** and the newer one in **ä: ich gölte** or **gälte**. The **ö** of the subjunctive tho warmly defended by the grammarians is slowly dying. (Curme 1922/1964: 309; Hervorhebung im Original)

In the case of the following adjectives, both modified and unmodified forms may be met with:

bang fearful **rot** red [...]

The unmodified forms seem to be gaining ground and are probably to be recommended for that reason. German school pupils are usually advised not to modify such vowels in cases of doubt. (Borgert/Nyhan 1991: 103; Hervorhebung im Original)

In einigen Fällen kennzeichnen die Texte die Herkunft von Urteilen sogar noch deutlicher und zitieren (als direkte Verweisstrukturen, vgl. Kapitel 4.2.4) präzise die Einzelaussagen anderer metasprachlicher Schriften zu flexionsmorphologischen Variationsphänomenen. Die folgende Liste (Tabelle 13) fasst alle registrierten Stellen dieser Art zusammen, darf jedoch nicht mit einer Aufstellung der insgesamt von den Grammatiken zitierten Sekundärliteratur verwechselt werden, von der sie nur ein verschwindend geringer Bruchteil wäre.

Bisweilen lassen sich die Übergänge von **expliziten Nennungen** (siehe die obige Tabelle) hin zu **Verweisen auf Sprachnormautoritäten im Allgemeinen** (*RECOMMENDED BY GRAMMARIANS*) oder **vagen Indirektheitsprädikationen** („gilt als“) auch anhand der textgenetischen Entwicklung einzelner Textabschnitte nachvollziehen:

[explizite Nennung:] In colloquial (especially south German) speech, *brauchen* ‘need’ also often has a *Konjunktiv II* form with *Umlaut*, e.g. *ich bräuchte*, etc. DUDEN (1985:145) considers this usage to be substandard, but it is widespread and increasingly common in writing. (Durrell 1996: 240)

[→ vage Indirektheitsprädikation:] In colloquial (especially south German) speech, *brauchen* ‘need’ also often has a *Konjunktiv II* form with *Umlaut*, e.g. *ich bräuchte*. This usage is regarded as substandard, but it is widespread, and increasingly common in writing. (Durrell 2002: 252)

[explizite Nennung:] des Dativ, des Dynamo [...] This usage has increased notably in recent years. However, DUDEN (1995: 252) and (1985: 691) maintain that it is quite incorrect. (Durrell 1996: 29)

[→ Sprachnormautoritäten allgemein:] des Dativ, des Dynamo [...] This usage has increased markedly in recent years although many standard authorities consider it incorrect. (Durrell 2002: 31)

Tabelle 13: Hinzugezogene Fremdurteile zu flexionsmorphologischen Varianten in den Texten des Korpus.

Zitierende Grammatik	Zitierte Quelle	Variante	Zitierte metasprachliche Information	Dimension
ERB 1958	Ljungerud (1955)	<i>der Friede</i> u.a.	<i>alt</i>	diachronisch
ERB 1966	Nordmeyer (1961)	<i>des Bären</i> u.a.	<i>im Rückgang begriffen</i> (~ ABNEHMEND)	diafrequent
	Ljungerud (1955)	<i>der Friede</i> u.a.	<i>alt</i>	diachronisch
ERB 1972	Nordmeyer (1961)	<i>des Bären</i> u.a.	<i>im Rückgang begriffen</i> (~ ABNEHMEND)	diafrequent
	Ljungerud (1955)	<i>der Friede</i> u.a.	<i>alt</i>	diachronisch
ERB 1980	Nordmeyer (1961)	<i>des Bären</i> u.a.	<i>im Rückgang begriffen</i> (~ ABNEHMEND)	diafrequent
	Ljungerud (1955)	<i>der Friede</i> u.a.	<i>alt</i>	diachronisch
ESB 1986	Richter (1982)	Präs 1.Ps Sg: <i>_Ø</i> u.a.	<i>fakultativ</i>	diaevaluativ
ESB 1994	Richter (1982)	Präs 1.Ps Sg: <i>_Ø</i> u.a.	<i>fakultativ</i>	diaevaluativ
ESB 2006	Duden Band 9 (1985)	<i>Funken</i>	<i>heute, gebräuchlicher</i>	diachronisch, diafrequent
	Duden Band 9 (1985)	<i>Funke</i>	<i>alt</i>	diachronisch
	Duden Band 9 (2001)	<i>Funke</i>	<i>häufiger</i>	diafrequent
	Raffelsiefen (1995)	Präs 1.Ps Sg: <i>_Ø</i>	<i>kann</i>	diafrequent/ diaevaluativ
	Duden Band 9 (2001)	<i>des Barock</i> u.a.	<i>fälschlich</i>	diaevaluativ
	Duden Band 9 (2001)	<i>des Barocks</i> u.a.	<i>muss, Standardsprache</i>	diaevaluativ, Standardsprachl.
HDU 1991	Duden Band 9 (1985)	<i>bräuchte</i>	<i>substandard</i>	Standardsprachl.
	DUD 1984	<i>des Dativ</i> u.a.	<i>'incorrect' in written German</i>	diaevaluativ
HDU 1996	Duden Band 9 (1985)	<i>bräuchte</i>	<i>substandard</i>	Standardsprachl.
	DUD 1995 und Duden Band 9 (1985)	<i>des Dativ</i> u.a.	<i>quite incorrect</i>	diaevaluativ

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie an anderer Stelle (Stark 2016) bereits gezeigt werden konnte, sind solche Assimilationsprozesse gewissermaßen symptomatisch für das Verhältnis zwischen Duden- und Hammer-Grammatik und damit ein wichtiger weiterer Aspekt, wenn es darum geht, die Tiefe der intertextuellen Beziehungen zwischen diesen beiden einschlägigen Größen des deutschen Grammatikdiskurses auszuloten (Näheres dazu in Kapitel 5.2.4).

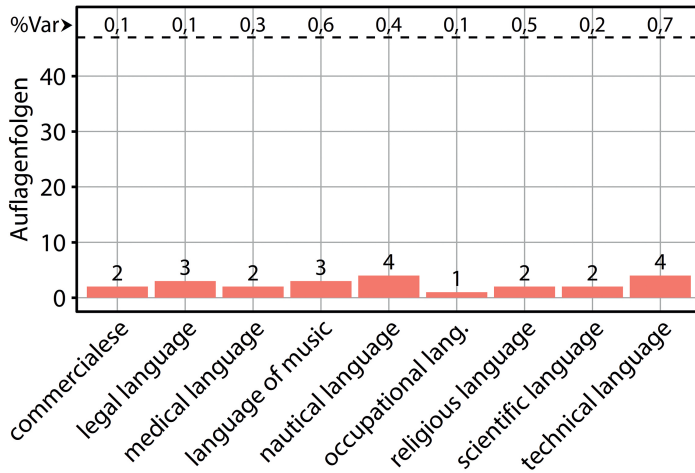
5.1.3.2.9 Diatechnische, diatextuelle und einzelpersonenbezogene Markierungen

Um den Gedankengang dieser Kapitelfolge abzuschließen, bleibt noch übrig, kurz auf die drei bisher noch nicht besprochenen Kontextualisierungskategorien (d.h. die Ebene des Diatechnischen, die des Diatextuellen und die der genannten Personen) einzugehen³⁴⁶. Ihre

³⁴⁶ Die Rubrik der festen Wendungen hat demgegenüber im Rahmen der Kodierung keine weitere Subgliederung erfahren und wird aus diesem Grund hier nicht weiter besprochen.

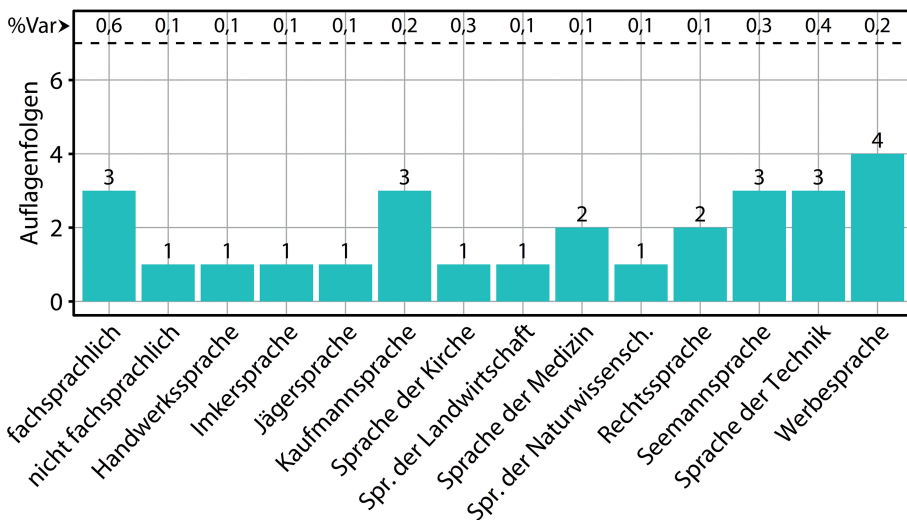
Bedeutung für die Verhandlung von Varianten ist insgesamt gesehen etwas geringer als die der übrigen diasystematischen Dimensionen (vgl. Kapitel 5.1.3.1), weshalb ich mich an dieser Stelle nur auf einige kursorische Anmerkungen und weiterführende Gedanken beschränken will.

Abbildung 94: Häufigkeit diatechnischer Markierungen in den englischsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 95: Häufigkeit diatechnischer Markierungen in den deutschsprachigen Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Diatechnische Markierungen sind in den englischsprachigen Werken des Korpus nur schwach vertreten (Abbildung 94), insofern selbst die Marker unter ihnen, die die höchsten Dispersionsmaße erreichen (*TECHNICAL LANGUAGE* im Allgemeinen sowie *NAUTICAL LAN-*

GUAGE), nur in weniger als 10% der untersuchten Grammatiken erscheinen. In Bezug auf die deutschsprachigen Texte (Abbildung 95) erreichen Zuordnungen wie *WERBESPRACHE*, *SPRACHE DER TECHNIK*, *SEEMANNSPRACHE* oder *FACHSPRACHLICH* zwar ähnliche Auflagenfolgenzahlen wie häufigere Markierungen der meisten anderen diasystematischen Dimensionen, niedrige %Var-Werte verraten jedoch, dass sie sich dabei nur auf eine geringe Menge von Phänomenen beziehen, d.h. sehr spezifisch zur Einordnung einzelner Varianten dienen und insofern für die Argumentationsstrukturen der entsprechenden Veröffentlichungen nur als wenig charakteristisch gelten können.

Diatextuell von Bedeutung ist für beide Teilkorpora (Abbildung 96) vor allem die Variantenzuordnung zum Bereich der Literatur- und Dichtersprache (hierzu gehören die Markierungen *DICHTERISCH/POETIC*, *SCHRIFTSTELLER(INNEN)/WRITERS* (im Allgemeinen)³⁴⁷ sowie *LITERATURSPRACHE/LITERARY (LANGUAGE)*), was die Texte des Untersuchungskorpus wiederum in eine lange Traditionslinie der grammatikographischen Auseinandersetzung mit Literatursprache als Normvorbild und Kontrastfolie stellt. Dabei setzt sich das von Banhold (2015) für Schulgrammatiken der Jahre 1801 bis 1932 detektierte, eher reservierte Verhältnis der Grammatikschreibung zur Literatur³⁴⁸ auch im betrachteten Untersuchungszeitraum fort, insofern in der Sprache von Schriftstellerinnen und Schriftstellern weniger ein nachzuahmendes Vorbild als eine Stilschicht eigener (progressiver wie auch konservativer) Gesetzmäßigkeiten jenseits der gemeinhin zu vermittelnden Varietäten gesehen wird:

The usual practice among grammarians of quoting so much poetry seems unsound in a book of this kind, especially as the unusual and exceptional forms here found may by the inexperienced student be taken for common forms of speech. (Curme 1922/1964: vii)

Solange die Sprachgemeinschaft Substantive dieser Art noch überwiegend schwach beugt, empfindet sie diese starken Formen als fehlerhaft, selbst dann, wenn sie bereits von namhaften Schriftstellern gelegentlich verwendet werden. (Duden 1959: 202)

Only in literary varieties of formal German will you find less common forms of subjunctive II, as these are nowadays considered awkward or stilted:

Er wusste es genau: Beföhle es der König, so flöhen die Soldaten sofort aus der Stadt.

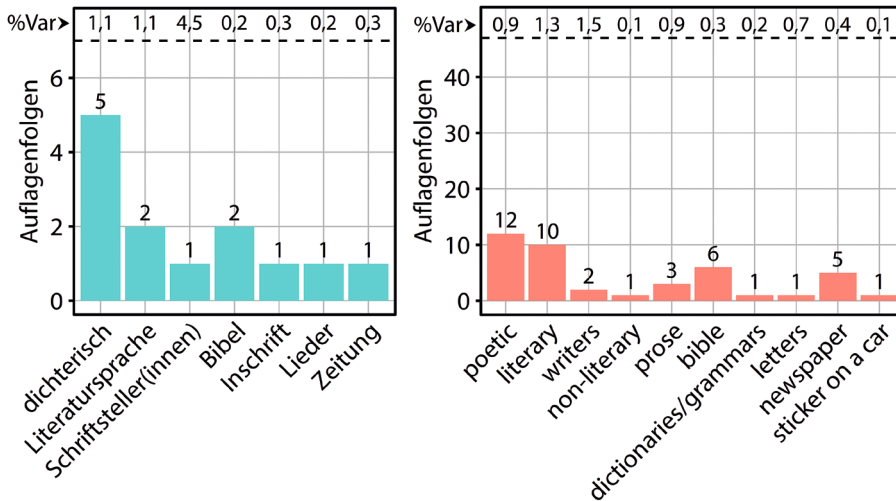
(*In modern German: Wenn der König es befehlen würde, so würden die Soldaten sofort aus der Stadt fliehen.*) (Whittle et al. 2011: 183; Hervorhebungen im Original)

Der ausgesprochen hohe %Var-Wert für die Zuordnung *SCHRIFTSTELLER(INNEN)*, bei dem es sich seitens der deutschsprachigen Grammatiken sogar um den höchsten detektierten Wert aller Markierungen handelt, ist dabei konkret darauf zurückzuführen, dass die ersten drei Duden-Auflagen entsprechende Informationen in einem Abschnitt zur schwachen/starken Substantivflexion verwenden (siehe das obige Zitat), wo diese dann mit sehr vielen Beispielllexemen in Verbindung stehen. Nach 1973 verschwindet die Markierung jedoch gänzlich aus den Argumentationen, andere Werke greifen sie gar nicht erst auf.

³⁴⁷ Nennungen von Einzelpersonen wurden jeweils gesondert registriert (s.u.).

³⁴⁸ Banhold (2015: 172): „Sind Schriftsteller nun Sprachnormautoritäten? - Grundsätzlich ja, aber in Fällen, in denen Varianz thematisiert wird, größtenteils (zumindest explizit) nicht.“

Abbildung 96: Häufigkeit diatextueller Markierungen in den deutschsprachigen (links) und englischsprachigen (rechts) Texten des Korpus.



Quelle: Eigene Darstellung.

Die 95 **Einzelpersonen** (zumeist Literatinnen und Literaten oder Persönlichkeiten des öffentlich-politischen Lebens), die von den Texten im Kontext flexionsmorphologischer Varianten – nahezu ausschließlich in Verbindung von Beispielziten³⁴⁹ – angeführt werden, haben im Korpus selbst in ihrer Gesamtheit nur randständige Bedeutung. Das Konzept des individualisiert auftretenden Modellsprechers³⁵⁰ spielt im Verhandlungsraum der Grammatiken nicht mehr als eine Nebenrolle. Nur für zehn der Auflagenfolgen lassen sich überhaupt Bezugnahmen auf Einzelpersonen registrieren, wobei allein der Duden (52 Personen), Curme (34) und Erben (15) zusammen schon 82% aller hierher gehörigen Markierungstypen auf sich vereinen. In den verarbeiteten Datensätzen am weitesten verbreitet sind Textbeispiele aus den Werken von Hesse (präsent in vier Auflagenfolgen), Goethe, Musil und Schücking (zitiert in je drei Auflagenfolgen), wobei besonders auffällige, da mutmaßlich seltene Nennungen bzw. Zitate bei Bedarf wiederum herangezogen werden können, um auf Basis textueller Gegenüberstellungen intertextuelle Bezüge abzuleiten. Da der Großteil dieser Textrelationen bereits im Rahmen der N-Gramm-Analysen erfasst wurde (Kapitel 5.1.1.2), sollen hier abschließend drei Beispiele genügen, die ein weiteres Mal die enge textuelle Verwandtschaft zwischen Duden, Curme und Jørgensen illustrieren:

³⁴⁹ Zitate von Einzelpersonen, aber auch diatextuelle Markierungen wie Verweise auf bestimmte Zeitungen oder die Bibel ebenso wie Internetbelege, haben damit im Grunde auch einen etwas anderen (exemplifizierenden, weniger kontextualisierenden) Charakter als die anderen diasystematischen Markierungen.

³⁵⁰ Vgl. Ammon (2005) bzw. Kapitel 3.2.3.4 dieser Arbeit.

Tabelle 14: Gegenüberstellung von Textpassagen auf Basis identischer Einzelpersonen-Markierungen (Hervorhebungen im Original).

Markierung	Text A	Text B
ANZENGRUBER, ERTL	Curme 1922/1964: 91 In Austrian and Bavarian dialects, nouns with the diminutive suffix -el are declined according to this group: [...] Hascherln (Anzengruber's <i>Die Kreuzschreiber</i> , 1, 4), [...] arme Hascherln (Ertl's <i>Freiheit</i> , p. 190)	Duden 1959: 185 Neutrale Substantive mit den Verkleinerungssilben -el oder -erl werden in der Mundart oft schwach dekliniert, was gelegentlich in die Schriftsprache übernommen wird: [...] das Hascherl, Pl. die Hascherln (Ertl, Anzengruber, Müller-Partenkirchen)
MEYRINK	Jørgensen 1959: 123 If, nevertheless, such combinations are occasionally found [...], they must be regarded as instances of 'poetic licence' or as lapses, unless one assumes that the writer has had in mind an -es morpheme after -mus such as is actually written now and then: <i>voll packenden Realismusses</i> (Meyrink).	Duden 1959: 189 Nicht eingedrungen ist der starke Genitiv auf -es bei den Fremd-wörtern auf -ismus . Er wird ganz selten gewagt, um den Kasus deutlich zu machen: <i>voll packenden Realismusses</i> (Meyrink).
GUTZKOW	Curme 1922/1964: 93 A few German words not really substantives may take an s in the gen. sing. and thruout the pl., such as letters of the alphabet, exclamatory particles, other parts of speech used as substantives, or the syntactical fragment of a sentence or a whole sentence used as a modern compound [...]. Ein ganzes Heer von Freilichs, Dennochs und Abers (Gutzkow).	Jørgensen 1959: 101 Pronouns, adverbs, prepositions and conjunctions, when used as neuter nouns, either remain uninflected or have -s in the gen. sg. and in the plural; [...] <i>ein ganzes Heer von Freilichs, Dennochs und Abers</i> (Gutzkow);

Quelle: Eigene Darstellung.

5.1.3.3 Ko- und Kontra-Markierungen

Bereits am Ende von Teilkapitel 3.3.3 wurde besprochen, dass es sich zur Bestimmung dessen, was sich konzeptuell hinter einzelnen, besonders umstrittenen Markierungen wie *STANDARD-* oder *UMGANGSSPRACHE* verbirgt, auch anbietet, zu untersuchen, mit welchen anderen Markierungen diese häufig verbunden werden oder in Kontrast stehen. Das Ziel dieses Abschnitts wird deshalb darin bestehen, einen Blick auf die begrifflichen Relationen zwischen ausgewählten Markierungstypen zu werfen und diese teilkorpusübergreifend in Relation zu setzen. Leitfrage wird dementsprechend sein: Gehen englischsprachige Grammatiken anders mit Kernbegriffen des metasprachlichen Beschreibungsinventars um als deutschsprachige? In Bezug auf Konstellationen, in denen Grammatiken dieselbe Variante mit mehreren Markern versehen, d.h. für das Verhältnis von gemeinsam an einem Phänomen anliegenden Auszeichnungen soll hierbei der Begriff **Ko-Markierungen** verwendet werden. Wurden Markierungen hingegen an alternative Varianten innerhalb eines Zweifelsfalls gegeben, soll von **Kontra-Markierungen** die Rede sein.

Hierzu ein Beispiel: In der Duden-Grammatik von 2005 werden Genusvarianten von *Bach* in folgender Art beschrieben:

(mundartlich, besonders norddeutsch) die Bach, (standardspr.) der Bach (Duden 2005: 171)

Diasystematisch wird die feminine Variante *die Bach* also den diatopischen Kategorien „mundartlich“ und „norddeutsch“ (bzw. in der vereinheitlichten Markierungsterminologie dieser Arbeit: *MUNDARTLICH* und *NORDEN DES DEUTSCHEN SPRACHRAUMS*) zugeordnet. Beide Markierungen beziehen sich auf dieselbe Variante, stehen zueinander also in der Relation von Ko-Markierungen. Demgegenüber wurde die maskuline Alternative *der Bach* mit der Markierung „standardsprachlich“ (bzw. *STANDARDSPRACHE*) verknüpft. In Bezug auf die Markierungen *MUNDARTLICH* und *NORDDEUTSCH* fungiert *STANDARDSPRACHE* in dieser Passage somit als Kontra-Markierung. Prüft man nach diesem Schema alle in die Analysen aufgenommenen Varianten in allen untersuchten Grammatiken, ergibt sich eine Art Bedeutungsnetz aus Entsprechungen und Antagonismen für jede einzelne diasystematische Zuordnung. Dabei kann es aufschlussreich sein, auch die bisher vernachlässigten sortierenden und positionierenden Markierungen in die Erhebungen einzuschließen, da diese etwas darüber verraten können, welche diasystematischen Informationen mit erstgenannten, welche mit zweitgenannten (bzw. eingeklammerten usw.) Varianten in Verbindung gebracht werden. Dies wiederum lässt Rückschlüsse darauf zu, welche sozio-expressiven Konzepte für die Argumentationen **Priorität** genießen und welche eher sekundären, ergänzenden Charakter haben.

Problematisch ist in diesem Zusammenhang, dass die meisten der zu betrachtenden Markierungen, wie in den vorangehenden Abschnitten dargestellt, nur sehr geringe Dispersionswerte innerhalb des Korpus erreichen, Ko- und Kontra-Relationen zwischen ihnen deshalb in einem Großteil der Fälle im Grunde nur etwas über die Verhältnisse in kleinen Textgruppen (hauptsächlich bestehend aus den Ausgaben der Grammatiken von Duden, Hammer/Durrell und Curme) aussagen. Die folgenden Darstellungen sind deshalb im Grunde an der Schaltstelle zwischen dem Analysefokus Gesamtkorpus und dem Analysefokus Auflagenfolge bzw. Einzeltext anzusiedeln.

5.1.3.3.1 Standardsprachlichkeit

Um Markierungsrelationen statistisch miteinander zu vergleichen, gibt es erneut eine Reihe denkbarer Verfahren: Einerseits kann beispielsweise erhoben werden, wie viele Varianten (in den folgenden Tabellen vereinfachend als Var bezeichnet) einzelne Grammatiken mit der Kombination aus zwei Markierungen versehen (Zahl der Ko-Markierungen) bzw. wie viele Gegenvarianten (GVar) es gibt, in denen eine Markierung einer bestimmten anderen Markierung gegenübersteht (Zahl der Kontra-Markierungen). Teilt man diese werkspezifischen Werte des Weiteren durch die Zahl der Einzeltexte (ET), in denen die jeweiligen Kombinationen vorkommen, lässt sich abschätzen, wie prominent solche Relationen innerhalb einer größeren Gruppe von Publikationen durchschnittlich sind. Daneben kann aber auch danach gefragt werden, für wie viele Auflagenfolgen (AF) Markierungskombinationen relevant sind, indem unterschiedliche Ausgaben derselben Grammatik zusammengefasst

werden. Hier wird sich, wie gesagt, vor allem zeigen, dass Ko- und Kontra-Markierungen sehr **auflagenfolgenspezifisch** sind und sich jeweils nur auf einen sehr geringen Bruchteil des Untersuchungskorpus beziehen lassen.

Tabelle 15: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *STANDARDSPRACHE*; geordnet nach Zahl der detektierten (Gegen-)Varianten pro Einzeltext (ET) (links) und Zahl der Auflagenfolgen (AF) (rechts).³⁵¹

STANDARDSPRACHE	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	<i>XX</i>	45,7	6	2	<i>(X)</i>	2	6	9,3
	<i>XX</i>	15,8	5	1	<i>FACHSPRACHLICH</i>	2	4	1
	<i>INTERNETBELEG</i>	11	2	1	<i>GEHOBENE SPRACHE</i>	2	5	1,6
	<i>(X)</i>	9,3	6	2	<i>OPTIONAL/FAKULTATIV</i>	2	2	1
	<i>HEUTE</i>	8	4	1	<i>XX</i>	2	6	45,7
	<i>SCHWANKEND</i>	7	1	1	<i>*/(*)</i>	1	1	2
	<i>ZUNEHMEND/TENDENZ ZU</i>	7	4	1	<i>ALT</i>	1	2	5,5
	<i>ALT</i>	5,5	2	1	<i>AUCH</i>	1	2	2,5
	<i>VARIANTE</i>	5,5	2	1	<i>DIE REGEL SEIN</i>	1	3	3,3
<i>SCHRIFTSPRACHE</i>	4,5	2	1	<i>FESTE WENDUNGEN u.a.</i>	1	1	1	
STANDARDSPRACHE	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	<i>UMGANGSSPRACHE</i>	52,5	4	1	<i>(X)</i>	2	6	6,3
	<i>REGIONALSPRACHLICH</i>	51,3	4	1	<i>GESPROCHENE SPRACHE</i>	2	5	2
	<i>XX</i>	43,2	6	2	<i>DIALEKTAL/MUNDARTLICH</i>	2	7	31
	<i>SELTEN/MANCHMAL</i>	38	5	1	<i>NORDEN DES SPRACH- RAUMS</i>	2	4	1,8
	<i>DIALEKTAL/ MUNDARTLICH</i>	31	7	2	<i>SCHON</i>	2	3	1
	<i>INTERNETBELEG</i>	16,5	2	1	<i>XX</i>	2	6	43,2
	<i>NICHT STANDARDSPRACH- LICH</i>	14,2	5	1	<i>*/(*)</i>	1	2	10,5
	<i>XX</i>	11,8	5	1	<i>ALLTAGSSPRACHE</i>	1	3	1,7
	<i>*/(*)</i>	10,5	2	1	<i>ALT</i>	1	5	4,6
	<i>ALTERNÄHND</i>	9	3	1	<i>ALTERNÄHND u.a.</i>	1	3	9

Quelle: Eigene Darstellung.

Beginnt man mit den deutschsprachigen Texten und dort mit der Zuordnung *STANDARDSPRACHE*, ist folglich zuerst zu vermerken, dass diese Markierung (unabhängig von Ko- und Kontra-Elementen) überhaupt nur in acht Einzeltexten (Duden 1984 bis Duden 2009; Engel 1988 bis Engel 2008) bzw. zwei Auflagenfolgen auftaucht. Während die Engel-Grammatiken sie aber kaum verwenden (verzeichnet wurden hier je eine bis drei zugehörige Varianten), ist sie in den Duden-Texten mit relativ vielen Phänomenen (zwischen 55 und 126 Varianten) verknüpft und tritt dort auch vermehrt in Beziehung zu anderen Markierungen, allen voran in Kontra-Relation zu den Markierungen *UMGANGSSPRACHE* und *REGIONALSPRACHLICH* (Tabelle 15). Dass Standardsprachlichkeit hier einen Kontrast zu allgemeinen diatopischen Kategorien bildet, weist noch einmal darauf hin, dass sie in den

³⁵¹ Geordnet wurden die Einträge jeweils nach den grau hervorgehobenen Kategorien; bei gleicher Häufigkeit wurde alphabetisch vorgegangen, wobei „u.a.“ bedeuten soll, dass sich im Korpus noch weitere Phänomene gleichen Ranges finden.

Duden-Publikationen recht konsequent als diatopisch neutrale Varietät konzeptualisiert wird (vgl. Kapitel 3.3.1).

Auffällig bezüglich der registrierten Positionsangaben ist, dass die Markierung *STANDARDSPRACHE* von den entsprechenden Texten etwa dreimal so häufig mit der Variante in Erstposition (*X x*) verbunden wird als mit Varianten in Zweitposition (*x X*). Wird eine standardsprachliche Variante einer anderen Variante gegenübergestellt, ist die standardsprachliche also mit großer Wahrscheinlichkeit die, die den Leser(inne)n der Texte als erstes präsentiert wird – ein Umstand, der auch als Echo standardistisch ausgerichteter Varietätenmodelle (vgl. Fußnote 252) verstanden werden kann. Gewicht erhält diese Beobachtung insbesondere, wenn man die Resultate mit den Positionierungen anderer Marker (etwa *UMGANGSSPRACHE*, s.u.) vergleicht, die sich mitunter komplett konträr verhalten.

Darüber hinaus wird anhand der Daten sichtbar, dass sowohl in Texten von Engel als auch in den Duden-Ausgaben Ko-Relationen zur Fachsprachlichkeit und gehobenen Sprache sowie Kontra-Relationen zur gesprochenen Sprache, zu norddeutschen Varietäten und der diachronischen Zuordnung *SCHON* bestehen (siehe AF-Werte). Diese Beziehungen sind jedoch – wie an den geringen Variantenzahlen (GVar/ET- bzw. Var/ET-Werte) ersichtlich – weit davon entfernt, als usuelle Argumentationsbausteine gelten zu können. Stellenweise lassen sich diese Erscheinungen auch auf starke textuelle Konvergenzen bzw. die Konzentration der Grammatiken auf ein relativ festes Repertoire von Lexemen und dazugehörigen Informationsbündeln zurückführen – so setzen sich z.B. alle gefundenen Passagen, die Varianten zugleich als Standard- und Fachsprache (ko-)markieren mit der Pluralbildung von *Stahl* auseinander (fachsprachlich/standardsprachlich: *die Stähle* vs. *die Stahle*).

Die ersten drei untersuchten Auflagen der Duden-Grammatik arbeiten daneben zur Differenzierung von sechs der von ihnen thematisierten Zweifelsfälle auch mit der Markierung *HOCHDEUTSCH* – einer Bezeichnung, die traditionell zwischen Synonymie zum Standardbegriff und diatopischen Lesarten zu schwanken pflegt.³⁵² Die erfassten Ko- und Kontra-Markierungen (Tabelle 16) vermitteln hier kein völlig eindeutiges Bild: Einerseits deutet sich an, dass die drei Duden-Texte Hochdeutsch primär als geographische Kategorie verstehen, der sie das Niederdeutsche gleichberechtigt gegenüberstellen – man vergleiche hierzu die folgende Textstelle:

Der Plural auf -s bei deutschen Wörtern ist vielfach unterschiedslos getadelt worden. Dem wollen wir uns nicht anschließen. In folgenden Fällen ist gegen seinen Gebrauch nichts einzuwenden: [...] 2. Bei Substantiven aus dem Niederdeutschen, der sprachlichen Heimat des Plurals auf -s. Hochdeutsche Pluralformen auf -e oder -n stehen hier oft gleichberechtigt daneben, manchmal mit Bedeutungsverschiebung: die Decks – die Decke; die Piers – die Piere; [...] die Jungs – die Jungen. (Duden 1959: 183)

³⁵² Vgl. zu diesem Punkt u.a. Faulstich (2008).

Tabelle 16: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *HOCHDEUTSCH*.

HOCHDEUTSCH	Ko-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	XX	10,3	3	1	(X)	1	3	1
	GLEICHBERECHTIGT	5	3	1	(XX)	1	1	1
	NEBEN	4,7	3	1	GLEICHBERECHTIGT	1	3	5
	ODER	4,3	3	1	HOCHSPRACHE	1	1	1
	XX	1,7	3	1	NEBEN	1	3	4,7
	(X)	1	3	1	ODER	1	3	4,3
	(XX)	1	1	1	SELTEN/MANCHMAL	1	1	1
	HOCHSPRACHE	1	1	1	XX	1	3	1,7
SELTEN/MANCHMAL	1	1	1	XX	1	3	10,3	
HOCHDEUTSCH	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	XX	10	3	1	(XX)	1	1	1
	NIEDERDEUTSCH	6	3	1	FALSCH/FEHLER	1	1	1
	GLEICHBERECHTIGT	4,7	3	1	GLEICHBERECHTIGT	1	3	4,7
	XX	1,7	3	1	NICHT HOCHSPRACHLICH	1	2	1
	ODER	1,7	3	1	NIEDERDEUTSCH	1	3	6
	(XX)	1	1	1	ODER	1	3	1,7
	FALSCH/FEHLER	1	1	1	SEGHES, ANNA	1	2	1
	NICHT HOCHSPRACHLICH	1	2	1	STATT	1	3	1
	SEGHES, ANNA	1	2	1	UMGANGSSPRACHE	1	1	1
	STATT u.a.	1	3	1	XX u.a.	1	3	10

Quelle: Eigene Darstellung.

Andererseits gerät das Hochdeutsche über Umwege aber auch in Kontra-Relation zu *FALSCH* und *FEHLER*. Dies geschieht im Text indirekt, insofern unter der Überschrift „*Falscher Gebrauch*“ auf die Pluralvariante *Jungens* Bezug genommen wird und auch die an anderer Stelle als hochdeutsch markierte Variante *Jungen* (siehe vorangehendes Zitat) nochmals erscheint:

Falscher Gebrauch des Plurals auf -s:

Die Volkssprache hängt oft an Wörter, deren Plural mit dem Singular gleich lautet, ein, Plural-s an, um den Plural noch besonders zu verdeutlichen: die Fräuleins (für: die Fräulein), [...].

Das Plural-s wird aber auch im Wechsel mit an sich deutlichen Pluralformen gebraucht: die Jungens (für: die Jungen, Sing.: der Junge) [...]. (Duden 1959: 184)³⁵³

³⁵³ Zu warnen ist in diesem Zusammenhang vor etwaigen Missverständnissen bezüglich der präsentierten Statistiken: Einzelne Elemente aus der Liste der Kontra-Markierungen müssen ihrerseits nicht in unmittelbarem Bezug zueinander stehen, da sie mitunter an unterschiedlichen Gegenvarianten anliegen können. Auch wenn zwei Markierungen (wie im Beispiel *NIEDERDEUTSCH* und *FALSCH/FEHLER*) also gemeinsam unter den Kontra-

Ferner findet sich die Bezeichnung Hochdeutsch recht prominent gleich im ersten Einleitungsabsatz der zweiten Duden-Auflage, wobei theoretisch sowohl eine diatopische als auch eine standardsprachliche Interpretation möglich wären:

Diese Grammatik beschäftigt sich vornehmlich mit der Struktur der *Hochsprache*. Dabei verstehen wir unter Hochsprache die oberste, als Ideal angestrebte Schicht der Gemeinsprache, also jene hochdeutsche Norm, die in der gehobenen Literatur, im wissenschaftlichen Schrifttum, in Presse und Rundfunk, in Predigt und Vortrag als allgemeinverbindlich anerkannt ist. (Duden 1966: 25; Hervorhebung im Original)

Eventuell könnten zu diesem Zeitpunkt somit auch die Duden-Texte Probleme haben, den Begriff des Hochdeutschen konsequent auf seine diatopischen Komponenten zu reduzieren, wobei die Unschärfe des Terminus auch verantwortlich dafür zeichnen könnte, weshalb er in den entsprechenden Grammatiken Randphänomen bleibt – im Gegensatz etwa zur Kategorie der Hochsprache, mit der er im obigen Zitat in unmittelbarem Kontakt steht.

Die Zuordnung *HOCHSPRACHE* wird ihrerseits vor allem von zwei Duden-Texten (Auflage zwei und drei) in großer Zahl (101 bzw. 117 Varianten) verwendet, erscheint daneben jedoch auch in allen Erben-Grammatiken, wo sie (mit jeweils sieben markierten Varianten) aber nur marginalen Charakter trägt. Sie wird sehr stark an Varianten in Erstposition gekoppelt und die mit ihr verbundenen Formen seltener als sekundäre Alternative präsentiert (Markierung *ODER*) als die zugehörigen Konkurrenzphänomene (Tabelle 17). Sowohl in den Duden- als auch den Erben-Texten stehen ihr außerdem Kontra-Markierungen aus den Bereichen des Umgangssprachlichen und der Diatopie gegenüber:

Bei bestimmten Substantiven schwankt die Pluralbildung zwischen -er und -e. Besonders in der süddeutschen Mundart und in der Umgangssprache wird häufiger -er gebraucht als in der Hochsprache; [...]:

Hochspr.	Mundart, Umgangsspr.
Beine	Beiner
Brote	Bröter
[...]	(Duden 1973: 189)

Insgesamt gehen die Duden-Publikationen demnach auffallend ähnlich mit der Beschreibung *HOCHSPRACHE* um wie mit dem Label *STANDARDSPRACHE* (siehe dazu Kapitel 5.2.2).

Markierungen geführt werden, kann daraus nicht automatisch geschlossen werden, dass die niederdeutschen Varianten in der Grammatik zugleich als falsch oder fehlerhaft gelten.

Tabelle 17: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *HOCHSPRACHE*.

HOCHSPRACHE	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	XX	119	2	1	(X)	2	6	5,5
	xX	22,5	2	1	(XX)	1	1	1
	ODER	14,5	2	1	ANZENGRUBER, LUDWIG	1	1	1
	VORZUZIEHEN	9	1	1	AUCH	1	2	1
	ZUNEHMEND/TENDENZ ZU	8,5	2	1	CAROSSA, HANS	1	1	1
	DIALEKTAL/MUNDARTLICH	7	2	1	FUßNOTE	1	2	3
	(X)	5,5	6	2	GEHOBENE SPRACHE	1	1	2
	HEUTE	5	2	1	GLEICHBERECHTIGT	1	1	1
	SELTEN/MANCHMAL	3	2	1	HEUTE	1	2	5
FUßNOTE	3	2	1	HOCHDEUTSCH u.a.	1	1	1	
HOCHSPRACHE	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	xX	107,5	2	1	(X)	2	6	2,2
	ODER	61,5	2	1	FUßNOTE	2	5	3
	DIALEKTAL/MUNDARTLICH	39	2	1	NORDEN DES SPRACH- RAUMS	2	6	5,8
	HÄUFIG/OFT	19	2	1	SÜDEN DES SPRACHRAUMS	2	5	6
	SELTENER	18	2	1	UMGANGSSPRACHE	2	6	17,3
	UMGANGSSPRACHE	17,3	6	2	(xX)	1	1	1
	xX	11	2	1	ABNEHMEND	1	1	3
	SÜDEN DES SPRACHRAUMS	6	5	2	ALT	1	2	2
	NORDEN DES SPRACH- RAUMS	5,8	6	2	AUCH	1	2	3
KANN (STEHEN) u.a.	5	1	1	DICHTERISCH u.a.	1	2	4,5	

Quelle: Eigene Darstellung.

In den englischsprachigen Korpus-texten sind Markierungen einer Variante als *STANDARD* indes sehr viel seltener als in den deutschsprachigen. Man findet sie jeweils in geringer Zahl in den Grammatiken von Buck (drei entsprechend markierte Varianten), Hammer/Durrell (1991 bis 2011: acht bis elf Varianten), und Lockwood (sechs Varianten). Die niedrige Auftretenswahrscheinlichkeit innerhalb der Einzeltexte (Tabelle 18) hat als Konsequenz, dass auch Ko- und Kontra-Markierungen nur in sehr geringen Häufigkeiten vorliegen. Interessant ist jedoch, dass in allen drei Auflagenfolgen, die die Markierung verwenden, *STANDARD* an jeweils mindestens einer Stelle einen Kontrast zur metasprachlichen Information *SOUTHERN GERMAN* bildet, was wiederum vage Hinweise darauf liefern könnte, dass auch für die englischsprachigen Texte Standardsprachlichkeit mit diatopischer Nicht-Markiertheit korreliert:

In standard German *fragen* is normally weak. *frägt* is colloquial South German [...].
(Hammer/Durrell 1991: 240)

Finally, although in standard usage the past subjunctive is, as with all other weak verbs, identical with the indicative form (**brauchte**), a second, distinctively subjunctive form **bräuchte** has evolved in southern German. (Buck 1999: 104)

standard *der Teller* 'plate', *die Butter* 'butter', *das Tuch* 'cloth', but locally (southern) *das Teller*, *der Butter*, (northern) *der Tuch*. (Lockwood 1987: 27)

Tabelle 18: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *STANDARD*.

STANDARD	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	XX	5,5	4	1	X x	2	2	3,5
	WRITTEN LANGUAGE	4	3	1	more frequent	1	2	2
	XX	3,5	2	2	normally	1	1	2
	MORE FREQUENT	2	2	1	now	1	1	1
	NORMALLY	2	1	1	written language	1	3	4
	NOW	1	1	1	x X	1	4	5,5
STANDARD	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	SPOKEN LANGUAGE	10,8	4	1	SOUTHERN GERMAN	3	5	2,6
	EVERYDAY LANGUAGE	8	1	1	XX	3	5	2,6
	NON-STANDARD	7,5	2	1	COLLOQUIAL	2	5	6,8
	INSTEAD	7	4	1	NORTHERN GERMAN	2	4	4
	XX	7	4	1	OLD	2	3	1
	COLLOQUIAL	6,8	5	2	REGIONAL	2	2	3,5
	INCREASING/TEND TO	5	1	1	(X)	1	4	1,5
	SUBSTANDARD	5	2	1	ADDITIONALLY	1	1	2
	NOT WRITTEN	5	1	1	EVERYDAY LANGUAGE	1	1	8
	WESTERN GERMAN	4,5	2	1	INCREASING/TEND TO u.a.	1	1	5

Quelle: Eigene Darstellung.

Im Gegensatz zu den deutschsprachigen Texten arbeiten die englischsprachigen, wie in Kapitel 5.1.3.2.6 geschildert, jedoch nicht primär mit positiven Zuschreibungen zur Standardsprachlichkeit, sondern vor allem mit negativen Standardurteilen. Dabei wird die Markierung *SUBSTANDARD* von drei verschiedenen Auflagenfolgen herangezogen (Tabelle 19) – konkret sind dies: Hammer/Durrell (1991 bis 2002: neun bis 92 als *SUBSTANDARD* markierte Varianten), Lederer (fünf Varianten) und Lockwood (46 Varianten). Der Schwerpunkt der zugehörigen Ko-Markierungen liegt hier vornehmlich in den Bereichen des Nicht-Schriftsprachlichen sowie des Informell-Umgangssprachlichen und damit auf Ebenen, die für den Standardbegriff des deutschsprachigen Teilkorpus seltener expliziert werden:

The singular endings of weak masculine nouns are often dropped in colloquial German i.e. they have the 'regular' forms: den Bauer, des Bauers, dem Bauer. For most of these nouns, this usage is regarded as substandard and avoided in formal writing. (Durrell 2002: 28)

(-s) is used in colloquial speech with some words referring to persons

die Bengels, die Doktors, die Fräuleins, die Jungs (or: die Jungens) [...]

This usage is characteristic of substandard north German speech, where some of them are very frequent. The standard plural form (*die Jungen, die Kumpel, die Mädels*, etc.) is always preferred in writing. (Durrell 1996: 20; Hervorhebungen jeweils im Original)

Anzumerken ist allerdings, dass insbesondere der erstgenannte Textausschnitt unproportional großen Einfluss auf die errechneten Var/ET-Quotienten hat, insofern die in ihm getätigten Aussagen auf eine breite Auswahl angeführter Beispielllexeme referieren. Das Ausmaß der Wechselbeziehungen zwischen den Auszeichnungen *COLLOQUIAL*, *NOT WRITTEN*, *INFORMAL* und *SUBSTANDARD* darf deshalb nicht überschätzt werden. Analoges gilt für die Marker *LESS EDUCATED PEOPLE* und *TALKING TO CHILDREN*, deren saliente Position in diesem Zusammenhang, wie schon an anderer Stelle bemerkt, auf eine einzige Passage von Lockwood zurückgeht.

Tabelle 19: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *SUBSTANDARD*.

SUBSTANDARD	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	<i>NOT WRITTEN</i>	74	2	1	<i>COLLOQUIAL</i>	2	3	57,3
	<i>INFORMAL</i>	60,7	3	2	<i>FREQUENT/OFTEN</i>	2	2	1,5
	<i>COLLOQUIAL</i>	57,3	3	2	<i>INFORMAL</i>	2	3	60,7
	<i>LESS EDUCATED PEOPLE</i>	40	1	1	<i>LITERARY</i>	2	3	1,7
	<i>TALKING TO CHILDREN</i>	40	1	1	<i>OR</i>	2	2	3
	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	23	4	2	<i>REGIONAL</i>	2	2	3
	<i>NORTHERN GERMAN</i>	9	2	1	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	2	4	8,3
	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	8,3	4	2	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	2	4	23
	<i>EQUALLY COMMON</i>	5	1	1	<i>WRITTEN LANGUAGE</i>	2	2	1
<i>HUMOROUS</i> u.a.	5	1	1	<i>(X)</i> u.a.	1	3	1	
SUBSTANDARD	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	<i>EQUALLY COMMON</i>	5	1	1	<i>LITERARY</i>	2	3	1,7
	<i>REGIONAL</i>	5	1	1	<i>MORE FREQUENT</i>	2	2	3
	<i>XX</i>	5	1	1	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	2	3	1,7
	<i>STANDARD</i>	4	2	1	<i>(X)</i>	1	1	1
	<i>WRITTEN LANGUAGE</i>	4	2	1	<i>EQUALLY COMMON</i>	1	1	5
	<i>MORE FREQUENT</i>	3	2	2	<i>FREQUENT/OFTEN</i>	1	1	1
	<i>XX</i>	3	3	1	<i>OR</i>	1	1	1
	<i>LITERARY</i>	1,7	3	2	<i>REGIONAL</i>	1	1	5
	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	1,7	3	2	<i>STANDARD</i>	1	2	4
<i>(X)</i> u.a.	1	1	1	<i>USUAL</i> u.a.	1	1	1	

Quelle: Eigene Darstellung.

Kontra-Markierungen zu *SUBSTANDARD* erreichen demgegenüber durchgehend nur sehr niedrige Häufigkeitswerte mit entsprechend wenig Aussagekraft. Auffällig ist in Bezug auf Ko- wie Kontramarker aber die Seltenheit positionierender und sortierender Markierungen, was bedeutet, dass Substandard-Varianten meist (wie auch in den genannten Beispielen) in separaten Sätzen verhandelt werden (vgl. Fußnote 289), also als Gegenstände in den Beschreibungen eine gewisse Eigenständigkeit genießen.

Tabelle 20: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *NON-STANDARD*.

NON-STANDARD	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	<i>NOT WRITTEN</i>	76	1	1	(X)	1	1	1
	<i>INFORMAL</i>	71	1	1	<i>COLLOQUIAL</i>	1	3	29
	<i>COLLOQUIAL</i>	31,7	3	1	<i>FREQUENT/OFTEN</i>	1	1	1
	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	12,7	3	1	<i>INFORMAL</i>	1	1	71
	<i>INSTEAD</i>	9	1	1	<i>INSTEAD</i>	1	1	1
	<i>NORTHERN GERMAN</i>	9	1	1	<i>LITERARY</i>	1	1	2
	<i>XX</i>	9	1	1	<i>NORTHERN GERMAN</i>	1	1	9
	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	8	2	1	<i>NOT WRITTEN</i>	1	1	1
	<i>REGIONAL</i>	7	2	1	<i>OLD</i>	1	1	1
	<i>WESTERN GERMAN u.a.</i>	5	1	1	<i>RARELY/SOMETIMES u.a.</i>	1	1	9
NON-STANDARD	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	<i>XX</i>	8	2	1	<i>COLLOQUIAL</i>	1	1	2
	<i>STANDARD</i>	7	2	1	<i>EVERYDAY LANGUAGE</i>	1	1	5
	<i>EVERYDAY LANGUAGE</i>	5	1	1	<i>INSTEAD</i>	1	2	3,5
	<i>WRITTEN LANGUAGE</i>	4	1	1	<i>LITERARY</i>	1	1	2
	<i>INSTEAD</i>	3,5	2	1	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	1	1	2
	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	3,5	2	1	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	1	2	3,5
	<i>XX</i>	3,5	2	1	<i>STANDARD</i>	1	2	7
	<i>COLLOQUIAL</i>	2	1	1	<i>WRITTEN LANGUAGE</i>	1	1	4
	<i>LITERARY</i>	2	1	1	<i>XX</i>	1	2	3,5
	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	2	1	1	<i>XX</i>	1	1	1

Quelle: Eigene Darstellung.

Hauptsächlich in der letzten untersuchten Auflage von *Hammer's German Grammar and Usage* aus dem Jahr 2011 wird für nicht-standardsprachliche Zuordnungen des Weiteren die Markierung *NON-STANDARD* gebraucht (97 markierte Varianten), vereinzelt finden sich Nennungen dieser Art auch schon in früheren Ausgaben desselben Textes (1991: acht Varianten; 1996: drei Varianten) sowie punktuell bei Lederer (eine Variante). Kontra-Markierungen fallen erneut kaum ins Gewicht (Tabelle 20). Die bevorzugten Ko-Markierungen *INFORMAL*, *NOT WRITTEN* und *COLLOQUIAL* legen zudem den Schluss nahe, dass im Übergang von der vierten zur fünften *Hammer Grammar*-Auflage eine relativ konsequente Substi-

tution von *SUBSTANDARD*- durch *NON-STANDARD*-Angaben erfolgt, was sich mit einem Blick auf entsprechende Textstellen schnell bestätigt:³⁵⁴

Similarly, forms which are frequently heard in everyday speech but widely thought of as substandard or incorrect are included here, as the foreign learner will encounter them every day, but with a clear indication of their status. (Durrell 2002: xvi)

Similarly, forms which are frequently heard in everyday speech but widely thought of as non-standard or incorrect are included here, as the foreign learner will encounter them every day, but with a clear indication of their status. (Durrell 2011: xiiv)

In spoken south German, *Umlaut* is often lacking with these verbs, and one hears, for example, *sie schlaft* instead of *sie schläft*. This is considered substandard. (Durrell 2002: 241)

In spoken south German, *Umlaut* is often lacking with these verbs, and one hears, for example, *sie schlaft* instead of *sie schläft*. This is a non-standard regionalism. (Durrell 2011: 233)

Ein Motiv hinter diesem Textverhalten könnte sein, dass durch die Ersetzung des Bestandteils *sub-* eine Konnotation von Inferiorität umgangen und das Nebeneinander von Standard- und Nicht-Standard-Varietäten stärker hervorgehoben werden soll. Dies ließe sich zumindest gut mit der erklärten allgemeinen Absicht der *Hammer Grammar* zusammenbringen, Varietäten jenseits des Standards als Beschreibungsgegenständen die nötige Eigenständigkeit zuzugestehen (vgl. Kapitel 5.1.3.2.6).

5.1.3.3.2 Alltagssprache und everyday language

An der Schnittstelle zwischen Standard und Substandard arbeiten die Grammatiken von Engel (1988 und 1996: sechs entsprechend markierte Varianten; 2009: eine Variante), Erben (1966: eine markierte Variante) und Duden (1959: vier; 1966: zwei; 1973: drei; 2005: neun; 2009: fünf Varianten) außerdem mit dem Begriff der *ALLTAGSSPRACHE*, wobei die Texte unterschiedliche Ansichten bezüglich der Frage zu haben scheinen, ob es sich bei Letzterer (a) um eine dem Standard nachgeordnete Ebene zwischen Standard und Umgangssprache, (b) ein Synonym für Umgangssprache oder (c) eine Mischung aus beidem (d.h. ein weiter aufspaltbares Substitut von Umgangssprache unterhalb des Standards) handelt:

(a) Duden (1966: 25):

Während die Hochsprache vornehmlich im guten Schrifttum existiert, gibt es neben ihr andere Schichten der Gemeinsprache, die weithin nur als gesprochene Sprache erscheinen. Zu ihnen gehört zunächst die Alltagssprache jener Kreise, denen es auf ein gutes und korrektes Deutsch ankommt. Charakteristisch ist für sie – bei allem Bemühen der Sprecher, den Anforderungen der Hochsprache zu genügen – eine lockere Handhabung der hochsprachlichen Norm, und zwar im Hinblick auf Satzbau, Wortwahl und Aussprache. Dabei kann neben einfachen Aussprache-

³⁵⁴ Für eine eingehendere Darstellung ähnlicher terminologischer Substitutionsprozesse in der Duden-Grammatik, vgl. Kapitel 5.2.2.

erleichterungen [...] eine mundartlich oder landschaftlich geprägte Lautung auftreten (vgl. die schwäbisch gefärbte Aussprache von Theodor Heuss).

Neben der hochsprachlichen und der alltagssprachlichen Schicht gibt es noch eine dritte ausgeprägte Schicht, die wir mit dem Terminus Umgangssprache bezeichnen.

(b) Erben (1966: 301) [Auszug aus dem Sachregister]: „umgangssprachlich (alltagssprachlich)“

(c) Engel (1996: 12):

Diese sachorientierte, sozio- und regio-neutrale Version des Deutschen nennen wir deutsche Standardsprache. Natürlich handelt es sich bei ihr um ein Abstraktum, um ein Kondensat aus vielfältigen konkreten Gebrauchsformen. Aber dennoch ist diese abstrakte Standardsprache beschreibbar, sie ist auch lehrbar, und eine angemessene standardsprachliche Kompetenz sichert auch den fehlerfreien und zweckdienlichen Umgang mit aktuellen Ausprägungen deutscher Sprache. Varianten innerhalb der Standardsprache werden als „gehoben“, „geschraubt“ oder „gestelzt“ gekennzeichnet, auch als „veraltend“, „archaisierend“ (d. h. bewußt altertümlich) u. a. Die wichtigste (und meist gesprochene) Variante des Deutschen ist jedoch die Alltagssprache, also die Sprechweise, die im täglichen Umgang zur ungezwungenen Kommunikation verwendet wird; soweit sie als saloppe Alltagssprache bezeichnet wird, folgt sie teilweise anderen Regeln als die Standardsprache.

Interessant ist der Terminus Alltagssprache auch deshalb, weil er sich von der Warte des Duden-Zitats aus betrachtet gewissermaßen als regionalsprachlich gewendetes Pendant zur Standardsprache lesen lässt. Die Duden-Grammatik stellt damit sehr früh in ihrer Entwicklung (konkret: ab spätestens 1966) theoretische Überlegungen zur genaueren Verortung eines Konzeptes an, das dem Gedanken der regionalen Standardvarietäten nahesteht, auch wenn es eine andere Bezeichnung trägt (vgl. Kapitel 5.1.3.2.6). In diesem Kontext legt sie mit ihrer Lesart von Alltagssprachlichkeit als ‚lockerem Umgang mit der Norm‘ bereits einen Begriff an, der versucht, Destandardisierungsprozesse (vgl. Mattheier 1997c, Spiekermann 2005, Dovalil 2016 u.a.) fassbar zu machen:

Es versteht sich von selbst, daß sie [die Hochsprache; S.St.] nicht unantastbar über den anderen Sprachformen steht, von denen wir weiter unten noch zu sprechen haben, sondern in enger Wechselbeziehung mit ihnen. Für die gegenwärtige Lage dürfte es sogar kennzeichnend sein, daß die „unteren“ Sprachschichten ihren Einfluß auf die Hochsprache immer stärker geltend machen, eine Tatsache, die mit der sozialen Umschichtung der modernen Gesellschaft zusammenhängt. (Duden 1966: 25)

Das Varietätenmodell, das die frühen Duden-Grammatiken in ihren einleitenden Bemerkungen entwickeln, erscheint vor diesem Hintergrund ausgesprochen aktuell.

Über diese Beobachtungen hinaus ist es jedoch schwer, auf Basis der verfügbaren Daten Aussagen zum Alltagssprache-Begriff der Publikationen zu treffen, da er jenseits von einleitenden Textabschnitten nur selten zur Differenzierung von flexionsmorphologischen Varianten herangezogen wird, weshalb auch nur niedrige Werte für Ko- und Kontra-Marker vorliegen. Dass selbst die Duden-Grammatik, die Umgangssprache und Alltagssprache im Unterschied zu Erben und Engel konzeptuell nicht ineinander aufgehen lässt, Umgangssprachlichkeit im Großen und Ganzen viel häufiger zur Differenzierung von Varianten heranzieht als Alltagssprachlichkeit, könnte in diesem Zusammenhang aber dafür sprechen,

dass die Alltagssprache trotz ihrer zentralen Rolle in den Vorüberlegungen als Zwischen-Konzept doch ein weniger attraktives Disambiguierungsinstrument darstellt als die konventionelleren Einheiten Standard- (bzw. Hoch-) und Umgangssprache.

Tabelle 21: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *ALLTAGSSPRACHE*.

ALLTAGSSPRACHE	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF
	STATT	3	2	1
	GESPROCHENE SPRACHE	2,5	4	2
	FUßNOTE	2	2	2
	HEUTE	2	1	1
	ODER	2	2	1
	NEBEN	1,8	4	2
	XX	1,3	3	1
	XX	1,3	7	2
	WERBESPRACHE	1,2	5	2
(X) u.a.	1	1	1	

ALLTAGSSPRACHE	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	FUßNOTE	2	2	2
	GESPROCHENE SPRACHE	2	4	2,5
	NEBEN	2	4	1,8
	ÖSTERREICH	2	2	1
	WERBESPRACHE	2	5	1,2
	XX	2	7	1,3
	(X)	1	1	1
	(XX)	1	2	1
	ALT	1	1	1
ALERTÜMELND u.a.	1	1	1	

ALLTAGSSPRACHE	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF
	HÄUFIGER	7	1	1
	(X)	4,3	4	2
	HÄUFIG/OFT	4	2	2
	HEUTE	2,3	3	1
	KANN (STEHEN)	2	1	1
	ZEITUNG	2	2	1
	STANDARDSPRACHE	1,7	3	1
	GEHOBENE SPRACHE	1,5	4	2
	XX	1,4	7	2
XX	1,3	4	1	

ALLTAGSSPRACHE	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	(X)	2	4	4,3
	GEHOBENE SPRACHE	2	4	1,5
	HÄUFIG/OFT	2	2	4
	XX	2	7	1,4
	(XX)	1	2	1
	DICHTERISCH	1	2	1
	GESPROCHENE SPRACHE	1	2	1
	HÄUFIGER	1	1	1
	HEUTE	1	3	3
HOFSTAETTER, WALTHER u.a.	1	1	1	

Quelle: Eigene Darstellung.

Angesichts der schmalen Datenlage lässt sich im Grunde nur konstatieren, dass als *ALLTAGSSPRACHE* bezeichnete Varianten (in Einklang mit den theoretischen Erwägungen) gelegentlich auch mit der Information *GESPROCHENE SPRACHE* versehen werden und ihnen sporadisch Formen der *STANDARDSPRACHE* oder *GEHOBENEN SPRACHE* gegenüberstehen (Tabelle 21). Sortierende Ko-Marker wie *ODER*, *STATT*, *NEBEN* sowie die Auslagerung in Fußnoten deuten außerdem darauf hin, dass alltagssprachliche Varianten eher als Informationseinheiten niedrigerer Priorität bzw. als Zusatz jenseits der Basisvaritäten der Texte betrachtet werden.³⁵⁵ Darüber hinaus werden in Einzelfällen auch Verknüpfungen mit der

³⁵⁵ Vgl. Duden (1966: 26): „Der Maßstab für eine deutsche Grammatik, die nicht nur wissenschaftlich beschreibend, sondern beratend und richtungweisend sein will, muß deshalb die hochsprachliche Norm bleiben. Da aber Alltagssprache und Umgangssprache bis in die dichterischen Werke hinein Eingang gefunden haben,

Markierung *ÖSTERREICH* eingegangen, was als schwaches Echo des Umstands gelten könnte, dass Alltagssprachlichkeit im Gegensatz zur Standardsprachlichkeit als regional differenzierbar angesehen wird.

Tabelle 22: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *EVERYDAY LANGUAGE*.

EVERYDAY LANGUAGE	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	<i>NOT WRITTEN</i>	7	3	1	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	3	6	6,3
	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	6,3	6	3	<i>(X)</i>	2	4	4,8
	<i>ACCEPTED/ACCEPTABLE</i>	6	1	1	<i>CAN (BE)</i>	2	4	4,8
	<i>BE THE NORM</i>	6	1	1	<i>COLLOQUIAL</i>	2	2	2
	<i>INSTEAD</i>	5,5	2	1	<i>ACCEPTED/ACCEPTABLE</i>	1	1	6
	<i>XX</i>	5,5	2	1	<i>ALSO</i>	1	1	1
	<i>CAN (BE)</i>	4,8	4	2	<i>BE THE NORM</i>	1	1	6
	<i>(X)</i>	4,8	4	2	<i>INCREASING/TEND TO</i>	1	1	3
	<i>WRITTEN LANGUAGE</i>	3,5	2	1	<i>INSTEAD</i>	1	2	5,5
	<i>INCREASING/TEND TO u.a.</i>	3	1	1	<i>NORTHERN GERMAN</i>	1	1	1
EVERYDAY LANGUAGE	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	<i>STANDARD</i>	8	1	1	<i>(X)</i>	2	2	1
	<i>XX</i>	5,5	2	1	<i>CAN (BE)</i>	2	2	1
	<i>NON-STANDARD</i>	5	1	1	<i>ALSO</i>	1	1	1
	<i>REGIONAL</i>	5	1	1	<i>EITHER</i>	1	1	1
	<i>SOUTHERN GERMAN</i>	5	1	1	<i>ELEVATED</i>	1	1	1
	<i>SPOKEN LANGUAGE</i>	5	1	1	<i>FORMAL</i>	1	1	1
	<i>WESTERN GERMAN</i>	5	1	1	<i>NON-STANDARD</i>	1	1	5
	<i>(X)</i>	1	2	2	<i>OPTION/NOT OBLIGATORY</i>	1	1	1
	<i>ALSO</i>	1	1	1	<i>POSSIBLE</i>	1	1	1
	<i>CAN (BE) u.a.</i>	1	2	2	<i>REGIONAL u.a.</i>	1	1	5

Quelle: Eigene Darstellung.

In der Markierung *EVERYDAY LANGUAGE* könnte man oberflächlich betrachtet die direkte Entsprechung zum deutschen Begriff der Alltagssprache sehen. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht jedoch darin, dass Alltagssprachlichkeit von den deutschsprachigen Texten terminologisch (wenn auch nur in Form einer Gleichsetzung wie bei Erben) bearbeitet und eingeordnet wird, während *everyday language* als vage Zielvarietät der grammatischen Beschreibungen zwar in vielen englischsprachigen Korpus-texten präsent ist (vgl. Kapitel 5.1.3.1), bezüglich ihres genauen Ortes im Varietätengefüge und ihres Verhältnisses zum Standard aber weitestgehend unbestimmt bleibt.

war es gelegentlich notwendig, die dort auftretenden Abweichungen von der hochsprachlichen Norm zu vermerken und auf landschaftliche Besonderheiten hinzuweisen.“

Diese definitorische Offenheit könnte auch der Grund sein, warum die Grammatiken für die Differenzierung flexionsmorphologischer Varianten im Allgemeinen wenig bis gar nicht auf die Bezeichnung *everyday language* zurückgreifen (Hammond, Jørgensen und Lockwood markieren mit ihr je eine Variante, die zweite bis fünfte Auflage der *Hammer Grammar* immerhin sechs bis zwölf Varianten). Wenn sie zur Thematisierung von Flexionsalternativen herangezogen wird, dann – ähnlich wie das Etikett *ALLTAGSSPRACHE* – zumeist in Kombination mit Markern der *GESPROCHENEN SPRACHE* (Tabelle 22), konkret in Verbindungen wie „*everyday speech*“ oder „*everyday spoken German*“:

The ending -e tends to be lost in everyday spoken German,

e.g. *ich kauf, ich fall, ich/es sucht* for standard German *ich kaufe, ich falle, ich/es suchte* (Durrell 1991: 230)

To a stem ending in a sibilant (written *s, ß, ss*) *-est* or *-t* may be added: *bläsest* or *bläst, liesest* or *liest, wächsest* or *wächst, stößest* or *stößt, issest* or *isst, missest* or *mißt*, etc. The forms in *-t* are preferred in North German and are the normal ones in everyday speech (cf. Conj. 1). (Jørgensen 1959: 209)

Zusammen mit Verknüpfungen der Art „*informal speech*“, „*popular speech*“ und „*colloquial speech*“ bildet „*everyday speech*“ dann eine Schattierung des (innerhalb der englischsprachigen Grammatiken relativ stark präsenten) nicht-standardsprachlichen, nicht-schriftsprachlichen Spektrums.

5.1.3.3 Umgangssprache und dialect

Der Markierungstyp *UMGANGSSPRACHE* wurde bis hierher schon mehrfach berührt – so ist er z.B. an einschlägiger Stelle als wichtigste Kontra-Markierung von *STANDARDSPRACHE* bzw. *HOCHSPRACHE* in Erscheinung getreten. Auch in umgekehrter Blickrichtung sind diese Verhältnisse von entsprechend großer Bedeutung (Tabelle 23)³⁵⁶ und auch hier vor allem an die Duden-Ausgaben ab 1966 gebunden, woher fast alle Fälle dieser Kontra-Relationen stammen (allein in diesen fünf Einzeltexten lassen sich jeweils zwischen 32 und 67 Zweifelsfälle mit der Opposition Standardsprachlichkeit/Hochsprachlichkeit ↔ Umgangssprachlichkeit in Verbindung bringen).³⁵⁷ Zudem greifen die Duden-Grammatiken bei der Ko-Markierung umgangssprachlicher Phänomene gehäuft auf die diafrequente Information *SELTEN/MANCHMAL* und besonders oft auf diatopische Angaben, allen voran *DIALEKTAL/MUNDARTLICH*, zurück. Textausschnitte, in denen sich Regionalität und Umgangssprache gegenseitig modifizieren, machen dabei einerseits deutlich, dass Letztere (in Analogie zur

³⁵⁶ Nebenbei bemerkt: Wenn Kontra-Relationen von verschiedenen Seiten aus betrachtet abweichende Werte erreichen, liegt dies daran, dass mitunter mehrere Varianten eines Zweifelsfalls dieselben Markierungen tragen können (bei drei Varianten etwa: zweimal *UMGANGSSPRACHE*, einmal *STANDARDSPRACHE*). Zählt man nun, wie weiter oben beschrieben, Gegenvarianten zu einzelnen Markierungen, d.h. Varianten, die zum selben Zweifelsfall gehören, jedoch nicht mit der zu untersuchenden Markierung arbeiten, käme *STANDARDSPRACHE* folglich auf zwei Kontravarianten, *UMGANGSSPRACHE* auf nur eine.

³⁵⁷ Das Auftreten der Markierung *SCHRIFTSPRACHE* in der Liste der häufigsten Kontra-Markierungen ist indes ebenfalls auf den Einfluss des Dudens zurückzuführen und erklärt sich aus dem besonderen Status von Schriftsprachlichkeit in dessen erster Auflage (siehe hierzu Kapitel 5.2.2).

Alltagssprache und im Gegensatz zur Standardsprache) als potenziell regional gestaffelt begriffen wird:

Bei einigen weiteren Adjektiven erscheint die *e*-Form nur in der älteren Literatursprache sowie umgangssprachlich in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachraums:

Es sah irre aus. (Duden 2009: 362)

Die unregelmäßige Form *hieb* wird standardspr. für das Schlagen mit einer Waffe oder das Verwunden im Kampf, gelegentlich auch geh. für *haute* verwendet. Sonst wird allgemein *haute* gebraucht. *Gehaut* gehört der landsch. Umgangssprache an. (Duden 1998: 137)

Tabelle 23: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung UMGANGSSPRACHE.

UMGANGSSPRACHE	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	DIALEKTAL/MUNDARTLICH	52,7	6	1	XX	5	17	30,5
	SELTEN/MANCHMAL	35,5	6	1	(X)	4	15	3,2
	XX	30,5	17	5	AUCH	3	11	6
	REGIONALSPRACHLICH	24,4	9	2	XX	3	14	12,2
	GESPROCHENE SPRACHE	21	3	1	FÜßNOTE	2	8	7,9
	ODER	18,3	6	1	HEUTE	2	9	11,4
	XX	12,2	14	3	KANN	2	9	7,1
	DICHTERISCH	12	3	1	LITERATURSPRACHE	2	8	7
	HEUTE	11,4	9	2	NEBEN	2	7	1,4
	STATT	10,8	5	1	NORDEN DES SPRACHRAUMS u.a.	2	6	6,3
UMGANGSSPRACHE	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	STANDARDSPRACHE	49,8	4	1	(X)	5	15	5,1
	SCHRIFTSPRACHE	34	1	1	XX	5	15	33,4
	XX	33,4	15	5	AUCH	3	6	3,5
	HOCHSPRACHE	16,7	6	2	XX	1	12	13,5
	XX	13,5	12	3	FÜßNOTE	2	6	2,3
	MÖGLICH	5,7	3	1	HOCHSPRACHE	2	6	16,7
	(X)	5,1	15	5	SÜDEN DES SPRACHRAUMS	2	8	1
	ÜBLICH	4	5	1	URSPRÜNGLICH	2	4	1
	AUCH	3,5	6	3	VERALTET	2	5	1,6
	SCHWANKEND	3,3	3	1	(XX) u.a.	1	5	1,2

Quelle: Eigene Darstellung.

Andererseits ist die Umgangssprache trotz ihres gegebenenfalls regionalen Charakters für die Duden-Grammatiken nicht einfach mit der Ebene der Mundart(en) identisch,

sondern stellt einen weiteren Referenzpunkt innerhalb des Mundart-Standardsprache-Kontinuums dar:³⁵⁸

Doppelformen im Nominativ entstehen auch durch e-Tilgung, wobei viele der endungslosen Formen umgangssprachlich oder mundartlich sind [...]. (Duden 1998: 228)

Da Zuordnungen von Varianten zur Umgangssprache insgesamt in mehr Einzeltexten (19) und Auflagenfolgen (Duden, Eisenberg, Erben, Griesbach, Helbig/Buscha, Schulz/Griesbach³⁵⁹) auftreten als die bisher betrachteten Markierungen, können in ihrem Fall aber auch Aussagen getroffen werden, die über die Duden-Grammatik hinausreichen und einen Großteil des deutschsprachigen Korpus einbeziehen: So wird Umgangssprache in fünf der sieben Auflagenfolgen vornehmlich mit Varianten an zweiter Position in Zusammenhang gebracht bzw. steht oft in Opposition zu erstgenannten Varianten. Hinsichtlich möglicher Klammerungen wiederum, die pro Text weit weniger ins Gewicht fallen (vgl. Var/ET-Quotient), ist das Verhältnis zwischen Konstellationen, in denen als umgangssprachlich markierte Formen selbst in Klammern stehen und solchen, in denen ihre Konkurrenzformen eingeklammert werden, relativ ausgeglichen. Darüber hinaus tendieren umgangssprachliche Formen etwas häufiger als hochsprachliche und sehr viel häufiger als standardsprachliche dazu, mit *ODER* an andere Varianten angeschlossen zu werden. Insgesamt gesehen kommt der Auszeichnung *UMGANGSSPRACHE* demnach eher sekundärer als primärer Charakter zu, was sie in gewisser Weise zum direkten Komplement von *STANDARD-* und *HOCHSPRACHE* macht.

Seitens des englischsprachigen Teilkorpus nutzen 21 von 47 Publikationen (darunter ungleiche Werke wie Buck, Curme, Eckhard-Black/Whittle/Dodd et al. oder Gschossmann-Hendershot/Feuerle) den Marker *COLLOQUIAL* zur Besprechung flexionsmorphologischer Varianten. Am häufigsten (121 zugehörige Varianten) gebraucht ihn die Hammer-Grammatik von 2011, nur einmal erscheint er hingegen u.a. in den Texten von Luscher/Schäpers, Dippmann/Watzinger-Tharp und Paxton. Dementsprechend sind es auch die Auflagen von *Hammer's German Grammar and Usage*, die die Statistik am stärksten beeinflussen und die größten absoluten Häufigkeiten bei Ko- und Kontra-Markierungen generieren (Tabelle 24). Ausschlaggebend ist dabei hauptsächlich die bereits im Zusammenhang mit dem Marker *SUBSTANDARD* zitierte Passage zu schwachen Maskulina, die sich auf viele Beispiele bezieht und die auf diese Weise eine Reihe von Varianten hervorbringt, die *COLLOQUIAL* mit den Informationen *INFORMAL*, *NOT WRITTEN* und *SUBSTANDARD* bzw. *NON-STANDARD* verbinden. Sieht man von diesem Textausschnitt ab, sind es vor allem Kombinationen mit gesprochener Sprache („colloquial speech“), die für die Markierung *COLLOQUIAL* typisch sind:

Ihr anderen (or andren or andern) bekommt Tee anstatt Kaffee.

The rest of you are going to have tea instead of coffee.

³⁵⁸ Vgl. Duden (1966: 25): „Es [die Umgangssprache; S.St.] ist die Sprache jener breiten Volksschicht, die nicht mehr mundartlich gebunden ist, obwohl sie ihren Blick noch weithin auf die Mundarten gerichtet hat, die aber nicht wie die Sprecher der Alltagssprache den Drang hat, die hochsprachliche Norm anzustreben.“

³⁵⁹ Die absolute Zahl der als *UMGANGSSPRACHE* bezeichneten Varianten schwankt dabei sehr stark: Dem Minimum von einer markierten Variante bei Eisenberg stehen 91 *UMGANGSSPRACHE*-Markierungen in der fünften Duden-Auflage gegenüber.

Note from the last example that the **e** of **ander**, or of inflected forms ending in **-n**, is sometimes omitted, especially in colloquial speech (Johnson 1971: 87)

(b) *Liter and Meter*

Both these words (and their compounds, e.g. *Zentimeter*) are ‘officially’ neuter, i.e. *das Liter, das Meter*. However, they are regularly masculine in colloquial speech, and not infrequently in print, i.e. *der Liter, der Meter*. In Switzerland both are ‘officially’ masculine. (Durrell 1991: 8; Hervorhebungen jeweils im Original)

Tabelle 24: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung COLLOQUIAL.

COLLOQUIAL	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET
	NOT WRITTEN	58,5	4	1	SPOKEN LANGUAGE	11	18	9,6
	SUBSTANDARD	57,3	3	2	XX	11	16	5,3
	INFORMAL	36,3	6	2	XX	10	17	2
	NON-STANDARD	31,7	3	1	(X)	7	11	5,2
	INCREASING/TEND TO	24,7	3	2	NORTHERN GERMAN	5	8	6,1
	NEW	10	1	1	OR	5	6	1,3
	SPOKEN LANGUAGE	9,7	18	11	FREQUENT/OFTEN	4	7	1,3
	WRITTEN LANGUAGE	9	4	1	FOOTNOTE	4	8	4,5
	DIALECT	7	1	1	INSTEAD	4	6	6,7
INSTEAD	6,7	6	4	AND	3	3	1	
COLLOQUIAL	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET
	GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON	10	1	1	XX	10	14	5,7
	NOT INFREQUENT	10	1	1	(X)	9	10	2,4
	STILL	10	1	1	XX	9	16	2,4
	WRITERS	10	1	1	CAN/MAY (BE)	4	7	2,3
	NOW	6	1	1	OR	4	7	3,4
	XX	5,7	14	10	FORMAL	3	5	3,2
	FREQUENT/OFTEN	5,5	2	2	NORMALLY	3	3	2,3
	OLD	5,5	2	2	USUAL	3	6	1,3
	STANDARD	5,4	5	2	WRITTEN LANGUAGE	3	6	3
	LITERARY u.a.	5	5	2	ALSO u.a.	2	2	1,5

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie auch schon in Bezug auf die Marker *STANDARDSPRACHE* und (englisch) *STANDARD* beobachtet, neigen die anglophonen Grammatiken somit etwas stärker dazu, Diamedialität zusätzlich explizit zu kennzeichnen. Dies wiederum scheint darauf hinzuweisen, dass Umgangssprache im deutschen Diskurs bereits von sich aus stärker als ‚sprechsprachliche Varietät‘ konnotiert ist, während colloquiality im Englischen weniger Beschränkungen aufweist und deshalb oft weiterer Präzisierung bedarf. Für diesen Punkt spricht daneben auch

ein Passus Curmes, der für die Literatursprache zwischen den beiden Stilebenen „polite“ und „colloquial“ unterscheidet:

An earnest attempt has been made to make the work a valuable book of reference, so that the general student might find in it an impartial and rather full presentation of the facts of the language founded upon the works of scholars and also an independent study of the polite and colloquial literature itself. (Curme 1922/1964: v)

Im Gegensatz zur Medialität spielt Regionalität – zumindest in Hinblick auf die untersuchten Flexionsphänomene – als Ko-Marker von *COLLOQUIAL* eine etwas geringere Rolle als dies in Bezug auf die Umgangssprache beobachtet werden kann. Registrieren lassen sich aber immerhin fünf Auflagenfolgen, die Varianten aus dem Bereich *COLLOQUIAL* mit der diatopischen Information *NORTHERN GERMAN* ko-markieren, wobei dies in ähnlichen Kontexten (s-Pluralformen) wie in den deutschsprachigen Grammatiken geschieht:

Words like *Bräutigam*, *Jung(e)*, *Kerl*, *Onkel*, normally have the plural forms *Bräutigame* (I,1), *Jungen* (II), *Kerle* (I,1), *Onkel* (I,3); in colloquial language, however, especially in the North, we find fairly frequently, side by side with these, the forms *Bräutigams*, *Jungs* or *Jungens*, *Kerls*, *Onkels*. (Jørgensen 1959: 90)

Klare Tendenzen in der Variantenserialisierung lassen sich (im Gegensatz zur Umgangssprache, s.o.) indes nicht ableiten, Verbindungen von *COLLOQUIAL* mit erst- und zweitgenannten Varianten sind hier in etwa gleich häufig, was ein weiteres Mal für flachere Varietäten-Hierarchien in den Werken für Fremdsprachenlernende spricht. Kontra-Marker sind insgesamt selten. Die fünf Marker, die die höchsten GVar/ET-Quotienten erreichen (*GOETHE*, *NOT INFREQUENT*, *OLD*, *STILL*, *WRITERS*), stammen alle aus einer einzigen Passage in Curmes *Grammar of the German Language* und sind insofern nur von geringer Aussagekraft für die Gesamtheit der Texte. Typisch für die Publikationen im englischsprachigen Teilkorpus ist damit eher der weitestgehende Verzicht darauf, *COLLOQUIAL LANGUAGE* mit anderen Markern zu kontrastieren.

Schreitet man die in Kapitel 3.3.3 eröffnete Reihe der potenziell problematischen Varietäten-Termini weiter ab, bleibt noch der Begriff des *DIALECT* zur Klärung übrig. Dieser jedoch tritt innerhalb der erhobenen Daten kaum auf. Die einzigen englischsprachigen Grammatiken des Korpus, die flexionsmorphologische Varianten mit Hilfe der Kategorie *DIALECT* verhandeln, sind die erste Auflage der *Hammer Grammar* (als *DIALECT* markiert ist hier jedoch nur eine Variante) und Curme (17 markierte Varianten), wobei *dialect* bei Curme eindeutig eine diatopische Größe ist und von der breiten diatonischen Sphäre des *style* getrennt wird:

Indeed, an earnest attempt has been made to treat the different styles of speech and to define as carefully as possible their proper boundaries. Altho, in general, matters pertaining to style belong to rhetoric, a large number of the points in question belong strictly to grammar. Just as each locality has its particular dialect, so has each style its own individual grammatical forms. (Curme 1922/1964: vi)

Ein markanter Unterschied zum diatopisch konzeptualisierten deutschen Dialekt-Begriff lässt sich hier kaum feststellen. Was die sieben zugleich als *DIALECT* und *COLLOQUIAL* (ko-)markierten Varianten angeht, besteht im Übrigen keine terminologische Schnitt-

menge zwischen den Kategorien (etwa im Sinne einer ‚dialectal colloquiality‘ oder eines ‚colloquial dialect‘), sondern beide stellen potenziell eigenständige Bezugssysteme dar:

The full form is now more common: (indic. and subj.) **ich handele**. In dialect and loose colloquial speech the ending is sometimes dropped: **ich handel**, &c. (Curme 1922/1964: 256)

In S.G. dialect and colloquial language of our time non-mutation here is still quite common: **Du fahrst fort?** (Curme 1922/1964: 302)

Tabelle 25: Ko- und Kontra-Markierungen zur Markierung *DIALECT*.

DIALECT	Ko-Markierung	Var/ ET	ET	AF	Ko-Markierung	AF	ET	Var/ ET		
	AUSTRIA		7	1	1	ARCHAIC		1	1	1
	BAVARIA		7	1	1	AUSTRIA		1	1	7
	COLLOQUIAL		7	1	1	BAVARIA		1	1	7
	PROSE		4	1	1	COLLOQUIAL		1	1	7
	SWITZERLAND		3	1	1	EARLY NHG		1	1	2
	EARLY NHG		2	1	1	ERTL, EMIL		1	1	1
	FESTE WENDUNGEN		2	1	1	FAMILIAR		1	1	1
	LITERARY		2	1	1	FESTE WENDUNGEN		1	1	2
	OLD		2	1	1	FUßNOTE		1	1	1
POETIC u.a.		2	1	1	HUMOROUS u.a.		1	1	1	
DIALECT	Kontra-Markierung	GVar/ ET	ET	AF	Kontra-Markierung	AF	ET	GVar/ ET		
	(X)		8	1	1	(X)		1	1	8
	CAN/MAY (BE)		6	1	1	CAN/MAY (BE)		1	1	6
	MORE FREQUENT		6	1	1	LITERARY		1	1	2
	NOW		6	1	1	MORE FREQUENT		1	1	6
	LITERARY		2	1	1	NOW		1	1	6
	REGULAR		1	1	1	REGULAR		1	1	1
	XX		1	1	1	XX		1	1	1

Quelle: Eigene Darstellung.

Alles in allem lassen sich aus den nur selten für größere Bereiche des Korpus repräsentativen Daten zu Ko- und Kontra-Markierungen damit vorsichtig die folgenden vagen Beobachtungen ableiten:

- (a) Standardsprachlichkeit steht offenbar in weiten Teilen beider Korpusparts mit diatopischer Unmarkiertheit in Verbindung. Mundartlichkeit/Dialekt scheint für die deutschsprachigen Grammatiken den zweiten Pol dieses Kontinuums darzustellen, wobei Umgangssprache als dritte Referenzgröße den Zwischenraum von Standard und Mundart besetzt. Eine zusätzliche Mittlerposition (in Form einer standardsprachlich orientierten Umgangssprache) kommt dem von der Duden-Grammatik entworfenen Konzept der Alltagssprache zu. Die untersuchten englischsprachigen Texte gehen demgegenüber kaum auf die Rolle des dialect ein und begrenzen standard language stattdessen

- eher durch die Negativ-Konzepte non-standard und substandard. Colloquial language steht innerhalb dieser Dichotomie zwar oft in Kontakt mit sub- oder non-standard, scheint aber nicht zwingend auf diese Seite beschränkt zu sein.
- (b) Hinsichtlich der Serialisierung von Varianten weisen die Daten darauf hin, dass insbesondere die Duden-Texte Standardsprache stärker mit Varianten in Erstposition, Umgangssprache mit Varianten in Zweitposition in Verbindung bringen, was als Ausdruck einer impliziten Hierarchisierung gewertet werden kann. Aus den englischsprachigen Texten hingegen lassen sich keine derart klaren Tendenzen ableiten.
- (c) Größere Unterschiede deuten sich zudem in der Relation von Standardsprachlichkeit und Medialität an: Während in den englischsprachigen Grammatiken der Begriff standard als eine *Teilkomponente* von Varietätenbeschreibungen dient, die zumindest noch in Hinblick auf Diamedialität (und gegebenenfalls auch das Kolloqualitätsniveau) näher zu bestimmen ist, bedarf Diamedialität von Standard- und Umgangssprache für die deutschsprachigen Texte zumeist keiner weiteren Explizierung.

Abbildung 97: Relationen zwischen deutschen und englischen Varietätentermini nach Barbour/Stevenson (1990: 140). Links: übliche deutsche Terminologie; Mitte: übliche englische Terminologie; rechts: Vorschlag terminologischer Übertragung der deutschen Terminologie für die Zwecke des Werks *Variation in German*. Rot: potenziell kritischer Bereich [S.St.].

Deutsche Termini	Geläufige englische Entsprechungen	Englische Termini in Barbour/Stevenson (1990)
Standardsprache/ Einheitssprache/ Schriftsprache/ Literatursprache	standard language	formal standard
Umgangssprache		colloquial standard
Dialekt/Mundart	(non-standard) dialect	colloquial non-standard
		(traditional) dialect

Note: A red hatched circle is drawn over the intersection of 'Umgangssprache' and 'standard language' in the original image.

Quelle: Eigene Darstellung nach Barbour/Stevenson (1990: 140).

Fasst man die aus den erhobenen Daten ableitbaren Varietätenverhältnisse also zusammen, entsprechen sie in den zentralen Punkten einer von Barbour/Stevenson (1990) im Zuge des Einführungswerkes *Variation in German* entworfenen Gegenüberstellung des deutschen (links) und englischen (Mitte, rechts) Begriffsgefüges, wobei die Linie zwischen den Duden-Termini Alltagssprache und Umgangssprache in etwa analog zur englischen Unterscheidung zwischen „colloquial standard“ und „colloquial non-standard“ verlaufen dürfte. Anhand der Grafik lässt sich des Weiteren auch anschaulich illustrieren, warum es im Überschneidungsfeld von Standard- und Umgangssprache sowie standard language und non-standard language zu terminologischen Problemen kommt, die sich in der Analyse des Korpus in den beobachteten Unterschieden von Ko- und Kontra-Markierungen äußern: So teilen sich der (traditionelle) deutsche und englische Standardbegriff nicht dieselben diamedialen Grenzen. Das englische Standardkonzept ist im Prinzip diamedial unmarkiert, das deutsche stärker an der Schriftsprache orientiert. Zusätzlich hat Kolloquialität im

anglophonen Diskurs einen anderen Status, insofern sie dort primär dazu dient, Ausschnitte der Standard- und Non-Standardosphäre zu beschreiben und nicht dazu, eine Varietät eigenen Ranges zu definieren. Die Modellierung des (aus deutscher Perspektive) umgangssprachlichen Bereichs stellt damit für die englischsprachigen Grammatiken eine Herausforderung dar, auf die einige von ihnen offensichtlich mit der Strategie reagieren, diamediale und diatonische Markierungen der Eindeutigkeit halber zu komplexen Markierungskombinationen (z.B.: *not written colloquial language, colloquial spoken language, written standard language*) zu verbinden.

Worauf alle Vergleiche zwischen englischsprachigen und deutschsprachigen Texten vor diesem Hintergrund gleichermaßen hinweisen, ist der Umstand, dass bei der Übertragung metasprachlicher Kategorien von einer Beschreibungssprache in die andere mitunter Grauzonen entstehen, die den entsprechenden Teilkorpora trotz aller Zusammenhänge eine terminologische Eigenständigkeit verleihen (müssen). Ko- und Kontramarkierungen können hierbei als Zugang dienen, Bruchstellen zwischen den ‚Varietäten-Architekturen‘ nachzuverfolgen und den Umgang von Texten mit kritischen Bereichen offenzulegen.

5.1.3.4 Zwischenfazit

Welche einschlägigen Charakteristika weisen die untersuchten Korpustexte also in Hinblick auf ihre Markierungspraxis auf? Zum einen erweist sich die Gesamtheit der Werke auch unter diesem Gesichtspunkt als höchst heterogen: In manchen Grammatiken (darunter viele englischsprachige Grammatiken aus der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraums) treten Verknüpfungen von flexionsmorphologischen Varianten mit sozio-expressiven Zusatzinformationen nur sehr selten auf, andere Texte hingegen (wie etwa die Publikationen von Curme, Hammer/Durrell oder die Duden-Grammatik) machen umfangreichen Gebrauch von diasystematischen Zuordnungen. Hierbei gilt: Variationsaffinität geht zumeist Hand in Hand mit Markierungsaffinität, d.h. Werke, die eine größere Anzahl flexionsmorphologischer Alternativen thematisieren, greifen in der Regel häufiger auf Markierungsstrukturen zurück als Werke, die weniger Variationsphänomene behandeln. Die zuvor bereits als variationslinguistische Problemgrammatiken bezeichneten, besonders variationsaffinen Grammatiken sind damit nicht nur durch ein enorm breites Repertoire an flexionsmorphologischen Konkurrenzformen gekennzeichnet (siehe Kapitel 5.1.2), sondern stellen zusätzlich auch viele Informationen zur sozio-expressiven Einordnung dieser Formen zur Verfügung. Da sich die entsprechenden Publikationen auf Basis der vorgestellten Intertextualitätsanalysen zugleich im Kern des Kodex verorten lassen (Kapitel 5.1.1), liegt der Schluss nahe, dass die verstärkte Präsenz sozio-expressiver Markierungen – und damit die Schaffung eines Orientierungsrahmens für den Umgang mit Varianz – eine wesentliche Einflussgröße auf den Kodexstatus eines Textes sein könnte.

Bezüglich der untersuchten Markierungsdimensionen lassen sich des Weiteren u.a. folgende Ergebnisse hervorheben:

Insgesamt gesehen, sind es besonders oft Urteile zur Frequenz von Sprachphänomenen (fassbar als Konzepte der Häufigkeit bzw. Seltenheit, Üblichkeit und Möglichkeit), auf die in den Darstellungen zurückgegriffen wird und die die Auseinandersetzung mit konkurrierenden Flexionsformen prägen. Zuordnungen jenseits diafrequenter Angaben, etwa die

klassischen Coseriu'schen bzw. Flydal'schen Kategorien des Diatopischen, Diachronischen und Diaphasisch-Diastratischen – letztere in der Untersuchung unter dem Label ‚diatonisch‘ vereinigt –, treten demgegenüber seltener als Disambiguierungsgrundlage in Erscheinung. Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang aber, dass diafrequente Markierungen nicht losgelöst von anderen diasystematischen Dimensionen zu verstehen sind, sondern sich im Grunde als Aussagen auf die (latente oder manifeste) Basisvarietät des jeweiligen Textes beziehen. Diafrequente Marker stellen damit zwar nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar sozio-expressive Informationen dar.

Im Umgang mit diachronischen Markierungen sind statische Zuordnungen (etwa *HEUTE* oder *OLD*) häufiger als dynamische (wie *NOCH* oder *DECREASING*). Die größte Bedeutung kommt hierbei der einfachen Gegenwart/Vergangenheit-Dichotomie (*HEUTE* vs. *VERALTET* bzw. *NOW* vs. *OLD*) zu. Daneben besteht hinsichtlich dynamischer zeitlicher Entwicklungen eine Tendenz, wachsende Auftretenswahrscheinlichkeit eher zu markieren als abnehmende. Letzteres ist vor allem deshalb interessant, da sich hier sowohl progressive als auch konservative Facetten des deutschen Grammatikdiskurses berühren: So scheinen die entsprechenden Texte vor allem dann an aufkommenden Formalalternativen interessiert zu sein (im Sinne einer progressiven Haltung gegenüber Wandelerscheinungen), wenn diese durch steigende Gebrauchszahlen das Potenzial tragen, die Norm auf Basis des Usus herauszufordern. Die Möglichkeit der Frequenzabnahme, d.h. der Umstand, dass bereits etablierte Strukturen an Bedeutung verlieren, spielt hingegen seitens der Grammatiken offenbar eine weniger wichtige Rolle bzw. wird als weniger kennzeichnungswürdig empfunden. Es scheint, so könnte man vorsichtig schlussfolgern, für Strukturen also etwas leichter zu sein, in die Texte zu gelangen, als aus ihnen heraus (dies entspricht eher einer konservativen Haltung). Weiteren Aspekten dieses dialektischen Verhältnisses zwischen Konservatismus und Progressivität sowie zwischen Variantenexpansion und -reduktion widmen sich die nachfolgenden Kapitel 5.2.1 und 5.3.2.

In Hinblick auf Markierungen aus dem Bereich von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist es sinnvoll, den Untersuchungszeitraum in zwei Abschnitte zu teilen. *Vor 1980* sind es nahezu ausschließlich englischsprachige Grammatiken, die eine tatsächliche Differenzierung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache vornehmen, indem sie Marker aus beiden Bereichen in ihre Darstellungen integrieren. Die deutschsprachigen Publikationen dieser Jahre verzichten dagegen weitestgehend auf Zuschreibungen zur Sphäre des Mündlichen und arbeiten allein mit Verweisen auf die Schriftsprache, was darauf hinweist, dass Schriftsprachlichkeit in den älteren deutschsprachigen Publikationen konzeptuelle Oppositionen jenseits diamedialer Zusammenhänge bildet. Diesen Beobachtungen steht eine auffällige Zunahme gesprochensprachlicher Marker *ab etwa 1980* gegenüber, die das Konzept der gesprochenen Sprache als Mittel der Variantendisambiguierung nun auch in den deutschsprachigen Grammatiken fest verankert. Schon der zeitliche Rahmen, in dem diese Veränderungen vorstattengehen, deutet darauf hin, dass es sich hierbei um ein Echo kommunikativ-pragmatischer Impulse handeln könnte. Kapitel 5.2.2 wird diesen Befunden vor dem Hintergrund der Marker-entwicklung in den verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik noch einmal nachgehen und darüber hinaus auch den Wandel des Schriftsprache-Konzeptes beleuchten, der mit den entsprechenden Neustrukturierungen einhergeht.

Unter den diatopischen Angaben sind es vor allem geographisch unspezifische Kennzeichnungen (*MUNDARTLICH, REGIONAL* u.Ä.) sowie die grobe Trennung in einen südlichen und einen nördlichen Sprachraum, die für die Verhandlung von flexionsmorphologischen Varianten ins Gewicht fallen. Eine Bedeutungszunahme regionaler Markierungen, wie sie angesichts des Erstarkens pluriarealen Denkens innerhalb des Forschungskontexts Standardsprache möglicherweise zu erwarten wäre (vgl. Kapitel 3.2.3.1.2), lässt sich anhand der Daten nicht belegen. Entsprechend scheinen auch plurinationale Unterscheidungen für die Darstellungen eher marginalen Charakter zu haben, wobei die englischsprachigen Grammatiken die Verhältnisse des D-A-CH-Raumes in Hinblick auf flexionsmorphologische Variation grundsätzlich etwas symmetrischer Modellieren als die deutschsprachigen Werke.

In Bezug auf die diatonische Dimension dominiert vor allem der Verweis auf das Umgangssprachliche bzw. die *colloquial language*. Analysen zu Ko- und Kontramarkern können in diesem Kontext zeigen, dass es bei der Verwendung der deutsch- und englischsprachigen Begrifflichkeiten einschlägige Unterschiede gibt, die vor allem darauf beruhen, dass (a) Umgangssprache im Verständnis der deutschsprachigen Texte Mündlichkeit zumeist bereits impliziert, (b) Kolloquialität in den englischsprachigen Texten aber in einer Vielzahl der Fälle explizit als mündlich gekennzeichnet wird – exemplarischen Charakter trägt dabei das Konzept der ‚*colloquial spoken language*‘. Während die deutschsprachigen Texte Umgangssprache also eher als diasystematische Suprakategorie diatonisch-diamedialer Art konzeptualisieren (vgl. Kapitel 3.2.3.1.1), scheint sich die Extension des Markers *COLLOQUIAL* im englischsprachigen Verhandlungsraum auf das Diatonische zu konzentrieren.

Ähnliches gilt für den Terminus Standardsprache: Auch hier besteht in englischsprachigen Grammatiken größerer Bedarf, hinsichtlich diamedialer Ausprägungen zu konkretisieren als in den deutschsprachigen Veröffentlichungen des Korpus. Generell ist jedoch zu beobachten, dass die untersuchten Texte (abgesehen von wenigen Ausnahmen) sehr zurückhaltend mit dem Konzept der Standardsprachlichkeit umgehen, d.h. dieses nur ausgesprochen selten in Form von Markierung aufrufen. Diese Reserviertheit gegenüber Standard-Markern könnte zum einen damit erklärt werden, dass Standard als ausgewiesene Zielvarietät vieler Werke eventuell nicht für einzelne Varianten zusätzlich explizit gemacht werden muss. Nicht-Markierung würde in solchen Texten demnach eine Einordnung als standardsprachlich implizieren (siehe hierzu vor allem Kapitel 5.1.3.1). Zum anderen spiegelt sich in der Abgewandtheit vom Standardbegriff aber womöglich auf Seiten einiger englischsprachiger Grammatiken mitunter auch ein besonderes Interesse dieser Texte an Phänomenen jenseits schriftsprachlicher Prestigevarietäten. Während die untersuchten deutschsprachigen Publikationen ihr Augenmerk stärker darauf legen, die Spitze eines vertikaliserten Varietätenspektrums darzustellen, richten zentrale englischsprachige Beiträge wie Hammer/Durrell, Stopp oder Jørgensen ihren Blick vermehrt auch auf informelle Kommunikationsebenen bzw. auf die breiten Zielvorstellungen einer ‚*contemporary everyday language*‘. Nachweisen lässt sich dies indes nicht nur anhand zugehöriger Aussagen des grammatikographischen Paratexts (d.h. in den Vorworten, Einleitungspassagen oder Umschlagtexten), auch Untersuchungen zu Ko- und Kontra-Markern deuten in dieselbe Richtung: Selbst dort, wo englischsprachige Darstellungen auf Standardsprachlichkeit

rekurrieren und mit Hilfe entsprechender Zuordnungen zwischen flexionsmorphologischen Varianten unterscheiden, neigen sie weniger ausgeprägt als die deutschsprachigen Grammatiken dazu, standardsprachliche Varianten zuerst zu nennen und sie so positionell zu privilegieren.

Obwohl sich Werke wie die Duden-Grammatik im Rahmen ihrer Vorworte sowohl an ein DaF- als auch ein DaM-Publikum richten, zeigen sich im Vergleich mit ‚genuinen DaF-Grammatiken‘ wie Hammer/Durrell also interessanterweise doch konzeptuelle Unterschiede, wie man sie in Bezug auf Helbigs Trennung zwischen Muttersprachen- und Fremdsprachengrammatiken erwarten könnte:

Als zweite Folge ergibt sich aus der nicht vorhandenen Kompetenz für eine FSG [= Fremdsprachengrammatik; S.St.] die Forderung nach (größtmöglicher) Vollständigkeit. Da beim Lernenden im Fremdsprachenunterricht die Kompetenz nicht vorhanden ist, muß das Regelwerk vollständig sein („Regelgrammatik“). Im Muttersprachenunterricht dagegen stellen nur bestimmte Bereiche Fehlerquellen dar, so daß auf andere Bereiche verzichtet werden kann (auf Grund der vorhandenen, wenn auch zunächst noch beschränkten Kompetenz) („Normgrammatik“) [...]. (Helbig 1992: 141–142)

Wenn Durrell (1991: vi) an prominenter Stelle warnend darauf hinweist, weithin als grammatisch korrekt anerkannte Formen könnten außerhalb formell-schriftsprachlicher Zusammenhänge dennoch als gespreizt und künstlich („stilted“) empfunden werden (siehe Kapitel 5.1.3.2.6), erinnert er deshalb nicht nur an sehr viel ältere Aussagen Curmes mit ähnlicher Stoßrichtung³⁶⁰, sondern macht zugleich exemplarisch deutlich, dass eine wichtige Absicht der englischsprachigen Grammatiken des Korpus darin besteht, ihre Leserinnen und Leser durch die Darstellung einer breiten Varietätenlandschaft vor den Implikationen inadäquater sozio-expressiver Bedeutung bzw. Indexikalität³⁶¹ zu bewahren. Die deutschsprachigen Referenzgrammatiken hingegen legen ihren Schwerpunkt gerade auf die Bereiche der formell-schriftsprachlich geprägten Norm und auf die Evokation von sozialer Indexikalität. Die auffälligsten Abweichungen im Markierungsverhalten von englisch- und deutschsprachigen Texten beruhen damit letztlich wohl – ungeachtet aller engen Beziehungen der beiden Teilkorpora – auch auf entscheidenden, konzeptuellen Unterschieden zwischen primär fremdsprachlich und primär muttersprachlich ausgerichteten Grammatiken.

³⁶⁰ „The author recalls the smiles of his German friends of years ago who could not restrain the irresistible impulse to twitch the muscles of the face at the familiar unfamiliar sound of his ‘classic’ language in a modern conversation. Their Goethe and Schiller seemed inexpressibly odd in the new environment. The object of a grammar should not only be to show the power of the language to express man’s highest thoughts and deepest feelings, but also to show its manner of giving expression to the needs of human life in its varied aspects“ (Curme 1922/1964: vii).

³⁶¹ Siehe Blommaert (2005: 252): „Meaning that emerges out of text-context relations. Apart from (often) having a denotational meaning, linguistic and other signs are indexical in that they suggest metapragmatic, metalinguistic, metadiscursive features of meaning. Thus, an utterance may indexically invoke social norms, roles, identities.“ Vgl. die hierfür grundlegenden Überlegungen Silversteins (u.a. 1993, 2003) sowie Spitzmüllers (2013) kurze und prägnante Einführung in die Thematik.

5.2 Analysefokus Auflagenfolge: Textgenetische Betrachtungen zur Duden-Grammatik

Für den nächsten Untersuchungsschritt wird nun der Fokus des Gesamtkorpus endgültig verlassen, um stattdessen Entwicklungen innerhalb einzelner Auflagenfolgen in Augenschein zu nehmen. Dabei soll (ähnlich wie später in Kapitel 5.3) versucht werden, die bisher weitestgehend autonom betrachteten Analysekomponenten von Varianten, Markierungen und Verweisen unter dem Dach größerer Argumentationslinien zusammenzuführen. Als Brennpunkt der Analysen werden die Grammatikausgaben des Dudens dienen, da sie zum einen mit ihren Einzeltexten von 1959 bis 2009 einen Großteil des Untersuchungszeitraums abdecken und zum anderen, wie bereits gesehen, sehr ergiebig sowohl in Bezug auf Variantenthematisierung als auch hinsichtlich der Setzung von Markierungen sind. Zudem handelt es sich um die Publikation des Korpus (und mutmaßlich des gesamten deutschen Grammatikfundus), die im Laufe der Jahre die größte intertextuelle Wirkmächtigkeit entfalten konnte, weshalb die verschiedenen Auflagen dieses Werkes auch gewissermaßen stellvertretend für die Genese des deutschen grammatikographischen Kernkodex in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen. Das Kapitel startet deshalb mit einer Bestandsaufnahme der Varianten und Markierungen in der Duden-Grammatik.

Als Bezugs- bzw. Vergleichstexte werde ich hierauf aufbauend schwerpunktmäßig die Grammatiken von Curme und Hammer/Durrell hinzuziehen, da diese wiederum zwei unterschiedliche Aspekte des Verhältnisses zwischen Duden und englischsprachigem Grammatikdiskurs repräsentieren: Curme kann stellvertretend für den Einfluss stehen, den der englischsprachige Raum auf die sich entwickelnde Textgestalt des deutschen Kodexzentrums nimmt, während die Ausgaben von Hammer/Durrell als Beispiele dafür gelten können, wie die Duden-Grammatik ihrerseits auf einschlägige Text des DaF-Bereichs zurückwirkt. Ausgehend von ausgewählten Passagen der Duden-Grammatik blicken die nachfolgenden Ausführungen in der Textgeschichte also sowohl zurück als auch nach vorn und sollen auf diese Weise nicht zuletzt noch einmal eindringlich belegen, dass selbst Beiträge im absoluten Zentrum des Kodex gleichermaßen Ausgangs- wie Zielpunkt von Referenzbeziehungen sind.

5.2.1 Bestandsaufnahme (Part A): Flexionsmorphologische Varianten

Zu Beginn dieser Analyseetappe lohnt sich also eine Inventur der variationslinguistischen Gegebenheiten in den vorliegenden Dudentexten. Auf die Verhältnisse innerhalb des deutschen Grammatikmarktes zum Zeitpunkt der Erarbeitung und Veröffentlichung der ersten Duden-Grammatik der Nachkriegszeit wurde schon im Zusammenhang des Korpusaufbaus (Kapitel 4.1.1) näher eingegangen. Verankert in einer Art grammatikographischer Sattelzeit zwischen Emanzipation von veralteten (sowie teils ideologisch überformten) Strukturen auf der einen und der Suche nach neuen Anknüpfungspunkten auf der anderen Seite stellt der erste Text von 1959 eine der zentralen Veröffentlichungen des ersten

Grammatikbooms dar und wird über die Jahre und Neuausgaben hinweg zum prestigeträchtigen Gravitationspunkt der deutschen Grammatikographie.³⁶²

Tabelle 26: Angaben zum Überarbeitungsstatus in den Auflagen der Duden-Grammatik (1959-2009).

Auflage	Angaben zum Revisionsstatus
DUD 1959	Völlig neu bearbeitet
DUD 1966	2., vermehrte und verbesserte Auflage
DUD 1973	3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage
DUD 1984	4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage
DUD 1995	5., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage
DUD 1998	6., neu bearbeitete Auflage
DUD 2005	7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage
DUD 2009	8., überarbeitete Auflage

Quelle: Eigene Darstellung.

Gemessen an den Selbstbeschreibungen der Auflagen als „neu bearbeitet“ oder „völlig neu bearbeitet“ erscheint die Textgeschichte der Duden-Grammatik dabei auf den ersten Blick hochdynamisch. Vergleicht man jedoch die auf Basis beschriebener Zweifelsfälle errechneten Ähnlichkeitskoeffizienten (Abbildung 98 oben, zur Methode siehe Kapitel 5.1.2.4) zwischen den einzelnen Ausgaben, zeigt sich, dass etwa der Übergang von Auflage drei zu vier (trotz nomineller Neubearbeitung) nur mit minimal umfangreicheren Wechselprozessen seitens der behandelten Zweifelsfälle verbunden ist als die vorangehenden zwei Überarbeitungsphasen. Darüber hinaus herrscht zwischen den Auflagen vier und fünf sogar nahezu vollständige Identität der inkorporierten Variationsphänomene. Größere Umstrukturierungen, die die Bezeichnung „völlig neu bearbeitet“ rechtfertigten, scheinen zumindest das Zweifelsfallrepertoire bis zu diesem Zeitpunkt offenbar nicht zu berühren. Den markantesten Umbau erlebt die Auflagenfolge hingegen erst um die Jahrtausendwende, wobei dieser so weitreichend ist, dass sich die Duden-Grammatiken von 1998 und 2005 hinsichtlich ihres Zweifelsfallinventars rechnerisch vergleichsweise nur noch in etwa so nahe stehen wie die nicht zu einer gemeinsamen Auflagenfolge gehörigen Texte von Graves und Reimann oder Jørgensen und Curme (siehe Kapitel 5.1.2.4). Erst hier ließe sich in Hinblick auf die Untersuchungsgegenstände dieser Arbeit von einem wirklichen **Bruch innerhalb der Auflagenfolge** der Duden-Grammatik sprechen.

Betrachtet man die hinter diesen Abläufen stehenden Zweifels- und Varianzfallzahlen (Abbildung 98 unten), lässt sich die Entwicklungen innerhalb der Duden-Grammatik präziser in drei Phasen unterteilen: Die erste Etappe von 1959 bis 1973, die man als **Expansionsphase** beschreiben könnte, ist gekennzeichnet durch einen anfangs sehr starken, dann nachlassenden Nettozuwachs an Zweifelsfällen. Dieser wird im Kontext der ersten Überarbeitung von 1966 noch durch äquivalente Bewegungen seitens der Varianzfälle gedeckt, verläuft schon im Übergang von Auflage zwei zu drei jedoch nicht mehr proportional zur Varianzfallentwicklung. Vermehrt werden offenbar Beispiele für kon-

³⁶² Für eine eingehende Auseinandersetzungen mit den inhaltlich-theoretischen Entwicklungen der Duden-Grammatik siehe Nadolska-Gurzyńska (2018).

kurrierende Strukturen neu integriert, während die Zahl der Strukturen selbst relativ konstant bleibt – so zu beobachten etwa in der folgenden Passage zur Genitivflexion, in der die strukturellen Oppositionen ($_ (e)s$ vs. $_ \emptyset$) dieselben bleiben, jedoch im zweiten Fall mit mehr Lexemen illustriert werden:

Das Genitiv-s wird bei Fremdwörtern oft weggelassen, obwohl es schriftsprachlich fest ist:

des Barock, des Dativ, des Dynamo, desENZian, des Festival, des Film, des Interesse, des Jasmin, des Kaffee, des Klima, des Komitee, des Papa, des Salbei, des Smaragd, des Vitamin u. v. a. (Duden 1959: 202)

Das Genitiv-s wird bei Fremdwörtern oft weggelassen, obwohl es hochsprachlich fest ist:

des Barock, des Dativ, des Dynamo, desENZian, des Festival, des Film, des Indiz, des Interesse, des Islam, des Jasmin, des Kaffee, des Klima, des Komitee, des Papa, des Parterre, des Radar, des Salbei, des Smaragd, des Vitamin u. v. a. (Duden 1966: 206)

Abbildung 98: Oben: Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen den verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik; unten: Entwicklungen des Varianzfäll- und Zweifelfallrepertoires.

	1. Aufl. (1959)	2. Aufl. (1966)	3. Aufl. (1973)	4. Aufl. (1984)	5. Aufl. (1995)	6. Aufl. (1998)	7. Aufl. (2005)	8. Aufl. (2009)
S-Koeffizient		0,862	0,869	0,843	0,988	0,992	0,428	0,896
neu		18	9	6	3	0	52	5
Varianzfälle- repertoire	189	206	205	192	195	194	211	210
entfallen		1	10	19	0	1	35	6
neu		105	76	37	8	3	289	69
Zweifelsfälle- repertoire	788	875	902	829	835	834	770	821
entfallen		18	49	110	2	4	353	18

Quelle: Eigene Darstellung.

Zu den Phänomenen, die im Zuge dieser Modifikationen in die Argumentationen der Duden-Grammatik gelangen, gehören beispielsweise Zweifelsfälle wie *schwärte* vs. *schwor*, *teuer(e/er/es)* vs. *teur(e/er/es)*, *trüb* vs. *trübe* oder *Munde* vs. *Münde* vs. *Münder*, die auch heute noch fester inhaltlicher Bestandteil der Duden-Texte sind. Dabei wird die Öffnung in Richtung variationslinguistischer Inhalte von umfangreichen theoretischen Überlegungen in den Einleitungen flankiert, die zudem einen Eindruck davon vermitteln, auf welche Vorbehalte und Widerstände eine dezidiert variationsaffine Grundhaltung zu dieser Zeit stößt:

Der Beschreiber dieser Zonen ist in echter Not, weil er auf der einen Seite möglichst viel Norm sichtbar machen möchte und weil er auf der anderen Seite einem nur teilweise oder gar nicht normierten Sprachbereich gegenübersteht. Niemand wird von ihm aber dort eine Regel verlangen können, wo sich aus der Sprache selbst keine

Regel ergibt, und niemand wird auch ernstlich verlangen können, daß er eine Regel aufstellt, nach der sich die Sprache künftig richten soll. [...] Dies hatte uns bereits bei der ersten Auflage dieser Grammatik dazu kommen lassen, neben den geltenden Regeln auch die Abweichungen sichtbar zu machen, wenn sie im guten Schrifttum bereits ausreichend belegt waren. Dieser Weg wurde nicht immer gutgeheißen, weil man von uns mehr Norm verlangte, als die Sprache enthielt. So schrieb etwa Friedrich Sieburg in seiner Besprechung der ersten Auflage in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 13. 2. 1960: „Die neue Duden-Grammatik ist von einem optimistischen Geist getragen, sie setzt Menschen voraus, die mit Ausnahmen und Abweichungen etwas anfangen können. Wort und Satz sind hier aus dem Käfig überlieferter Gewohnheiten entlassen: die Tür steht weit offen – aber es macht Ehre und Wert der deutschen Sprache aus, daß sie zögert, auf jenes weite, ja unbegrenzte Feld zu entweichen, auf dem es umgangssprachlich zugeht.“ (Duden 1966: 27)

Für die ersten Auflagen der Duden-Grammatiken hat die Frage, wie viele und welche Varianzphänomene in die Darstellungen integriert werden sollen, damit letztlich programmatischer Charakter – die wachsende Zahl der besprochenen Varianten ist gewissermaßen eine Statement für eine neue Grammatikographie, in der Deskriptivität zur Basis normativer Entscheidungen erhoben wird:

Bei dieser jetzt überall in Gang befindlichen Erforschung der deutschen Gegenwartssprache wird in immer stärkerem Maße eine Sprachwirklichkeit sichtbar, die mit vielen überkommenen grammatischen Regeln nicht mehr im Einklang steht. [...] Je mehr Sprachwirklichkeit sichtbar wird, desto weniger Normen bleiben bestehen. Und umgekehrt kann man sagen: Je weniger Sprachwirklichkeit sichtbar war, desto leichter war es, Bücher über „Sprachdummheiten“ zu schreiben. [...] Angesichts dieser Situation kann die Frage heute nur lauten: Wie ist eine wissenschaftliche Sprachpflege möglich, ohne den Zweck der Sprachpflege zu verkehren? Die Antwort auf diese Fragestellung lautet: Der Sprachpfleger und Sprachbetrachter wird der Sprachwirklichkeit nicht mehr ausweichen können. Er wird sie dort anerkennen müssen, wo sich neue Formen bereits im guten Schrifttum bewährt haben und wo sie vor allem in der Struktur der Sprache begründet sind. Er wird aber angesichts der aufgezeigten Entwicklung sich seiner schützenden Aufgabe doppelt besinnen und alte Formen stützen, solange es möglich ist. (Duden 1966: 28)

Genau in dieser Argumentationslinie ist letztlich auch der spannungsreiche Sonderweg einer explizit deskriptiven und zugleich(!) normativen Grundhaltung angelegt, den die Duden-Grammatik im Bewusstsein ihres eigenen Prestiges bis in die jüngsten Auflagen ausagiert (siehe ergänzend Kapitel 5.3.2).

Auf den Zeitraum der verstärkten Integration von Konkurrenzformen folgt ein verhaltener **Reduktionsprozess** zwischen Ausgabe drei und vier, der hauptsächlich auf Ebene der Zweifelsfälle ansetzt und den Expansionstendenzen zwischen 1959 und 1973 zum ersten Mal entgegenwirkt. Bisweilen sind hiervon auch dieselben Abschnitte betroffen, die unmittelbar zuvor noch mit Beispiellexemen erweitert wurden.

Mitunter wird das Genitiv-s bei Fremdwörtern (und deutschen Wörtern) weglassen:

die Endung des *Dativ* (statt richtig: *Dativs*); die Wirkungsweise eines *Dynamo* (statt richtig: *Dynamos*); die Besucher des *Festival* (statt richtig: *Festivals*); die Güte eines

Gulasch (statt richtig: *Gulaschs*); die Richtigkeit des *Indiz* (statt richtig: *Indizes*); die Heilkraft des *Salbei* (statt richtig: *Salbeis*). (Duden 1984: 265)

Einzelne Oppositionen (in der zitierten Stelle z.B. *des Film* vs. *des Films*, s.o.) werden auf diese Weise wieder komplett aus den Darstellungen getilgt. Statt alle konkurrierenden Varianten einer Variable zu entfernen, können Zweifelsfälle aber auch aufgelöst werden, indem nur noch eine Variante präsentiert wird. Dies ist u.a. in Bezug auf die Flexionsformen von *speien* der Fall, wo ein Fußnotenvermerk mit dem Text „Gelegentliche schwache Formen sind mundartlich“ (Duden 1973: 134) in Auflage vier nicht mehr erscheint, so dass nur die starken Formen *spie* und *hat gespie(e)n* in den Darstellungen verbleiben.

Dabei erschöpfen sich die vorgenommenen Überarbeitungen zwischen 1973 und 1984 nicht in der Entfernung bzw. Auflösung von Flexionsalternativen, mitunter (aber seltener als in den Übergängen zuvor) kommen auch neue Varianten hinzu, etwa in der Passage zur Flexion des Lexems *Herz*:

Die Formen des Neutrums *das Herz* lauten: *das Herz* (Nominativ und Akkusativ), *dem Herzen* (Dativ), *des Herzens* (Genitiv). (Duden 1973: 201)

Einzige Ausnahme ist *das Herz*, bei dem aber mit dem Genitiv *des Herzens* die Form *des Herzes* zu konkurrieren beginnt; Dativ: *dem Herzen*, Akkusativ: *das Herz*. (Duden 1984: 236)

Einen rudimentären Eindruck davon, welche Varianzfälle und Lexeme zu diesem Zeitpunkt in Wechselprozesse involviert sind, vermittelt Tabelle 27 (ohne den Anspruch, vollständig zu sein):

Tabelle 27: Wechselvorgänge im Zweifels- und Varianzfallinventar zwischen DUD 1973 und DUD 1984 (Ausschnitt).

	Entfallen in DUD 1984	Neu in DUD 1984
Zweifelsfälle	(Sub: Akk/Dat Sg) <i>Hirsch</i> vs. <i>Hirschen</i> (Sub: Gen Sg) <i>Luchsen</i> vs. <i>Luchses</i> (Sub: Gen Sg) <i>Öhmd</i> vs. <i>Öhmde</i> (Sub: Gesamtlesem) <i>Halunk</i> vs. <i>Halunke</i> (Sub: Gesamtlesem) <i>das Elter</i> vs. <i>der Elter</i> (Sub: Pl) <i>Beine</i> vs. <i>Beiner</i> (Sub: Pl) <i>Krokus</i> vs. <i>Krokusse</i> (Verb: Konj II) <i>dänge</i> vs. <i>dingte</i> (Verb: Präs 2./3.Ps Sg) <i>sauf(s)t</i> vs. <i>säuf(s)t</i> (Verb: Prät 2.Ps Pl) <i>waret</i> vs. <i>wart</i> u.a.	(Adj: Pos Präd) <i>leis</i> vs. <i>leise</i> (Sub: Akk/Dat) <i>Automat</i> vs. <i>Automaten</i> (Sub: Gen Sg) <i>Omnibus</i> vs. <i>Omnibusses</i> (Sub: Pl) <i>Bambini</i> vs. <i>Bambinos</i> (Sub: Pl) <i>Kodizes</i> vs. <i>Kodexe</i> (Sub: Pl) <i>Stau</i> vs. <i>Staus</i> (Sub: Gesamtlesem) <i>das Poster</i> vs. <i>der Poster</i> (Verb: Imp Sg) <i>brech(e)</i> vs. <i>brich</i> (Verb: Imp Sg) <i>ess(e)</i> vs. <i>iss</i> (Verb: Präs 1.Ps Sg) <i>tu</i> vs. <i>tue</i> u.a.
Varianzfälle	(Sub: Pl) <i>_<as</i> vs. <i><en</i> (Sub: Pl) <i>_<en</i> vs. <i>_Ø</i> (Sub: Pl) <i>_<en</i> vs. <i>_tas</i> (Sub: Pl) <i>_ia</i> vs. <i>_ien</i> (Verb: Imp Sg) <i>_<Ke</i> vs. <i>_Ø</i> (Verb: Konj I 1.Ps Sg) <i>_e</i> vs. <i>_Ø</i> (Verb: Konj II 1.Ps Sg) <i>_e</i> vs. <i>_Ø</i> (Verb: Konj III) <i>_ä_</i> vs. <i>Konj II _te</i> (Verb: Präs 2./3.Ps Sg) <i>_äu_</i> vs. <i>_V_</i> (Verb: Präs 2./3.Ps Sg) <i>_ö:_</i> vs. <i>_V_</i> u.a.	(Sub: Gen Sg) <i>_(e)(n)s</i> vs. <i>_(e)s</i> (Sub: Pl) <i>_<as</i> vs. <i>_s</i> (Sub: Pl) <i>_<ina</i> vs. <i>_<inas</i> (Sub: Pl) <i>_<inas</i> vs. <i>_Ø</i> (Sub: Pl) <i>_<zen</i> vs. <i>_<zes</i> (Sub: Pl) <i>_tas</i> vs. <i>_te</i>

Quelle: Eigene Darstellung.

Auffällig ist, dass diese Ansätze einer moderaten Kurskorrektur hin zur Reduktion und Modernisierung der Gegenstände sich gerade zu einem Moment in den Daten zeigen, an dem der gesamte Grammatikmarkt von Umbrüchen erfasst wird (Stichwort: zweiter Grammatikboom, siehe hierzu Kapitel 4.1.1). Offenbar kann sich auch der Duden-Text der Bewegung, in die das grammatikographische Feld an diesem Punkt gerät, nicht entziehen und sieht sich dazu veranlasst, seine Inhalte zu prüfen – mutmaßlich auch deshalb, um seine Sonderstellung in der Grammatiklandschaft nicht zu gefährden und das eigene Titel-Versprechen, eine „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ zu sein, weiterhin einzulösen. Entsprechend sieht sich die Neuauflage von 1984 vor allem als vermittelnde Antwort auf die neuen theoretischen Impulse ihrer Zeit:

Die letzte, dritte Auflage der Duden-Grammatik stammt aus dem Jahre 1973. In den seitdem vergangenen Jahren haben neuere Sprachtheorien und Grammatikmodelle – vielfach vorschnell und unkoordiniert – einen ersten Niederschlag in Lehrplänen und Unterrichtswerken gefunden. In dieser Situation kommt der Neuauflage der Duden-Grammatik in besonderem Maße die Aufgabe zu, eine Orientierung für Lehrende und Lernende in einer Zeit widerstreitender sprachwissenschaftlicher Schulen und Richtungen zu sein. (Duden 1984: 5)

Die Zeit von 1984 bis 1998 (vierte bis sechste Auflage) lässt sich demgegenüber als **Phase der Konsolidierung** oder **Kristallisation** verstehen, in der nahezu keine Änderungen am Zweifelsfall- und Varianzfallbestand vorgenommen werden. Insgesamt gesehen ist der Textkörper der Grammatik während dieser Etappe äußerst konstant – teilweise sogar bis hin zu den Abschnitten in den jeweils ‚aktuellen‘ Vorworten, die vorgenommene Bearbeitungen erläutern:

In der 4. Auflage ist der bewährte Aufbau der früheren Auflagen beibehalten worden. [...] Alle Abschnitte sind gründlich und unter Berücksichtigung der neuesten Forschung überarbeitet worden. [...] Hauptziel der Neubearbeitung war es, durch eine noch übersichtlichere und verständlichere Darstellung die Benutzbarkeit der Duden-Grammatik zu verbessern. (Duden 1984: 5)

In der 5. Auflage ist der bewährte Aufbau der früheren Auflagen, der vom Laut über das Wort mit all seinen Abwandlungs- und Kombinationsmöglichkeiten zum Satz führt, beibehalten worden. [...] Die einzelnen Abschnitte sind unter Berücksichtigung der neuesten Forschung entweder grundlegend überarbeitet oder neu verfasst worden. Ziel der Neubearbeitung war es auch, durch eine noch übersichtlichere und verständlichere Darstellung die Benutzbarkeit der Duden-Grammatik zu verbessern. (Duden 1995: 5)

Der daran anschließende, zweite Umbruch an der Schwelle zur siebten Ausgabe vollzieht sich (im Gegensatz zum ersten Transformationspunkt 1984) dann nicht primär als Reduktion, sondern vielmehr als weitreichende **Substitution** vieler variationslinguistischer Inhalte – und dies sowohl auf Ebene der Varianzfälle als auch auf Ebene der Zweifelsfälle (Tabelle 28). Einem Nettozuwachs von Varianzfällen steht dabei zunächst eine Nettoabnahme von Zweifelsfällen gegenüber, so dass in der ersten Auflage nach der Jahrtausendwende das breiteste Repertoire an flexionsmorphologischen Varianzfällen in der gesamten Untersuchungsreihe dem insgesamt schmalsten Inventar an Zweifelsfällen

gegenübersteht. Diversität auf struktureller Ebene scheint im Rahmen der Neubearbeitung folglich größere Bedeutung zuzukommen als Diversität in Bezug auf lexematisch-exemplarischer Ebene (schon die nächste Auflage von 2009 arbeitet diesem Verhältnis aber wieder entgegen, indem hier hauptsächlich neue Zweifelsfälle in die Darstellungen aufgenommen werden).

Tabelle 28: Wechselvorgänge im Zweifels- und Varianzfallinventar zwischen DUD 1998 und DUD 2005 (Ausschnitt).

	Entfallen in DUD 2005	Neu in DUD 2005
Zweifelsfälle	(Adj: Sup) <i>freieste</i> vs. <i>freiste</i> (Sub: Akk/Dat Sg) <i>Fürst</i> vs. <i>Fürsten</i> (Sub: Gen Sg) <i>Dynamo</i> vs. <i>Dynamos</i> (Sub: Pl) <i>Ballone</i> vs. <i>Ballons</i> (Sub: Gesamtlexem) <i>Bursch</i> vs. <i>Bursche</i> (Verb: Imp Sg) <i>brech(e)</i> vs. <i>brich</i> (Verb: Konj II) <i>scherte</i> vs. <i>schöre</i> (Verb: Part II) <i>gerieht</i> vs. <i>geriehen</i> (Verb: Präs 2./3.Ps Sg) <i>komm(s)t</i> vs. <i>kömm(s)t</i> (Verb: Prät) <i>kreischte</i> vs. <i>krisch</i> u.a.	(Adj: Pos Präd) <i>sacht</i> vs. <i>sachte</i> (Sub: Dat Sg) <i>Herz</i> vs. <i>Herzen</i> (Sub: Gen Sg) <i>Geheimnis</i> vs. <i>Geheimnisses</i> (Sub: Pl) <i>Monitore</i> vs. <i>Monitoren</i> (Sub: Gesamtlexem) <i>das Cola</i> vs. <i>die Cola</i> (Verb: Konj II) <i>stärbe</i> vs. <i>stürbe</i> (Verb: Part II) <i>gespeist</i> vs. <i>gespiesen</i> (Verb: Präs 2./3.Ps Sg) <i>fechtest</i> vs. <i>fichtst</i> (Verb: Präs 3.Ps Sg) <i>brauch</i> vs. <i>braucht</i> (Verb: Prät) <i>rannte</i> vs. <i>rennte</i> u.a.
Varianzfälle	(Sub: Gesamtlexem) <i>das _e</i> vs. <i>das _en</i> (Sub: Pl) <i>_<a</i> vs. <i>_s</i> (Sub: Pl) <i>_<zen</i> vs. <i>_<zes</i> (Sub: Pl) <i>_en</i> vs. <i>_ö:_e</i> (Sub: Pl) <i>_er</i> vs. <i>_Ø</i> (Verb: Konj II) <i>_i_</i> vs. <i>_te</i> (Verb: Konj II) <i>_ieste</i> vs. <i>_ö:_</i> (Verb: Präs 2.Ps Pl) <i>_et</i> vs. <i>_t</i> (Verb: Prät 2.Ps Sg) <i>_est</i> vs. <i>_t</i> (Verb: Prät) <i>_(e)te</i> vs. <i>_i_</i> u.a.	(Sub: Gen Sg) <i>_(e)(n)</i> vs. <i>_(e)s</i> (Sub: Gesamtlexem) <i>das _</i> vs. <i>der _en</i> (Sub: Pl) <i>_<en</i> vs. <i>_<is</i> (Sub: Pl) <i>_<en</i> vs. <i>_tas</i> (Sub: Pl) <i>_ä_e</i> vs. <i>_en</i> (Verb: Imp Sg) <i>_<Ke</i> vs. <i>_Ø</i> (Verb: Inf) <i>_en</i> vs. <i>_m</i> (Verb: Konj I 2.Ps Pl) <i>_<Ket</i> vs. <i>_et</i> (Verb: Konj II) <i>_ä_</i> vs. <i>_te</i> (Verb: Präs 3.Ps Sg) <i>_Ø</i> vs. <i>_t</i> u.a.

Quelle: Eigene Darstellung.

Tabelle 29: Konstant weitergegebene Zweifels- und Varianzfälle in den untersuchten Duden-Auflagen (Auszug).

DUD-Zweifelsfälle (1959-2009)	DUD-Varianzfälle (1959-2009)
(Adj: Komp/Sup) <i>gesunder</i> vs. <i>gesünder</i> (Sub: Akk/Dat Sg) <i>Bauer</i> vs. <i>Bauern</i> (Sub: Gen Sg) <i>Buchstaben</i> vs. <i>Buchstabens</i> (Sub: Pl) <i>Admirale</i> vs. <i>Admiräle</i> (Sub: Gesamtlexem) <i>das Foto</i> vs. <i>die Foto</i> (Sub: Gesamtlexem) <i>Friede</i> vs. <i>Frieden</i> (Verb: Konj II) <i>begänne</i> vs. <i>begönne</i> (Verb: Part II) <i>gesaugt</i> vs. <i>gesogen</i> (Verb: Prät) <i>glimmte</i> vs. <i>glomm</i> (Verb: Präs 3.Ps Sg) <i>frag(s)t</i> vs. <i>fräg(s)t</i> u.a.	(Adj: Komp Präd) <i>_Ker</i> vs. <i>_<Ker</i> (Adj: Komp/Sup) <i>_ö_</i> vs. <i>_V_</i> (Adj: Sup) <i>_est_</i> vs. <i>_st_</i> (Sub: Dat Sg) <i>_e</i> vs. <i>_Ø</i> (Sub: Pl) <i>_e</i> vs. <i>_en</i> (Verb: Imp Pl) <i>_et</i> vs. <i>_t</i> (Verb: Konj II) <i>_i_</i> vs. <i>_te</i> (Verb: Part II) <i>_(e)n</i> vs. <i>Part II_(e)t</i> (Verb: Präs 1.Ps Pl) <i>_en</i> vs. <i>_n</i> (Verb: Prät) <i>_(e)te</i> vs. <i>_u_</i> u.a.

Quelle: Eigene Darstellung.

Die vorgestellten kleineren (1973→1984) und größeren (1998→2005) Wandelprozesse im Laufe der Textentwicklung dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein nicht zu vernachlässigender Teil von Phänomenen von der ersten bis zur letzten untersuchten

Auflage der Duden-Grammatik konstant weitergegeben wird, es also trotz aller Revisionen einen sehr **stabilen Kern der variationslinguistischen Gegenstände** gibt. Dieser Kern umfasst nach den vorliegenden Daten 401 Zweifels- und 152 Varianzfälle, was in etwa der Hälfte der Zweifels- und sogar zwei Dritteln aller von Duden-Ausgaben angebotenen Varianzfälle entspricht (Tabelle 29 präsentiert eine Auswahl dieser Phänomene).

Mit ihnen bleiben an einigen Stellen der Grammatik auch die rahmenden Textstrukturen über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg äußerst robust gegenüber größeren Veränderungen. So erfahren viele Versatzstücke der Argumentation im Laufe der Jahrzehnte nur minimale Modifikationen (siehe Tabelle 30) – was letztlich mitverantwortlich dafür ist, dass u.a. starke Konvergenzen zwischen älteren Duden-Editionen und Curme bis heute im Textkörper jüngerer Auflagen nachweisbar bleiben (mehr dazu in Kapitel 5.2.3).

Tabelle 30: Entwicklung einer Textpassage des Dudens im Verlauf der Auflagenfolgen (Beispiel A). Grau: Übereinstimmungen mit vorherigem Vergleichstext.

DUD 1959	DUD 1984	DUD 2009
<p>[S. 145:] Abkürzungen richten sich im Geschlecht nach ihrem Grundwort: <i>die CDU (die Christlich-Demokratische Union), die SPD (die Sozialdemokratische Partei Deutschlands), das BGB (das Bürgerliche Gesetzbuch).</i> Kurzwörter richten sich ganz überwiegend nach dem Geschlecht des vollen Wortes: <i>der Akku[mulator], der Trafo (der Transformator), der [Auto-, Omni]bus, die Lok[omotive], die Kripo (die Kriminalpolizei), das Auto[mobil], das Velo[ziped] (schweiz.).</i> Nur selten setzt sich ein abweichendes Geschlecht durch: <i>das Kino (obwohl: der Kinematograph), das Foto (obwohl: die Fotografie; schweiz.: die Foto), die Taxe, das Taxi (obwohl: der Taxameter).</i></p>	<p>[S. 205] Abkürzungswörter und Kurzwörter richten sich im Genus nach ihrem Grundwort bzw. ihrer Vollform: <i>die CDU (die Christlich-Demokratische Union), die SPD (die Sozialdemokratische Partei Deutschlands), das BGB (das Bürgerliche Gesetzbuch), der LKW (der Lastkraftwagen); der Akku(mulator), der Trafo (der Transformator), der Bus (der Auto-, Omnibus), die Lok(omotive), die Kripo (die Kriminalpolizei), das Auto(mobil), das Velo(ziped) (schweiz.).</i> Nur selten wird ein abweichendes Genus gebraucht: <i>das Kino (obwohl: der Kinematograph), das Foto (obwohl: die Fotografie; schweiz. allerdings: die Foto), die Taxe, das Taxi (obwohl: der Taxameter).</i></p>	<p>[S. 159-160] Kurzwörter übernehmen meist das Genus von den zugrunde liegenden Ausdrücken: <i>die CDU (die Christlich-Demokratische Union); die SPD (die Sozialdemokratische Partei Deutschlands); das BGB (das Bürgerliche Gesetzbuch); der Lkw/LKW (der Lastkraftwagen) der Akku (der Akkumulator); der Trafo (der Transformator); der Bus (der Omnibus); die Lok (die Lokomotive); die Kripo (die Kriminalpolizei); das Auto (das Automobil) (Aber: das Kino (obwohl: der Kinematograph); das Foto (obwohl: die Fotografie); schweiz. allerdings auch: die Foto); die Taxe (obwohl: der Taxameter)</i></p>

Quelle: Eigene Darstellung.

Beispiel B (Tabelle 31) zeigt demgegenüber, dass auch die Stabilität thematisierter Varianzfälle (im Beispiel: Verb Imp Sg: *_e* vs. *_Ø*) keine Garantie für die Deckungsgleichheit der in den Texten vermittelten Aussagen liefert, da sich etwaige Ersetzungen und Erweiterungen metasprachlicher Markierungen in Daten zu Varianten, Zweifels- und Varianzfällen nicht niederschlagen. So wechselt der Status der Imperativ-Variante ohne Flexionsmorphem (*_Ø*) von ‚umgangssprachlich‘ und ‚(nicht selten) schriftsprachlich‘ (1959) über (diatonisch unmarkiert) ‚häufig‘ und ‚(nicht selten) poetisch‘ (1984) schließlich zu ‚möglich‘ und ‚gesprochen alltagssprachlich‘ (2009) – selbst wenn der verhandelte Gegenstand konstant bleibt, kann die Grammatik das Wie seiner diasystematischen Aufarbeitung somit neu ordnen und darin weitreichendere Verschiebungen innerhalb des eigenen

Bewertungsrasters (im zitierten Fall z.B. das Erstarken sprechsprachlicher Kategorien) abbilden. Um einen tiefergehenden Eindruck von der Textgenese der Duden-Grammatik zu gewinnen, ist deshalb unbedingt auch ein Blick auf das Markierungsverhalten der verschiedenen Auflagen angezeigt.

Tabelle 31: Entwicklung einer Textpassage des Dudens im Verlauf der Auflagenfolgen (Beispiel B). Grau: Übereinstimmungen mit vorherigem Vergleichstext.

DUD 1959	DUD 1984	DUD 2009
<p>[S. 126:] In der 2. Pers. Sing. steht bei den meisten Verben (starken wie schwachen) in gehobener Sprache in der Endung ein „e“ (Ausnahmen s. unten): trinke! wasche! biete! gehe! In der Umgangssprache fällt das Endungs-e gewöhnlich weg: trink! wasch! biet! geh! Aus Gründen des Versmaßes und des Satzrhythmus fällt das „e“ aber auch in der Schriftsprache nicht selten weg. Vergleiche: <i>Geh, ich bitte dich, gehe und quäle mich nicht länger!</i> (Raabe).</p>	<p>[S. 174:] Der Imperativ Singular wird – vor allem in gehobener Sprache – mit -e, häufig aber auch ohne -e gebildet: trink(e)!, wasch(e)!, geh(e)! Besonders aus metrischen oder rhythmischen Gründen fällt das -e auch in der poetischen Sprache nicht selten weg: <i>Geh, ich bitte dich, gehe und quäle mich nicht länger!</i> (Raabe)</p>	<p>[S. 438:] Imperativformen können nur von der 1. Stammform gebildet werden, und eine spezifische Imperativform gibt es lediglich im Singular (für die vertrauliche Aufforderung an eine einzelne Person, ↑786). Sie ist mit dem Verbstamm identisch oder endet auf -e. <i>Geh, ich bitte dich, gehe und quäle mich nicht länger!</i> (W. Raabe) <i>Lass mich in Ruhe! Atme langsam! Hilf mir! Komm mit!</i> (i) Bei den meisten Verben sind Imperativformen mit und ohne -e möglich: <i>leb(e)!</i> <i>geh(e)!</i> <i>schick(e)!</i> <i>lern(e)!</i> Die Formen ohne -e sind unter anderem in der gesprochenen Alltagssprache verbreitet. Die Formen mit -e sind eher in der Schriftsprache und im gehobeneren mündlichen Stil üblich. Ob die eine oder die andere Form gewählt wird, kann auch rhythmisch bedingt sein.</p>

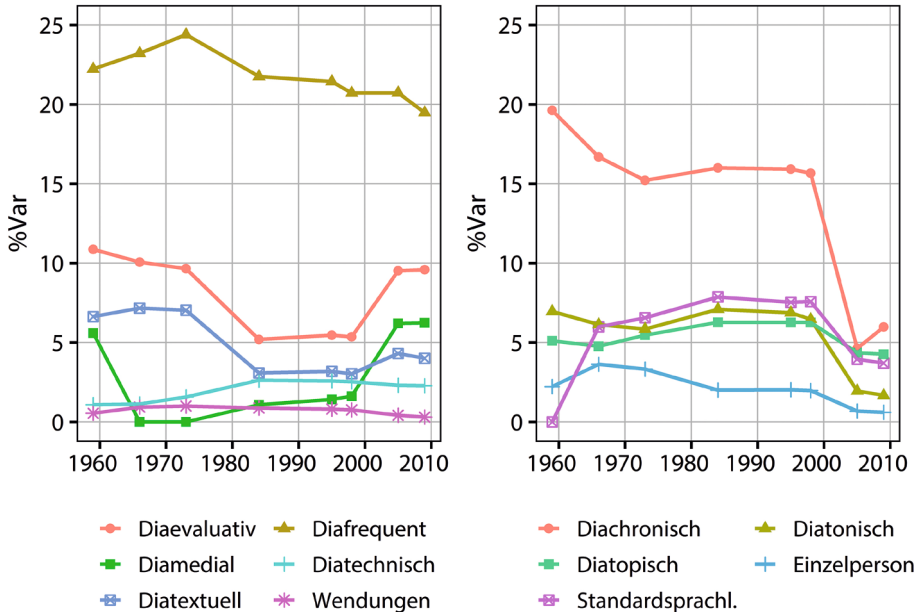
Quelle: Eigene Darstellung.

5.2.2 Bestandsaufnahme (Part B): Diasystematische Markierungen

Ebenso wie im Kontext thematisierter Variationsphänomene zeigen sich auch hinsichtlich gesetzter Markierungen in der Abfolge der Duden-Ausgaben **mehrere Revisionsvorgänge**, in die die verschiedenen Markierungskategorien wiederum unterschiedlich stark involviert sind (Abbildung 99). Besonders markant tritt auch hier der Einschnitt zwischen Ausgabe sechs und sieben hervor, der mit größeren prozentualen Verschiebungen auf nahezu allen untersuchten Marker-Dimensionen einhergeht. Der Schritt von der dritten zur vierten Ausgabe erfasst hingegen hauptsächlich die Ebenen des Diaevaluativen und Diatechnischen, deren Prozentanteil an allen Varianten an dieser Stelle um etwa die Hälfte abnimmt. Eine Art Trendumkehr lässt sich etwa zur selben Zeit zudem in Hinblick auf den Umgang mit diafrequenten Markierungen beobachten, die nach einer Phase kontinuierlicher Ausdehnung ihrer Reichweite ab 1984 zum ersten Mal leicht an Bedeutung einbüßen, insgesamt

jedoch in allen Auflagen wichtigstes Hilfsmittel zur metasprachlichen Beschreibung flexionsmorphologischer Varianten bleiben (vgl. Kapitel 5.1.3.1).

Abbildung 99: Prozentsätze markierter Varianten (gestaffelt nach diasystematischen Dimensionen) in der ersten bis achten Auflage der Duden-Grammatik.



Quelle: Eigene Darstellung.

Prägnant zeichnet sich zudem über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg ein sukzessiver **Bedeutungsverlust diachronischer Angaben** ab, die sich – anfangs neben diafrequenten Markierungen noch zentrale Beschreibungskategorie – ab 2005 in ihren Verbreitungswerten dem Durchschnitt der übrigen Markierungsdimensionen anpassen. Von Bedeutung scheint in diesem Zusammenhang zu sein, dass die Konzentration auf die Synchronie (bzw. die Reduzierung diachronischer Aspekte) bereits im Paratext der zweiten Auflage als eine wichtige Komponente des ‚grammatikographischen Neubeginns‘ nach 1945 verstanden wird:

Die deutsche Sprachwissenschaft hat sich seit den 30er Jahren, dann aber besonders stark nach 1945 von der rein historischen Betrachtung unserer Sprache gelöst und sich in einem noch bei Erscheinen der ersten Auflage dieser Grammatik kaum zu erwartenden Maße der strukturalen Sprachforschung zugewandt. (Duden 1966: 27–28)

Im gleichen Umfang, in dem strukturalistische Positionen – wohl entscheidend beeinflusst durch Glinz' einschlägiges Werk „Die innere Form des Deutschen“ (vgl. Zlobinska-Görtz 2018: 137) – verstärkt in die Beschreibungspraxis der Duden-Grammatik Einzug halten, scheinen diachronische Markierungen ihre Bedeutung zur Disambiguierung von flexionsmorphologischen Varianten zu verlieren. Der besonders starke Rückgang dieses

Markertyps nach der Jahrtausendwende könnte darüber hinaus mit der empirischen Neuausrichtung des Textes an elektronischen Korpora zusammenhängen (vgl. Münzberg 2011), die ihrerseits die Revisionsprozesse zwischen 1998 und 2005 prägt und in deren Zuge Aktualität präsentierter Inhalte als Selektionskriterium möglicher Gegenstände noch einmal an Einfluss gewinnt:

Besonderes Gewicht haben Autoren und Redaktion außerdem auf die Analyse aktueller Sprachbelege und die entsprechende Auswahl an Beispielen gelegt. Dank modernster elektronischer Suchmöglichkeiten konnten große Mengen aktueller Texte, besonders aus der Presse und dem Internet, ausgewertet werden. (Duden 2005: 6)

Als symptomatisch für diese Entwicklungsfolge kann dabei der kontinuierliche Rückgang des Markers *ALT* gelten: In der ersten Auflage noch mit 123 verschiedenen Flexionsformen verbunden, bezieht er sich ab 1984 bereits nur noch auf 55, 2005 schließlich auf 25 Varianten.

Gleich zu Beginn des Untersuchungszeitraums, genauer gesagt im Wechsel von der ersten zur zweiten Nachkriegsedition, fällt daneben auf, dass sich die Marker aus den Dimensionen der **Diamedialität und Standardsprachlichkeit** komplementär verhalten: Diamediale Informationen, die in Auflage eins immerhin zur Beschreibung von etwa 6% der thematisierten Varianten herangezogen werden, verschwinden ab 1966 für zwei Ausgaben komplett aus den Argumentationen zu Flexionsalternativen; Markierungen aus dem Bereich der Standardsprachlichkeit, die 1959 noch keine Rolle gespielt haben, erscheinen hingegen ab 1966 relativ unvermittelt bei 6% der besprochenen Konkurrenzformen. Dass die identischen Verteilungsquotienten kein Zufall sind, zeigt eine Gegenüberstellung betroffener Varianten bzw. Textstellen (Tabelle 32).

Tabelle 32: Beispiele für die Substitution des Begriffs *Schriftsprache* durch *Hochsprache* im Übergang von Auflage eins zu zwei der Duden-Grammatik.

DUD 1959	DUD 1966
[S. 90:] Die starken Formen sind entweder veraltet oder mundartlich. Schriftsprachlich heute schwach: sie kreischte, hat gekreischt.	[S. 78:] Die starken Formen sind entweder veraltet oder mundartlich. Hochsprachlich heute schwach: sie kreischte, hat gekreischt.
[S. 130:] Da „fragen“ schriftsprachlich nur noch schwach gebeugt wird, sind die starken Formen „du frägst, er frägt“ (frug) nicht korrekt, auch wenn sie, besonders in Norddeutschland, öfter gebraucht werden.	[S. 125:] Da „fragen“ hochsprachlich nur noch schwach gebeugt wird, sind die starken Formen „du frägst, er frägt (frug)“ nicht korrekt, auch wenn sie, vor allem landschaftlich, gelegentlich gebraucht werden.
[S. 188:] „Pastöre“ ist eine norddeutsche Eigentümlichkeit (schriftspr.: Pastoren), die ebenfalls auf der veränderten Betonung „Pastór“ beruht.	[S. 190:] „Pastöre“ ist eine norddeutsche Eigentümlichkeit (hochspr.: Pastoren; so Jens), die ebenfalls auf der veränderten Betonung „Pastór“ beruht.
[S. 255:] Die Schriftsprache bevorzugt hier allerdings immer mehr die nichtumgelauteten Formen (abgesehen von „gesund“, bei dem die umgelauteten Formen vorherrschen).	[S. 232] Die Hochsprache bevorzugt hier allerdings immer mehr die nichtumgelauteten Formen (abgesehen von „gesund“, bei dem die umgelauteten Formen vorherrschen).

Quelle: Eigene Darstellung.

Hierbei wird schnell klar, dass es sich (a) bei den mit Markern der Standardsprachlichkeit versehenen Flexionsphänomenen nicht um neu aufgenommene Gegenstände handelt (wie man eventuell auch vermuten könnte), sondern um solche, die bereits in der vorangehenden Duden-Auflage erscheinen – und dass (b) das Erscheinen standardsprachlicher und das Verschwinden diamedialer Marker direkt voneinander abhängen: Im Grunde ersetzt der Duden-Text von 1966 schlicht sehr konsequent den in Auflage eins häufig herangezogenen Schriftsprache-Begriff durch die Bezeichnung Hochsprache (die wiederum im Analyseraster dieser Arbeit dem Feld der Standardsprachlichkeit zugerechnet wird, vgl. Kapitel 5.1.3.2.6).

Insgesamt werden auf diese Weise 95 von 103 ursprünglich als *SCHRIFTSPRACHE* bzw. *NICHT SCHRIFTSPRACHLICH* gekennzeichneten Varianten direkt in den Bereich des Hochsprachlichen bzw. Nicht-Hochsprachlichen verschoben. Erhalten bleibt in Ausgabe zwei, wie gesagt, kein einziger Verweis auf die ‚diamediale‘ (s.u.) Sphäre. Die Markierung *HOCHSPRACHE* übernimmt dabei auch weitestgehend alle Kontra-Marker-Relationen, die sich in Ausgabe eins mit dem Begriff *SCHRIFTSPRACHE* in Verbindung bringen lassen (siehe Tabelle 33 und vgl. mit Tabelle 17).

Tabelle 33: Kontra-Markierungen zur Markierung *SCHRIFTSPRACHE* in Duden (1959).

SCHRIFTSPRACHE (DUD 1959)	Kontra-Markierung	GVar
	<i>XX</i>	95
	<i>ODER</i>	52
	<i>DIALEKTAL/MUNDARTLICH</i>	37
	<i>UMGANGSSPRACHE</i>	33
	<i>SELTENER</i>	17
	<i>HÄUFIG/OFT</i>	16
	<i>ALT</i>	15
	<i>SÜDEN DES SPRACHRAUMS</i>	13
	<i>ABNEHMEND</i>	12
	<i>XX</i>	6

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie sich schon angesichts der Seltenheit gesprochen sprachlicher Markierungen zu Beginn der Untersuchungsperiode angedeutet hat (vgl. Kapitel 5.1.3.2.3), erfüllt die Auszeichnung als *SCHRIFTSPRACHE* in der ersten Nachkriegsauflage somit offensichtlich Funktionen jenseits einer diamedialen Dichotomie geschrieben vs. gesprochen, insofern sie auch (und sogar vorrangig) die diatopisch-neutrale, Umgangssprache kontrastierende Sprachebene repräsentiert. Diamedialität, Diatonie und Diatopie scheinen hier noch innerhalb des Schriftsprache-Begriffs gekoppelt zu sein, genutzt wird in der Edition von 1959 also ein polyvalentes Verständnis von Schriftsprache.³⁶³

³⁶³ Vgl. hierzu Besch (2003: 2286–2287): „Die Schriftsprache übernahm zunehmend auch sprechsprachliche Funktionen, d. h. sie erweiterte ihren Geltungsbereich über den schriftlichen Bereich hinaus, sie wurde polyvalent (gesprochen/geschrieben und Ausprägungen von funktionalen und stilistischen Sonderformen). Polyvalenz ist das Kriterium für die Standardsprache in Abhebung von Schriftsprache.“

Vor diesem Hintergrund ist es wenig überraschend, dass die Duden-Grammatik gerade in der Ausgabe vom Begriff der Schriftsprache abrückt, in der sie zum ersten Mal eingehende theoretische Reflexionen zur Rolle gesprochener Formen der Prestigevarietät unternimmt (vgl. die Anmerkungen zur Alltagssprache in Kapitel 5.1.3.3.2). Die Benennung Schriftsprache erweist sich im Gegensatz zur diamedial neutralen Begrifflichkeit Hochsprache hier wohl als terminologisch ungünstig bzw. gar potenziell missverständlich.

Die ab 1966 erscheinenden *HOCHSPRACHE*-Marker wiederum können sich an den von ihnen neu besetzten Stellen etwa zwei Jahrzehnte lang weitestgehend unverändert halten, bevor sie in einem nächsten Schritt in Auflage vier (1984) ihrerseits ebenso konsequent durch *STANDARDSPRACHE* substituiert werden (Tabelle 34). Dies geschieht – folgt man Warnkes Ausführungen zur Begriffsgeschichte der Standardsprache – entsprechend allgemeiner terminologischer Verschiebungen im sprachwissenschaftlichen Diskurs dieser Zeit:

Bereits auf P. Garvin zurückgehend, ersetzte die Bezeichnung *Standardsprache* seit den 1970er-Jahren den in Deutschland bis dahin gebräuchlichen Begriff *Hochsprache*, der mit seinen soziologischen Implikationen eine vorrangig schichtenspezifische Lesart geradezu provozierte und aus diesem Grund alles andere als wertfrei war. (Warnke 2007: 343; Hervorhebungen im Original)

Tabelle 34: Beispiele für die Substitution des Begriffs *Hochsprache* durch *Standardsprache* im Übergang von Auflage drei zu vier der Duden-Grammatik.

DUD 1973	DUD 1984
[S. 90:] Die starken Formen sind entweder veraltet oder mundartlich. Schriftsprachlich heute schwach: sie kreischte, hat gekreischt.	[S. 137:] Die unregelmäßigen Formen sind entweder veraltet oder mdal.; standardspr. heute regelmäßig (<i>kreischte, hat gekreischt</i>).
[S. 130:] Die starke Form <i>hieb</i> wird hochsprachlich für das Schlagen mit einer Waffe oder das Verwunden im Kampf, gelegentlich auch geh. für <i>haute</i> verwendet.	[S. 136:] Die unregelmäßige Form <i>hieb</i> wird standardspr. für das Schlagen mit einer Waffe oder das Verwunden im Kampf, gelegentlich auch geh. für <i>haute</i> verwendet.
[S. 188:] Der Konjunktiv II der schwachen Verben hat hochsprachlich keinen Umlaut. Die Form <i>bräuchte</i> , die im Süden des deutschen Sprachgebietes häufig gebraucht wird, ist landschaftlich. Durch das <i>äu</i> wird hier landschaftlich der Konjunktiv II vom Präteritum abgehoben. Hochsprachlich lauten beide Formen gleich (<i>brauchte</i>).	[S. :126] Der Konjunktiv II der regelmäßigen Verben hat standardsprachlich keinen Umlaut. Die Form <i>bräuchte</i> , die im Süden des deutschen Sprachgebiets häufig gebraucht wird, ist landschaftlich. Durch das <i>äu</i> wird hier der Konjunktiv II vom Indikativ Präteritum abgehoben. Standardsprachlich lauten beide Formen gleich (<i>brauchte</i>).
[S. 265:] In der Hochsprache werden hier allerdings immer mehr die nichtumgelauteten Formen bevorzugt. Alle anderen einsilbigen Adjektive (<i>blank, froh, bunt, schlau</i>) sowie alle mehrsilbigen Adjektive (<i>mager, lose, dunkel, sauber</i>) mit Ausnahme von <i>gesund</i> (<i>gesünder, gesündeste, seltener; gesunder, gesündeste</i>) haben keinen Umlaut.	[S. 309:] In der Standardsprache werden hier allerdings immer mehr die nichtumgelauteten Formen bevorzugt. Alle anderen einsilbigen Adjektive (<i>blank, froh, bunt, schlau</i> usw.) sowie alle mehrsilbigen Adjektive (<i>mager, lose, dunkel, sauber</i> usw.) mit Ausnahme von <i>gesund</i> (<i>gesünder – gesündeste, seltener: gesunder – gesündeste</i>) haben keinen Umlaut.

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Abfolge dieser Ersetzungen (*SCHRIFTSPRACHE* → *HOCHSPRACHE* → *STANDARDSPRACHE*) ist auch deshalb bedeutsam, da sie zeigt, dass das Label *STANDARDSPRACHE* in der Textgenese der Duden-Grammatik nominell eine schrittweise Emanzipation von diamedialen und diastratischen Engführungen vollzieht. Dabei wird diese Emanzipation auch durch

Bemerkungen in den Einleitungen theoretisch untermauert, etwa wenn Ausgabe vier zum einen den Begriff der Standardsprache durch den neu eingefügten Verweis, diese diene „der ganzen Gesellschaft“, diastratisch zu entlasten versucht und zum anderen gewissermaßen rückwirkend Schriftsprache und Standardsprache ausdrücklich voneinander trennt:

Gegenstand der Duden-Grammatik ist die gesprochene und geschriebene deutsche Standardsprache (Hochsprache) der Gegenwart. Mit „Standardsprache“ ist die überregionale und institutionalisierte Verkehrs- oder Einheitsprache gemeint, die den Interessen der ganzen Gesellschaft dient. [...] Die Standardsprache ist durch ihre Schriftnähe charakterisiert, sie ist aber nicht mit Schriftsprache gleichzusetzen.“ (Duden 1984: 8; 1995: 8; Hervorhebung im Original).

Problematisch ist diesbezüglich sicherlich, dass der Begriff der Standardsprache im Duden-Text hinsichtlich seiner Begriffs*extension* (im Sinne dieser Arbeit zu verstehen als ‚Gesamtheit der mit ihm bezeichneten Variationsphänomene‘) auch 1984 im Grunde noch stark geprägt wird von einer Entwicklungsetappe des Diskurses, in der Diamedialität und Prestigesprache gewissermaßen noch untrennbare terminologische Einheit waren. Anders gesagt: Mit den begrifflichen Umprägungen geht offenbar über einen langen Zeitraum keine analoge inhaltliche Neubewertung der ausgezeichneten Gegenstände einher, die Texte erweisen sich in diesem Punkt noch bis 1998 als ausgesprochen träge. Eine umfangreiche Re-Evaluation der entsprechenden Gegenstände scheint erst im Kontext des tiefgreifenden Umbruchs nach der Jahrtausendwende vollzogen zu werden, wo nur sechs von 149 Varianten ihre Markierung als *STANDARDSPRACHE* oder *NICHT STANDARDSPRACHLICH* beibehalten und 71 Varianten neu diesem Bereich zufallen.

Im Zuge der weitreichenden Neuformierung der Argumentationsstrukturen zwischen den Auflagen sechs und sieben kommt es schließlich auch zu einem Wiedererstarren der diamedialen Sphäre (siehe Abbildung 99), diesmal jedoch auf Basis eines Schriftsprache-Begriffs, der sich seiner nicht-diamedialen Bedeutungsanteile weitestgehend entledigt hat, was besonders in den folgenden Passagen deutlich wird:

Verschmelzung von Präpositionen und Artikeln [...]:
auf dem [ˈʔaufm] Tisch, in eine [ˈʔInə] Bude, hinter dem [ˈhɪntəm] Haus [...]
Einige dieser Verschmelzungen sind inzwischen lexikalisiert und werden auch schriftsprachlich verwendet, z.B.: *am, beim, hinterm, im, zum, ans, aufs, ins, unters*.
(Duden 2005: 1209)

Nach *x* [ks] und *z* [tʃ] wird die Endung der 2. Pers. Sg. heute manchmal auch *st* geschrieben und so von der 3. Pers. Sg. unterschieden [...]. Das lässt sich zwar aus schriftsprachlicher Sicht systematisch begründen, hat jedoch keine phonetische Entsprechung und gilt deshalb nicht als korrekt. (Duden 2005: 449–450)

Der Aufschwung diamedialer Markierungen steht dabei in direktem Zusammenhang mit dem gesteigerten Interesse des Dudens an einer Grammatikographie der gesprochenen Sprache³⁶⁴ und ist daneben auch dem enormen Zuwachs an Internetbelegen geschuldet (vgl.

³⁶⁴ Vgl. die entsprechenden Bemerkungen in der Einleitung der siebten Auflage (Duden 2005: 5–6): „Mit der 7. Auflage wurde der Gegenstand der Dudengrammatik erweitert: Traditionelle Grammatiken beschreiben die geschriebene Sprache ausgehend vom Laut bzw. Buchstaben bis hin zum Satz. Die Dudengrammatik hingegen erläutert nun erstmals auch den Aufbau und die Eigenschaften von Texten, und sie widmet der Grammatik

Kapitel 5.1.3.2.3), der mit der Rückbindung der Grammatikaussagen an elektronische Korpora einhergeht (s.o.). Die beiden Tendenzen einer Stärkung der empirischen Basis und Erweiterung des Gegenstands in Richtung gesprochener Sprache sind im Übrigen nicht gänzlich voneinander unabhängig, sondern lassen sich, wie Zifonun (2009: 350) bemerkt, als Resultate einer reservierteren Haltung zum Normativen verstehen:

Die Abneigung gegenüber der grammatischen Norm, zumindest gegenüber dem Begriff der ‚Norm‘ – auf den Gebieten Morphologie und Syntax – lässt sich übrigens sehr gut auch an der neuesten Auflage der Duden-Grammatik beobachten (im Vergleich zu früheren Auflagen). Während noch in der 1998-Ausgabe im Vorwort von einer „offenen Norm“ gesprochen wird und davon, dass nicht auf eine gewisse normative Geltung verzichtet werden solle, und dass es um die Klärung von Normunsicherheiten gehe, ist in der Ausgabe 2005 in erster Linie von sicheren Grammatikkenntnissen und der deutschen geschriebenen und gesprochenen Standardsprache die Rede. Nur im Hinblick auf die mögliche Divergenz zwischen diesen beiden Erscheinungsformen ist noch von der Klärung von Normunsicherheiten die Rede. Diese größere Normzurückhaltung hat sicher auch etwas mit der deutlich verbreiterten Empirie in der Neuauflage zu tun, bei der ja auch z.B. Internetbelege herangezogen wurden.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Normativität und Deskriptivität bewegt sich die Duden-Grammatik damit teilweise wieder in Richtung der ersten drei Nachkriegsauflagen, deren theoretische Passagen, wie gesehen, von einer stärkeren Skepsis gegenüber den Möglichkeiten einer präskriptiven Sprachwissenschaft getragen waren als die Ausgaben des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts. Ein genauerer Blick auf zugehörige Textabschnitte legt laut Zifonun jedoch nahe, dass auch an diesem Punkt einzelne Argumentationsstrukturen nicht immer mit den zugehörigen theoretischen Erwägungen des Paratextes schrittzuhalten vermögen:

Allerdings kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass nun an vielen Stellen, wo in rigideren Zeiten das Etikett „nicht normgerecht“ bzw. „falsch“ verpasst worden wäre, sich jetzt die Formulierung „nicht standardsprachlich“ oder stärker „von der Standardsprache abweichend“ bzw. „in der Standardsprache ausgeschlossen“ findet. (Zifonun 2009: 350)

Sie ruft in diesem Kontext ein Beispiel aus der Flexionsmorphologie auf, das sich entsprechend auch in den Daten dieser Arbeit findet:

Fremde Endung oder *e-*, *s-*, \emptyset -Plural: Balkons/Balkone, [...] Examina/Examen (falsch: Examinas), [...] Kartons/Kartone (selten), Klimas/Klimate (falsch: Klimatas), Kommata/Kommas (falsch: Kommatas), Porti/Portos (falsch: Portis), Pronomina/Pronomen (falsch: Pronominas), Schemata/Schemas (auch: Schemen), Semicola/Semikolons (falsch: Semikolas), [...] Soli/Solos (falsch: Solis), Tempi/Tempos (falsch: Tempis). (Duden 1998: 242)

der gesprochenen Sprache ein eigenes Kapitel. Sie kann damit auch zur Klärung von Normunsicherheiten herangezogen werden, die sich aus der Differenz zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ergeben.“

Eine vierte Möglichkeit ist in der Standardsprache ausgeschlossen: Fremde Pluralformen dürfen nicht mit dem Plural-s kombiniert werden.

Die *Thematas, die *Kontis

(Ebenso:) die *Spaghettis, die *Konfettis, die *Antibiotikas, die *Visas (Duden 2005: 190)

Einschlägige weitere Hinweise auf eine tatsächlich systematische 1:1-Ersetzung der Markierung *FALSCH/FEHLER* durch *NICHT STANDARDSPRACHLICH* liefern die untersuchten flexionsmorphologische Kontexte indes nicht. Was jedoch konstatiert werden kann und sich unter Umständen als Ausdruck der Bemühung um ein moderateres Bewertungsvokabular lesen lässt, ist, dass der Norm-Marker *FALSCH/FEHLER* ab 2005 komplett aus den Datensätzen verschwindet, wohingegen bis dahin nicht genutzte Zuordnungen wie *NORMALFORM* (darin subsumiert u.a. „normal“, „normalerweise“) oder die Markierung * (im Symbolverzeichnis der Aussage „Beispiel für nicht grammatischen Sprachgebrauch“ (Duden 2005: 1257) zugeordnet) an Relevanz zunehmen.

Die Entwicklung des Markierungsrepertoires der Duden-Grammatik wird damit immer wieder vor allem durch den Versuch geprägt, theoretische Grundsatzüberlegungen zum Verhältnis von Normativität und Deskriptivität, Standard und Substandard, gesprochener Sprache und geschriebener Sprache etc. mit den präsentierten Inhalten zu synchronisieren. Die Substitution von *SCHRIFTSPRACHE* durch *HOCHSPRACHE* sowie *HOCHSPRACHE* durch *STANDARDSPRACHE* kann in diesem Zusammenhang als Beispiel dafür gelten, wie in einem Grammatiktext mitunter **mehrere Zeitebenen** miteinander interagieren (oder je nach Sichtweise auch gegeneinander arbeiten)³⁶⁵: Die Zeitebene des Textes, in der die Verknüpfungen zwischen Varianten und *SCHRIFTSPRACHE*-Markern ursprünglich stattfinden, ist nicht identisch mit der Zeitebene, in der diese Marker durch neue Termini ersetzt werden, dennoch bleiben Verbindungen zwischen Varianten und Markern (gewissermaßen als reine Relation) auch über die zeitlichen Grenzen ihrer originären inhaltlichen Motivation hinaus unter anderem Namen erhalten. Ebenso wie in Bezug auf implizite Verweisstrukturen (siehe das unmittelbar folgende Kapitel) sind Grammatiktexte wie der Duden demnach auch hinsichtlich einmal verbundener Informationspakete aus Variante und Markierung bisweilen geprägt durch eine Art ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘³⁶⁶, die daraus entsteht, dass einmal in die Grammatik eingegangene Strukturen dazu tendieren, sich von ihren Ursprüngen (seien es zurate gezogene Referenztexte oder Beobachtungen des Usus) zu entkoppeln und als ‚Text gewordene Einheiten‘ eine Eigendynamik jenseits ihres genuinen Zusammenhangs zu entwickeln.

³⁶⁵ Für die Weiterführung dieses Gedankens unter etwas anderer Perspektive siehe Kapitel 5.3.1.

³⁶⁶ Entscheidend geprägt wurde dieser Struktur-Topos bekanntermaßen durch die geschichtsphilosophischen Arbeiten Blochs und Kosellecks (zur genaueren Geschichte des Konzeptes vgl. Schmieder 2017). Auch im sprachwissenschaftlichen Forschungskontext ist er recht verbreitet, wo er gemeinhin im Kontext von Sprachwandelprozessen aufgerufen wird, so etwa bei Jakob (1999: 25), Lerchner (2003: 2436) oder Cherubim (2015).

5.2.3 Traditionslinien I: Blick zurück – Bezüge zwischen Duden-Grammatik, Erbens *Abriss der deutschen Grammatik* und Curmes *A Grammar of the German Language*

Im gleichen Maße, in denen verschiedene Auflagen desselben Werkes herangezogen werden können, um Entwicklungslinien innerhalb eines Einzeltextes nachzuzeichnen, können aber auch fremde Publikationen dabei helfen, die Rolle einer Grammatik im Diskurszusammenhang besser zu verstehen. Ruft man sich an diesem Punkt noch einmal die in Kapitel 5.1.1 vorgestellten Methoden zur Erfassung direkter und indirekter Textrelationen in Erinnerung, ging es dort grundsätzlich darum, dem nachzuspüren, was man **grammatikographische Traditionslinien** nennen könnte, d.h. es ging um inhaltliche Konvergenzen, die in ihrer Qualität oder Quantität darauf schließen lassen, dass zwei Schriften des Korpus einander bekannt oder zumindest über Mittlertexte miteinander verbunden sind. Um entsprechende Textstellen zu finden, wurden, wie in den zugehörigen Abschnitten erläutert, Texte jeweils maschinell auf gemeinsame N-Gramme untersucht und die Resultate daraufhin noch einmal qualitativ bewertet, um Zufälligkeit textueller Übereinstimmungen so weit wie möglich auszuschließen. Als besonders wichtige Indikatoren intertextueller Relationen haben sich in diesem Zusammenhang die von den Grammatiken herangezogenen Beispiele (darunter häufig Literaturzitate) erwiesen, die in ihrer Spezifität und Länge weit aus idiosynkratischeren Charakter tragen als etwa der Verweis auf einzelne exemplarische Lexeme. In anderen Worten: Ziehen zwei Texte beispielsweise zur Illustration flexionsmorphologischer Schwankungsfälle zwischen starken und schwachen Verben identische Beispielsätze zurate, ist dies in Bezug auf ihre mögliche intertextuelle Nähe meist etwas aussagekräftiger als der Umstand, dass beide schlicht dieselben Verben thematisieren. Auf dieser Basis ermittelte Verweisstrukturen können nicht zuletzt als Fenster in die Vergangenheit und Zukunft von Texten verstanden werden: Sie werfen zumindest ein schwaches Licht auf die weitreichende Frage, woher Aussagen innerhalb von Texten womöglich stammen (Perspektive Textvergangenheit) oder in welche späteren Schriften sie sich im Laufe der Zeit eingeschrieben haben können (Perspektive Textzukunft).

Das vorliegende Kapitel wird aufbauend auf diesen Analyseinstrumenten versuchen, ausgewählte Aspekte der Textvergangenheit der Duden-Grammatik aufzuarbeiten, also Konstellationen betrachten, in denen die Dudenpublikationen als Phänotexte (siehe Fußnote 200) fungieren. Hierbei muss jedoch vorab unbedingt erklärend eingeräumt werden, dass die zeitliche Struktur des Korpus, die den DaM-Grammatikboom der späten 50er Jahre zum Ausgangspunkt der Betrachtung wählt, im Grunde einen weitgefassten Blick in die Vergangenheit der Duden-Grammatik verhindert (Kapitel 4.1.1). Tatsächlich aus der Zeit vor der Veröffentlichung der ersten Nachkriegsausgabe des Duden-Textes stammen unter den betrachteten Grammatiken im Grunde nur die (in einem unveränderten Nachdruck von 1964 in das Korpus eingegangene) zweite Auflage der Curme-Grammatik sowie die ein Jahr vor dem Duden publizierte Erstauflage von Erbens *Abriss* (1958). Andere Korpustexte wie Cochran, Johnson, Otto und Stopp wurden zwar ursprünglich auch vor der Duden-Grammatik veröffentlicht, liegen im Korpus aber nur in Auflagen nach 1959 vor; aufgrund etwaiger Überarbeitungen des Textbestands der Erstauflagen ist eine eindeutige Datierung von Inhalten auf einen Zeitraum vor der Erstveröffentlichung der neuen Duden-Gram-

matik demnach in diesen Fällen nicht möglich. Zwangsläufig muss sich der Blick auf mögliche Vorgängertexte der Duden-Grammatik deshalb hier auf Bezüge zwischen Duden und Curme bzw. Duden und Erben beschränken.³⁶⁷ Das bedeutet auch: Aussagen über das Verhältnis der Duden-Grammatik zu einschlägigen historischen Vorläufern wie etwa den mehrbändigen Grammatiken Grimms (1819, 1826, 1831, 1837), Pauls (1916, 1917, 1919, 1920a, 1920b), oder Wilmanns' (1893, 1896, 1906, 1909) können nicht getroffen werden. Da textuelle Kontinuitäten und Diskontinuitäten der deutschen Grammatikgeschichte in weiten Teilen noch vollständig im Dunkeln liegen, ergäben sich an diesem Punkt sicherlich interessante Ansatzpunkte für weitere Forschungsvorhaben.

Was das Verhältnis zwischen Duden-Grammatik und der Grammatik von **Erben** betrifft, ist die Bekanntschaft beider Texte miteinander ab Auflage zwei des Dudens bzw. (spätestens) ab Auflage neun des *Abrisses* eindeutig nachweisbar. Ab hier nehmen die Reihen explizit aufeinander Bezug, setzen sich also jeweils offen und im Detail mit den Inhalten der anderen Publikation auseinander – siehe etwa die folgenden Textfragmente:

Duden (1966: 68): „Vgl. Johannes Erben, Abriß der deutschen Grammatik, 8. Auflage, Berlin 1965: Erben schätzt den Bestand des deutschen Wortschatzes auf ungefähr 400000 Wörter (S. 18); die Verben machen schätzungsweise ein Viertel (S. 21), die Substantive mehr als zwei Viertel (50-60%) (S. 96), das Adjektiv und das Adverb fast ein Sechstel (S. 144) des Gesamtwortschatzes aus. Die Zahl der Präpositionen und Konjunktionen beläuft sich auf fast 200 (S. 166), die der Pronomen auf nicht einmal 100 Wörter (S. 192).“

Duden (1966: 131): „Man nennt diesen Infinitiv auch ‚Ersatzinfinitiv‘, vgl. Johannes Erben, Abriß der deutschen Grammatik, S. 54.“

Erben (1966: 141): „In solcher Verbindung zeigt das Substantiv noch die alte endungslose Form des Plurals, da die Zahlangabe bereits durch das vorausgehende Zahlwort erfolgt. Hieran schließt die Gruppe der Maßbezeichnungen des Typus: *zehn Schritt Abstand* (aber: *große Schritt-e*), *drei Glas Bier* (aber: *kleine Gläs-er*). Genaueres bei I. LJUNGERUD, a. a. O. 107ff., s. auch DUDEN-Grammatik 167f.“

Erben (1966: 206): „Zur Flexion s. §261 unter 2d. Auch *der* (*die, das*) *gleiche* wird nicht selten zur Bezeichnung der Identität gebraucht, obwohl *gleich* (eig. ‚dieselbe Gestalt habend‘) in der Regel bloße Ähnlichkeit ausdrückt. Siehe DUDEN-Grammatik 252 f.“

Da sich in der ersten Auflage des Dudens noch keine derartigen expliziten Verweise auf Erben finden, stellt sich die Frage, ob die beiden Erstaufgaben sich möglicherweise zeitlich so nahestehen, dass dem ältesten Dudentext keine Zeit blieb, auf die kurz zuvor veröffentlichten Darstellungen Erbens zu reagieren. Fundstellen auf Basis von N-Gramm-Analysen liefern zumindest Indizien dafür, dass dies nicht der Fall ist. So beinhaltet auch die erste Duden-Auflage von 1959 bereits Passagen mit objektsprachlichem Material, das sich an den entsprechenden Stellen auch bei Erben findet:

³⁶⁷ Darüber hinaus beschränken sich alle folgenden Aussagen jeweils selbstverständlich nur auf die im Korpus vorhandenen Textteile (d.h. die Abschnitte der Grammatiken, die sich mit flexionsmorphologischen Inhalten auseinandersetzen sowie Vorworte, Einleitungen, Register und Literaturangaben, siehe Kapitel 4.2).

Tabelle 35: Textuelle Konvergenzen zwischen Erben (1958) und Duden (1959).

Erben (1958)	Duden (1959)
<p>[S. 32:] Der Bereich der Gegenwart (des Bewußtseinsnahen) erstreckt sich zuweilen tief in den Raum der Vergangenheit, die dem Sprecher noch oder wieder gegenwärtig ist, d.h. die 1. Stammform dient auch dazu, Vorgänge, die bereits in einer vergangenen Zeit eingesetzt oder sich abgespielt haben, zu bezeichnen, sie wirkt hier für den Hörer vergegenwärtigend und verlebendigend; [...] wobei oft der Übergang zum Präsens als wirkungsvolles Mittel der Veranschaulichung genutzt wird: <i>'Die Stille ringsum war groß. Und aus einem kleinen Tor, das ... sich plötzlich aufgetan hatte, bricht – ich wähle hier die Gegenwartsform, weil das Ereignis mir so sehr gegenwärtig ist – etwas Elementares hervor, rennend, der Stier'</i> TH. MANN, Ges. Werke 8, 663.</p>	<p>[S. 108:] Aber auch wenn das Geschehen längst vergangen ist, können für seine Schilderung die 1. Stammform und ihr Passiv gebraucht werden. Der Sprecher vergegenwärtigt sich dann das Vergangene so lebhaft, daß er unwillkürlich die sprachliche Form der Gegenwart wählt (historisches Präsens): Und aus einem kleinen Tor, das ... sich plötzlich aufgetan hatte, <i>bricht</i> – ich wähle hier die Gegenwartsform, weil das Ereignis mir so sehr gegenwärtig ist – etwas Elementares hervor ... (Th. Mann).</p>
<p>[S. 33:] Gilt es, Vorgänge oder Zustände zu schildern, bei denen kein Gegenwartsbewußtsein, sondern die Empfindung zeitlicher Distanz, ihrer Zurückgelegenheit und Abgeschlossenheit¹⁾ besteht, die für den Sprecher also in den Bereich der Vor-Zeit fallen, so wählt er zu ihrer Schilderung die 2. Stammform des Aussageworts, die Form des sog. Präteritums [...]. ----- ¹⁾ <i>'Diese Geschichte ist sehr lange her, sie ist sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen ... je vergangener ... desto besser für sie ... und für den Erzähler, den raunenden Beschwörer des Imperfekts'</i> TH. MANN, Ges. Werke 2, 5.</p>	<p>[S. 160:] Sie [die Präteritalform; S.St.] und ihr Passiv drücken ein absolut in der Vergangenheit ablaufendes Geschehen ohne Bezug auf die Gegenwart aus (im Gegensatz zum umschriebenen Perfekt) und sind daher das eigentliche, neutrale Tempus der Abstand wählenden Schilderung, der erzählenden, berichtenden Darstellung. Man nennt sie deshalb auch Präteritum¹, Imperfekt² oder 1. Vergangenheit. In dieser Zeitform werden vorzugsweise in der schriftlichen Darstellung Ereignisse der Vergangenheit aneinandergereiht³: [...]. ----- ³ Diese Geschichte ist sehr lange her, sie ist ... unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen ... je vergangener, desto besser ... für den Erzähler, den raunenden Beschwörer des Imperfekts (Th. Mann).</p>
<p>[S. 148:] <i>jen-er, -e, -es</i> weist demgegenüber auf Entferntes, den räumlichen oder geistigen Abstand betonend: [...] oft im Gegensatz zu <i>dies-</i> gebraucht: [...] wobei formelhaftes <i>dieser</i> und <i>jener</i>, <i>dies</i> und <i>jenes</i> geradezu den Wert eines Indefinitums (= <i>einige, einiges</i>) erlangt hat: <i>'Er begrüßte diesen und jenen'</i> W. BERGENGRUEN, Tod v. Reval 88.</p>	<p>[S. 251:] Die Paarungen „dieser und (oder) jener“, „der und jener“, „dies und das“ charakterisieren wieder etwas Unbestimmtes (vgl. 457): Er begrüßte <i>diesen</i> und <i>jenen</i> (= einige); in <i>dem</i> und <i>jenem</i> Hotel (Th. Mann).</p>
<p>[S. 141:] bb) Indefinit hinsichtlich einer genauen Bestimmung der Anzahl und Individualität werden Größen bezeichnet durch aa) die singularischen Personenbezeichnungen <i>jeder, jeglicher, man, mancher, wer</i> (... <i>der</i>). <i>man</i> (nominativisch gebrauchte Sammelbezeichnung, oft statt des bestimmteren <i>unsereiner, wir</i> oder <i>sie</i>): [...] <i>Man hat ihn verleumdet. 'Statt zu sagen „ich meine“ ... schreibt er in seine Rapporte „man erzählt sich“'</i> ST. ZWEIF, Fouché 123.</p>	<p>[S. 270:] „Man“ umfaßt singularische und pluralische Vorstellungen und reicht von der Vertretung des eigenen Ich¹ bis zu der der gesamten Menschheit: [...]. ----- ¹ Das Wörtlein „man“ war von jeher ein vortreffliches Versteck für alle Sünden des Ich (Binding). Ferner St. Zweig: Statt zu sagen: „ich meine“ ... schreibt er in seine Rapporte „man erzählt sich“</p>

(Fortsetzung nächste Seite)

Erben (1958)	Duden (1959)
[S. 143:] Umgangssprachlich erscheint welche zuweilen auch absolut (= einige): <i>Manchmal waren gar keine Zigaretten im Haus ... und Albert mußte am Automaten welche ziehen</i> H. BÖLL, Haus 7f.	[S. 274:] Der Gebrauch von „welcher“ als Indefinitpronomen ist Alltagssprache, die auch von Schriftstellern aufgenommen wird. „Welcher“ bedeutet soviel wie „[irgend] ein“, im Plural „einige, manche“. Es vertritt ein vorher genanntes Substantiv. Es steht immer allein und dekliniert stark. Der Gebrauch im Singular wird vermieden: [...] <i>Manchmal waren gar keine Zigaretten im Haus ... Albert mußte am Automaten welche ziehen</i> (H. Böll).

Quelle: Eigene Darstellung.

Während in Bezug auf die ersten beiden Belege durchaus diskutiert werden könnte, ob die metasprachlich ausgerichteten Zitate Thomas Manns zum Tempusgebrauch der Narration innerhalb des germanistischen Diskurses vielleicht derart bekannt und salient sind, dass die Übereinstimmung beider Texte möglicherweise auch zufällig zustande kommen könnte, lassen sich die drei übrigen Konvergenzen schwerer als Kontingenzprodukte werten. Dass Erben und die Bearbeiterinnen und Bearbeiter der Duden-Grammatik etwa aus dem Fundus eigener Lektüreerfahrungen unabhängig voneinander im Kontext des Pronomens *welche* ausgerechnet dasselbe Böll-Zitat aufrufen, kann doch als sehr unwahrscheinlich gelten. Vielmehr dürfte in diesem Fall wohl davon ausgegangen werden, dass eine mittelbare oder unmittelbare Verbindung zwischen den beiden Texten besteht, Duden also entweder (i) direkt mit Erben als Referenztext arbeitet, (ii) Erben über einen Mittlertext in Duden eingeht oder (iii) die identischen Textstellen auf denselben Referenztext (d.h. eine gemeinsam konsultierte ‚Grammatik X‘ bzw. einem ‚Aufsatz X‘) zurückgehen. Dafür, dass die Zitate erstmals bei Erben auftauchen und nicht aus einem dritten Text stammen (d.h. gegen Alternative (iii)), spricht, dass die entsprechenden Quellen selbst erst kurz vor Erbens Text erschienen sind (Bölls *Haus ohne Hüter* im Jahre 1957, Zweigs *Joseph Fouché* 1954, Bergengruens *Der Tod von Reval* 1956), weitere Beispiele aus ihnen bei Erben in höchst unterschiedlichen Kontexten auftauchen und der *Abriss* jeweils mit präzisen Seitenangaben arbeitet (Erben selbst führt die entsprechenden literarischen Werke auch explizit in der Liste seiner „Quellschriften“, siehe Erben (1958: 197–199)). Die Annahme eines Mittlertextes, der Erbens Strukturen aufgreift und an Duden weitergibt (ii), erscheint ihrerseits schon aufgrund der geringen zeitlichen Distanz zwischen Erben (1958) und Duden (1959) weniger plausibel als die Hypothese des direkten Kontakts (i). Ein unbekannter Brückentext, dem logischerweise noch weniger Zeit zur Assimilation der Erben-Beispiele bliebe als Duden, müsste zudem innerhalb des Diskurses schnell sichtbar genug geworden sein, um sich als potenzielles Referenzwerk für andere Grammatikprojekte zu empfehlen. Zeitgenössische Darstellungen der Grammatiklandschaft wie die Weisgerbers (1960) sprechen das hierfür nötige Prestige und Potenzial aber vor allem Erben selbst zu. Lässt man sich vor diesem Hintergrund auf den Gedanken ein, der Duden-Grammatik könnte Erben bei der Erarbeitung ihrer eigenen Inhalte nicht nur vorgelegen, sondern in einigen wenigen Fällen auch als Quelle objektsprachlichen Materials gedient haben, würde klar, dass der ‚Blick zurück‘ einer Grammatik nicht zwangsläufig dekadentübergreifende Traditionslinien impli-

ziert, sondern die Texte in Form eines ‚**Blick zur Seite**‘ mitunter auch sehr schnell auf neue Impulse und Neuveröffentlichungen reagieren können.

Doch auch, wenn man eine direkte Relation zwischen Duden-Grammatik und *Abriss der deutschen Grammatik* nicht als plausibel erachten möchte, sollte zumindest Einigkeit darüber bestehen, dass beide Texte nicht-kontingente Übereinstimmungen mit nicht gänzlich konkretisierbarem Ursprung aufweisen und so an einem **gemeinsamen grammatikographischen Verhandlungsraum** partizipieren. Dieser Verhandlungsraum wiederum wird im Kontext der aufgerufenen Textpassagen seitens der Duden-Grammatik nicht als ‚Fremdes im Eigenen‘ expliziert und bliebe ohne maschinell gestützte Textvergleiche wohl weitestgehend unsichtbar. Beobachtungen dieser Art illustrieren deshalb in jedem Fall noch einmal die intertextuelle Dichte der Textsorte Grammatik, deren wirkliches Ausmaß weit über einzelne Manifestationen an der Textoberfläche hinausgeht (vgl. Kapitel 5.1.1.1 und 5.1.1.2).

Noch weitaus eindrücklicher als im Vergleich zwischen Duden und Erben tritt das Prinzip intertextueller Vernetzung jedoch im Verhältnis der Duden-Grammatik zu **Curmes A Grammar of the German Language** zutage und damit in einem Bereich der deutschen Grammatikographie (den Kontaktpunkten englischsprachiger und deutschsprachiger Ansätze), der bisher kaum in den Fokus von Forschungsvorhaben geraten ist. Während die meisten durch indirekte Verweisstrukturen potenziell aufeinander beziehbaren Textpaare des Korpus in der Art von Duden/Erben nur eine Handvoll paralleler Passus aufweisen, ergibt sich in Hinblick auf die Paarung Duden/Curme ein vollkommen anderes Bild: Allein in den für diese Arbeit herangezogenen Kapiteln zur Flexionsmorphologie teilen sich die beiden Texte mehr als 100 objektsprachliche Beispiele. In ihrer Quantität sind die textuellen Übereinstimmungen zwischen Duden und Curme deshalb außergewöhnlich und verdienen es, genauer betrachtet zu werden. Um einen Eindruck von der Beschaffenheit dieser Bezüge zu vermitteln, sei an dieser Stelle nur eine kleine Auswahl der infrage kommenden Abschnitte gegeben:

Tabelle 36: Textuelle Bezüge zwischen Curme (1922/64) und Duden (1959) (Auswahl). Hervorhebungen jeweils im Original.

Curme (1922/64)	Duden (1959)
[S. 58:] In the classics we find the contractions zun for zu den (dat. pl.), an (pronounce an'n) for an den (acc. sing. masc. and dat. pl.), and in (pronounce in'n) for in den (acc. sing. masc. and dat. pl.), which have since disappeared from the literary language: vom Kopf bis zun Füßen (Schiller's <i>Räuber</i> , 2, 3). Ihr warft sie dem Feind an Kopf (Goethe's <i>Götz</i> , 1, 2). Und setz' dich in Sessel! (id., <i>Faust</i> , l. 2428).	[S. 163:] Die Verschmelzungen von „in den“, „an den“, „zu den“ zu „in“ (= in'n), „an“ (= an'n) und „zun“ (= zu'n) waren im 18. Jahrhundert noch sehr üblich: Und setz dich <i>in</i> Sessel (Goethe). Laß uns <i>in</i> Himmel kommen (Matthias Claudius). <i>An</i> Galgen kommen (Lessing). Vom Kopf bis <i>zun</i> Füßen (Schiller).
[S. 60:] In M.H.G., however, there are abundant evidences of a tendency toward definite reference as ein often assumes the force of a weak demonstrative or determinative. [...] This old demonstrative force is still sometimes used where in English we may render ein by <i>such a man as, such men as, such distinguished</i> : Die Erhebung des deutschen Volkes im Befreiungskriege ward von den poetischen Klängen eines Körner, Arndt, Eichendorff begleitet.	[S. 160:] Der unbestimmte Artikel steht vergleichend in der Bedeutung „ein Mann wie“: Von den poetischen Klängen <i>eines</i> Körner begleitet (= eines Mannes wie Körner).

(Fortsetzung nächste Seite)

Curme (1922/64)	Duden (1959)
[S. 67:] All feminine and masculine names of countries and districts take the article: [...] The article usually drops out before these words in common prose when they stand in a list: Mit je einem Studierenden sind vertreten: Schweiz, Frankreich, Griechenland, Türkei (<i>Beilage zur Allg. Zeit.</i> , Dec. 20, 1906).	[S. 162:] Bei Ländernamen mit bestimmtem Artikel fällt der Artikel weg, wenn sie in Paarungen auftreten: [...] Vor „ganz“ und „halb“ sowie in Listen kann der bestimmte Artikel auch wegfallen: [...] Mit je einem Studierenden sind vertreten: Frankreich, Schweiz, Griechenland, Türkei, Tschechoslowakei.
[S. 107–108:] Many nouns, especially those that have no article or other modifying word before them, often remain uninflected. [...] a. Unmodified nouns connected by und : die Grenze zwischen Affe und Mensch, das Verhältnis von Herr und Sklave, ein Mann von Herz und Mut. Nun setze dich dahin zwischen Herr und Frau Dörr (Fontane).	[S. 199–200:] Bei einzahligen Wortpaaren, die mit „und“ verbunden sind, gibt es zwei Arten der Nichtbeugung. Ist keine Verwechslung möglich, empfindet man auch bei schwach gebeugten Substantiven die Nichtbeugung als auffallend: Nun setze dich dahin zwischen <i>Herr</i> und Frau Dörr (Fontane); üblich: zwischen <i>Herrn</i> und Frau Dörr.
[S. 109:] An unmodified noun in the singular following von in a phrase which stands as an appositive to a preceding noun usually remains uninflected in the singular: ein armer Teufel von Philologe (Schücking), ein Juwel von Herzensmensch (F. Lienhard), eine Seele von Mensch (Gustav Krüger), als Sohn eines Prachtmenschen von Vater (<i>Frankfurter Zeit.</i> , May 31, 1914).	[S. 200:] Ein der Präposition „von“ folgendes alleinstehendes, einzahliges Substantiv in appositioneller Bedeutung steht in der Nominativform, wenn das vor der Präposition stehende Substantiv im Nominativ steht: ein armer Teufel von <i>Philologe</i> (Schücking); eine Seele von <i>Mensch</i> ; da wurde er so eine Art von <i>Sachverständiger</i> (Fallada); ein Prachtmensch von <i>Vater</i> (nicht erkennbar!).
[S. 113:] Thus as the mind can conceive of individual units as a whole and give expression to this conception in language, the form of the word does not always distinguish between sing. and pl., [...]. Thus also Ostern Easter, Pfingsten Pentecost, Weihnachten Christmas, tho originally dative plurals, dative after the preposition zu and plural on account of these festivals each lasting several days, may also be regarded as singulars, fem. (under the influence of the pl. die), masc. (under the influence of der Tag), or perhaps more commonly neut. (under the influence of das Fest): So waren wieder Pfingsten gekommen, aber wie waren es diesmal andere Pfingsten! (Stifter's <i>Stud.</i> , 1. 154). Die ewigen Ostern des Herzens (Keller's <i>Seldwyla</i>), vorige Weihnachten (Fontane's <i>Effi</i> , chap. xi);	[S. 170:] Bei manchen dieser Wörter wird die pluralische Form so stark als Einheit gefühlt, daß sie wieder zur Singularform wird. [...] Während hier der Plural nur dem Sprachwissenschaftler bewußt wird, ist er bei anderen Wörtern noch deutlich erhalten oder sogar noch in Gebrauch: <i>die ewigen Ostern des Herzens</i> (Gottfried Keller). Aber: Ostern <i>ist</i> vorüber. So <i>waren</i> wieder Pfingsten gekommen, aber wie <i>waren</i> es diesmal andere Pfingsten (Stifter).
[S. 134:] As personal pronouns have neither an article nor the strong endings of the other pronouns to mark gender, it should seem natural for the descriptive adjective in a following appositional phrase to be inflected strong, which is also usually the case, except in the dat. sing. and nom. pl. and sometimes in the acc. pl., where according to present usage either str. or wk. forms may stand, in the case of the nom. pl. perhaps more commonly the wk., in the acc. pl. the str.: ich armer Mann , but mir armem or armen Mann , mir armem Wurm (Fontane), von Dir jungem Schnaufer (Raabe), mit mir altem Hunde (Hauptmann's <i>Fuhrmann Henschel</i> , 4), mir kranken Sohn der Musen (Heine), mir armen Büblein (Walther Siegfried's <i>Ein Wohltäter</i>), mir jungen, ihr fast unbekanntem Menschen (Karl Hans Strobl in <i>Velhagen und Klasings Monatshefte</i> , Oct. 1905, p. 238);	[S. 209:] Nach den Personalpronomen muß das in der unselbständigen Apposition folgende attributive Adjektiv regelmäßig stark stehen, da diese Pronomen keine starke Endung aufweisen. Es sind aber Störungen eingetreten (im Dativ Sing. aller drei Geschlechter und im Nom. Plural): Dat. Mask. und Neutr.: mir jungem Kerl, mir närrischem Ding (Th. Mann), von Dir jungem Schnaufer (Raabe). In diese Gruppe dringt die schwache Beugung nach „mir“ und besonders bei dem Adjektiv „arm“ ein: mir kranken Sohn der Musen (Heine), mir fremden Menschen (Frenssen), mir armen Idioten (Hesse).

Quelle: Eigene Darstellung.

Typisch für Konvergenzen zwischen Duden und Curme (siehe Tabelle 36) ist dabei folgende Grundkonstellation: Curme illustriert einen von ihm beschriebenen Sachverhalt mit Hilfe eines oder mehrerer Zitate aus der (für ihn häufig zeitgenössischen) Belletristik oder Publizistik, oftmals unter detaillierter Angabe von Autor bzw. Autorin und Text (sowie bisweilen auch der Seitenzahl):

Curme (1922/1964: 338; Hervorhebung im Original): „In the same manner a verb and its reflexive object is sometimes treated as a simple intransitive: **Da wurde geknufft und geprügelt, in zitternder Angst sich verkrochen und mit lautem Hallo losgestürmt** (C. Viebig's *Die Wacht im Rhein*, p. 48).“

Die Duden-Grammatik wiederum nutzt im selben grammatischen Zusammenhang das gleiche Zitat, kürzt es jedoch gegebenenfalls um für die darzustellende Thematik irrelevante Elemente und beschränkt sich auf die Angabe des Autors bzw. der Autorin der Quelle:³⁶⁸

Duden (1959: 116): „Ein unpersönliches Passiv ist möglich, wenn das Subjekt verschwiegen oder eine energische Aufforderung ausgesprochen werden soll (vgl. 107): Da wurde ... in zitternder Angst sich verkrochen (C. Viebig).“

Einmal im Beispielrepertoire des Dudens angekommen, wird der Textbaustein dann in vielen Fällen von einer Edition an die nächste weitergegeben, wird also fester Bestandteil des Duden-Textkörpers:

Duden (1998: 180; Klammerung im Original): „Nicht passivfähig sind schließlich die echten reflexiven Verben (vgl. 195), wenn auch vereinzelt (in literarischer Sprache) Passive gewagt werden (z. B. *Da wurde ... in zitternder Angst sich verkrochen* [C. Viebig]).“

Ein kursorischer Abgleich mit Basler (1935) verrät dabei, dass sich die infrage kommenden Zitate dort in den zugehörigen Themenblöcken noch nicht finden, die Beispielpassagen also mit großer Wahrscheinlichkeit nicht aus dem Vorläufer der Duden-Grammatik stammen, d.h. nicht über das umstrittene Werk vermittelt werden, mit dem im Zuge des grammatikographischen ‚Neustarts‘ der Reihe gebrochen werden sollte (vgl. Kapitel 4.1.1). Die objektsprachlichen Beispiele gehen stattdessen neu in das Gegenstandsrepertoire der Duden-Grammatik ein. Einen etwaigen Mittlertext zwischen Duden und Curme (der seinerseits enorme Parallelen zu Curme aufweisen müsste) nennt Duden (1959) in den Passagen nicht. Auch liefern die entsprechenden Textauszüge keinerlei Indizien dafür, dass die Literatur- und Zeitungszitate von Duden *und* Curme eventuell aus einer dritten metasprachlichen Schrift übernommen wurden. Zwar kann, wie im Falle der Relation Erben/Duden, nicht kategorisch ausgeschlossen werden, dass Curme und Duden Inhalte aus gemeinsam konsultierten älteren Referenzwerken verarbeiten – und Curme räumt im Rahmen seiner Einleitung sogar ein, dass einige der von ihm genannten Beispiele aus anderen grammatiko- sowie lexikographischen Werken stammen:

Seven hundred works of varied styles published since 1850 by authors from various parts of the German Empire, Austria, and Switzerland, have been carefully read.

³⁶⁸ Ihr Vorgehen würde damit auch dem Umgang mit den – im Vergleich zum Duden-Text – detaillierter zitierten Erben-Passagen entsprechen (s.o.).

Representative newspapers from different parts of these same countries have been studied. [...] The illustrative sentences used in this book are in most part taken directly from the literature of the language. [...]. In a number of cases the examples have been taken from well-known grammatical and lexical sources, as the originals were not accessible. (Curme 1922/1964: vii)

Für einen Ursprung der meisten Beispiele in Curmes Darstellungen spricht aber zumindest der Umstand, dass es gerade die umfangreiche Aufarbeitung von Primärquellen ist, die in Eigen- (siehe letztes Zitat) und Fremdzuschreibungen (wie etwa der folgenden, durchaus kritischen Rezension) als grundlegendes Merkmal der Curme'schen *Grammar of the German Language* gewertet wird:

Professor Curme's ambitious endeavor was to register the facts and phenomena of the German "Gegenwartssprache" both as it is written and as it is spoken, and thereby build up a corpus of N. H. G. usage in its fullest extent. [...] It was undoubtedly wise to turn to as large an areopagus as feasible in order to ascertain the main drift of opinion and practice on nearly every grammatical question that is still in any way open to dispute. But it is not clear by what criterion this formidable bulk of raw material was sifted. (Heller 1916: 151)

Erneut versetzt einen die fehlende Kennzeichnung des Ursprungs objektsprachlicher Elemente demnach in die unbefriedigende Lage, zwar feststellen zu können, dass Fremdinhalte in die Neukonzeption der Duden-Grammatik eingehen, diese Fremdinhalte aber nicht mit abschließender Sicherheit zuordnen zu können. Trotz der großen Zahl an Übereinstimmungen wird Curme (zumindest unter Berücksichtigung aller Textteile, die im Korpus präsent sind) jedenfalls von den Duden-Grammatiken des Korpus nur ein einziges Mal explizit erwähnt – und dies wohlgerneht nur im Rahmen einer kurzen Fußnote in der dritten Duden-Auflage (1973: 287):

Derselbe wird in diesem Gebrauch als schwerfällig angesehen. *Derselbe* ist aber notwendig als pronominales Genitivattribut, das von einem Substantiv mit unbestimmtem Artikel u. ä. abhängt² [...]:

Namen wie Nävius, Pacuvius, Attius usw. schießen weit über das Ziel des Gymnasiums hinaus und brauchen nicht *in einem Lehrbuch desselben* zu stehen (Zeitschrift für das Gymnasialwesen, XI, p. 623)².

²G. O. Curme, *A Grammar of the German Language*. New York ²1922 (8th printing 1960), S. 182. Nach: R. Harweg, Bemerkungen zum sogenannten Identitätspronomen *derselbe*. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 3, 1969, S. 269 ff., dort S. 301/302.

Das Besondere an diesem Verweis ist wiederum, dass die Verbindung zu Curme nur mittelbar hergestellt wird und nun wirklich ein Drittext (Harweg 1969) als verknüpfende Instanz fungiert. Harwegs Beitrag jedoch erscheint zu spät und ist thematisch viel zu eng begrenzt, um für die weitreichenden Konvergenzen zwischen Curme und der Duden-Auflage von 1959 verantwortlich zu sein. Wichtig im Zusammenhang mit dem späten Erscheinen der expliziten Bezugnahme dürfte sein, dass das Kapitel „Wortarten“, aus dem der obige explizite Verweis auf Curme stammt, im Rahmen der zweiten und dritten Fassung der Grammatik mit Wolfgang Mentrup einem neuen Autor zugeordnet wird. Wenn die

möglicherweise unmittelbare, implizite Vernetzung der ersten Duden-Ausgabe mit Curme an dieser Stelle also durch eine zwar explizit gemachte, aber nur noch mittelbare Verbindung überlagert wird, kann dies auch an einer erst von Mentrup eingebrachten, neuen Informationsschicht liegen, die mit den originären, unmittelbaren Bezügen nichts zu tun haben muss.

Die Fußnote in Auflage drei ist aber vor allem auch deshalb von großer Bedeutung, da sie deutlich macht, dass Curmes schon mehr als ein halbes Jahrhundert alte Grammatik in den 50er und 60er Jahren noch als Referenzwerk in der deutschsprachigen Fachdiskussion kursierte und so den Autoren der ersten Duden-Auflagen durchaus ein Begriff gewesen sein könnte. Die hohe Reputation der Curme'schen *Grammar* spiegelt sich beispielsweise darin wieder, dass Glinz³⁶⁹ sie in seinem synoptischen Überblick *Deutsche Syntax* (1965) neben Duden, Erben, Fourquet, Paul, Wilmanns und Grimm einer „repräsentativen Auswahl“ von „Gesamt-Grammatiken“ des Deutschen zurechnet. Er widmet ihr in seiner chronologischen Darstellung der Fachgeschichte deutscher Syntax gar ein eigenes Kapitel und stellt sie vor allem den Betrachtungen Pauls gegenüber, zu dessen *Deutscher Grammatik* er schreibt:

In dieser Anordnung gehen offenbar historische und systematische Gründe mehrfach durcheinander; dazu werden gemäß dem damaligen Sammler-Ideal alle Beispiele gleich gewertet, ob sie nun repräsentativ für einen sehr häufigen Gebrauch sind oder nur Seltenheiten gewisser Zeiten, Sprachebenen oder Stilformen darstellen. Ebenso gehen reine Deskription und normative Haltung durcheinander, und das Urteil ist manchmal sehr eng und beruht auf einem angenommenen „korrekten Gebrauch“, den es genau besehen gar nicht gibt [...]. (Glinz 1965: 40)

Curmes Grammatik hingegen entspreche, laut Glinz, aufgrund ihres Primats der Synchronie vor der Diachronie sowie ihrer entschieden deskriptiven Grundhaltung eher den Anforderungen der modernen Linguistik (selbst wenn das Werk seine eigenen Ansprüche in Glinz Augen nicht immer vollends einlösen kann):

Das meiste von dem, was ein moderner Linguist bei Hermann Paul vermißt, verspricht ihm das Vorwort der „Grammar of the German Language“ des amerikanischen Germanisten G. O. Curme [...]. Demgemäß will er kein antiquarisches Buch schreiben, sondern eine Darstellung der deutschen Sprache seiner eigenen Zeit geben, ebenso aus rein wissenschaftlichem wie aus praktischem Interesse [...]. Freilich verzichtet er deswegen nicht auf eine historische Betrachtung, ja er hält eine solche für unerlässlich: [...]. Diese Haltung spricht mich als empirischen Linguisten so sehr an, daß ich versucht bin, immer weiter aus Curmes Vorwort zu zitieren, und daß ich bedaure, nicht schon bei der Ausarbeitung der „Inneren Form des Deutschen“ Curmes Darstellung beigezogen zu haben (das Buch war mir damals in Zürich in den Bibliotheken nicht greifbar). Man liest darin viel leichter und lieber als in den Darstellungen von PAUL und BEHAGHEL [...]. Die Vollständigkeit ist überraschend [...]. (Glinz 1965: 41–42)³⁷⁰

³⁶⁹ Glinz kann seinerseits als wichtiger Impulsgeber für die Neuausrichtung des Dudens gelten, vgl. Zlobinska-Görtz (2018).

³⁷⁰ Ähnlich bewertet auch Uhlendorf (1926: 140–141) die Rolle Curmes für die zeitgenössische Grammatikographie: „Curme is not primarily a grammarian, at least not that type of grammarian, who, having some pet idea concerning the history or use of a certain phrase or idiom, is desirous of proving his theories in the lace of

Die von Glinz angeführten Punkte können schließlich erklären, warum sich die Duden-Grammatik im Zuge ihrer Neuausrichtung gerade an Curme gewandt haben könnte: Wie in Kapitel 5.2.1 erläutert, definiert sich das Verständnis von Grammatikographie, dem sich die Duden-Grammatik im Zuge ihrer ersten Nachkriegsauflage verpflichtet sieht, ebenfalls anhand einer **erstarkenden deskriptiven und primär synchronischen Komponente**. Wenn Glinz (1965: 42) der Curme'schen Grammatik die „Vorzüge[] der Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Vollständigkeit“ zurechnet, beschreibt er insofern genau das Anforderungsprofil einer variationsaffinen Grammatikographie, das sich die neue Duden-Grammatik in Aussagen wie der folgenden selbst setzt (vgl. auch Kapitel 5.2.1):

Der Benutzer unserer Grammatik wird also nicht nur erfahren, daß es in der Sprache große Leitbilder gibt, die weithin gelten, sondern auch, daß daneben Zonen des Übergangs und sogar des Behelfes bestehen, die außerhalb der „logischen Ordnung“ liegen. Eine Volksgrammatik mußte diesen Zonen besondere Aufmerksamkeit zuwenden, weil sich die Sprachgemeinschaft außerhalb der festen Leitbilder am unsichersten fühlt und deshalb beraten sein will. Der Sprachfreund wird diese Zonen besonders lieben, weil sie das Gestern und Morgen unserer Sprache offenbaren. (Duden 1959: 7)

Daneben könnte die Hinwendung zur englischsprachigen Germanistik jedoch nicht nur aus dem Motiv heraus vonstattengegangen sein, konzeptionelle Ansätze auszuloten, die den stagnierenden deutschsprachigen Grammatikdiskurs (vgl. Weisgerber 1950/51) methodologisch neu beleben, sondern könnte womöglich auch vom Bedürfnis getragen gewesen sein, die Neuanfänge einer deutschen Grammatikschreibung angesichts der ideologisch stark überformten Wissenschaftslandschaft der NS-Zeit auf ein möglichst **unbelastetes Fundament** zu stellen. Zumindest aus Sicht der englischsprachigen Grammatiken wird Curme als das Werk verstanden, das die grammatikographische Tradition in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufrechterhält, während aus dem deutschen Sprachraum auch aus Gründen politischer Vereinnahmung des Faches keine neuen Impulse kommen:

undeniable facts, which he either ignores altogether or interprets to his liking. [...] It is, in fact, the present-day usage of the German language around which all discussions of lexical and syntactic phenomena revolve. This Grammar is a compendium of facts derived through a descriptive-analytic process. In this Professor Curme's treatment differs widely from that of most German grammarians, who have produced great historical works which are of practical value only to the trained philologist and linguist, for only he can make intelligent use of them.“

Glinz' Bemerkung zur Nichtverfügbarkeit des Textes ist indes vor allem als direkte Antwort auf eine Rezension der *Inneren Form des Deutschen* zu werten, in der Moulton ihm die Unkenntnis des amerikanischen Diskurses – darunter auch der Curme'schen Grammatik – vorwirft. Dies sei, so Moulton (1953: 180), umso überraschender, als Curme „the only full descriptive grammar of German ever written“ und ein Klassiker sei, der in „standard German handbooks“ wie Behaghel (1928), Karstien (1939), Bach (1949) und Stolte/Paul (1951) regelmäßig zitiert werde. Als möglicher Ursprung der Gemeinsamkeiten zwischen Curme und Duden kommen die vier letztgenannten Werke im Übrigen wohl nicht infrage, jedenfalls liefert eine kursorische Suche nach den geteilten Zitaten in diesen Beiträgen keine Ergebnisse. Ein Blick in die Texte kann jedoch belegen, dass auch die deutschsprachige Tradition sich der Besonder- und Neuheit des deskriptiv-synchronisch orientierten Curme'schen Ansatzes sehr bald bewusst war. So bezeichnet Stolte/Paul (1951) die *Grammar of the German Language* als „nicht historisch, sondern beschreibend“ und schon Karstien (1939: XXVI) verleiht ihr das Prädikat „selbständig und wertvoll, aber wesentlich nhd. und beschreibend“.

No instructional work published during the last fifty years in England could avoid—and none has avoided—being deeply indebted to the scholarly compendium of O. Curme (New York and London, 1905, second, revised edition, 1922), the more so as, during the same period, leading German grammarians have devoted their energies less to recording the facts of their own modern language than to problems of linguistic theory and questions of linguistic politics. (Stopp 1960: iii)

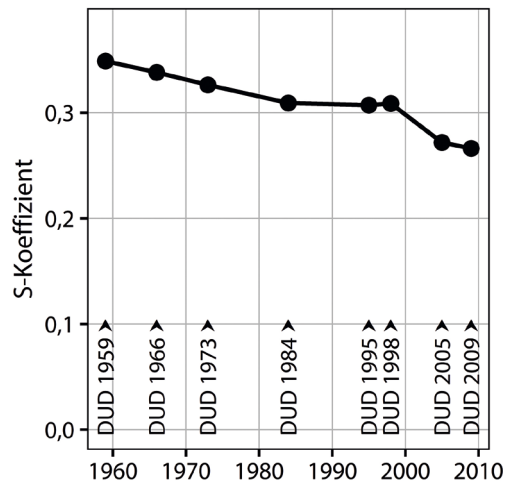
Wenn sich die Duden-Grammatik in den 1950ern tatsächlich an den Darstellungen Curmes orientiert haben sollte, dürfte die Attraktivität des englischsprachigen Referenztextes also wohl auch darin bestanden haben, eine Brücke über eine äußerst problematische Episode der deutschen Grammatikschreibung und so gewissermaßen ‚Kontinuität ohne unmittelbare Kontinuität‘ anzubieten. Vor diesem Hintergrund bliebe aber die Frage offen, warum die möglicherweise tragende Rolle Curmes bei der Akquisition von objektsprachlichem Material von der Duden-Grammatik nicht prononcierter an der Textoberfläche verhandelt wird.

Die große textuelle Nähe zwischen Duden-Grammatik und Curme lässt sich unterdessen, wie in Kapitel 5.1.2.4 kurz angedeutet, nicht nur in Gestalt indirekter Verweisstrukturen (d.h. in der Regel: geteilter objektsprachlicher Beispielzitate) aufzeigen, sondern kann auch unter Rückgriff auf statistische Vergleiche des vorgestellten Variantenrepertoires untersucht werden:

Gemessen an den errechneten **Ähnlichkeitskoeffizienten** steht keine Grammatik des Korpus der Duden-Grammatik von 1959 so nahe wie die Ausführungen Curmes. Die beiden Texte teilen sich ganze 351 flexionsmorphologische Zweifelsfälle und erreichen damit einen S-Koeffizienten von etwa 0,35. Wie schon zuvor bemerkt, ist unter dieser Perspektive die erste Nachkriegsfassung des Dudens der Grammatik Curmes sogar minimal ähnlicher als ihren eigenen späteren Auflagen von 2005 (S-Koeffizient 0,34; 399 geteilte Zweifelsfälle) und 2009 (S-Koeffizient 0,33; 401 geteilte Zweifelsfälle). Zum Vergleich: Die einander zeitlich sehr nahestehenden Grammatiken von Duden (1959) und Erben (1958) erreichen einen Ähnlichkeitswert von nur 0,08 (bzw. 65 geteilte Zweifelsfälle).

Im Laufe der weiteren Duden-Auflagen wird der Abstand zu Curmes Zweifelsfallinventar jedoch sukzessive größer (Abbildung 100), was dafür spricht, dass der (indirekte oder direkte) Kontakt mit dem englischsprachigen Werk nicht aufrechterhalten wird und mit dem Ausfall von Elementen der ersten Nachkriegsauflage im Zuge von Revisionsprozessen nach und nach verloren geht. Dies spiegelt sich wiederum auch in der Analyse möglicher Verweis-

Abbildung 100: Entwicklung des S-Koeffizienten zwischen Auflagen der Duden-Grammatik und Curme.



Quelle: Eigene Darstellung.

strukturen: Sucht man in der Duden-Grammatik von 2009 über geteilte N-Gramme nach Textstellen, die noch Parallelen zu Curme aufweisen, aber zugleich noch nicht in Duden (1959) enthalten sind, kommen im Grunde nur zwei Passagen infrage (Tabelle 37), von denen die erste klar auf den Harweg-Curme-Verweis in Duden-Auflage drei zurückgeht (s.o.). Trotz des baldigen Ausfalls der entsprechenden Quellenangabe³⁷¹ verbleibt das Beispielzitat weiter im Textkörper der Grammatik, wobei die für den Duden atypische Seitenangabe nach englischem Muster („p. 623“) bei genauerem Hinsehen noch die textfremde Herkunft des Passus verrät.

Tabelle 37: Textuelle Bezüge zwischen Curme (1922/64) und Duden (2009). Hervorhebungen im Original.

Curme (1922/64)	Duden (2009)
[S. 58:] The gen. of a pronoun which represents a thing and depends upon a noun preceded by the indefinite article or a pronominal adjective is usually replaced by the gen. of derselbe , not by the gen. of der: Namen wie Nävius, Pacuvius, Attius usw. Schießen weit über das Ziel des Gymnasiums hinaus und brauchen nicht in einem Lehrbuch desselben zu stehen (<i>Zeitschrift für das Gymnasialwesen</i> , xi, p. 623).	[S. 291:] Am ehesten treten noch die Genitivformen auf, wenn vorangestelltes <i>dessen/deren</i> oder <i>sein/ihr</i> aus semantischen oder syntaktischen Gründen ausgeschlossen sind: Namen wie Nävius, Pacuvius, Attius usw. schießen weit über das Ziel des Gymnasiums hinaus und brauchen nicht in einem Lehrbuch desselben zu stehen (<i>Zeitschrift für das Gymnasialwesen</i> , XI, p. 623).
[S. 191:] The corrupted form wessent , instead of the more correct wessen , is still quite common in composition with the prepositions wegen and um – willen , where the reference is to a person: wessentwegen, um wessentwillen . Ex.: Um wessentwillen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? (Fontane's <i>Stechlin</i> , XI, p. 145).	[S. 306:] Verbindungen von wessen mit nachgestellten Präpositionen wirken heute altertümlich [...]: Um wessentwillen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? (Fontane: <i>Der Stechlin</i>)

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Provenienz eines Fontane-Zitats, das erst in der achten Duden-Auflage erscheint und in gleichem Kontext auch von Curme besprochen wird, ist demgegenüber weniger eindeutig. Der einmalige Rückgriff auf Curme wäre zwar möglich³⁷², etwas wahrscheinlicher dürfte aber sein, dass die Dudenredaktion im Zuge ihrer korpuslinguistischen Aufarbeitung der Grammatik (vgl. Kapitel 5.2.2) auf eine Textsammlung zurückgreift, die auch Fontanes *Stechlin* enthält. Infrage käme hier vor allem das nicht öffentliche Dudenkorpus, in das laut Münzberg (2011: 182) „Zeitschriften, Fach- und Sachbücher sowie belletristische Werke unterschiedlicher Genres“ eingehen. Eventuell wurde auch das Deutsche Textarchiv (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2007ff.) herangezogen, dessen drei Treffer für *wessentwillen* (aus Texten Margarethe von Wolffs, Max Halbes und eben

³⁷¹ Im ersten Schritt (Duden 1984: 330) wird nur der Hinweis auf Curme getilgt, im zweiten schließlich auch der auf Harweg (Duden 2005: 299).

³⁷² Immerhin nehmen auch Brandt/Fuß (2014: 298–303) im Rahmen ihrer Untersuchung von *das-* und *was-*Relativen ausführlich Bezug auf Curme und attestieren ihm umfangreichere Einsichten in das entsprechende Problemfeld als den konkurrierenden (früheren und zeitgenössischen) Referenzgrammatiken: „However, under certain circumstances, the position of the d-pronoun can be taken by w-pronouns (cf. Duden 2009: 1030ff.; see Curme 1922: 198ff. for a more comprehensive survey). [...] Curme's description of the contexts that license *was* surpasses not only the brief remarks by Paul but also what is usually found in present-day grammars.“

Theodor Fontanes) zudem unterstreichen, dass die Auswahl möglicher Beispielzitate für diese grammatische Detailfrage verhältnismäßig gering sein dürfte.³⁷³

Alles in allem spricht bei einem ‚Blick zurück‘ auf mögliche Quellen der Duden-Grammatik folglich vieles dafür, dass die Bearbeiter der ersten Nachkriegsausgabe jenseits expliziter Verweise an einem intensiven Austausch objektsprachlicher Inhalte partizipieren. Sowohl Erbens *Abriss der deutschen Grammatik* als auch insbesondere Curmes *A Grammar of the German Language* sollten dabei als mögliche Spendentexte in Betracht gezogen und die Duden-Grammatik entsprechend nicht als *opus sui generis*, sondern als potenzieller Knotenpunkt verschiedener Traditionsstränge angesehen werden. Die Reduktion der ursprünglichen Zitat-Schachtelung *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* (Primärquelle) → Curme (Sekundärquelle) → Harweg (Tertiärquelle) → Duden (Phänotext) (s.o.) auf die zweipolige Struktur Primärquelle → Phänotext kann in diesem Zusammenhang als Musterbeispiel für die Kraft von intertextuellen Assimilationsprozessen gelten, die in Richtung abnehmender Mittelbarkeit wirken und so die Grenze zwischen ‚Fremd-‘ und ‚Eigentext‘ aufzuheben versuchen.

Einmal in den Text inkorporiert, können solche Elemente dann ihrerseits zum Anknüpfungspunkt neuer Text-Text-Beziehungen werden. Aus Sicht der Perspektive eines Einzeltextes wie der Duden-Grammatik lassen sich die in ihm enthaltenden Inhalte also nicht nur retrospektiv (in Hinblick auf ihre Herkunft), sondern auch prospektiv (in Hinblick auf ihre Weitergabe; siehe das nachfolgende Kapitel) betrachten.

5.2.4 Traditionslinien II: Blick nach vorn – Echos der Duden-Grammatik im Textnetz

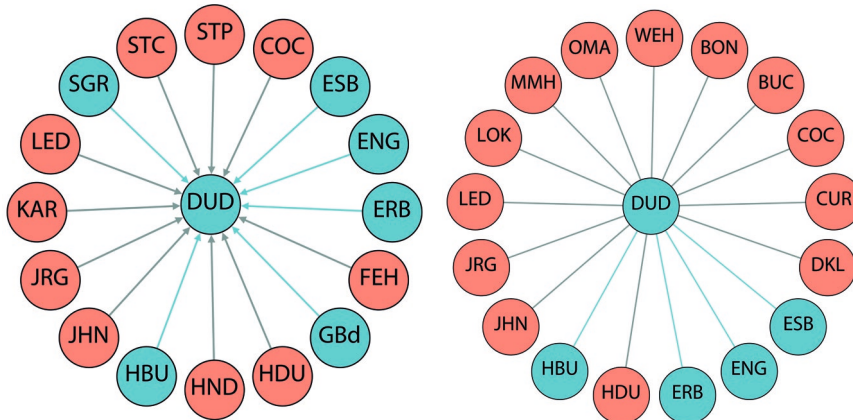
Zum Abschluss dieser Folge von Teilkapiteln wendet sich die Argumentation deshalb nun von den Entstehungsbedingungen der Duden-Grammatik, d.h. der retrospektiven Sicht auf die Zusammenhänge, ab und konzentriert sich stattdessen auf die weitere intertextuelle Wirkungsgeschichte des Werkes (im Sinne der methodischen Basis dieser Arbeit auch hier verstanden als ‚Wirkungsgeschichte der von einer Grammatik inkorporierten Informationspakete in fremden Publikationen‘). Bedingt durch die starke Vernetzung der Dudeneditionen mit den übrigen Korpustexten qualifizieren sich eine ganze Reihe der untersuchten Veröffentlichungen für eine derartige Betrachtung, wobei es im Rahmen dieses Abschnittes nicht möglich sein wird, allen potenziellen Verweisketten nachzugehen. Stattdessen sollen einige charakteristische Abfolgen vorgestellt werden, die allgemeine Tendenzen im Umgang der Grammatiken mit Fremdmaterial illustrieren können.

Vorab sei aus diesem Grund nur eine kurze Sichtung des Textgeflechtes vorgenommen, das sich um die Duden-Grammatik herum anlagert (Abbildung 101): Zur entsprechenden Diskursgemeinschaft (vgl. Kapitel 3.2.5) gehören zum einen alle Texte, die innerhalb ihrer eigenen Ausführungen **explizit** auf die Duden-Grammatik **verweisen**. Aus dem Textfundus

³⁷³ Auch das DWDS-Kernkorpus (1900–1999) beinhaltet im Übrigen nur drei Treffer (einer aus einem Brief Tucholskys, zwei aus einem Roman Wolf von Niebelschütz), das DWDS-Kernkorpus 21 (2000–2018) ebenso wie das ZEIT-Korpus (1946–2018) keinen einzigen.

der vorgestellten Korpora sind dies, wie bereits in Kapitel 5.1.1.1 beschrieben, 16 Grammatiken, was die Duden-Grammatik mit einigem Abstand zur meistzitierten der untersuchten Veröffentlichungen macht. Explizite Verweise stellen dabei eine direkte Verbindung zwischen Phäno- und Referenztext dar, einem jüngeren Text kann so die Kenntnis eines älteren Textes (im geringsten Fall: die Kenntnis der Existenz dieses Vorgängertextes) zweifelsfrei nachgewiesen werden.

Abbildung 101: Links: Explizite Verweisstrukturen mit der Zielgröße Duden-Grammatik. Rechts: Implizite Verweisstrukturen, die die Duden-Grammatik involvieren.



Quelle: Eigene Darstellung.

Zum anderen gehören zum Textnetz der Duden-Grammatik auch die Werke bzw. Auflagenfolgen, die zwar auf der Textoberfläche nicht auf die Duden-Grammatik verweisen, nichtsdestotrotz aber markante Textbausteine enthalten, die so auch in der Duden-Grammatik zu finden sind. Zu dieser Gruppe der **implizit verweisenden** Texte können wiederum 17 Grammatiken aus dem Untersuchungskorpus gerechnet werden (vgl. Kapitel 5.1.1.2), wobei implizit und explizit verweisende Grammatiken nicht vollends deckungsgleich sind: So benennen Grammatiken wie z.B. Fehrer die Duden-Grammatik zwar ausdrücklich im Rahmen ihrer eigenen Darstellungen, übereinstimmende Textfragmente konnten die N-Gramm-Analysen aber nicht identifizieren; umgekehrt finden sich etwa bei Buck zwar Textabschnitte mit Parallelen zur Duden-Grammatik, explizit als Quelle angeführt wird diese jedoch nicht. Unter der Prämisse einer prospektiven Betrachtung der Gegebenheiten ist zudem zu bemerken, dass Curmes *German Grammar* aufgrund ihres zeitlichen Abstandes zur ersten untersuchten Duden-Auflage nicht als Nachfolgetext der Duden-Grammatik infrage kommt und deshalb für die Argumentationen dieses Kapitels im Prinzip keine Rolle spielt. Alle anderen potenziellen Phänotexte des Korpus laufen in ihrer Entwicklung durch die Zeit aber zumindest teilweise parallel zur Duden-Grammatik, was ihnen die Möglichkeit gibt, von dieser beeinflusst worden zu sein. Hierbei ist ‚Möglichkeit‘, wie schon mehrfach angesprochen, jedoch nicht gleichzusetzen mit Gewissheit, insofern für implizite Verweisstrukturen zwangsläufig immer die Störgröße unbekannter Mittlertexte geltend gemacht werden kann. Im Gegensatz zu den expliziten Strukturen handelt es sich bei impliziten Strukturen somit um indirekte (und gegebenenfalls mittelbare) Verbindungen zwischen

Phäno- und Referenztexten, die zwar auf gemeinsame Überlieferungsräume, aber nicht auf eindeutigen Textkontakt schließen lassen.

Tabelle 38: S-Koeffizienten zwischen Auflagen der Duden-Grammatik und anderen Einzeltexten des Korpus. Gelistet wird jeweils nur das höchste Resultat pro Auflagenfolge sowie nur Paarungen, die über einem Koeffizienten-Wert von 0,1 liegen.

Text 1	Text 2	gemeinsame Zweifelsfälle	nur in Text 1	nur in Text 2	S-Koeffizient
DUD 1959	CUR 1964	351	437	219	0,348560079
DUD 1984	HDU 1996	251	578	150	0,256384065
DUD 1959	JRG 1959	248	540	194	0,252545825
DUD 1959	STP 1960	196	592	132	0,213043478
DUD 1998	HBU 2001	172	662	49	0,194790487
DUD 1984	LED 1969	152	677	26	0,177777778
DUD 1959	LOK 1987	155	633	84	0,177752294
DUD 1959	BON 1991	142	646	46	0,170263789
DUD 1984	SGR 1965	133	696	26	0,155555556
DUD 1959	JHN 1971	110	678	31	0,134310134
DUD 2005	ESB 2006	111	659	88	0,129370629
DUD 2005	ENG 1996	106	664	64	0,127098321
DUD 1959	GBd 1986	97	691	27	0,119018405
DUD 1959	ERB 1980	90	698	38	0,108958838

Quelle: Eigene Darstellung.

Aus diesen Beweggründen wurde im Kontext der Verweisanalysen auch auf die Quantifikation der Ergebnisse verzichtet und eine Gewichtung der Relationen zwischen Texten stattdessen in den Bereich der Variantendetektion verschoben (siehe Kapitel 5.1.2.4). Wirft man einen Blick auf die jeweils höchsten Werte für **S-Koeffizienten**, die Einzeltexte verschiedener Auflagenfolgen im Abgleich mit Ausgaben der Duden-Grammatik erreichen (Tabelle 38), finden sich die größten Übereinstimmungen mit dem Zweifelsfallrepertoire des Dudens (abgesehen von Curme) bei Hammer/Durrell, gefolgt von den Publikationen von Jørgensen und Stopp. Dabei bewegen sich **Duden und Hammer/Durrell** (analog zu Duden und Curme, vgl. Kapitel 5.2.3) bezüglich des errechneten S-Koeffizienten auf einem Niveau, das die Grenzen zwischen den Publikationen und damit auch die zwischen englischsprachigem und deutschsprachigem Grammatikdiskurs verschwimmen lässt: Die Spitze der Ähnlichkeitswerte zwischen Duden (1984) und Durrell (1996) (S-Koeffizient 0,256) liegt nur wenig unterhalb des Wertes, den ein Abgleich zwischen Hammer (1971) und Durrell (2011) liefert (S-Koeffizient 0,279 bei 141 geteilten Zweifelsfällen). Die verschiedenen Ausgaben der *Hammer's Grammar* machen hieraus im Übrigen kein Geheimnis, die Daten spiegeln im Grunde nur einen Grundgestus der Duden-,indebtedness', den die Texte im Laufe ihrer Entwicklung auch mehrfach erneuern und kritisch hinterfragen (siehe zusätzlich noch einmal die Kapitel 5.1.1.3 und 5.1.3.1):

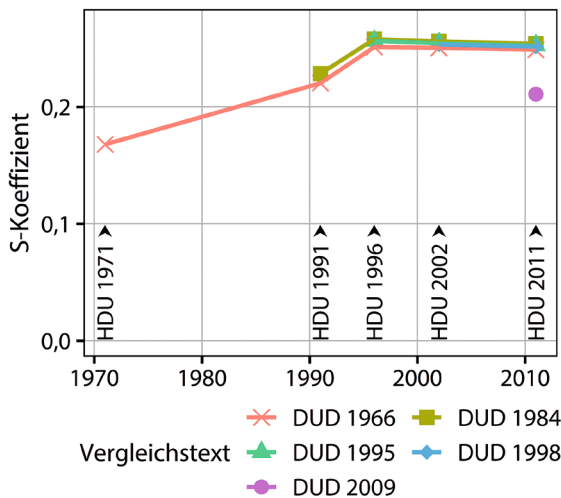
My own great and principal debt is to the Dudenverlag in Mannheim and to the grey volumes of 'Der große Duden'. Volume 4, *Grammatik* (1966) has been invaluable as a sheer guide for the ground to be covered, as a reminder of many details which might have escaped inclusion [...]. (Hammer 1971: v)

A substantial body of research has been completed in the last twenty years which has increased our knowledge and understanding of current usage in German – there have, for example, been two completely new editions of the standard DUDEN grammar since 1971 – and this has been consulted at every stage. The reviser's debt to this original research on the modern language may be seen in the bibliography. (Hammer/Durrell 1991: vi)

5.2.4.1 Duden-Grammatik und Hammer/Durrell: Typologie der Mediatisierungsprozesse

Die Duden-Grammatik erscheint demgemäß sehr stark in die inhaltliche Entwicklung der Hammer-Grammatik involviert zu sein, was das Werk von Hammer/Durrell im Umkehrschluss besonders interessant und ergiebig für einen prospektiven Blick auf die Wirkungsgeschichte und -mechanismen der Duden-Ausgaben macht.

Abbildung 102: S-Koeffizienten zwischen Auflagen von Hammer/Durrell und den jeweils vorausgehenden Auflagen der Duden-Grammatik.



Quelle: Eigene Darstellung.

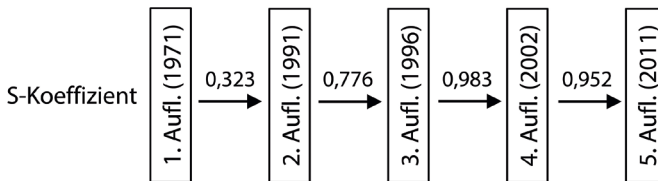
(1991) bis Durrell (2011) im Abgleich mit verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik aus den Jahren 1966 bis 1998 ergeben, lassen außerdem vermuten, dass sich das geteilte Material wohl aus dem stabilen Zweifelsfälle-Kern des Dudens speist (vgl. Kapitel 5.2.1) und Neu-akquisitionen aus dem Duden-Repertoire spätestens ab Durrell (1996) eine geringere Rolle spielen als in den vorangehenden Überarbeitungsschritten der *Hammer Grammar*. In

Die Nähe zwischen den beiden Reihen bleibt im Laufe der Zeit nicht völlig konstant, sondern ist stärkeren und schwächeren Schwankungen unterworfen, die ihre Ursache vermutlich in der Abfolge mehrerer Bindungsimpulse von *Hammer's Grammar and Usage* an die Duden-Grammatik haben (Abbildung 102): Dabei scheint der 1971 bereits auf hohem Level etablierte Kontakt (Impuls I) im Rahmen der ersten und zweiten Revision des englischsprachigen Werkes noch einmal deutlich intensiviert zu werden (Impuls II und III). Im weiteren Verlauf konsolidiert sich das Verhältnis dann auf diesem hohen Niveau. Die weitestgehend identischen Koeffizientenwerte, die sich für Hammer/Durrell

die gleiche Richtung, d.h. auf einen weniger intensiven Kontakt der beiden Grammatikreihen nach den 90er Jahren, deutet der Umstand hin, dass die stark umgearbeiteten Duden-Ausgaben nach der Jahrtausendwende nicht mehr die gleichen Ähnlichkeitswerte zu Durrell (2011) aufweisen wie ihre Vorgänger.

Damit sind die Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen Duden und Hammer/Durrell zudem ein Echo allgemeinerer Tendenzen innerhalb der Textgeschichte der Hammer-Grammatik: Nach einer Phase sehr hoher Fluktuation der variationslinguistischen Inhalte im Kontext der Übergänge zwischen erster und zweiter³⁷⁴ sowie (abgeschwächt) zweiter und dritter Auflage präsentieren sich die Auflagen nach 1996 hinsichtlich ihrer Zweifelsfälle in hohem Maße konstant (Abbildung 103). Die britische Publikation erweist sich demnach über einen Zeitraum hinweg stabil, in dem es in der Duden-Grammatik zur größten Umstrukturierung ihrer Editions-geschichte kommt (siehe Kapitel 5.2.1 und 5.2.2). Unter diesen Prämissen können in Hammer/Durrell integrierte Duden-Inhalte in ihrer neuen Textumgebung folglich widerstandsfähiger gegenüber Exklusion sein als in ihrem Spendertext. Mit dem Eintritt in den Phänotext würden die Elemente also aus dem zeitlichen Konnex ihres Referenztextes herausgelöst und ihre Entwicklungslinie in zwei unabhängige Chronologien gesplittet.³⁷⁵

Abbildung 103: Ähnlichkeitskoeffizienten zwischen den verschiedenen Auflagen von Hammer/Durrell.



Quelle: Eigene Darstellung.

Die Kurven der S-Koeffizienten decken sich damit größtenteils mit Befunden aus einer Pilotstudie dieser Arbeit (Stark 2016), in der anhand von Textaussagen zum Genus von *Meter* (Maskulinum vs. Neutrum) nachgezeichnet werden konnte, wie sich wahrscheinlich implizit aus dem Duden übernommene Inhaltsbausteine zeitweilig in Hammer/Durrell verfestigen und verselbständigen, um erst später wieder an die inzwischen veränderten Markierungsverhältnisse des Referenztexts angebunden zu werden (Abbildung 104).

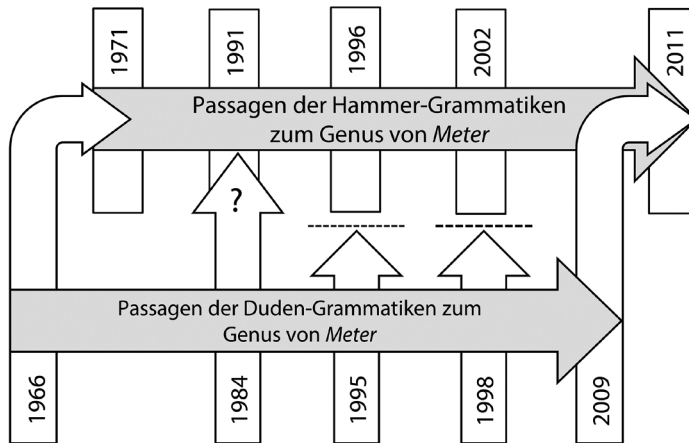
Es lohnt sich, das Beispiel an dieser Stelle nochmals aufzugreifen: So weist die 1971 in den Textzusammenhang der Hammer-Grammatik eingehende Passage zu *Meter* bezüglich gesetzter Marker starke Parallelen zur damals aktuellen Ausgabe der Duden-Grammatik auf.³⁷⁶ Letztere nimmt jedoch ab ihrer vierten Auflage von 1984 markante Veränderungen

³⁷⁴ Vgl. Hammer/Durrell (1991: v): „Since the appearance of the first edition in 1971, Hammer’s Grammar has been an indispensable source of information about modern German grammar and usage for teachers and students of German. [...] However, much has changed in the intervening twenty years, and it became clear that a thoroughgoing revision which retained the essential virtues of Mr Hammer’s work had become necessary.“

³⁷⁵ Siehe dazu auch die nachfolgenden Abschnitte zur grammatikographischen ‚Eigenzeit‘ (Kapitel 5.3.1).

³⁷⁶ Man vergleiche hierfür die folgenden zwei Textstellen: Duden (1966: 148): „Meter, das (ugs. auch u. schweiz. amtlich nur: der)“; Hammer (1971: 5): „Meter, Millimeter and Zentimeter are officially neuter, but colloquially they are often masculine; in Switzerland they are officially masc.“

Abbildung 104: Inhaltliche Interdependenzen zwischen Auflagen von Hammer/Durrell und Duden in Passagen zum Genus von *Meter* (ursprünglich aus: Stark 2016: 189; überarbeitete Fassung).



Quelle: Eigene Darstellung.

am Markierungsgefüge des zugehörigen Absatzes vor, indem sie das Maskulinum von einer als umgangssprachlich gekennzeichneten Nebenform zur unmarkierten Hauptform macht. Diesen Wechsel vollzieht der englische Text jedoch nur in Ansätzen mit: Die ursprünglichen Zuordnungen werden hier zum größten Teil beibehalten, zusätzlich aber wird die Markierung des Neutrum als „officially“ durch die Setzung von Anführungszeichen relativiert und dem Maskulinum außerdem die Information „not infrequent in print“ zugeordnet. Inwiefern diese Modifikationen tatsächlich auf eine Rückbindung an den Duden zurückgehen, den Einfluss eines weiteren Werkes abbilden oder eine für die Hammer-Grammatik idiosynkratische Weiterentwicklung des Textausschnitts darstellen, kann dabei nicht abschließend geklärt werden (vgl. Stark 2016: 188). In dieser neuen Textgestalt wird die Passage daraufhin jedenfalls nahezu unverändert³⁷⁷ an Durrell (1996) und Durrell (2002) weitergegeben. *Hammer's Grammar* ist in Bezug auf den Status der Variante *der Meter* demnach zeitweise zurückhaltender als die Duden-Grammatik, agiert hier im Vergleich etwas textkonservativer und emanzipiert sich so von den Markierungsstrukturen des deutschsprachigen Referenzwerkes. Dieses scheint erst wieder im Rahmen der fünften Auflage (Hammer/Durrell 2011) auf den englischen Textabschnitt rückwirken zu können, wobei es zwar nicht zu einer Umwertung der Verhältnisse zwischen Neutrum und Maskulinum, wohl aber zu einer Aufnahme der kurz zuvor auch im Duden erscheinenden Markierung „fachsprachlich“ bzw. „scientific terminology“ kommt (vgl. Stark 2016: 187–189). Von diesem Einzelement abgesehen, haben sich die beiden Textstellen durch das Zusammenspiel von Konservierung und Revision aber schon so weit voneinander entfernt, dass ihre enge Verflechtung synchron im Grunde nicht mehr zu erkennen ist:

³⁷⁷ Die Auflagen drei und vier nehmen einzig und allein die Setzung der Anführungszeichen bei „officially“ zurück.

Stichwort	Hinweise zu Bedeutung und Gebrauch	Genus	Gen. Singular	Nom. Plural
Meter		der (fachsprachl. auch: das; ↑453)	des Meters	die Meter

(Duden 2009: 236)

Liter and Meter

Both these words (and their compounds, e.g. *Zentimeter*) are officially neuter, notably in scientific terminology, i.e. *das Liter*, *das Meter*. However, they are regularly masculine in colloquial speech, and not infrequent in print, i.e. *der Liter*, *der Meter*. Written Swiss usage always prefers the masculine. (Durrell 2011: 12)

Der Zweifelsfall *der Meter* vs. *das Meter* ist somit einer von vielen möglichen Belegen dafür, wie Grammatiken durch Verbindung mit und Entkopplung von anderen Werken im intertextuellen Verhandlungsraum zu einer eigenen Argumentationsstruktur gelangen. Der im Rahmen dieses Kapitels eingenommene, prospektive Blick auf die Duden-Grammatik wird also – wenig überraschend und in Entsprechung zu seinem retrospektiven Pendant – notwendigerweise zu einem Blick auf **Mediatisierungsprozesse**, d.h. auf Assimilationsvorgänge in Richtung abnehmender Mittelbarkeit.

Innerhalb der komplexen Beziehung zwischen Duden und Hammer/Durrell können hierbei noch einmal verschiedene Wege der Mediatisierung identifiziert werden, die in der Regel aus unidirektionalen Abfolgen expliziter und impliziter Verweisstrukturen bestehen. Für die beiden Texte lässt sich diesbezüglich folgende Typologie entwerfen:

Als Basismuster³⁷⁸ könnte ein **zweistufiger Assimilationsvorgang** angesetzt werden (Tabelle 39), im Zuge dessen Bestandteile des Referenztextes zuerst in Form expliziter Verweisstrukturen in den Text gelangen (Mediatisierungsstufe I). Die Quellenangabe markiert zu diesem Zeitpunkt jeweils noch eine relativ scharfe Grenze zwischen den Äußerungszusammenhängen des Referenz- und Phänotextes. Übertragen werden können so alle im Rahmen dieser Arbeit beschriebenen Komponenten grammatikographischer Beschreibungspraxis, d.h. sowohl einzelne Varianten (Beispiel A) als auch zugehörige metasprachliche Markierungen (Beispiel B) oder Beispielphrasen und -sätze (Beispiel C). Auf diese Weise an den Gesamtverbund der Textinhalte angeschlossen, tendieren die übernommenen Gegenstände in der Folge dazu, auch an spätere Auflagen des neuen Trägertextes weitergegeben zu werden, wobei sie durchaus inhaltliche Modifikationen erfahren können, in den meisten Fällen aber vor allem um zugehörige Literaturangaben gekürzt werden. Zurück bleiben implizite Verweise (Mediatisierungsstufe II), die als solche nur noch über den Umweg von Textvergleichen identifiziert werden können.³⁷⁹ Die Differenz zwischen Elementen des Referenz- und Phänotextes wurde damit für Rezipientinnen und Rezipienten der Grammatik im Grunde aufgelöst.

³⁷⁸ Die Begriffswahl darf nicht als quantitative Einordnung missverstanden werden (s.u.). Basischarakter wird dem Muster deshalb zugeschrieben, weil sich die übrigen Strukturen als Ableitungen aus ihm begreifen lassen.

³⁷⁹ Vgl. hierzu Stark (2016: 184–186).

Tabelle 39: Beispiele zweistufiger Assimilationsverläufe aus Hammer/Durrell und der Duden-Grammatik. Her-
vorhebungen im Original.

	Referenztext Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I Hammer (1971)	Mediatisierungsstufe II Hammer/Durrell (1991)
Beispiel A	[S. 147–148:] Liste gebräuchlicher Substantive mit noch heute schwankendem Geschlecht in der Hochsprache Abscheu, der (seltener: die) Barock, das oder der Bauer (Käfig), das (seltener: der) [...] Chor (Kirchenraum), der (seltener, meist östr.: das) [...] Dschungel, der (seltener: das oder die) [...]	[S. 6:] Nouns with varying genders: there are very many of these; the following list is selected from Du. Gram. 1385, with the gender most commonly used: der Abscheu <i>abhorrence</i> der Barock <i>Baroque</i> der Chor <i>choir; chapel</i> der Dschungel <i>jungle</i> [...]	[S. 8:] Nouns with varying gender The gender of a number of nouns is not absolutely fixed, although the variation is often linked to regional or register differences. (a) Some common examples Abscheu <i>abhorrence</i> der (obs. die) Aperitif <i>aperitif</i> der (Switz. das) Barock <i>Baroque</i> der oder das Dschungel <i>jungle</i> der (occ. das , obs. die) [...]
	Referenztext Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I Hammer (1971)	Mediatisierungsstufe II Hammer/Durrell (1991)
Beispiel B	[S. 121:] Wenn Klassiker wie Goethe oder Herder die dem Infinitiv angeglichenen Formen mit „e“ (trete, verspreche, schelte, nehme usw.) gebrauchen, so ist dies aus dem noch nicht fest gewordenen Gebrauch zu erklären. [...] Auch die heutige Umgangssprache bevorzugt sie, sie gelten aber als nicht hochsprachlich.	[S. 189:] In regional colloquial German this vowel change is (incorrectly) frequently not made in the imperative sing. (cf. Du. Gram. 1025), e.g. Nehm doch meinen Schirm! Vergeß es ja nicht!	[S. 227:] In non-standard colloquial speech, a regular imperative, without the vowel change, is common, e.g. <i>eß!</i> , <i>geb!</i> , <i>nehm!</i>
	Referenztext Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I Hammer (1971)	Mediatisierungsstufe II Hammer/Durrell (1991)
Beispiel C	[S. 231:] Bei formelhaften Vergleichen kann „so“ wegleiben: Er ist [so] hart wie Stahl, [so] kalt wie Eis, [so] schlau wie ein Fuchs.	[S. 70:] In certain set phrases, the 'so' may be omitted (cf. Du. Gram. 2315): Er ist (so) hart wie Stahl; er ist (so) schlau wie ein Fuchs.	[S. 155:] <i>so</i> may be omitted in certain commonly used phrases: Er ist (so) hart wie Stahl Er ist (so) schlau wie ein Fuchs.

Quelle: Eigene Darstellung.

Auch die zuvor schon im Abgleich von Duden und Curme beobachteten Zitatschachtelungen (Kapitel 5.2.3) lassen sich weitestgehend problemlos in dieses Schema einordnen, stellen sie doch im Grunde nur **rekursiv verschränkte Assimilationsprozesse** dar, wobei eine Verweisebene den Rahmen der anderen Verweisebene bildet. Die Reihenfolge ihres Abbaus scheint in solchen Fällen über einzelne Grammatikreihen hinweg konstant zu bleiben und folgt der umgekehrten Logik ihres Aufbaus (Tabelle 40, Beispiel D): Werden die expliziten Bezüge in mehreren Schritten beseitigt, sind es in der Regel zuerst die rahmenden, sekundären Strukturen, die wegfallen, während Primärquellen sich noch am längsten im Text halten können.

Tabelle 40: Beispiel für die Assimilation rekursiver Zitationsstrukturen aus Duden und Hammer/Durrell.

	Referenztext Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I[I] Hammer (1971)	Mediatisierungsstufe II[I] Hammer/Durrell (1991)	Mediatisierungsstufe II[II] Durrell (2011)
Beispiel D	[S. 216:] Im Dat. Mask. und Neutr. herrscht die schwache Deklination fast ausschließlich: bei einigem guten Willen (Th. Mann)	[S. 107–108:] a following attrib. or subst. adj. usually has the weak endings. [...] bei einigem guten Willen (Th. Mann, quoted in Du. Gram. 2120)	[S. 101:] Where <i>einig-</i> occurs in the singular it tends to imply a rather unusual or unexpected quantity and hence often comes close to English 'no little'. [...] bei einigem guten Willen (Th. Mann)	[S. 105–106:] When <i>einig-</i> is used in the singular it implies a rather unusual or unexpected quantity and often comes close to English 'no little'. [...] bei einigem guten Willen

Quelle: Eigene Darstellung.

Dass es sich bei Transferprozessen welcher Art auch immer aber nicht bloß um starre Wiederholungs- und Tilgungsverfahren, sondern um tiefer gehende Aneignungs- und Verarbeitungsvorgänge handelt, zeigt sich insbesondere dort, wo der aufnehmende Text sich über Auflagen hinweg an Markierungsstrukturen und adäquaten Beispielen abzarbeiten scheint. So übernimmt die erste Auflage der *Hammer Grammar* für ihren Abschnitt zum Pronomen *jedweder* sozio-expressive Informationen und das zugehörige Textbeispiel aus Duden (1966) (Tabelle 41, Beispiel E), wobei die Bezugnahme explizit kenntlich gemacht wird. In Auflage zwei aber streicht sie das entsprechende Thomas Mann-Zitat ebenso wie den Quellenverweis auf die Duden-Grammatik wieder aus dem Textabschnitt, setzt an ihre Stelle ein neues Zitat³⁸⁰ und reformuliert darüber hinaus die vergebenen Markierungen. Die vorhergehende Beurteilung des Pronomens als „veraltet“ bzw. „archaic“ wird dabei deutlich relativiert, wobei der Nachdruck, mit der dies vorgetragen wird („Though by no means totally obsolete“), damit erklärt werden könnte, dass Durrell (1991) hier in einer Art

³⁸⁰ In Durrell (1996) wird dieses neue Zitat später der Geschichtswissenschaftlerin Ute Frevert zugeordnet, was das Beispiel zugleich zu einem der seltenen Fälle von Re-Mediatisierung (d.h. der nachträglichen Explizierung mittlerweile impliziter Verweisstrukturen) macht. Wie Curme betreibt im Übrigen auch die Hammer-Grammatik umfangreiche Primärquellenarbeit und versorgt den Grammatikdiskurs auf diese Weise ihrerseits mit einem breiten Angebot neuen objektsprachlichen Materials: „The examples illustrating points of grammar and usage have been drawn from a wide range of sources and registers, spoken as well as written. Many of the unattributed examples which are new to this revised edition have been simplified or amended from modern texts, from phrases and sentences heard in conversation or on radio or television, etc., and in large number from the computerised corpus of modern spoken and written German held at the Institut für deutsche Sprache in Mannheim“ (Hammer/Durrell 1991: 527–528). Der Duden-Zentrismus des vorliegenden Kapitels könnte hier womöglich den Eindruck erwecken, Hammer/Durrell speise sich hauptsächlich aus dem Duden als Referenzwerk, was jedoch ein großes Missverständnis in Hinblick auf die Stoßrichtung des Werkes wäre. *Hammer's Grammar and Usage* weist in grundlegenden methodischen Entscheidungen zur Zielvarietät deutscher Grammatikographie markante Unterschiede zum deutschsprachigen Kernkodex auf und muss schon aufgrund dieser Position eines größeren Interesses am Substandard anders mit dem zu präsentierenden sprachlichen Material umgehen als die Duden-Grammatik (siehe u.a. Kapitel 5.1.3.3 und 4.2.4). Darüber hinaus profitiert Letztere ihrerseits von der Eigenständigkeit der Hammer-Grammatik: Durch das englischsprachige Werk mitbeeinflusst, vollzieht die dritte Duden-Auflage (1973: 264) einen radikalen Positionswechsel in Bezug auf den Steigerungsumlaut, der noch bis 1998 mit einem expliziten Verweis auf Hammer (1971) verbunden bleibt.

Mikrodebatte nicht nur Hammer (1971) und Duden (1966) verarbeitet, sondern sich ganz aktuell auch an Duden (1984) richtet, wo die diachronische Bewertung noch etwas strenger ausfällt als in den Vorgängerauflagen. Ähnlich wie im *Meter*-Beispiel (s.o.) scheinen sich die Einflüsse verschiedener Referenztexte (oder genauer: die Einflüsse verschiedener Entwicklungsstadien eines Referenztextes) an dieser Stelle also zu überlagern und als Resultat eine Hybridargumentation zu stehen, die Eigenes und Fremdes sowie verschiedene Textvergangenheiten in eine Textgegenwart zusammenführt. Im Prinzip handelt es sich bei solchen Konstellationen demnach um eine Variation des zweistufigen Basismusters, bei der mehrere, eigentlich asynchron verlaufende **Assimilationslinien interferieren**.

Tabelle 41: Beispiele aus Duden und Hammer/Durrell für das Interferieren verschiedener Entwicklungsetappen desselben Referenztextes (oben) sowie für einen einstufigen Assimilationsvorgang (unten). Hervorhebungen im Original.

	Referenztext a Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I Hammer (1971)	Mediatisierungsstufe II Hammer/Durrell (1991)
Beispiel E	[S. 281:] „Jedweder“ ist ein besonders nachdrückliches „jeder“ und gehört nur noch der gehobenen Sprache an. [...] von den Geheimnissen <i>jedweden</i> Mannes (Brecht). Nutznießer ... <i>jedweden</i> Luxus (Th. Mann)	[S. 112:] jedweder <i>each, every; everyone</i> : [...] (b) it is archaic, emphatic and confined to elevated style, e.g. Nutznießer ... <i>jedweden</i> Luxus (Th. Mann, quoted in Du. Gram. 2965)	[S. 107:] jedweder is rather more emphatic than jeder Though by no means totally obsolete, it has a rather old-fashioned ring and is used sparingly, even in very formal registers: Er weist seine Sekundanten an, auf jedwede Bedingung der Gegenseite einzugehen
			<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; width: fit-content; margin: 0 auto;"> Referenztext a' Duden (1984) </div> <div style="border: 1px solid black; padding: 5px; width: fit-content; margin: 5px auto;"> [S. 112:] Die Pronomen <i>jedweder</i> und <i>jedlicher</i> sind nachdrücklich, jedoch gehoben und weitgehend veraltet: [...] (Geh.): <i>Jedweder</i> war aufgerufen zu erscheinen. </div>
	Referenztext Duden (1966)	Mediatisierungsstufe I (entfällt)	Mediatisierungsstufe II Hammer (1971)
Beispiel F	[S. 99:] Sieht der Sprecher den Vorgang, die Dauer in der Bewegung, dann steht das Verb im Perfekt mit „haben“: Ich <i>habe</i> als junger Mensch viel getanzt. Er <i>hat</i> den ganzen Vormittag gepaddelt, gesegelt.		[S. 193:] Some such verbs of motion are sometimes conjugated with 'haben' if the activity as such is referred to, without mention of direction or destination: Ich <i>habe</i> als junger Mensch viel getanzt [...] Ich <i>habe</i> den ganzen Morgen gesegelt

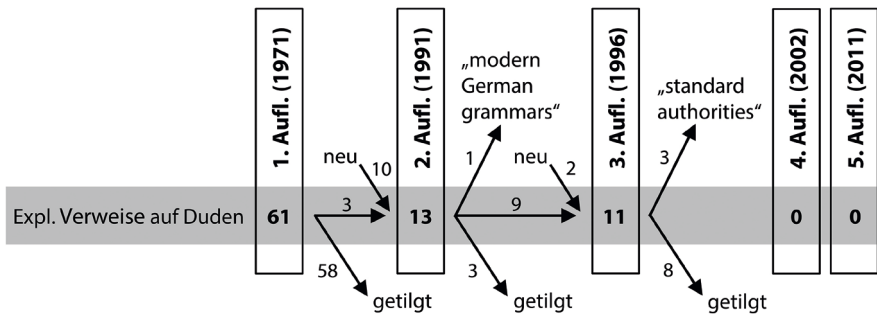
Quelle: Eigene Darstellung.

Eine weitere mögliche Abwandlung des Aneignungsmodells ergibt sich für die Fälle, in denen der Phänotext Mediatisierungsstufe I auslöst, d.h. sich schon bei Erstkontakt der Grammatiken für die implizite Form der Adaption entscheidet. Übrig bleibt ein **einstufiger**

Assimilationsvorgang (Tabelle 41, Beispiel F), wie er u.a. die Interdependenzen zwischen Duden und Curme entscheidend prägt (vgl. das vorausgehende Kapitel). Die auffällige Diskrepanz zwischen impliziten und expliziten Verweisstrukturen innerhalb der Gesamtheit aller untersuchten Texte³⁸¹ bedeutet außerdem, dass einstufige Assimilationsverfahren wohl auch für das Korpus insgesamt als typischer gelten müssen als die zweistufige Variante, eine Mehrheit der Texte also von vornherein darauf zu verzichten scheint, die Herkunft von (meist objektsprachlichen) Inhaltsbausteinen offen zu kennzeichnen. Die Häufigkeit, mit der insbesondere die erste Auflage von Hammer/Durrell sich in Form expliziter Zitate an den Referenztext Duden richtet, ist vor diesem Hintergrund außergewöhnlich (vgl. Stark 2016: 185 bzw. Abbildung 105), lässt sich aber mit der Gesamtstrategie des Werkes in Verbindung bringen, sich offen mit dem Zentrum des Kodex zu vernetzen und aus einer Position der gesicherten Kenntnis dieses Kernkodex heraus die Legitimation für dessen punktuelle Revision zu erhalten. Insofern ist es sicherlich alles andere als ein Zufall, dass Hammer (1971) einem einleitenden Vermerk zum Umgang mit Duden-Material direkt den Hinweis auf die autonomen Komponenten der eigenen Darstellungen folgen lässt (vgl. Kapitel 4.2.4):

Where I have used examples from Duden, I have frequently mentioned the fact, and always where the example is a quotation. I should, however, say that I have never accepted Duden as infallible, have frequently checked his rulings by reference to the layman and sometimes reached different conclusions. (Hammer 1971: v)

Abbildung 105: Entwicklung expliziter Verweise von Hammer/Durrell auf Duden (Daten aus Stark 2016: 185).³⁸²



Quelle: Eigene Darstellung.

Ursächlich für die spätere Tendenz der *Hammer Grammar*, die vielen expliziten Verweisstrukturen wieder aus dem Text zu tilgen, könnten wiederum textökonomische wie didaktische Erwägungen sein, von deren Warte aus Quellenverweise innerhalb des metasprachlichen Beschreibungszusammenhangs womöglich als für Lesende an diesen Stellen nicht unmittelbar relevante Informationen erscheinen. Der Verzicht auf explizite

³⁸¹ Generell lassen sich auf Basis impliziter Verweise mehr Texte miteinander in Beziehung bringen als auf Basis expliziter Verweise, d.h. das Netz impliziter Übernahmen erscheint weitaus komplexer als das der expliziten Zitate und Literaturverweise, vgl. Kapitel 5.1.1.

³⁸² Zu beachten ist, dass diese Ergebnisse nur eingeschränkt mit den Resultaten der vorliegenden Untersuchung vergleichbar sind, da zum einen Vorworte und Literaturverzeichnisse in Stark (2016) nicht Teil der Erhebungen waren und dort zum anderen auch Kapitel in die Zählung einbezogen wurden, die jenseits flexionsmorphologischer Thematik stehen.

Verweisstrukturen würde, so betrachtet, aus dem gleichen Motiv einer stärkeren Orientierung am Lernenden erfolgen wie die Kürzung von Beispielzitataten um erklärungsirrelevante Bestandteile oder die Reduzierung der Zahl von Querverweisen.³⁸³ Zugleich hat die Grammatik von Hammer und Durrell an diesem Punkt in Fachkreisen bereits eigenes Prestige aufgebaut und sieht sich deshalb eventuell weniger dem Druck ausgesetzt, Einzelentscheidungen in den Kontext des Dudens zu stellen.³⁸⁴ Gleichwohl bleiben die beiden Grammatikreihen sich gemessen an den entsprechenden S-Koeffizienten in ihren Inhalten weiterhin nahe, die Beziehung jenseits der Textoberfläche scheint sich temporär sogar zu intensivieren, während die sichtbaren Bezüge elidiert werden.

Tabelle 42: Beispiel für die sukzessive Abstraktion expliziter Verweise aus Duden und Hammer/Durrell. Hervorhebungen im Original.

	Referenztext Duden (1984)	Mediatisierungsstufe Ia Hammer/Durrell (1991)	Mediatisierungsstufe Ib Durrell (2002)	Mediatisierungsstufe Ic Durrell (2011)
Beispiel G	[S. 331:] Während <i>deren</i> in der Rolle eines vorangestellten Attributs völlig fest ist, wird bei alleinstehendem Gebrauch an Stelle des standardsprachlichen <i>deren</i> häufiger fälschlich <i>derer</i> verwendet: [...] Damit ist auch die ungewöhnliche Autorität zu erklären, <i>derer</i> sich die katholischen Bischöfe in Polen erfreuen (Der Spiegel)	[S. 87:] In the genitive plural and the genitive singular feminine <i>derer</i> may occur rather than <i>deren</i> if no noun follows: [...] die ungewöhnliche Autorität, <i>derer</i> sich die katholischen Bischöfe in Polen erfreuen (<i>Spiegel</i>) [...] This usage is still regarded as 'incorrect' by DUDEN (1984§560), but <i>derer</i> is in practice more frequent in such cases than <i>deren</i> , especially in the plural.	[S. 97:] In the genitive plural and the genitive singular feminine <i>derer</i> is sometimes used rather than <i>deren</i> : [...] die ungewöhnliche Autorität, <i>derer</i> sich die katholischen Bischöfe in Polen erfreuen (<i>Spiegel</i>) [...] This usage is considered incorrect by the standard authorities, but <i>derer</i> is in practice more frequent than <i>deren</i> , especially in the genitive plural.	[S. 97:] In the genitive plural and the genitive singular feminine <i>derer</i> is sometimes used rather than <i>deren</i> : [...] die ungewöhnliche Autorität, <i>derer</i> sich die katholischen Bischöfe in Polen erfreuen (<i>Spiegel</i>) [...] This usage has traditionally been considered incorrect, but <i>derer</i> is in practice more frequent than <i>deren</i> , especially in the genitive plural.

Quelle: Eigene Darstellung.

Hierbei kommt es in einigen Fällen zu den bereits in Teilkapitel 5.1.3.2.8 skizzierten Abfolgen von expliziten Nennungen, Verweisen auf Sprachnormautoritäten im Allgemeinen und vagen Indirektheitsprädikationen, die sich vor diesem Hintergrund ebenfalls in das Basismuster einfügen und als **verschiedene Etappen innerhalb von Mediatisierungsstufe I** verstehen lassen (Tabelle 42, Beispiel G). Ein Abbau offener Verweise erfolgt hier nicht

³⁸³ Entsprechend dürften die zu beobachtenden Veränderungen im Zuge der folgenden von Durrell (1991: vi) beschriebenen Überarbeitungsschritte vorgenommen worden sein: „Finally, the structure of the work has been totally recast to simplify the user's task in finding his or her way to the required information. [...] [T]he layout has been simplified, longer chapters have been split up [...], related information which has been scattered in different parts has been brought together (even where this has involved a certain amount of repetition) and cross-references have been radically simplified and eliminated where unnecessary“.

³⁸⁴ Zum Renommee der Hammer-Grammatik Anfang der 90er Jahre vgl. die Rezensionen von Henderson (1992), Petig (1993) und Hens (1997).

sofort, stattdessen werden die Quellen metasprachlicher Urteile einer zunehmenden Abstraktion unterzogen, in deren Verlauf sie jedoch stets als textfremde Instanzen wahrnehmbar bleiben. Interessanterweise wird dieser Weg in Hammer/Durrell nur beschränkt, wenn es der Grammatik darum geht, die Aussagen des Dudens anhand von Frequenzurteilen zu widerlegen; die Duden-Grammatik bleibt also dort am längsten im Text präsent, wo sie Kontrastfolie ist. Die zugehörigen Textpassagen sind folglich nicht nur eindeutige Belege für die grammatiken-interne Rezeption des Dudens als Standardautorität (vgl. Stark 2016: 185–186) – genauer gesagt sogar als *normsetzend* tätige Standardautorität³⁸⁵ –, sondern auch dafür, wie Material aus dem Duden von Hammer/Durrell genutzt wird, um die eigene Agenda einer deskriptiven Grammatik des „current usage“ (Durrell 1991: vi) zu konturieren.

5.2.4.2 Der Blick weitet sich: Duden-Grammatik als intertextueller Multiplikator

Durch die äußerst engen Beziehungen zwischen Duden (1966) und Hammer (1971) auf der einen sowie Duden (1959) und Curme (1922/64) auf der anderen Seite kommt es schließlich auch zu solchen Konstellationen, in denen Informationen die Duden-Grammatik als Brückentext nutzen und so **zwischen englischsprachigen und deutschsprachigen Publikationen** hin- und herwechseln. Eine entsprechende Textpassage wurde in Kapitel 4.2.4 bereits beiläufig genannt³⁸⁶, ist aber keinesfalls einzigartig. In einem Passus zum Gebrauch des bestimmten Artikels kommt es zu ganz ähnlichen Übertragungsprozessen, wobei die Funktion des Dudens als Mittlerinstanz aus der dortigen Textgestalt noch eindeutiger hervorgeht (Tabelle 43):

Tabelle 43: Beispiel für die Referenzfolge Curme > Duden > Hammer/Durrell. Hervorhebungen im Original.

Curme (1922/64)	Duden (1959)	Hammer (1971)
[S. 62:] The article must often be used on merely formal grounds to make clear the case: [...] Er zieht Äpfeln Pfirsiche vor. Gold (Il. C. b) schmilzt bei 1064° , but to indicate the dative clearly: Dieses Metall gleicht dem Golde . Likewise Er studiert Mathematik (Il. H), but Er hat sich der Mathematik gewidmet .	[S. 156:] Der bestimmte Artikel steht oft nur zur Verdeutlichung des Kasus, auch dort, wo ihn die Bedeutung des Substantivs gar nicht verlangen würde: Ich ziehe Wein <i>dem</i> Wasser vor. Dieses Metall gleich <i>dem</i> Golde; die schöne Tugend <i>der</i> Geduld; <i>einem</i> Pfau gleichen; er hat sich <i>der</i> Physik gewidmet.	[S. 40:] The def. art. may be used to indicate a dative Ich ziehe Kaffee dem Tee vor Dieses Metall gleicht dem Gold Er hat sich der Physik gewidmet (BUT: Er studiert Physik [...])

Quelle: Eigene Darstellung.

Von allen drei Texten (Curme, Duden und Hammer) geteilt werden dabei sowohl der Beispielsatz *Dieses Metall gleicht dem Gold(e)* als auch die Valenzstrukturen *eine Sache einer anderen vorziehen* und *sich einer Sache widmen*. Zufälligkeit der textuellen Parallelen kann aufgrund ihrer Häufung auf engstem Raum wohl ausgeschlossen werden. Was aber spricht

³⁸⁵ Die Duden-Grammatik selbst sieht sich, wie beschrieben, traditionell eher als Vermittlerin zwischen Präskription und Deskription, vgl. Kapitel 5.2.2.

³⁸⁶ Hauptindiz war in diesem Zusammenhang ein Zitat Wilhelm Raabes, vgl. Fußnote 293.

dagegen, dass Hammer/Durrell und Curme an diesem Punkt in direktem Kontakt stehen? Zum einen verschieben Duden und Hammer die Lemmata des *vorziehen*-Beispiels gleichermaßen aus dem semantischen Bereich ‚Obstsorten‘ in den Bereich ‚Getränke‘. Da sie hierbei nicht zu den gleichen Resultaten gelangen (*Wein/Wasser* vs. *Kaffee/Tee*), könnte man eine Verbindung an dieser Stelle durchaus anzweifeln. Zum anderen nehmen beide Grammatikausgaben jedoch zusätzlich noch im dritten Beispielsatz dieselbe Ersetzung vor, indem sie *Mathematik* gegen *Physik* tauschen. Warum diese punktuelle Änderung letztlich vorgenommen wird, kann hier nicht beantwortet werden. Wichtig aus Sicht der vorliegenden Argumentation ist aber vor allem, dass eine autonome Genese beider Textstellen angesichts gleicher Entscheidungen bei einem immensen Spektrum an Möglichkeiten³⁸⁷ als relativ unwahrscheinlich gelten kann. Angesichts kongruenter Modifikationen scheint Hammer der Duden-Grammatik demnach näher zu stehen als Curmes *Grammar of the German Language*. Letztere ist zwar durchaus auch in die Geschichte der Hammer-Grammatik involviert, taucht dort aber erst zwanzig Jahre später zum ersten Mal an der Textoberfläche auf, wenn Hammer/Durrell (1991: 524) sie explizit in einer Liste konsultierter „major works“ führt. Curmes Publikation übt über die Vermittlungsinstanz Duden-Grammatik also möglicherweise zu einem Zeitpunkt Einfluss auf Hammer/Durrell aus, an dem eine direkte Verbindung zwischen den beiden englischsprachigen Veröffentlichungen noch nicht etabliert ist.

Die Rolle als **intertextueller Multiplikator** für Inhalte älterer Publikationen kommt der Duden-Grammatik indes nicht nur in Hinblick auf Hammer/Durrell zu, sondern lässt sich ebenso anhand **deutschsprachiger Diskursteile** zeigen. So erschöpft sich die Geschichte des bereits erwähnten Zitats der Schriftstellerin Clara Viebig (*Da wurde ... in zitternder Angst sich verkrochen*) bei Weitem nicht in der möglichen Übertragung des Textbeispiels von Curme auf den Duden-Text, sondern setzt sich von dort aus in anderen metasprachlichen Schriften weiter fort. Unter den deutschsprachigen Texten des Untersuchungskorpus ist es die Grammatik von Erben, die den Textausschnitt spätestens ab ihrer elften Auflage aufgreift und ihrerseits als explizite Übernahme aus der Duden-Grammatik markiert³⁸⁸:

Ein anderes Mittel zur ‚Ausschaltung des agierenden “Täter”-Subjekts‘ ist schließlich die Konstruktion des „unpersönlichen“ Passivs [...]. Man kann diese, auf die 3. Pers. Sing. (*es*) festgelegte Form des “Vorgangspassivs” (mit *werden*) von allen Verben bilden, die – ohne Akkusativobjekt gebraucht oder allein mit einem Dativ-, Genitiv- oder Präpositionalobjekt verbunden – eine menschliche Tätigkeit bezeichnen: [...] Gelegentlich sogar von reflexiv gebrauchten Verben [...]: [...] *Da wurde*

³⁸⁷ Die Sucheingabe „sich der \$p=NN gewidmet“ liefert für das ZEIT-Korpus (1946–2018) des DWDS beispielsweise 163 Treffer, darunter *sich der Wiedergutmachung widmen, sich dem Familienleben widmen, sich der Aufgabe gewidmet, sich dem Schwarzmarkt widmeten* usw. Hinzu kommt, dass schon die Konstruktion *sich einer Sache widmen* nur eine von unzähligen vielen Möglichkeiten darstellt, das Phänomen der Artikelsetzung zur eindeutigen Markierung des Kasus zu illustrieren.

³⁸⁸ Diese Parallele zwischen Duden und Erben müsste auch Vater (2003: 109) schon aufgefallen sein, wenn er eher beiläufig konstatiert: „Behaghel (1924:214f), Erben (1980:85), and *Duden-Grammatik* (1995:178) quote examples from literary language (e.g. *Da wurde...in zitternder Angst sich verkrochen*, Clara Viebig).“ Auf die Detektion textueller Bezüge scheint es Vater dabei aber nicht anzukommen, jedenfalls arbeitet die von ihm zuerst aufgeführte Syntax Behaghels (1924) im Gegensatz zu Erben und Duden nicht mit dem Beispiel Viebigs, sondern eben nur mit anderen Textbeispielen aus der Belletristik.

... in zitternder Angst sich verkrochen' VIEBIG (zit. Duden-Grammatik 108). (Erben 1972: 85; Hervorhebungen im Original)

Unverändert weitergegeben wird das Zitat später auch an die zwölfte und letzte Auflage des *Abrisses* (Erben 1980), die in Nachdrucken noch bis in die Mitte der 90er Jahre auf dem Grammatikmarkt präsent ist. Wie im obigen Beispiel wird damit ein wohl von der englischsprachigen Tradition in die Diskussion eingebrachtes Beispiel zuerst von der Duden-Grammatik assimiliert, um dann – vermutlich unterstützt durch die Kernkodex-Position dieses neuen Trägertextes – Einzug in weitere Grammatikschriften des Korpus zu halten.

Damit aber nicht genug: Vom Duden-Text verstetigt, d.h. konserviert und zugleich im Rahmen immer neuer Auflagen wieder und wieder aufgerufen, kommt das Textfragment auch außerhalb des Untersuchungskorpus³⁸⁹ in einer Reihe jüngerer Diskussionsbeiträge vor, was für direkt aus Curme stammendes Material angesichts des beträchtlichen Zeitabstands zur heutigen Fachdiskussion vermutlich weitaus schwerer möglich wäre. Das Viebig-Zitat erscheint auf diese Weise unter anderem in einem Aufsatz Ágels aus dem Jahr 1997, in Band drei der IDS-Grammatik (1997) sowie (nun wiederum mit Ágels Text verknüpft und gekürzt um den Verweis auf die Duden-Herkunft) in Band zwei der *Grammatik des deutschen im europäischen Vergleich* (2017):

Das Passiv, dessen verbdependentes *sich* einem akkusativischen *sich* des Aktivsatzes entspricht, wird Reflexiv-Passiv (im folgenden: RP) genannt: [...]

(4) Da wurde...in zitternder Angst sich verkrochen. [C. Viebig, zitiert in Duden/Gelhaus 1995:178] (Ágel 1997: 147; zweite eckige Klammer im Original)

Allerdings liegt in den folgenden Fällen nur jeweils **ein** K_{akk} vor. Es handelt sich [...]

– Konstruktionen mit lexikalischen Reflexiva, die ja (siehe oben) für das Zweitakt-Passiv nicht zugänglich sind wie

(51) Jetzt wird sich gewaschen

(52) Da wurde in zitternder Angst **sich verkrochen**. (Zifonun et al. 1997b: 1804; Hervorhebungen im Original)

Nicht-referentiell gebrauchte Reflexiva bei lexikalisch reflexiven Verben können im Deutschen, sofern sie Proto-Agens-Eigenschaften aufweisen, antezedenslos im so genannten Reflexivpassiv verwendet werden (vgl. Ágel 1997):

(81) Hier wird sich nicht hingesezt. / Da wurde in zitternder Angst sich verkrochen. (Zifonun 2017: 645)

Der Ausschnitt ist so innerhalb der germanistischen Sprachwissenschaft zum prominentesten objektsprachlichen Beispiel dieses grammatischen Problemfeldes (Passivierung unpersönlicher reflexiver Verbkonstruktionen) geworden. Der Nachhall, den es dabei entwickelt, weist jedoch noch über die Grenzen genuin fachwissenschaftlicher Publikationen hinaus, was ein Artikel aus der **laienlinguistischen** Rubrik ‚Sprachlabor‘ der Süddeutschen Zeitung vom 14. September 2019 belegt. Im Kontext der Frage, ob die von einem Leser kritisierte Konstruktion *Jetzt wird sich erst einmal erholt* korrekt sei, wird dort folgende Beobachtung beschrieben:

³⁸⁹ Um entsprechende Stellen zu finden, genügte eine einfache Google-Books-Recherche auf Basis der Wortfolge *in zitternder Angst sich*.

In der Literatur scheint es wenige Belege dafür zu geben: Wie sonst würde die Dudengrammatik von 1984 dasselbe Zitat bringen wie die von 1959? Es lautet: „Da wurde geknufft und geprügelt, in zitternder Angst sich verkrochen und mit lautem Hallo losgestürmt.“ Der Satz stammt aus dem zu seiner Zeit überaus erfolgreichen Roman „Die Wacht am Rhein“ von Clara Viebig, der [...] 1902 im Verlag von Fontanes Sohn Friedrich erschien. (Unterstätter 2019)

Warum genau im Jahr 2019 nicht auf neuere Ausgaben der Duden-Grammatik eingegangen wird, wo weitere Beispiele passivierter unpersönlicher Reflexivkonstruktionen aus aktuellen Zeitungstexten angeführt werden und sogar ausdrücklich festgestellt wird, dass solche Formen „sich heute jedoch nicht selten belegen [lassen]“ (Duden 2009: 547), bleibt offen. In jedem Fall deutet der Absatz aber zum einen die Wirkmächtigkeit von Dudenpassagen jenseits der Grammatikographie im engeren Sinne an und zeigt zum anderen, dass es auch im Laiendiskurs Tendenzen geben kann, die Entwicklung einzelner Textbausteine innerhalb von metasprachlichen Schriften nachzuverfolgen und zu hinterfragen. Das verzweigte Netz der direkten und indirekten Verweisstrukturen endet damit in keinem Fall an den Grenzen der (virtuellen) Gesamtheit der Grammatiken und erst recht nicht am noch enger gesteckten Rahmen des Untersuchungskorpus dieser Arbeit.

5.2.5 Zwischenfazit

Unter den Voraussetzungen textimmanenter (Kapitel 5.2.1 und 5.2.2) und texttranszender (Kapitel 5.2.3 und 5.2.4) Perspektiven zeitigten die vorgestellten Untersuchungen zur Duden-Grammatik somit folgende Ergebnisse:

Der Text selbst legt in Bezug auf flexionsmorphologische Varianten und Markierungen verschiedene Entwicklungsetappen zurück, die durch zwei Umbruchssituationen strukturiert werden – wobei die Identifikation von Fluktuationen und Brüchen nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass die Duden-Grammatik über einen umfangreichen Kern an meta- wie objektsprachlichen Inhalten verfügt, den alle Auflagen miteinander teilen. Die in ihrer Intensität nachlassende expansive Dynamik der primären Bearbeitungsphase (1959 bis 1973) endet spätestens 1984 mit einer ersten deutlichen Abnahme der Zweifelsfallzahlen (Umbruch 1). Flankiert wird dieser Wechsel im Umgang mit objektsprachlichem Material daneben auch von einer Verlagerung theoretischer Schwerpunkte in den Vorworten, in deren Zuge offenbar versucht wird, allzu deskriptiven Tendenzen der ersten Editionen (und der dadurch drohenden Entgrenzung der Gegenstände) durch eine Stärkung des normativen Selbstverständnisses entgegenzuwirken. Spekulativ bleibt, ob die Duden-Grammatik damit auf die Erstarkung neuerer sprachdidaktischer Ansätze in der damaligen Grammatiklandschaft sowie entsprechende Bemühungen um didaktische Reduktion der Inhalte reagiert.

Auf Expansionsphase und Reduktionsprozesse folgt dann eine rund zwei bis drei Jahrzehnte (1973/1984 bis 1998/2005) andauernde Periode der weitgehenden Konsolidierung des Textes, die charakterisiert wird durch ein sehr konstantes flexionsmorphologisches Variantenrepertoire und ebenso persistentes diasystematisches Markierungsverhalten – beides bedingt durch die oftmals nahezu wortgetreue Weitergabe ganzer Textpassagen an die

nachfolgenden Ausgaben. Die markanteste Transformation ihrer Nachkriegsgeschichte (Umbruch 2) erlebt die Grammatik daraufhin im Wechsel zwischen Auflage sechs (1998) und sieben (2005): Im weiten Kontext einer (Neu-)Ausrichtung des gesamten Textes an elektronisch aufbereiteten Sprachkorpora werden hierbei Umgestaltungen vorgenommen, die tief in die objekt- und metasprachliche Struktur der Grammatik eingreifen und so (bisweilen auch zum ersten Mal) mit lange fortgeführten textuellen Überlieferungslinien brechen. In diesem Zusammenhang wird explizit darauf geachtet, die gesprochene Sprache stärker zu repräsentieren und das Spektrum der dargestellten Varietäten gerade im Substandardbereich zu verbreitern. Treibende Kraft hinter den methodisch-grammatikographischen Veränderungen der siebten Auflage scheint somit insgesamt eine neue Vorsicht des Textes gegenüber allzu exkludierenden Normativitätsverständnissen zu sein (vgl. Zifonun 2009), was die Duden-Grammatiken am Ende des Untersuchungszeitraumes konzeptionell teilweise wieder in die Nähe ihrer Neuanfänge aus den 50er und 60er Jahren rückt. Der Blick auf die Genese der Duden-Grammatik als Einzeltext kann demzufolge auch als Beispiel für die intratextuell ausagierte, dialektische Beziehung von Normativität und Deskriptivität gelesen werden.

Auswirkung dieses Spannungsverhältnisses lassen sich hierbei auch anhand einzelner metasprachlicher Kernkonzepte des Dudens nachvollziehen – u.a. anhand des Begriffes der Standardsprachlichkeit bzw. seiner unmittelbaren Vorläufer. So wird die sozio-expressive Kategorie der (polyvalent gedachten) Schriftsprache wohl aufgrund ihrer diamedialen Implikationen in Auflage zwei der Duden-Grammatik (1966) konsequent durch die Bezeichnung Hochsprache ersetzt und damit auf den ersten Blick dem differenzierteren Varietätenmodell eines neuen, ausführlicheren Vorwortes angeglichen. Auf den zweiten Blick jedoch zeigt sich, dass mit den terminologischen Ersetzungen keine wirklichen inhaltlichen Neubewertungen einhergehen: Alte Verbindungen von objektsprachlichem Material und altem/neuen Label sowie der metasprachliche Kontext bleiben von den Änderungen weitestgehend unberührt, der Marker *HOCHSPRACHE* bleibt im Grunde von den Grenzen seines Vorgängerbegriffes determiniert. Gleiches lässt sich auch noch für eine zweite Substitutionswelle im Übergang zur vierten Auflage der Grammatik konstatieren, im Rahmen derer die Zuschreibungen zur *HOCHSPRACHE* (nun vermutlich aufgrund unerwünschter diastratischer Konnotationen des Begriffes) ihrerseits getilgt und durch die neue Markierung *STANDARDSPRACHE* ersetzt werden. Auch hier handelt es sich offenbar nur um einen Tausch der Benennung, wobei der Rest der entsprechenden Passagen meist identisch bleibt und so die tradierten Verknüpfungen aufrechterhalten werden. Als Konsequenz arbeitet die Duden-Grammatik semantisch-extensional betrachtet demnach mindestens bis 1998, d.h. über vier Jahrzehnte hinweg, mit einem Begriff von Standardsprachlichkeit, der in seinem Kern noch im Schriftsprachebegriff der ersten Nachkriegsauflage verhaftet ist. Dies mag eine Ursache dafür sein, warum es für Phänomene der gesprochenen Sprache lange Zeit und insbesondere in den Phasen, in denen die Duden-Grammatik normativen Überlegungen größeren Raum lässt, äußerst schwer ist, in den Kanon der beschriebenen Gegenstände aufgenommen zu werden. Eine Öffnung in diese Richtung wird durch die Persistenz von Metasprache-Objektsprache-Strukturen gewissermaßen verhindert. Erst der zweite Umbruch (2005) führt an dieser Stelle zu einer großflächigen Veränderung der Verhältnisse, wobei die Neubewertung und Neuverknüpfung von *STANDARDSPRACHE*-Markern sicherlich

nicht zufällig mit einer (Re-)Aktivierung des Schriftsprache-Begriffes unter konsequent diamedialen (d.h. nicht-polyvalenten) Vorzeichen sowie einer Art grammatikographischer Neuentdeckung der gesprochenen Sprache einhergehen. Beide Prozesse können als Begleit-effekte einer Reformulierung des Deskriptivitätsanspruchs vor dem Hintergrund „modernster elektronischer Suchmöglichkeiten“ (Duden 2005: 6) verstanden werden.

Dabei präsentiert sich die Duden-Grammatik nicht als geschlossenes System, sondern nimmt (wie ein Großteil der betrachteten Texte) über explizite und/oder implizite Bezüge Anteil am grammatikographischen Diskurs der jeweiligen Zeit. Sie tut dies (erstens) als Phänotext, indem sie Material aus anderen Werken aufgreift und in die eigenen Argumentationsstränge integriert. Aus disziplingeschichtlicher Perspektive sollte hier insbesondere die große textuelle Nähe der ersten Nachkriegsausgabe der Duden-Grammatik zu Curmes *German Grammar and Usage* von Interesse sein: Die englischsprachige germanistische Forschung scheint an einem Scheidepunkt der deutschen Grammatikographie offenbar bedeutsamen Einfluss auf deren Gegenstandsrepertoire zu nehmen und insbesondere den Bestand an objektsprachlichen Beispielen nachhaltig zu prägen. Da dies in Form impliziter Relationen, d.h. ohne entsprechende Verweise auf Curmes Publikation geschieht, konnte diesem Aspekt deutscher Grammatikgeschichte bisher kaum Rechnung getragen werden. Abnehmende Ähnlichkeitskoeffizienten in Bezug auf die in den Texten verarbeiteten Zweifelsfälle deuten darüber hinaus darauf hin, dass der mutmaßlich direkte Kontakt mit Curme wohl auf die erste Duden-Auflage beschränkt sein dürfte und im Laufe der weiteren Textgenese nicht mehr intensiviert wird. Nichtsdestotrotz werden einmal vom Duden inkorporierte Inhalte auch bis in jüngste Auflagen hinein weitertradiert oder einzeltext-transzendierend an andere Grammatiken des Deutschen weitergegeben.

Des Weiteren fungiert die Duden-Grammatik in der Diskursgemeinschaft der Grammatiker (vgl. Kapitel 3.2.5) nämlich (zweitens) als häufig herangezogener Referenztext, wird also ihrerseits zum Startpunkt von Verweisstrukturen. Einschlägige Beispiele hierfür lassen sich unter anderem aus Vergleichen der Duden-Grammatik mit den Auflagen von *Hammer's Grammar and Usage* ableiten, wobei die geführten Analysen einen potenziell mehrstufigen Medialisierungsprozess offenlegen, der von expliziter Kennzeichnung über die Löschung sekundärer und primärer Zitatstrukturen bis hin zur markierungslosen Weitergabe von Sprachmaterial reicht. Die klare Tendenz zur Absorption bzw. zur Tilgung von Fremdheitsmerkmalen, die die Hammer-Grammatik in Relation zu Duden an den Tag legt, ist damit dem Umgang des Dudens mit seinen mutmaßlichen Vorläufertexten sehr ähnlich und sehr wahrscheinlich ein elementares Charakteristikum von Grammatikschreibung.

Vor diesem Hintergrund scheint es deshalb ratsam, den mittels Grammatikschriften fassbaren Kodex des Deutschen nicht nur als Menge von diskreten Schrifterzeugnissen, sondern komplementär dazu auch als Informationskontinuum zu begreifen, das sich weniger an den Grenzen von Trägertexten als vielmehr an den ‚vagabundierenden‘ Inhalten bemessen lässt, die es durchdringen und konstituieren. Ebenso wie die beiden bisher vorgestellten Analyseschritte ist deshalb auch das nachfolgende Kapitel, das sich mit der Dispersion von spezifischen meta- und objektsprachlichen Informationseinheiten im Korpus beschäftigt wird, als ‚Kodexanalyse‘ zu verstehen, selbst wenn Verweisrelationen zwischen Einzeltexten in ihm keine größere Rolle spielen.

5.3 Analysefokus Einzelphänomene

Zum Abschluss dieser Arbeit sollen die Untersuchungsebenen der variationslinguistischen Gegenstände und der metasprachlichen Informationen noch einmal exemplarisch unter einer kleinen Auswahl möglicher Fragestellungen vereint werden, in deren Zentrum primär nicht die Makroperspektive des Gesamtkorpus (Kapitel 5.1) oder die Mesoperspektive einzelner Publikationen (Kapitel 5.2) stehen werden, sondern die Mikroebene der flexionsmorphologischen Einzelphänomene. Wurde im Rahmen der Einleitung versprochen, hiermit schließe sich der Gedankenkreis, der zu Beginn der Darstellungen ausgehend von den Varianten über sozio-expressive Informationen hin zum Kodex geführt hat, ist dies insofern zu relativieren, als dass es genau genommen nicht allein um ein Zurückkehren an den Ausgangspunkt der Überlegungen gehen wird, sondern vielmehr um das Kombinieren des bis hierhin Besprochenen: Die drei im Folgenden herangezogenen Problemfelder wurden so gewählt, dass sie einerseits zwar Entwicklungslinien in der Selektion und Markierung einer fest umrissenen Gruppe von Konkurrenzformen repräsentieren, darüber hinaus aber auch ein Licht auf größere, konzeptuelle Prinzipien von Grammatikschreibung im Allgemeinen werfen.

- Kapitel 5.3.1 setzt sich mit detektierten Varianten und Markierungen für verschiedene Flexionsformen des Lexems *backen* auseinander³⁹⁰ und soll auf diesem Wege noch einmal das Konzept einer ‚Eigenzeit des grammatikographischen Textes‘ illustrieren.
- Kapitel 5.3.2 ordnet die Ergebnisse des vorangehenden Teilkapitels in den größeren Zusammenhang der starken und schwachen Präteritalflexion ein, um hierauf aufbauend eine mögliche Erklärung für übergreifende Varianten-Präferenzen der Grammatiken herauszuarbeiten.
- Kapitel 5.3.3 erweitert noch einmal den Fokus der Schwankungsfälle zwischen starker und schwacher Konjugation und legt das Augenmerk schließlich auf semantische Disambiguierungsmechanismen, d.h. die Frage, wie vielschichtig die Texte zur Unterscheidung von Konkurrenzformen argumentieren.

Als Datenbasis empfehlen sich die genannten Themenbereiche aus der Verbalmorphologie nicht zuletzt deswegen, weil sie sowohl die am häufigsten thematisierten Lexeme des Korpus (*senden*, *wenden*, *backen*) als auch vier der acht am stärksten kanonisierten Varianzfälle (Prät: *_(e)te* vs. *_a_te*, Part II: *_(e)t* vs. *_a_t*, Prät: *_(e)te* vs. *_u:_*, Part II: *_(e)n* vs. *_(e)t*) umfassen (vgl. Kapitel 5.1.2.3). Auf diese Weise konnte zumindest sichergestellt werden, dass sich eine möglichst große Anzahl der Korpustexte zu den entsprechenden Flexionsproblemen äußern, sich also eine größtmögliche Zahl der untersuchten Grammatiken auch in den Resultaten wiederfindet. Darüber hinaus repräsentiert das Gebiet der verbalen Schwankungsfälle zwischen stark und schwach auch außerhalb des Korpus ein relativ populäres Betätigungsfeld der Zweifelsfallforschung³⁹¹ und bietet entsprechend viele

³⁹⁰ Das Kapitel versteht sich damit auch als Ergänzung der Untersuchungen McLellands (2012, 2015), die die Entwicklung der Flexion von *backen* in zehn ausgewählten DaF- und DaM-Grammatiken aus den Jahren 1803 bis 2002 nachzeichnet (darunter Editionen der Werke von Rowlinson, Borgert/Nyhan und Hammer/Durrell sowie der Duden-Grammatik).

³⁹¹ Vgl. u.a. die Arbeiten von Aldenhoff (1961), Faust (1980), Dammers et al. (1988), Bittner (1996), Köpcke (1999), Dammel (2011) und Nowak (2013).

Anknüpfungspunkte, um eine Brücke zwischen sprachgebrauchsbasierter Variationslinguistik und metatextuell orientierter Kodexforschung zu schlagen.

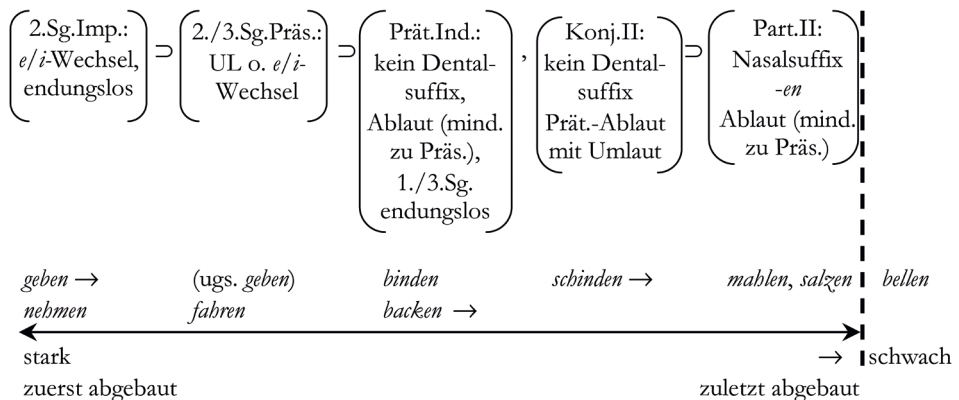
5.3.1 Aspekt I: ‚Eigenzeit‘ und ‚Eigenort‘

Das Lexem *backen* ist mit vier verschiedenen Zweifelsfällen im Korpus vertreten, die sich alle mit einem **Wechsel zwischen schwacher und starker Verbflexion** in Verbindung bringen lassen:

- 2./3. Person Singular Präsens: *back(s)t* vs. *bäck(s)t*
- Präteritum: *backte* vs. *buk* (hierunter subsumiert auch die übrigen Personalformen dieses Tempus)
- Konjunktiv II: *backte* vs. *büke* (wiederum inklusive aller Personalformen)
- Partizip II: *gebackt* vs. *gebacken*.

Dass Alternanzen zwischen schwacher und starker Konjugation in der vorliegenden Untersuchung nicht als ein einheitlicher Informationskomplex aufgenommen, sondern in verschiedene Tempus- und Modusstufen aufgespaltet werden, hängt damit zusammen, dass auch die Grammatiken in dieser Frage sehr häufig differenzieren und beispielsweise die Partizipform in der Frage schwach vs. stark anders behandeln als die 2./3. Person Singular Präsens usw. (vgl. Kapitel 4.2.1.2). Dies entspricht im Übrigen den einschlägigen Schematisierungsversuchen für Konjugationsklassenwechsel (vgl. vor allem Bittner 1996 und Dammal 2011), die gemeinhin ebenfalls von einem graduellen Abbau – bzw. unter Umständen auch Aufbau – starker Merkmale ausgehen und die entsprechenden Einzelschritte in Form einer durch Implikationen bestimmten Hierarchie konzeptualisieren:

Abbildung 106: Modifizierte Implikationskala starker Verben.

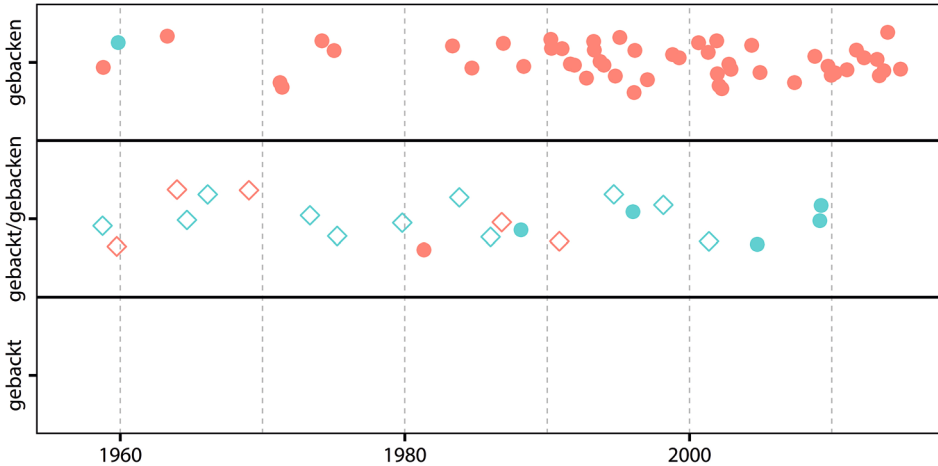


Quelle: Dammal (2011: 197) nach Bittner (1996).

Folgt man Dammals Klassifikationsvorschlag für *backen*, befindet sich das Verb auf dem Weg vom starken zum schwachen Verb und dort gerade auf der Etappe des Schwankens zwischen starken und schwachen Präteritalformen. Es hat gemäß der prototypischen Folge struktureller Implikationen den Umlaut in der 2./3. Person Singular Präsens also tendenziell

abgelegt und konserviert demgegenüber noch starke Formen im Konjunktiv II und Partizip II. Entspricht diese Verortung den Darstellungen in den untersuchten Grammatiken?

Abbildung 107: Thematisierte Partizip II-Varianten des Lexems *backen* in den Korpus-texten. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige. ● = Thematisierung ohne semantische Subdifferenzierung; ◇ = Thematisierung mit semantischer Subdifferenzierung.



Quelle: Eigene Darstellung.

Zur Beantwortung dieser Frage bietet es sich an, Dammels Schema Stück für Stück abzuschreiten und mit den Aussagen der Korpus-texte zur **zweiten Partizipialform** von *backen* (Abbildung 107) zu beginnen: Besonders in einem Großteil der jüngeren englischsprachigen Beiträge spielt die schwache Partizipvariante keine Rolle, aufgeführt wird in den Argumentationen zumeist nur die Form *gebacken*. Texte, die sich hierzu konträr verhalten und nur auf die schwache Form konzentrieren, finden sich unter den betrachteten Werken nicht. Daneben gibt es aber vor allem in den ersten drei Vierteln des Untersuchungszeitraums in beiden Teilkorpora Grammatiken (darunter zentrale Größen des Grammatiknetzes wie die ersten sechs Duden-Auflagen sowie Engel und Curme), die beide Formen in ihre Darstellungen integrieren, d.h. neben *gebacken* auch *gebackt* verhandeln. Dies geschieht jedoch meist unter den Vorzeichen einer semantischen Subdifferenzierung, wobei stets zwischen den beiden Bedeutungsbereichen ‚durch Hitze garen‘ (starke Flexion) und ‚(zusammen)kleben‘ (schwache Flexion) unterschieden wird³⁹²:

Some verbs have a different meaning when they follow either the weak or the strong conjugation. Some of these verbs are:

<i>backen</i> (<i>bäckt</i>)	<i>backte/buk</i>	<i>gebacken</i> to bake
<i>backen</i> (<i>backt</i>)	<i>backte</i>	<i>gebackt</i> to cling, adhere, cake

³⁹² Die zweite Bedeutung stammt hierbei vornehmlich aus dem niederdeutschen Raum, vgl. dazu einen entsprechenden Beitrag von Goltz in der Welt-Kolumne *Plattwort*: „Wie im Hochdeutschen bezieht sich backen zunächst auf die Herstellung von Brot oder Kuchen. Daraus hat sich im Plattdeutschen mit ‚kleben, haften‘ eine zweite Bedeutung entwickelt – backen oder backsen nehmen den Zustand des Teigs auf, der zunächst backig, backerig oder backsig ist und sich während des Backens verfestigt“ (Goltz 2019).

*Das Brot wird im Backofen **gebacken**.*

*Der Schnee ist an meinem Ski fest**gebackt**.* (Lederer 1969: 68; Hervorhebungen im Original)

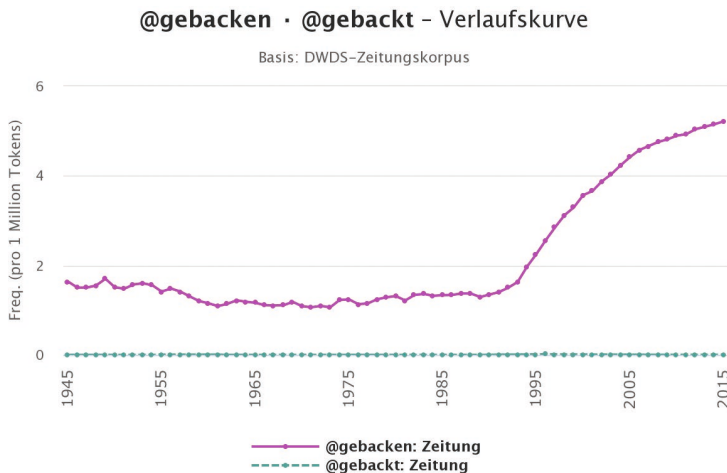
Passagen, die diese Bedeutungsunterscheidung nicht vollziehen und dennoch beide Formalternativen thematisieren, finden sich bei Hammond (1981) und Engel (1988 bis 2009), sind insgesamt gesehen für das Untersuchungskorpus aber untypisch. Interpretationsabhängig ist die Lage in den Duden-Auflagen nach der Jahrtausendwende: Zwar wird *backen* hier ausdrücklich aus den Fällen mit semantischer Differenzierung ausgenommen – was für sich gesehen schon bemerkenswert ist, da die Duden-Grammatik diesen Unterschied zuvor über Jahrzehnte hinweg an alle ihre Neubearbeitungen weitergegeben hat. Zugleich wird die schwache Partizipform im Text aber nicht mehr explizit als Alternative geführt, sondern lässt sich nur noch aus dem Kontext und dem Gebrauch des relativen Frequenzmarkers „wird bevorzugt“ (für die Analysen dem Markertyp *VORGEZOGEN* zugeordnet) erschließen:

Andere ursprünglich starke Verben können im Präteritum und eventuell auch im Partizip II schwach konjugiert werden. [...] Bei *backen, melken, stieben, sieden* wird die starke Form des Partizips II (*gebacken, gemolken, gestoben, gesotten*) bevorzugt, während starke und schwache Formen im Präteritum sich eher die Waage halten.

Darüber hinaus gibt es stark-schwache Verbpaare, bei denen der Konjugationsunterschied mit einem Bedeutungsunterschied einhergeht. (Duden 2009: 454)

In die vom Duden zusätzlich angebotenen tabellarischen Übersichten zur Verbflexion wird die alternative Partizipialform (im Gegensatz zu konkurrierenden Präterital- und Konjunktiv II-Formen) indes nicht aufgenommen.

Abbildung 108: Wortverlaufskurve für die Formen *gebackt* und *gebacken* im DWDS-Zeitungskorpus.



Quelle: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) [zuletzt aufgerufen am 13.04.2022].

Abgesehen von wenigen Ausnahmen verhalten sich die Texte des Korpus in Hinblick auf die Partizipformen von *backen* damit weitestgehend so, wie man es gemäß Dammels Beobachtungen zum Stand der deutschen Gegenwartssprache erwarten würde: Zumindest in Bezug auf die nicht regionalsprachlich konnotierte Kernbedeutung ‚durch Hitze garen‘ wird

zur Bildung des Partizips nahezu ausschließlich auf starke Formen verwiesen, schwache Formen werden hingegen in der Regel nur dann aufgenommen, wenn sie durch Angabe zusätzlicher Bedeutungskomponenten von der Konkurrenz mit starken Formen ausgenommen sind.

Insofern sie die starke Partizip II-Form relativ klar präferieren, decken sich die Grammatiken in ihren Angaben außerdem sowohl mit Befunden diachron orientierter Referenzkorpora (etwa des DWDS-Zeitungskorpus, Abbildung 108) als auch mit den Resultaten der eher synchron ausgerichteten areallinguistischen Erhebungen im Projekt Variantengrammatik des Standarddeutschen (Dürscheid et al. 2018f.)³⁹³, wo die Variante *gebackt* (unabhängig von ihrer semantischen Ausrichtung) jeweils im Prinzip nicht in Erscheinung tritt. Die im Rahmen der vorliegenden Arbeit analysierten Grammatiken und der (schriftsprachliche bzw. noch genauer: zeitungssprachliche) Usus verhalten sich hier also im Grunde parallel zueinander.

Eine deutliche Verschiebung dieser Verhältnisse lässt sich demgegenüber hinsichtlich der thematisierten **Konjunktiv II-** und **Präteritalformen** registrieren: Hier treten im Gegensatz zum Partizip II durchaus Texte auf, die nur auf schwache Flexionsformen verweisen – Publikationen dieser Art sind insgesamt sogar statistisch häufiger als solche, die nur starke Formen nennen (Abbildung 109). Bei den Präteritalformen scheint darüber hinaus auch die zeitliche Komponente eine Rolle für die Verteilung zu spielen, finden sich ab Mitte der 90er Jahre doch im ganzen Korpus keine Texte mehr, die nur *buk* behandeln, während die Zahl der Texte, die nur *backte* besprechen, ab diesem Zeitpunkt leicht ansteigt. Dagegen lässt sich die Konjunktivvariante *büke* als einzig ausgewählte Form zumindest in wenigen Grammatiken noch gegen Ende des Untersuchungszeitraums nachweisen. Wie auch schon bei der Partizipialflexion stammen übrigens alle Texte, die Präterital- oder Konjunktiv-Varianten einseitig selektieren, aus dem englischsprachigen Part des Korpus (konkret gehören dieser Gruppe beispielsweise die Grammatiken von Ashworth-Fiedler, DeMeritt, Dippmann/Watzinger-Tharp, Donaldson und Reimann an). Man könnte eventuell in Kontrast zum Begriff der variationsaffinen Werke von besonders selektionsaffinen Werken sprechen.

Unter den zahlreichen Publikationen, die jeweils beide Varianten (*backte/buk* bzw. *backte/büke*) verhandeln, finden sich erneut Fälle mit semantischer Subdifferenzierung, diese hat jedoch an dieser Stelle einen etwas anderen Charakter als im Partizip-Kontext³⁹⁴, wie sich exemplarisch aus dem obigen Zitat Lederers oder der folgenden Darstellung der Duden-Grammatik ableiten lässt:

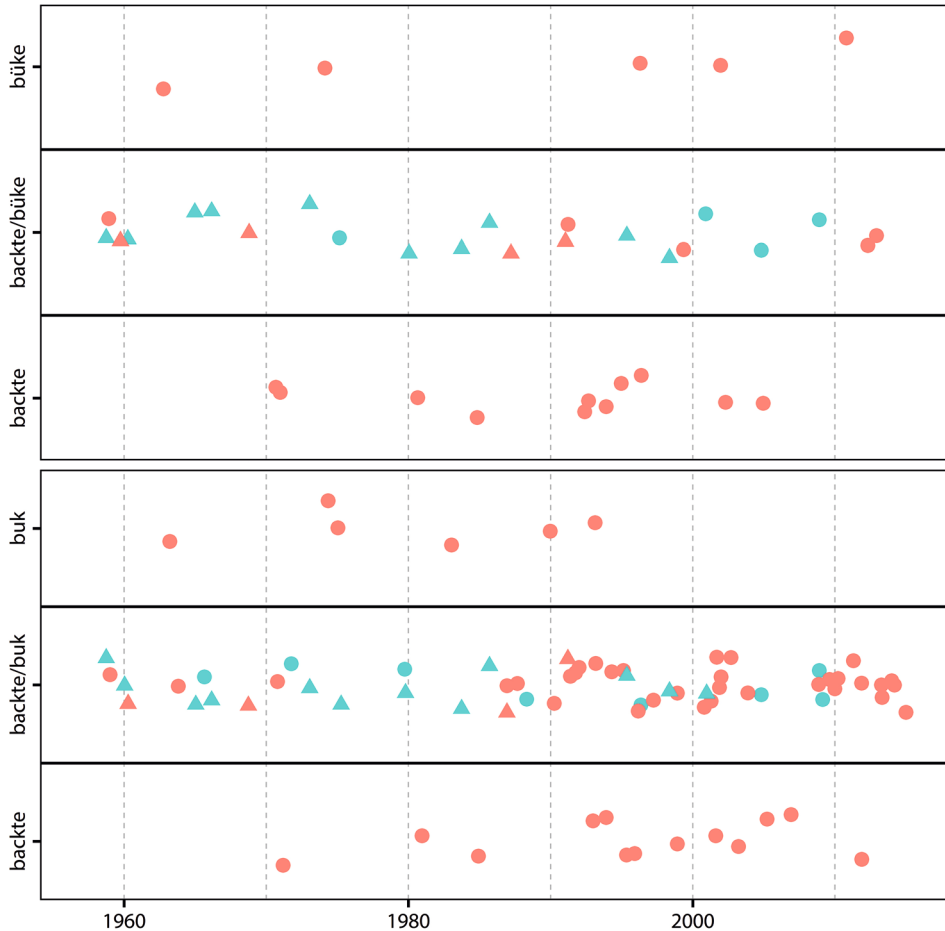
backen ¹ (du bäckst, er bäckt; häufig auch schon: du backst, er backt) [...]	backte (älter: buk [büke])	er hat gebacken
--	-------------------------------	-----------------

¹ In der Bedeutung ‚kleben‘ schwach: Der Schnee backt, backte, hat gebackt. (Duden 1959: 127)

³⁹³ Siehe hierzu die entsprechende Wiki-Seite: <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Backen>.

³⁹⁴ In den Abbildungen zu Konjunktiv II und Präteritum wird semantische Differenzierung deshalb auch von einem anderen Symbol repräsentiert als in der obigen Übersicht zu Partizipvarianten.

Abbildung 109: Thematisierte Konjunktiv II- (oben) und Präteritum-Varianten (unten) des Lexems *backen* in den Korpus-texten. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige. ● = Thematisierung ohne semantische Subdifferenzierung; ▲ = Thematisierung mit semantischer Subdifferenzierung.



Quelle: Eigene Darstellung.

Was hier vorgenommen wird, ist gewissermaßen eine Kombination aus onomasiologischer und semasiologischer Variation: *backen* als potenzielle Einheit wird zwar im Grunde in der gleichen Weise semantisch differenziert wie im Zusammenhang mit dem Partizip II beschrieben – in einem weiteren Schritt werden nun jedoch auf bereits differenzierter Subebene im Präterital- und Konjunktiv II-Bereich Formvarianten angenommen. Im Gegensatz zur Partizipflexion herrscht also keine 1:1-Zuordnung von Semantik und Form, insofern *backte* an beiden Bedeutungsvarianten partizipieren kann und die Bedeutung ‚durch Hitze garen‘ mit jeweils beiden Formvarianten in Relation steht.³⁹⁵ Ähnlich gehen alle Texte

³⁹⁵ Auf diese Weise werden derartige Fälle für das Untersuchungsrastrer dieser Arbeit auch zur Herausforderung, wobei sich die Spannung zwischen Semasiologie und Onomasiologie letztlich nicht zufriedenstellend auflösen

des Korpus vor, die *backen* in verschiedene semantische Linien trennen. Auch die Grammatiken, die von einer semantischen Subdifferenzierung von *backen* ausgehen, stehen somit abseits des Partizips vor dem Problem, mit deskriptiv-semantisch identischen Formen umgehen zu müssen, unterscheiden sich diesbezüglich also gar nicht so sehr von den Grammatiken, die ohne offene Bedeutungs-Spaltung auf beide Varianten eingehen. Interessant ist deshalb, welche Markierungen die Texte mit mehr als einer thematisierten Variante zu Hilfe nehmen, um konkurrierende Formen in Präteritum und Konjunktiv II abseits deskriptiver Semantik zu unterscheiden (Tabelle 44).

Tabelle 44: Markierungen in Texten, die für Konjunktiv II und Präteritum von *backen* mehr als eine Variante thematisieren. Orange: Marker mit diafrequenter Komponente; grün: Marker mit diachronischer Komponente.

Grammatiken	büke	backte
DUD 1959 bis 1998	ALT, (X)	FUßNOTE
DUD 2005 bis 2009	xX	Xx
HBU 1975 und 2001	VERALTET, GEHOBENE SPRACHE	AUCH, (X)
SGR 1960	xX	Xx
SGR 1965 bis 1978	---	MÖGLICH, AUCH, FUßNOTE
BON 1991	---	(X)
BUC 1999	OBSOLETE, xX	Xx
JRG 1959	NOT COMMON, EQUALLY COMMON, xX	EQUALLY COMMON, Xx
HDU 1991	STILTED, RARELY	---
LED 1969	---	ALSO, FUßNOTE
LOK 1987	OBSOLETE, xX	Xx
STP 1960	LESS FREQUENT, xX, (X)	xX
SWC 2012	OR, xX	(BÄCKT!]: xX)
SWI 2013	Xx	OR, xX
Grammatiken	buk	backte
DUD 1959 bis 1973	alt, (X)	FUßNOTE
DUD 1984 bis 1998	alt, xX	NEU, xX, FUßNOTE
DUD 2005 bis 2009	gleich häufig, Xx, xX, (X)	GLEICH HÄUFIG, UND, Xx, xX
ENG 1988 bis 1996	xX	HÄUFIGER, xX
ENG 2009	xX	VORHERRSCHEND, xX
ERB 1966 bis 1980	xX	HÄUFIGER, ZUNEHMEND/TENDENZ ZU, SCHON, xX

(Fortsetzung nächste Seite)

lässt. Im Prinzip kann die Form *buk* (bzw. *büke*) aus Sicht der einzelnen Grammatik als semantisch distinktiv und semasiologisch invariant gelten, insofern sie laut den entsprechenden Grammatiken in Zusammenhang mit nur einer der beiden Bedeutungsalternativen (konkret: *backen* im Sinne von ‚durch Hitze garen‘) auftreten kann. *Backte* indes wäre potenziell mit beiden Bedeutungen verbunden, also semasiologisch variant. In Bezug auf die beiden Bedeutungsalternativen würde so gelten: ‚durch Hitze garen‘ ist onomasiologisch variant, insofern es auf zwei formalen Wegen realisiert werden kann, ‚(zusammen)kleben‘ ist onomasiologisch invariant, da es nur eine formale Realisationsform besitzt. Dies alles gilt aber nur so lange, wie man die beiden Semantiken nicht im Sinne all der Texte, die eine entsprechende Bedeutungstrennung gar nicht erst vornehmen, zu einer Einheit zusammenführt. In diesem Falle wären die Verhältnisse wieder auf eine rein onomasiologische Konkurrenz zwischen *backte* und *buk* (bzw. *büke*) zurückgeführt. Formen wie *backte* in der Bedeutung ‚(zusammen)kleben‘ gehören also zum onomasiologisch definierten Untersuchungsgegenstand der Arbeit, wenn man eine semantisch maximal undifferenzierte Perspektive einnimmt, und sie gehören es zugleich nicht, wenn man einzelnen, differenzierenden Darstellungen der Grammatiken folgt.

Grammatiken	buk	backte
HBU 1975	oder, Xx	SELTEN, AUCH, xX, (X)
HBU 2001	oder, Xx	REGIONALSPRACHLICH, AUCH, xX, (X)
SGR 1960 bis 1978	Xx, xX	HEUTE, UMGANGSSPRACHE, Xx, xX
BRA 1992	or, (X)	---
BON 1991	---	(X)
BUC 1999	obsolete, xX	Xx
CUR 1964	now, xXx [buch: EARLY NEW HIGH GERMAN, Xx]	MORE FREQUENT, NORTHERN GERMAN, OR, X X
DRS 1994 bis 2010	(X)	---
DKL 2015	xX	Xx
EBK 1992	Xx	xX
FEH 2002 bis 2014	OLD, FÜßNOTE	---
GRA 1987 bis 1995	Xx, (X)	xX
GHF 1997 bis 2014	OLD, (X)	---
HDU 1991 bis 1996	LESS FREQUENT, STILL, WRITTEN LANGUAGE, (X)	MORE FREQUENT
HDU 2002 bis 2011	LESS FREQUENT, (X)	MORE FREQUENT
JHN 1971	OR, xX	Xx
JRG 1959	EQUALLY COMMON, Xx, xX	AND, Xx, xX
LED 1969	Xx, xX	MORE FREQUENT, MODERN, Xx, xX
LOK 1987	CURIOUS, CORRECT, OBSOLETE, TRADITIONAL, OR, xX	INCREASING/TEND TO, NOW, NORTHERN GERMAN, Xx
MMH 1988 bis 2009	OLD, (X)	USUAL, NOW
REI 2001	xX	Xx
RUS 2010	xX	Xx
STP 1960	Xx, xX	INCREASING/TEND TO, Xx, xX
STS 2002 bis 2013	---	(X)
SWC 2012	Xx	OR, xX
SWI 2013	Xx	OR, xX
TEB 2001	xX	Xx
WIG 1993	ARCHAIC, xX, (X)	Xx

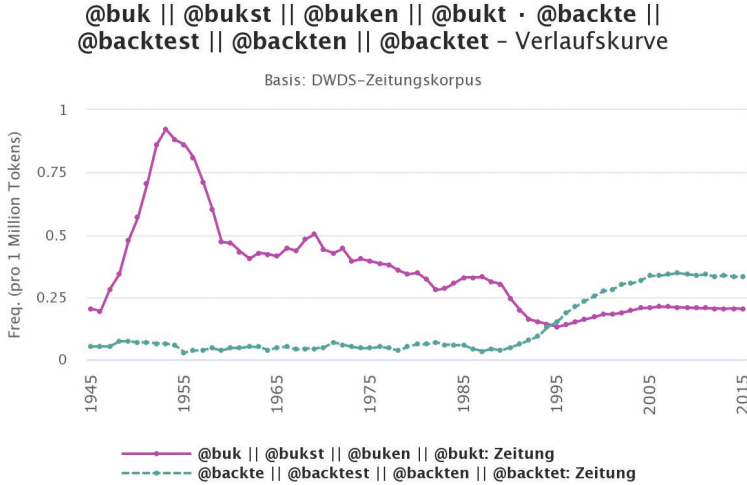
Quelle: Eigene Darstellung.

Von Relevanz für die Grammatiken sind zum einen diafrequente Urteile, was angesichts der allgemeinen Häufigkeit von Frequenzangaben (vgl. Kapitel 5.1.3.1) weniger überrascht. Auch wenn die Texte sich in diesem Kontext nicht vollends einig sind, lässt sich festhalten, dass es vor allem schwache Formen sind, mit denen eine höhere Auftretenswahrscheinlichkeit (*HÄUFIGER*, *VORHERRSCHEND*, *MORE FREQUENT*, *USUAL*) verbunden wird. Zum anderen sind auch diachronische Zuordnungen von Gewicht, wobei schwache Formen im Allgemeinen eher als gegenwartssprachlich, starke Formen eher als *ALT* bzw. *VERALTET* beschrieben werden. Die generelle Tendenz zur Auszeichnung schwacher Formen von *backen* als aktueller und frequenter scheint dabei im Einklang mit der Beobachtung zu stehen, dass diese in den Korpus-texten auch häufiger alleine auftreten als starke (s.o.).³⁹⁶ Insgesamt scheint sich damit für die Konkurrenzformen *backte* vs. *buk* und *backte* vs. *büke* eine Verlagerung in Richtung schwacher Konjugation anzudeuten, die darüber hinaus im Präteritum zeitlich etwas klarer gegliedert ist als im Konjunktiv II. Dies korrespondiert abermals mit den Annahmen Dammels, die *backen* im Bereich des Wechsels von starken zu schwachen

³⁹⁶ Dass dieser Befund für das Korpus jedoch nicht unbedingt typisch ist, wird in Kapitel 5.3.2 erläutert.

Präteritalformen verortet und erste Anzeichen für eine Weiterentwicklung in Richtung schwacher Konjunktiv II-Formen registriert.

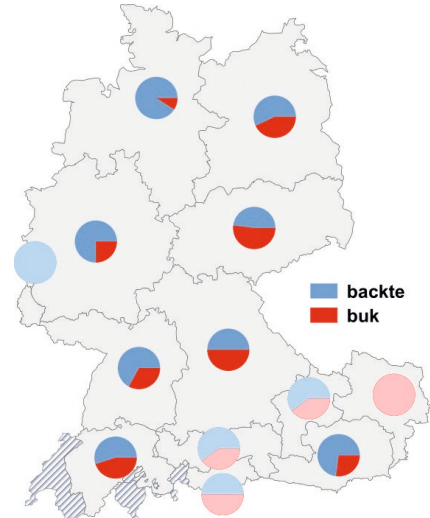
Abbildung 110: Wortverlaufskurve für die Formen *buk(st/en/t)* und *backte(st/n/t)* im DWDS-Zeitungskorpus.



Quelle: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) [zuletzt aufgerufen am 13.04.2022].

Zieht man zum Vergleich wieder die Daten aus dem DWDS-Zeitungskorpus zurate, erweisen sich die Darstellungen in den Grammatiken in diesem Punkt als verhältnismäßig progressiv, scheinen Einzelwerke den sich abzeichnenden Wandel von schwachen zu starken Präteritalformen³⁹⁷ (Abbildung 110) doch zum Teil äußerst schnell aufzunehmen und starke Formen mitunter schon zu einem Zeitpunkt zu exkludieren, zu dem die Verhältnisse sich noch in der Schwebelage befinden bzw. im Usus keine ähnlich eindeutigen Präferenzen zu detektieren sind. Auch Kubczak (2016: 26) kommt auf Basis von DeReKo- und Google-Suchen zum Ergebnis, dass „[d]ie Formen *buk/buken* im heutigen geschriebenen Deutsch noch lebendig“ seien und dies sowohl in literarischen als auch umgangssprachlich-schriftsprachlichen Kontexten. Die, wie angesprochen, nicht vor dem Hintergrund diachronischer Fragestellungen entwickelte Variantengrammatik hingegen deckt im Großen und Ganzen die Aussagen

Abbildung 111: Relative Auftretenshäufigkeit der Formen *backte* und *buk* gemäß Dürscheid et al. (2018f.).

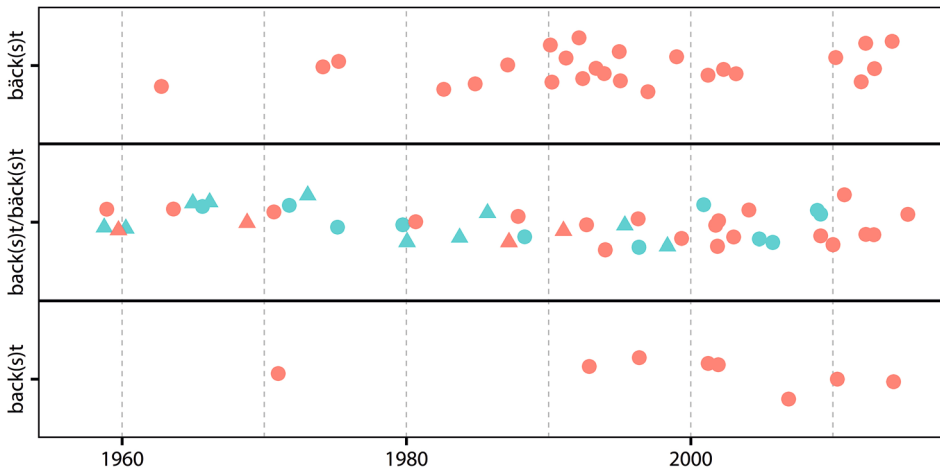


Quelle: Variantengrammatik des Standarddeutschen [zuletzt aufgerufen am 13.04.2022].

³⁹⁷ Dabei muss jedoch beachtet werden, dass die schwachen Formen vor dem Hintergrund der gestellten Suchanfrage synkretistisch auch für die Konjunktivformen stehen können.

der Grammatiken zur Prävalenz der schwachen Formen und verweist in diesem Kontext zusätzlich auf areale Häufigkeitsdifferenzen (Abbildung 111), wobei *buk* in den östlichen bzw. südöstlichen Teilen der Bundesrepublik sowie in der Schweiz nahezu gleichhäufig mit *backte* auftritt. Unter den Texten des Untersuchungskorpus sind es indes nur die Grammatiken von Curme und Helbig/Buscha (2011), die auf diatopische Tendenzen der beiden Formen auch jenseits semantischer Subdifferenzierung hinweisen, Lockwood zieht den Marker *NORTHERN GERMAN* derweil primär deshalb heran, um die beiden Bedeutungen zu verortet.³⁹⁸

Abbildung 112: Thematisierte Varianten für die 2./3. Person Singular Präsens des Lexems *backen* in den Korpus-texten. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige. ● = Thematisierung ohne semantische Subdifferenzierung; ▲ = Thematisierung mit semantischer Subdifferenzierung.



Quelle: Eigene Darstellung.

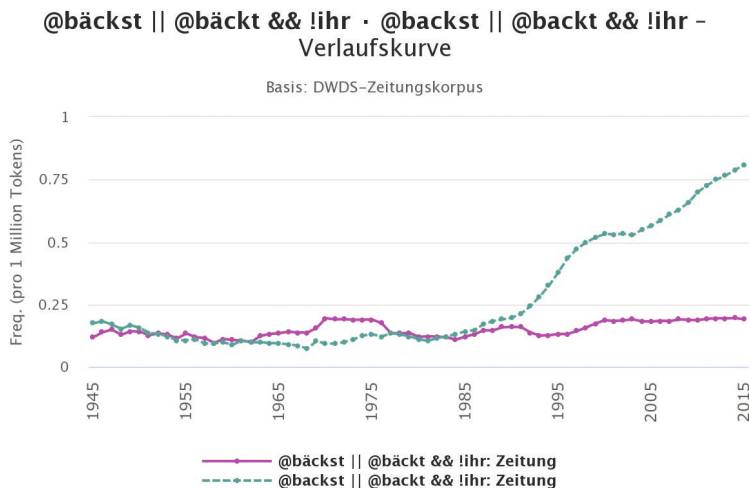
Abhängig von den zurate gezogenen Referenzdaten verhalten sich Grammatiken und schriftsprachlicher Sprachusus hier somit mehr oder weniger asynchron zueinander, wobei die metasprachlichen Texte zumindest in Vergleich zu den Werten des DWDS-Zeitungskorpus eine Entwicklungsphase zu beschreiben scheinen, die sich im dort verzeichneten Gebrauch noch nicht in der gleichen Stärke abzeichnet.

Wieder anders stellen sich die Verhältnisse auf dem Gebiet der **Präsensformen** dar: Einzelnennungen der Variante *back(s)t*, wie sie nach Dammels bzw. Bittners Implikationshierarchie eigentlich in größerer Zahl zu erwarten wären, da das Verschwinden des Umlauts dort als erste Phase des Konjugationswandels von stark zu schwach verstanden wird, sind in den untersuchten Texten eher die Ausnahme (Abbildung 112). Die größte Gruppe bilden

³⁹⁸ Vgl. Helbig/Buscha (2001: 41): „Der Bäcker *buk* (landschaftlich häufig: *backte*) frisches Brot.“ Curme (1922/1964: 312; Hervorhebungen im Original): „**backen** [...] *to bake*, past tense **büch** (early N.H.G.), now **bük** or perhaps more commonly **backte**, perf. part. **gebachen** (early N.H.G.), now uniformly **gebacken** in this meaning, but in the North where there is a pronounced trend toward the weak forms there is also a weak perf. part. in the derived meaning *to cake, form a rigid mass* [...].“ Lockwood (1987: 93): „We may note, too, that in a special, North German application of the verb *backen* in the sense of ‘cake’, used of compressed snow sticking to the soles of boots, etc., conjugation is already weak throughout.“

auch hier die Texte, die zwei Varianten thematisieren und gegebenenfalls analog zu Präteritum und Konjunktiv II semantisch subdifferenzieren. Daneben konzentrieren sich relativ viele Grammatiken aber auch auf die Einzelvariante *bäck(s)t*, verhalten sich also gewissermaßen konträr zur Implikationsskala, insofern sie explizit eine Form präferieren, deren Abbau angesichts einer wachsenden Akzentverschiebung in Richtung schwacher Präteritalflexion eigentlich bereits fortgeschritten sein müsste. Wiederum sind es ausschließlich englischsprachige Texte des Korpus (genauer gesagt hauptsächlich Texte aus der Gruppe nicht-variationsaffiner Grammatiken nach 1980), die nur eine von beiden Varianten selektieren,³⁹⁹ deutschsprachige Texte sowie die variationsaffineren Publikationen unter den englischsprachigen Grammatiken verhandeln in der Regel beide Flexionsalternativen. Gerade deshalb, weil sie gerne exkludieren, sind die jüngeren Lernergrammatiken an diesen Stelle jedoch besonders interessant: Wenn sie verstärkt auf eventuell didaktisch bedingte Reduktionsverfahren zurückgreifen, könnte zumindest angenommen werden, dass sie jeweils die Form aus dem Fundus der Alternativen auswählen und in ihre Darstellungen integrieren, die sie entweder für die frequenteste oder die nachahmenswerteste halten bzw. der sie eine Kombination dieser beiden Eigenschaften zusprechen.⁴⁰⁰

Abbildung 113: Wortverlaufskurve für die Formen *back(s)t* und *bäck(s)t* im DWDS-Zeitungskorpus.



Quelle: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) [zuletzt aufgerufen am 13.04.2022].

Vergleicht man die von den Grammatiken getroffenen Entscheidungen ein letztes Mal mit Daten des DWDS-Zeitungskorpus (Abbildung 113), ist zu konstatieren, dass die englischsprachigen Texte mit *bäck(s)t* häufig eine Form favorisieren, die in Zeitungstexten im Vergleich mit ihrer nicht umgelauteten Konkurrenzform offenbar ab 1980 zunehmend ins Hintertreffen gerät. Zieht man des Weiteren unterstützend noch einmal die zugehörigen

³⁹⁹ Sie verhalten sich damit im Übrigen auch anders als aktuelle DaM-Schulgrammatiken, die – wie Banhold (2016) zeigt – problematischen Lexemen eher komplett ausweichen als Varianten einseitig zu exkludieren.

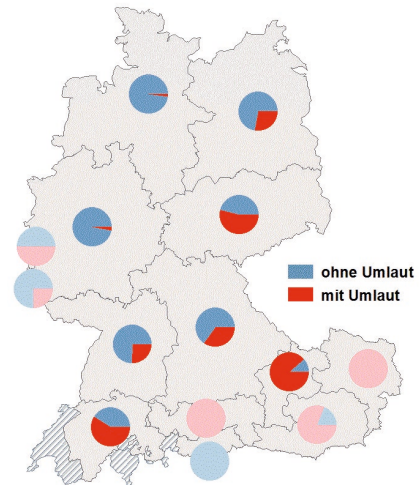
⁴⁰⁰ Darauf, dass Frequenz allein nicht in allen Fällen handlungsleitendes Kriterium der Formenselektion zu sein scheint, wird das nächste Kapitel noch eingehen.

Daten aus der Variantengrammatik zurate (Abbildung 114), spielt für die Verteilung von Umlaut- und Nicht-Umlaut-Formen auch Arealität eine gewichtige Rolle, insofern österreichische und schweizerische Standardvarietäten (sowie die des als D-Mittelost bezeichneten Areals) die *bäck(s)t*-Variante vorziehen, während der Rest des Sprachraums hauptsächlich mit der umlautlosen Variante arbeitet. Nimmt man an, dass die Grammatiken in Bezug die Präteritalflexion von *backen* eher Varietäten aus dem (Nord-)Westen favorisieren, scheinen es hier verstärkt Verhältnisse des südlichen bzw. östlichen Sprachraums zu sein, die sich in ihnen widerspiegeln.

Stützt man sich allein auf die Kontrastfolie der diachronen Daten des DWDS-Zeitungskorpus, erweisen sich die Urteile der Grammatiken wie schon hinsichtlich der Präteritalflexion als asynchron zum zeitungssprachlichen Usus, in diesem Falle aber als etwas konservativer als der detektierte Sprachgebrauch. Dies zeigt sich in schwächerer Form auch in den Markierungen, mit denen Texte, die mehr als eine Variante verhandeln, die einzelnen Formen belegen (Tabelle 45). Die explizite Zuordnung von *bäck(s)t* zur älteren Sprachebene, wie sie analog in Bezug auf *buk* relativ verbreitet war, ist hier nur selten zu beobachten bzw. wird hauptsächlich indirekt durch den Kontrast mit gegenwartsprachlich orientierten Markern (*SCHON*, *HEUTE*, *ZUNEHMEND/TENDENZ ZU*, *NOW*, *INCREASING/TEND TO*) hergestellt, die mit der Konkurrenzvariante *back(s)t* assoziiert werden. Zudem besteht über alle Texte hinweg eine Neigung dazu, die Umlaut-Form in erster Position zu verhandeln bzw. die Nicht-Umlaut-Form einzuklammern, während die Variantenserialisierung sich seitens der Präterital- und Konjunktivformen variabler darstellt. Von einer Dominanz nicht umgelauteter Präsensformen in den Argumentationsstrukturen der Grammatiken, wie sie das Implikationsmodell nach Dammel und Bittner im Prinzip nahelegen würde, kann demnach mit Blick auf die Korpustexte nicht die Rede sein.

An verschiedenen Formen desselben Lexems lassen sich demnach mitunter unterschiedliche Verhältnisse zwischen Grammatikaussagen und dem Status von Sprachwandelprozessen im Sprachgebrauch feststellen. Metasprachliche Zuordnungen können dem Sprachgebrauch ihrer Zeit hierbei relativ genau entsprechen (wie im Falle des Partizips II von *backen*), sie können ihrer Zeit voraus sein (wie im Falle des Präteritums) oder ältere Entwicklungsphasen konservieren (wie in Bezug auf das Präsens *bäckt*). In jedem Fall aber kann ein Abgleich von Varianten- und Markierungserhebungen mit Ususdaten aufzeigen, dass Grammatiken eine Art **textueller Eigenzeit** besitzen, die sie zu einem gewissen Grade autonom von tatsächlichen Wandelerscheinungen macht. Hinzu kommt, dass bei der Frage flexionsmorphologischer Konkurrenzen diachronische und areallinguistische Gegebenheiten interferieren, die angesprochene grammatikographische Eigenzeit also zu einem ge-

Abbildung 114: Relative Auftretenshäufigkeit der Formen *back(s)t* und *bäck(s)t* gemäß Dürscheid et al. (2018f.).



Quelle: Variantengrammatik des Standarddeutschen [zuletzt aufgerufen am 13.04.2022].

wissen Grade auch einen grammatikographischen **Eigenort** implizieren kann, der als Hybridraum die Bedingungen verschiedener diatopischer Einheiten in sich aufzunehmen vermag. Die Frage, in welchem Verhältnis Grammatiken und Usus genau stehen, ist deshalb prinzipiell in vielen Richtungen offen, was jedoch nicht bedeutet, dass Grammatiken in ihrer Grundausrichtung keine Präferenzen haben können. Jenseits von Einzelphänomenen nach solchen übergreifenden Motivationen hinter der Auswahl von Varianten zu suchen, soll Aufgabe der nächsten Teilkapitel sein.

Tabelle 45: Markierungen in Texten, die für die 2./3. Pers. Sing. Präsens von *backen* mehr als eine Variante thematisieren. Orange: Marker mit diafrequenter Komponente; grün: Marker mit diachronischer Komponente.

Grammatiken	bäck(s)t	back(s)t
DUD 1959 bis 1966	---	(X)
DUD 1973	Xx	HÄUFIG, SCHON, AUCH, NEBEN, xX, FUßNOTE
DUD 1984 bis 1998	Xx	HÄUFIG, SCHON, xX, FUßNOTE
DUD 2005 bis 2009	Xx, xX	Xx, xX
ESB 2006	Xx	ZUNEHMEND/TENDENZ ZU, HEUTE, xX
ENG 1988 bis 2009	HÄUFIGER, Xx	xX
ERB 1966 bis 1980	ALT, xX, (X)	ZUNEHMEND/TENDENZ ZU, NEBEN, Xx
HBU 1975	---	AUCH, (X)
HBU 2001	Xx	xX
SGR 1960	Xx	xX
SGR 1965 bis 1978	Xx	MÖGLICH, AUCH, xX, FUßNOTE
BUC 1999	---	ALSO, (X)
CUR 1964	Xx	NOT INFREQUENT, NORTHERN GERMAN, ALSO, xX
DRS 1994 bis 2010	---	(X)
HDU 1991	MORE FREQUENT	LESS FREQUENT, SPOKEN LANGUAGE, (X)
HDU 1996	Xx	SPOKEN LANGUAGE, xX
HDU 2002 bis 2011	MORE FREQUENT	LESS FREQUENT, (X)
HND 1981	xX	Xx
JHN 1971	OR, xX	Xx
MMH 1988 bis 2009	Xx	USUAL, NOW, xX
JRG 1959	MORE FREQUENT, USUAL, Xx	LESS FREQUENT, ALSO, BESIDES, xX, (X)
LED 1969	Xx	ALSO, xX, FUßNOTE
LOK 1987	CORRECT, Xx, xX	PREFERRED, INCREASING/TEND TO, NOW, NORTHERN GERMAN, OR, Xx, xX
ROW 1993	xX	Xx
STS 2002 bis 2013	---	(X)
STP 1960	Xx	xX
SWC	Xx [backte!]: xX]	---

Quelle: Eigene Darstellung.

5.3.2 Aspekt II: Selektionsmechanismen

Bisher haben sich die Darstellungen auf das Wort *backen* konzentriert, dies ist aber nur eines von vielen Verben im Korpus, die zwischen verschiedenen Flexionsformen schwanken. Im Folgenden soll diese stark verengte Perspektive deshalb durch einen Blick auf

konkurrierende Präteritalformen weiterer Lexeme⁴⁰¹ ergänzt werden. In Entsprechung zu *backen* kommen hierfür 75 Verben des Korpus infrage, die zur Bildung ihres Präteritums Formenalternativen **mit Stammvokalwechsel** (im Rahmen dieses Teilkapitels ‚vokalwechselnder‘ Typus, kurz vw, genannt) und **ohne Stammvokalwechsel** (‚vokalkonservierender‘ Typus, vk) aufweisen⁴⁰². Referenzwert für den Vokalstatus sind die jeweiligen Infinitivformen. Beibehaltung des Stammvokals ist dabei zugleich mit dem Einsatz des Dental-suffixes *-te* verbunden, umgekehrt schließt Suffigierung mit *-te* einen Vokalwechsel jedoch nicht aus. Auf die naheliegenden, konventionellen Bezeichnungen ‚stark‘ und ‚schwach‘ wird an dieser Stelle somit verzichtet, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass auf diese Weise zum vw-Typus auch Flexionsformen wie *wandte* und *deuchte* gerechnet werden können.

Akkumuliert man nun alle in der Textsammlung erscheinenden Präteritalvarianten und konzentriert sich zuerst auf die Konstellationen, in denen sowohl vk- als auch vw-Varianten gemeinsam in den Texten erscheinen (d.h. auf Zweifelsfälle), verhalten sich die Daten des Teilbereichs verbaler Präteritalflexion (Abbildung 115) im Großen und Ganzen analog zu den Verhältnissen, wie sie schon mit Blick auf die Gesamtheit aller untersuchten Variationsphänomene zu beobachten waren. Die Statistik zu thematisierten Zweifelsfällen ist hierbei gleichzusetzen mit den jeweils mittleren Strängen in den Scatterplots zu *backen* (vgl. dazu z.B. Abbildung 112), umfasst also die Fälle, in denen Texte sich dafür entscheiden, beide konkurrierenden Variantentypen zu verhandeln.

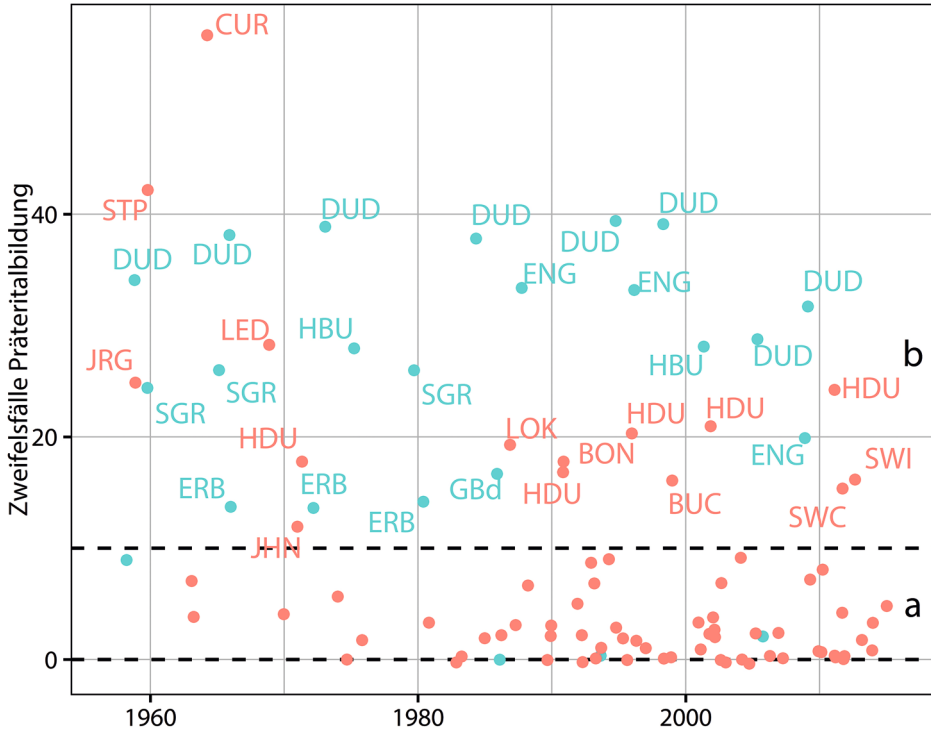
Nach Anzahl thematisierter Zweifelsfälle kann zur groben Orientierung in den Daten ein weiteres Mal zwischen verschiedenen Textgruppen unterschieden werden: Zum einen finden sich im Pool der Grammatiken solche, die bezüglich der Präteritalbildung keinen einzigen Zweifelsfall in ihre Darstellungen integrieren (unterste gestrichelte Linie), hierzu gehören 21 Einzeltexte des Korpus. Oberhalb dieser Schicht der in Hinblick auf die Präteritum-Flexion tatsächlich **variationsaversen Grammatiken** finden sich wiederum die Pendanten zu den bekannten Bereichen der **bedingt variationsaffinen Texte** (Raum a) und der **variationsaffinen Texte im eigentlichen Sinne** (Raum b, angesetzter Schwellenwert: 10 Zweifelsfälle). Eine Sonderstellung nimmt in diesem Zusammenhang die Grammatik von

⁴⁰¹ Die Beschränkung auf die Präteritumbildung erfolgt vor allem aus dem Motiv heraus, Einzelverben in den nachfolgenden Statistiken nur einmal auftreten zu lassen. Würde man den Fokus auf Präsens-, Partizip- und Imperativformen ausweiten, würden manche Lexeme mehrmals in den vorgestellten Daten erscheinen und Interpretationen der Art ‚Werk X thematisiert Y kritische Verben‘ erschweren.

⁴⁰² Konkret sind dies die folgenden 75 Lexeme: *absaugen, abwägen, ansaugen, aussaugen, backen, bedingen, bel-len, bersten, bleichen, brennen, dingen, dreschen, dünken, einladen, einsaugen, emporklimmen, entwenden, erleichen, erklimmen, erküren, erlöschen, erschallen, erwägen, fechten, flechten, fragen, gären, gleißen, gleiten, glimmen, hängen, hauen, heben, keifen, klieben, klimmen, kreischen, küren, laden, lobpreisen, mahlen, melken, pflegen, quellen, reihen, rennen, salzen, saugen, schaffen, schallen, scheinen, scheren, schinden, schleifen, schmelzen, schnauben, schrauben, schwären, schwören, senden, sieden, spalten, speien, speisen, spleißen, stecken, stieben, triefen, verlöschen, verwenden, wägen, weben, wenden, zeihen und zurückschrecken. Ein Wort zum Umgang mit Simplicia und Wortbildungen: Da nicht davon ausgegangen werden kann, dass sich Wortbildungen flexionsmorphologisch uneingeschränkt parallel zu ihren Basen verhalten, wurden auch entsprechende Wortbildungen in die Datenreihen aufgenommen, wenn sie von den Texten explizit im Kontext flexionsmorphologischer Varianten Erwähnung finden.*

Curme ein, die mit insgesamt 56 thematisierten Zweifelsfällen aus dem Bereich vk- vs. vw-Flexion das mit Abstand größte Repertoire an Schwankungsproblemen adressiert.⁴⁰³

Abbildung 115: Anzahl der thematisierten Präteritum-Varianten des Typs vw/vk in den Einzeltexten des Korpus. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken. Aus Übersichtsgründen werden Textkürzel nur bei Zweifelsfall-Werten ≥ 10 (variationsaffine Texte i.e.S.) gesetzt.



Quelle: Eigene Darstellung.

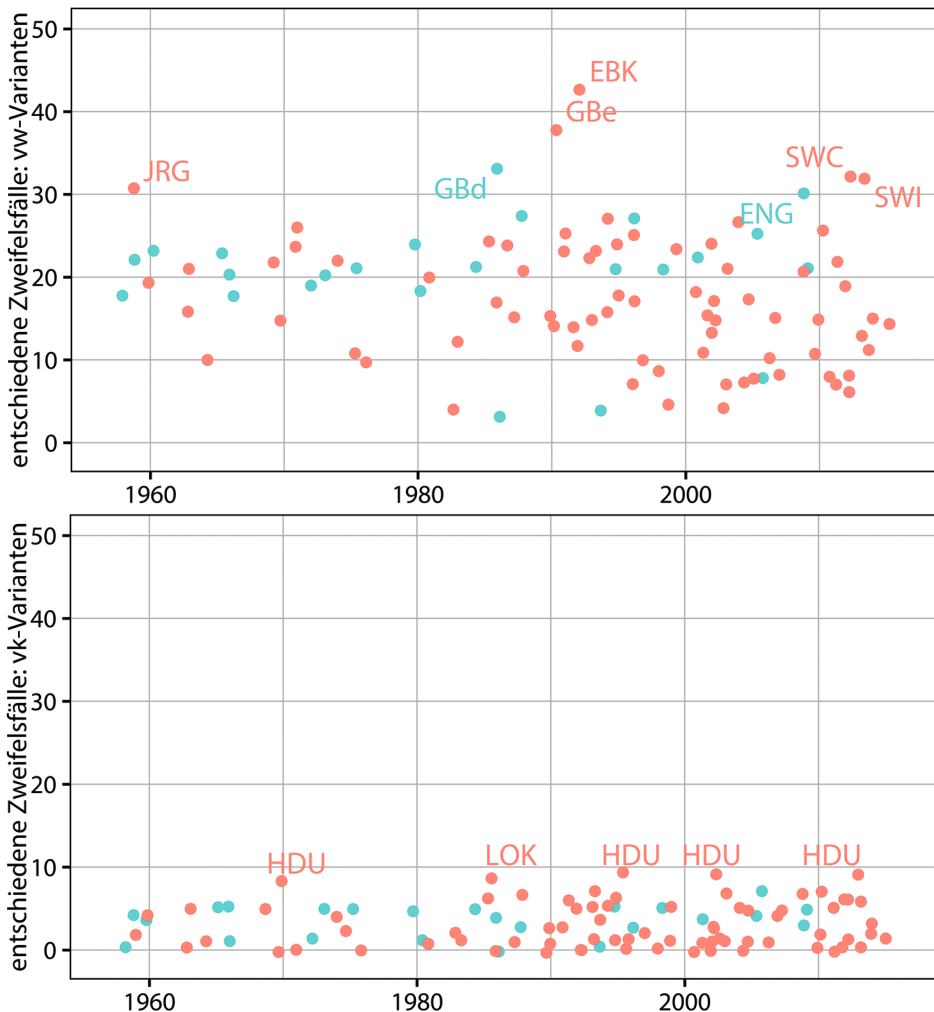
Des Weiteren sind, wie im Umkreis der Analysen zu *backen*, auch die Fälle von Interesse, in denen sich Grammatiken nur auf einen der angebotenen Variantentypen beschränken, also entweder nur vw- oder nur vk-Formen in ihre Darstellungen einbeziehen (Abbildung 116). Es handelt sich hierbei in anderen Worten um die Zahl der entschiedenen potenziellen Zweifelsfälle bzw. der **variantenexkludierenden Formen der Thematisierung**.⁴⁰⁴ In diesem Zusammenhang fällt ein beträchtlicher Frequenz-Unterschied zwischen den beiden Flexionsmustern ins Auge: Die untersuchten Publikationen exkludieren vokalkonservierende Formen viel häufiger als vokalalternierende. Wird nur eine von mehreren möglichen Alternativen in den Text aufgenommen, ist es also mit größerer Wahrscheinlichkeit die vw-Variante. An sich ist dieser Befund womöglich wenig überraschend, wenn

⁴⁰³ Wobei, wie schon mehrfach angemerkt, nur ein Teil der tatsächlich von Curme aufgearbeiteten Varianten in die Untersuchung eingeflossen ist. In Wirklichkeit beinhaltet die Grammatik noch eine Vielzahl weiterer Varianten, Zweifelsfälle und Varianzfälle.

⁴⁰⁴ Zu den Begriffen Inklusion und Exklusion vgl. Banhold (2016) bzw. Kapitel 3.1.3.2.

man davon ausgeht, dass die gegenwartssprachlich produktive, vokalkonservierende Präteritalbildung mit *-te*-Suffix aus Sicht der Grammatiken in der Regel so etwas wie den unmarkierten Normalfall des Präteritums darstellen dürfte, Verben also hauptsächlich dann explizit genannt werden, wenn sie als ‚unregelmäßige‘ Lexeme von diesem Muster abweichen. Während den Texten zur Erläuterung der sehr homogenen vk-Flexion im Grunde ein Beispielverb genügt, werden im Kontext der vk-Flexion meist umfangreiche Listen präsentiert, die das heterogene und schwer voraussagbare Wechselverhalten sehr vieler Verben abbilden.

Abbildung 116: Anzahl der thematisierten Lexeme pro Text, für die nur Präteritum-Varianten des vw-Typs (oben) bzw. vk-Typs (unten) erscheinen. Rot: englischsprachige Grammatiken; blau: deutschsprachige Grammatiken. Texte, die jeweils Höchstwerte aufweisen, werden exemplarisch mit Namenskürzeln versehen.



Quelle: Eigene Darstellung.


Zugleich scheint es jedoch unangebracht, in jedem Fall, in dem ein Text keine der konkurrierenden Varianten anführt, automatisch davon auszugehen, dass das nicht vorhandene Lexem aus Sicht der jeweiligen Werke vokalkonservierend flektiert wird. So weisen einige Grammatiken explizit darauf hin, dass es sich bei ihren Sammlungen ‚unregelmäßiger Verben‘ nicht um erschöpfende Aufzählungen handelt – oft ist beispielsweise in den englischsprachigen Texten davon die Rede, dass nur häufigere Verben besprochen werden (vgl. Hammer 1971: 197, Fehring 2002: 179, Donaldson 2007: 172 u.a.).⁴⁰⁵ Das Problem ist darüber hinaus nicht für alle Verben des Korpus von gleicher Relevanz: Das oben besprochene *backen* ebenso wie *senden*, *wenden*, *schwören* oder *schaffen*, die alle von einem Großteil der Texte ausdrücklich verhandelt werden, lassen hier wenig Raum für Spekulation, während relativ selten auf der Textoberfläche auftauchende Verben wie *erküren* (s.u.) potenziell schwerer zu verorten sind. Da vw-Formen dennoch eine etwas größere Wahrscheinlichkeit haben dürften, in die Texte zu gelangen als vk-Formen, scheint es sicherer, sich lexemübergreifenden Motivationen, die hinter der Auswahl von Varianten stehen könnten, argumentativ eher von Seiten der vw-Formen denn von Seiten der vk-Formen anzunähern. Warum also entscheiden sich Grammatiken für vokalwechselnde Präteritalformen?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es ratsam, nicht nur auf Variantenfrequenzen, sondern auch auf Details im Markierungsverhalten der Texte einzugehen, weshalb es wiederum aus Umfangsgründen nötig wird, eine Auswahl aus dem Fundus der infrage kommenden Verben zu treffen. Ich werde mich deshalb auf die Analyse einiger prominenter Fälle beschränken und orientiere mich dafür an einer von Klein (2018) zusammengestellten Auswahl einschlägiger verbalmorphologischer Schwankungsfälle. Aufgeführt werden dort 29 Verben⁴⁰⁶, von denen sich ein Großteil aus sprachhistorischer Sicht von starken zu schwachen Flexionsformen bewegt, einzelne Lexeme jedoch auch den umgekehrten Weg beschreiten (*fragen*, *schinden*). Des Weiteren ergeben sich einige der verzeichneten Schwankungsfälle auch aus dem Zusammenfall starker und schwacher Verben (*hauen*, *schallen*, *stechen*, *verderben*) sowie aus etwaigem analogischem Ausgleich von Rückumlautformen (*wenden*, *senden*).⁴⁰⁷ Starke Formen sowie nicht-analogisch ausgeglichene Rückumlautformen entsprechen dabei, wie gesagt, der für dieses Kapitel genutzten vw-Kategorie, schwache Formen (bzw. bei möglichen Rückumlautverben: Formen ohne Vokalwechsel) hingegen der vk-Kategorie.

⁴⁰⁵ Dies wiederum ist für viele der Schwankungsfälle in gewisser Weise problematisch, da es „sich hier zum größten Teil um Konzepte [handelt], deren Versprachlichungs- und damit Gebrauchsfrequenz diachron stark abgenommen hat“ (Nübling 2007: 341).

⁴⁰⁶ Konkret sind dies: *backen*, *dreschen*, *dünken*, *erbleichen*, *erküren*, *erschrecken*, *fechten*, *flechten*, *fragen*, *gären*, *glimmen*, *hängen*, *hauen*, *klimmen*, *melken*, *saugen*, *schaffen*, *schallen*, *scheren*, *schinden*, *schwellen*, *schwören*, *senden*, *sieden*, *stecken*, *triefen*, *verderben*, *weben* und *wenden*.

⁴⁰⁷ Vgl. die entsprechenden Einträge in Pfeifer (1993).

Tabelle 46: Thematisierungen schwacher und starker Präteritalformen einschlägiger Verben in den Einzeltexten (ET) und Auflagenfolgen (AF) des Korpus. Vergebene Farben spiegeln die eingeklammerten Prozentwerte (d.h. den Anteil an den Texten, die die Präteritalformen des Lexems behandeln): 0%  100%.

	beide		nur vw		nur vk		keine	
	ET	AF	ET	AF	ET	AF	ET	AF
<i>backen</i>	57 (75%)	30 (71%)	6 (8%)	3 (7%)	13 (17%)	9 (21%)	23	12
<i>dreschen</i>	3 (7%)	2 (11%)	41 (93%)	16 (89%)	0 (0%)	0 (0%)	55	36
<i>dünken</i>	23 (96%)	12 (92%)	1 (4%)	1 (8%)	0 (0%)	0 (0%)	75	41
<i>erbleichen</i>	13 (46%)	10 (71%)	7 (25%)	3 (21%)	8 (29%)	1 (7%)	71	40
<i>erküren</i>	10 (45%)	3 (43%)	12 (55%)	4 (57%)	0 (0%)	0 (0%)	77	47
<i>erschrecken</i>	---	---	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
<i>fechten</i>	2 (4%)	2 (7%)	48 (96%)	26 (93%)	0 (0%)	0 (0%)	49	26
<i>flechten</i>	3 (6%)	3 (12%)	46 (94%)	23 (88%)	0 (0%)	0 (0%)	50	28
<i>fragen</i>	22 (40%)	9 (31%)	1 (2%)	1 (3%)	32 (58%)	19 (66%)	44	25
<i>gären</i>	35 (80%)	15 (65%)	8 (18%)	7 (30%)	1 (2%)	1 (4%)	55	31
<i>glimmen</i>	30 (68%)	13 (62%)	14 (32%)	8 (38%)	0 (0%)	0 (0%)	55	33
<i>hängen</i>	4 (8%)	2 (7%)	6 (12%)	6 (21%)	42 (81%)	20 (71%)	47	26
<i>hauen</i>	36 (65%)	17 (59%)	14 (25%)	9 (31%)	5 (9%)	3 (10%)	44	25
<i>klimmen</i>	27 (64%)	13 (62%)	15 (36%)	8 (38%)	0 (0%)	0 (0%)	57	33
<i>melken</i>	36 (84%)	18 (78%)	1 (2%)	1 (4%)	6 (14%)	4 (17%)	56	31
<i>saugen</i>	38 (76%)	17 (68%)	12 (24%)	8 (32%)	0 (0%)	0 (0%)	49	29
<i>schaffen</i>	50 (66%)	27 (61%)	25 (33%)	16 (36%)	1 (1%)	1 (2%)	23	10
<i>schallen</i>	22 (79%)	10 (63%)	2 (7%)	2 (13%)	4 (14%)	4 (25%)	71	38
<i>scheren</i>	25 (51%)	11 (44%)	24 (49%)	14 (56%)	0 (0%)	0 (0%)	50	29
<i>schinden</i>	14 (40%)	7 (39%)	9 (26%)	5 (28%)	12 (34%)	6 (33%)	64	36
<i>schwellen</i>	---	---	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
<i>schwören</i>	11 (14%)	8 (18%)	68 (86%)	37 (82%)	0 (0%)	0 (0%)	20	9
<i>senden</i>	69 (84%)	38 (81%)	13 (16%)	9 (19%)	0 (0%)	0 (0%)	17	7
<i>sieden</i>	33 (80%)	16 (76%)	7 (17%)	4 (19%)	1 (2%)	1 (5%)	58	33
<i>stecken</i>	35 (73%)	17 (68%)	3 (6%)	3 (12%)	10 (21%)	5 (20%)	51	29
<i>triefen</i>	27 (84%)	11 (69%)	5 (16%)	5 (31%)	0 (0%)	0 (0%)	67	38
<i>verderben</i>	---	---	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
<i>weben</i>	37 (86%)	16 (80%)	6 (14%)	4 (20%)	0 (0%)	0 (0%)	56	34
<i>wenden</i>	63 (78%)	35 (76%)	18 (22%)	11 (24%)	0 (0%)	0 (0%)	18	8

Quelle: Eigene Darstellung.

Von den ausgewählten 29 in der Gegenwartssprache schwankenden Verben finden sich in den ermittelten Korpusdaten 26 wieder, werden gemäß den Prinzipien der Datenerhebung also von mindestens einer Grammatik der Textsammlung mit mehr als einer Präteritalform-Variante verbunden (Tabelle 46).⁴⁰⁸ Zur Erläuterung der Darstellung:

⁴⁰⁸ Nicht vertreten sind *erschrecken*, *schwellen* und *verderben*, was nicht bedeutet, dass die untersuchten Grammatiken sie gar nicht behandeln, sondern nur, dass die Texte entweder (a) stets semantisch subdifferenzieren und sich keine Fälle finden, in denen die konkurrierenden Varianten ohne Bedeutungsunterscheidung nebeneinandergestellt werden, oder (b) das Korpus schlicht keinen Text enthält, der in Bezug auf das Präteritum der Verben mehr als eine Variante verhandelt (vgl. Kapitel 4.2.1).

Vermerkt wurde in der Tabelle jeweils die Zahl der Einzeltexte und Auflagenfolgen, die in Form intentionaler Thematisierung in den Kerntexten, Übungsteilen oder Registern auf beide Varianten eingehen (links), nur das vw- (halblinks) oder vk-Präteritum (halbrechts) oder gar keine der beiden Varianten (rechts) vorstellen. Darüber hinaus wurde als Kennwert zum Abgleich der Befunde noch der relative Prozentsatz der drei positiven Thematisierungstypen (beide, nur vw, nur vk) in Relation zueinander ermittelt, was für das bereits bekannte Beispiel von *backen* bedeutet: 75% der Einzeltexte, die sich (auf welche Art auch immer) mit Präteritalformen zu *backen* auseinandersetzen, besprechen beide Varianten, 8% beschränken sich hingegen auf die Darstellung der stammvokalwechselnden Flexionsalternative; 17% wiederum behandeln nur die Variante, deren Vokal identisch zum Infinitiv ist. Völlig ohne Verweise auf Präteritalformen von *backen* kommen 23 Einzeltexte und 12 Auflagenfolgen aus – wie erläutert ist dies der Graubereich jenseits der Argumentationen, für den keine verlässlichen Angaben gemacht werden können (und der dementsprechend auch nicht in die angegebenen Prozentwerte einfließt).

Vergleicht man die Lexemzahlen der einzelnen Thematisierungsmuster miteinander, ist vor allem auffällig, dass der Umgang der Grammatiken mit präteritalen Flexionsvarianten primär von einer **variationsaffinen Grundhaltung** getragen wird (und dies gilt auch dann, wenn man *erschrecken*, *schwellen* und *verderben* als potenziell exkludierende Lexeme mitrechnet). Die Texte sind im Umgang mit möglichen flexionsmorphologischen Alternativen demnach vor allem darauf ausgerichtet, diese Varianten metasprachlich-argumentativ auf der Textoberfläche zu verhandeln, anstatt Konkurrenzrelationen schon jenseits des jeweiligen Textes auf Basis von Selektionsprozessen aufzulösen. Dies geht im Übrigen so weit, dass beispielsweise den vk-Präteritum-Varianten von *fragen* (d.h. Formen des Musters *fragte*) von immerhin neun Auflagenfolgen auch vw-Konkurrenzformen (Muster *frug*) zur Seite gestellt werden, die – wirft man einen Blick auf Referenzkorpora – im tatsächlichen Sprachgebrauch nahezu nicht auftreten.⁴⁰⁹ Entsprechendes gilt in umgekehrter Stoßrichtung auch für vk-Varianten von *klimmen* (Muster *klimmte*).⁴¹⁰ Insgesamt wird das Verhalten des Korpus in Hinblick auf prominente verbale Schwankungsfälle also eher von Inklusions- als von Exklusionsprozessen beeinflusst.

Wo dennoch exkludiert wird, zeigt sich darüber hinaus aber eine deutliche **Präferenz für die vw-Präteritalbeugung**, was sich ähnlich bereits für die Gesamtheit der Verben (vgl. Abbildung 116) angedeutet hat: Bei etwa zwei Dritteln der von Klein gelisteten Lexeme befassen sich mehr als 20% der Einzeltexte oder Auflagenfolgen, die sie besprechen, nur mit vw-Formen, analoge Tendenzen zu vk-Formen weisen dagegen nur rund ein Viertel der Lexeme auf.

Auf der Suche nach etwaigen Ursachen für die bevorzugte Wahl von vokalwechselnden Flexionsvarianten hilft es, den Prozess der Variantenselektion mit Klein (2018: 205) als eine Form kommunikativen Risikomanagements anzusehen:

⁴⁰⁹ So liefert eine akkumulative Suche nach den Wortformen *frug*, *frugst*, *frugest*, *frugen*, *frugt* und *fruget* im DWDS-Zeitungskorpus für den Zeitraum 1950 bis 2015 nur 39 Treffer. Im drastischen Gegensatz dazu lassen sich für den gleichen Zeitraum zu den Formen *fragte*, *fragtest*, *fragten* und *fragtet* ganze 52050 Belege nachweisen.

⁴¹⁰ Ergebnisse aus dem DWDS-Zeitungskorpus im Zeitraum 1950 bis 2015: *klomm*, *klommst*, *klommest*, *klommen*, *klommt*, *klommet*: 26 Treffer; *klimmte*, *klimmtest*, *klimmten*, *klimmte*: kein Treffer.

Es ist etwas anderes, ob eine starke Form noch gut im Usus verankert ist und lediglich erste schwache Formen auftauchen oder ob sich eine schwache Form schon weitgehend durchgesetzt hat und die starke Form mittlerweile für viele nur noch archaisch bis lächerlich klingt. Man kann die beiden Fälle mit Blick auf die anstehende Entscheidung in Zweifelsfällen daher auch risikothoretisch deuten: Im ersten Fall liegt das kommunikative Risiko eher bei der neuen, schwachen Form; die alte, starke Form verspricht Verlässlichkeit, Solidität und keine große Aufregung. Im zweiten Fall liegt das kommunikative Risiko eher bei der alten, starken Form, die für Zurückgebliebenheit steht, weil sich die neue, schwache Form weitgehend durchgesetzt hat und als neutral zu gelten hat. (Klein 2018: 205)

Um zu eruieren, welche Strategien Grammatiken anwenden, um ‚inadäquate‘ (d.h. risikoreichere) Empfehlungen zu vermeiden, sollte man sich demnach ansehen, welchen diafrequenten (Ist die Form „noch gut im Usus verankert“?) und diachronischen Status (Hat die Form als „archaisch“ zu gelten?) der grammatikographische Diskurs mit den jeweiligen Formen verbindet. Dies soll im Grunde nichts weiter bedeuten als: Welche Einstellung weisen zeitgenössische Texte gegenüber den entsprechenden Phänomenen auf? Bemüht wird der mutmaßlich diskutabile Begriff des grammatikographischen Gesamtdiskurses an dieser Stelle deshalb, weil es gemeinhin nicht die exkludierenden Texte selbst sind (bzw. sein können), die diasystematische Urteile über Varianten fällen, sondern solche Zuordnungen hauptsächlich aus den Texten stammen, die explizit mehrere der Alternativen verhandeln. Angesichts der dichten Verknüpfung der Grammatiktexte untereinander (vgl. Kapitel 5.1.1) erscheint jedoch die Annahme erwägenswert, dass sich in diesen Aussagen Wissensinhalte niederschlagen, die auch außerhalb des sie artikulierenden Einzeltextes kursieren dürften.

Prüft man alle Grammatiken des Korpus also dahingehend, welche der Präteritalformen in ihnen mit Markern verbunden werden, die diese als häufigere, seltenere, ältere oder jüngere Varianten kennzeichnen (Tabelle 47)⁴¹¹, wird deutlich, dass viele der Präteritum-Varianten, für die sich die Grammatiken vermehrt exkludierend entscheiden (farbige Felder links und rechts, vgl. Tabelle 46), im Verhandlungsraum der Texte als ältere Phänomene gelten – so etwa Formen wie *gor*, *glomm*, *drasch/drosch*, *wandte* oder (auf vk-Seite) *schindete*. Dabei können diese älteren Formen in den Grammatiken durchaus auch als frequentere Variante markiert sein (Beispiel *wandte* oder *drasch/drosch*), Alter der Form schließt gegenwartssprachliche Häufigkeit nicht aus.⁴¹² Interessant sind aber vor allem die Fälle, in denen vorgeblich ältere Formen aus Sicht der Texte zwar als seltener gelten, aber

⁴¹¹ Zum Markierungsbereich ‚alt‘ wurden dabei folgende Zuordnungen gerechnet: *ALT*, *VERALTET*, *ALTERNATIVE*, *URSPRÜNGLICH*, *NICHT MEHR* und *NOCH* bzw. *OLD*, *OBSOLETE*, *ARCHAIC*, *ORIGINAL*, *TRADITIONAL*, *EARLY NEW HIGH GERMAN*, *NO LONGER* und *STILL*. Markierungen aus dem Feld ‚jünger‘ sind: *NEU*, *HEUTE*, *MODERN*, *SCHON* bzw. *NEW*, *NOW* und *MODERN*. Für den Bereich ‚häufiger‘ wurden die Markierungen *VORGEZOGEN*, *HÄUFIGER*, *HÄUFIG/OFT*, *VORHERRSCHEND*, *MEIST/FAST IMMER*, *IMMER/NUR* und *PREFERRED*, *MORE FREQUENT*, *FREQUENT/OFTEN*, *PREVAILING* und *ALWAYS/ONLY* herangezogen, für ‚seltener‘ die Markierungen *VERMIEDEN*, *NICHT ÜBLICH*, *SELTEN*, *SELTENER* sowie *NEVER*, *AVOIDED*, *NOT COMMON*, *RARELY/SOMETIMES* und *LESS FREQUENT*.

⁴¹² Inwiefern diese Markierungen der Sprachwirklichkeit entsprechen, ist für den Gedankengang dieses Kapitels im Übrigen nur von untergeordneter Bedeutung, zentraler ist die Frage, welches Bild von Sprachwirklichkeit in den Texten transportiert wird.

dennoch häufiger exklusiv besprochen werden als ihre Konkurrenzformen: So sehen beispielsweise fünf Auflagenfolgen des Korpus das jüngere *glimmte* als frequentere Form an und trotzdem wird es von acht Auflagenfolgen (s.o.) als einzige Präteritalform von *glimmen* geführt (Texte, die sich nur auf die Form *glimmte* beschränken, finden sich im Korpus indes nicht). Gleiches gilt für *triefen* oder *weben*.

Tabelle 47: Auftreten von Verbindungen schwacher und starker Präteritalformen mit Markern des Bedeutungsfeldes ‚alt‘ (a) und ‚neu‘ (¬a) sowie ‚häufiger‘ (h) und ‚seltener‘ (¬h) (Datengrundlage: 54 Auflagenfolgen). Grau hinterlegt ist je Verb der Variantentypus (vw vs. vk) mit den höchsten Werten pro Markerdimension (diachronisch und diafrequent). Markierungen in Gelbtönen samt prozentualen Häufigkeiten exklusiver Thematisierungen (exTh) wurden zum einfacheren Abgleich aus Tabelle 46 (Spalte AF) übertragen.

	nur vw					nur vk				
	exTh	h	¬h	a	¬a	h	¬h	a	¬a	exTh
<i>backen</i>	7%	0	1	8	1	5	1	0	6	21%
<i>dreschen</i>	89%	2	2	1	0	0	1	0	0	0%
<i>dünken</i>	8%	0	4	7	0	6	3	1	6	0%
<i>erbleichen</i>	21%	0	1	1	0	1	0	0	1	7%
<i>erküen</i>	57%	0	0	0	0	0	2	0	1	0%
<i>fechten</i>	93%	1	0	0	0	0	1	0	0	0%
<i>flechten</i>	88%	1	0	0	0	0	2	0	0	0%
<i>fragen</i>	3%	0	2	3	1	2	0	1	2	66%
<i>gären</i>	30%	2	0	1	2	2	0	0	3	4%
<i>glimmen</i>	38%	1	1	2	0	5	1	0	6	0%
<i>hängen</i>	21%	1	0	0	0	0	0	0	0	71%
<i>hauen</i>	31%	1	1	1	0	3	1	0	2	10%
<i>klimmen</i>	38%	3	2	2	2	1	1	0	2	0%
<i>melken</i>	4%	0	3	2	0	7	0	0	5	17%
<i>saugen</i>	32%	1	0	0	0	4	3	0	4	0%
<i>schaffen</i>	36%	0	0	0	0	0	0	0	0	2%
<i>schallen</i>	13%	0	1	1	0	4	0	0	5	25%
<i>scheren</i>	56%	1	0	0	2	0	1	0	0	0%
<i>schinden</i>	28%	1	2	1	0	0	2	2	1	33%
<i>schwören</i>	82%	4	3	3	3	0	1	0	0	0%
<i>senden</i>	19%	1	0	1	1	0	4	1	0	0%
<i>sieden</i>	19%	0	1	0	1	5	0	0	5	5%
<i>stecken</i>	12%	0	1	2	1	5	0	0	2	20%
<i>triefen</i>	31%	0	2	1	0	6	0	0	7	0%
<i>weben</i>	20%	0	3	1	0	4	0	0	6	0%
<i>wenden</i>	24%	1	0	2	1	0	5	1	1	0%

Quelle: Eigene Darstellung.

Publikationen, die Formen auf diese Weise entgegen kursierenden diafrequenten Zuordnungen selegieren, könnten sich des Umstands durchaus bewusst sein, dass sie hier nicht die (vermeintlich) verbreiteteren Formen privilegieren. Dies würde zugleich bedeuten, dass die Grammatiken bisweilen absichtlich eine bewahrende Position einnehmen und damit eine Einstellung offenbaren, die in Verbindung mit **konservativen Flexions-**

ideologien (vgl. Polenz 1995: 49)⁴¹³ gebracht werden kann. In Entsprechung zu solchen Vermutungen lassen sich im Korpus tatsächlich Textstellen identifizieren, die Varianten beispielsweise unter relativ klaren Verweisen auf den konservativen Topos des Sprachverfalls⁴¹⁴ verhandeln:

Im mündlichen Ausdruck wird meist der Konjunktivform *würde* + Infinitiv gegenüber den Konjunktiv II-Formen der „starken“ Verben der Vorzug gegeben. Die „starken“ Konjunktivformen werden im mündlichen Ausdruck schon seit langem vernachlässigt, so daß sie von vielen als „altertümlich“ betrachtet werden, eine bedauerliche Folge fortschreitender Verarmung der Sprache. (Griesbach 1986: 101)

Ein Schwanken zwischen starker und schwacher Konjugation ist fast nur bei den starken Verben zu beobachten, weil die Sprachgemeinschaft zwischen den starken und den schwachen Formen keinen Leistungsunterschied mehr zu erkennen vermag. [...] Gelegentlich ist das Präteritum schon schwach, während das 2. Partizip noch stark ist:

melke, melkte, gemolken

Eine gepflegte Sprache wird sich trotz dieser eindeutigen Entwicklungstendenz bemühen, die klangreichen starken Formen zu erhalten. (Duden 1959: 86)

Dabei verknüpfen die genannten Zitate diachrone Aspekte des Konservatismus mit sprachstrukturellen Grundannahmen. In deren Zentrum wiederum steht ein typisch wertendes Narrativ, wie es Dammel (2014: 52) im Rahmen ihrer theoretischen Aufarbeitung der Sprachverfall-Metapher beschreibt: Sprachliche Wandelprozesse werden primär nicht unter dem Blickwinkel des systematisierenden Ausgleichs betrachtet, sondern umgekehrt als „Verlust obligatorischer Distinktionen“ (bzw. als Abbau von ‚Leistungsunterschieden‘) bewertet. Bewahrenswert sind unter diesen Gesichtspunkten Formen, die grammatische Strukturen möglichst eindeutig kennzeichnen, weshalb Prozessen des analogischen Ausgleichs, die stets (auch) auf Nivellierungsbewegungen beruhen, gewissermaßen per definitionem mit Skepsis begegnet wird. Dies wäre eine Alternativerklärung dafür, warum Grammatiken häufiger in Richtung der vw-Varianten selektieren: Attraktiv könnten die vokalalternierenden Präteritalformen deshalb sein, weil sie auf den ersten Blick nicht analogisch an andere Paradigmenbereiche angeglichene Optionen darstellen.

Hiermit soll jedoch in keinem Fall insinuiert werden, dass hinter jedem Urteil sowie jedem Selektionsvorgang der untersuchten Grammatiken konservative Beweggründe stehen und aktuelle Häufigkeitsannahmen keine handlungsleitende Rolle bei der Aufarbeitung des Variantenrepertoires spielen. Lexeme wie *backen*, *schallen* oder *stecken* zeigen vielmehr,

⁴¹³ Zum Begriff des Sprachkonservatismus vgl. außerdem Burkhardt (2014) und Corr (2014). Letzterer greift zur prägnanten Bestimmung des Terminus auf eine Passage Schrotdts (1995: 123) zurück, in der dieser wiederum das Sprachverständnis Wustmanns sowie der romantischen Schule beschreibt: „Das Richtige ist das Ursprüngliche, das Alte ist das Bessere, und die Etymologie bestimmt die Bedeutung einer sprachlichen Form.“

⁴¹⁴ Vgl. Maercker (2006: 207–208): „Das Reden vom ‚Sprachverfall‘ impliziert einen Niedergang von einem positiv konnotierten Ausgangspunkt, der als Norm gesetzt wird, hin zu einem prognostizierten Endpunkt in der Zukunft. [...] Als vollständiger Syllogismus mit Ober- und Unterprämisse sieht der Sprachverfallstopos folgendermaßen aus: a. Wenn die Sprache durch die Benutzung bestimmter Wörter oder grammatischer Erscheinungen verfällt, dann sollten diese Wörter/grammatischen Erscheinungen nicht verwendet werden. b. Die Sprache verfällt durch die Benutzung dieser Wörter/grammatischen Erscheinungen. c. Also sollten diese Wörter/grammatischen Erscheinungen nicht benutzt werden.“

dass die Grammatiken durchaus auch zuungunsten älterer Formen (und eventuell distinktiverer) Formen entscheiden können. Hier gilt jeweils das vk-Präteritum den Werken als frequenter wie jünger und wird nichtsdestotrotz häufiger exklusiv verhandelt als die konkurrierenden vw-Präterita. Auch dieses eher **progressive** Verhalten wird in den Korpus-texten mitunter von klar geäußerten theoretischen Erwägungen begleitet, die schon an anderen Stellen dieser Arbeit aufgearbeitet wurden. Exemplarisch sei noch einmal ein Auszug aus der zweiten Auflage von *Hammer's German Grammar and Usage* angeführt:

I have sought to test traditional rules and forms by current German practice, to avoid smoothing over the complications and vagaries of a living language and at the same time to present its complexities in as handy a form as possible. (Hammer/Durrell 1991: iii)

Bei anderen Verben der Liste (vgl. *dünken*, *melken*) schließlich zeigen die Texte jenseits dominanter, beide Varianten inkludierender Thematisierungsformen gar keine weiteren Selektionstendenzen in Richtung vw- oder vk-Formen, ungeachtet dessen, dass Alters- und Häufigkeitsangaben für diese Varianten in etwa in gleicher Stärke präsent sind wie für Formen mit Exklusionstendenzen.

Zwar lassen sich anhand der untersuchten Verben demnach sowohl Beispiele für tendenziell konservativ als auch tendenziell progressiv gesteuerte Auswahlverfahren finden, je nach Lexem kann das Verhalten der Grammatiken aber völlig unterschiedlich aussehen. Eine einheitliche Selektionsstrategie, die für alle Gegenstände gleichermaßen greift, ist (zumindest vor dem Hintergrund der betrachteten Datenauszüge) folglich nicht erkennbar – wobei nicht vergessen werden darf, dass die Grammatiken in einem großen Teil der Fälle erst gar nicht einseitig selektieren, sondern, wie gezeigt, beide Varianten in ihren Textkörper aufnehmen. Die Texte des Korpus hier auf ein Motiv zu reduzieren, ist somit kaum möglich: Würde man eine progressive Grundhaltung zum gedanklichen Fundament der Varianten-selektion erklären, wäre schwer zu erklären, warum Häufigkeitszuschreibungen bisweilen in den Hintergrund zu treten scheinen. Würde man hingegen im Konservatismus die einzige prägende Kraft der Variantenwahl sehen, ließen sich markante Abweichungen (wie im Falle des Präteritums von *backen*) nicht fassen, in deren Kontext offenbar neuere Verschiebungen des Usus auf die Texte einwirken.

Auch die Duden-Grammatik, die weiter oben als Stichwortgeber konservativer Überlegungen erscheint, darf indes keinesfalls auf vereinzelte Aussagen dieser Stoßrichtung reduziert werden. Ergänzend sei beispielsweise auf die folgende Passage aus dem Einleitungskapitel ihrer zweiten Auflage verwiesen (zur Genese der Duden-Grammatik vgl. Kapitel 5.2), in der die Stützung alter Formen als Teil des Kompromisses zwischen deskriptiver Sprachwissenschaft und sprachpflegerischer Erwartungshaltungen beschrieben wird:

Der Sprachpfleger und Sprachbetrachter wird der Sprachwirklichkeit nicht mehr ausweichen können. Er wird sie dort anerkennen müssen, wo sich neue Formen bereits im guten Schrifttum bewährt haben und wo sie vor allem in der Struktur der Sprache begründet sind. Er wird aber angesichts der aufgezeigten Entwicklung sich seiner schützenden Aufgabe doppelt besinnen und alte Formen stützen, solange es möglich ist. Diese behutsame Haltung ist eine notwendige Ergänzung zu seiner nicht mehr zu umgehenden rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System. (Duden 1966: 28)


Nicht nur die Texte in ihrer Gesamtheit, sondern auch die Einzelpublikationen haben somit die Möglichkeit, zwischen unterschiedlichen Verhandlungsstrategien im Umgang mit dem Variantenfundus zu wählen. Dies wiederum fügt sich gut in das Bild der Grammatik als Komplex aus mehreren heterogenen Schichten: Eingebunden in verschiedene Zeitebenen zwischen Tradition und Gegenwart und noch dazu bestehend aus einem Mix aus Fremdeinflüssen und eigenen Impulsen stellen sich die Texte im Allgemeinen eher als **Vermittler zwischen Konservatismus und Progressivität** denn als radikale Vertreter der Endpunkte beider Pole dar.

5.3.3 Aspekt III: Metasprachliche Kontrastierung

Im Zuge der vorangehenden Teilkapitel wurde bereits verschiedentlich versucht, sozio-expressive Angaben (realisiert etwa durch diachronische oder diafrequente Markierungen in den Texten) zur Erläuterung grammatikographischer Selektionsprozesse heranzuziehen. Zum Abschluss der Analysen auf der Mikroebene flexionsmorphologischer Einzelvarianten wird diese Perspektive noch ein letztes Mal aufgegriffen, nun jedoch nicht mehr mit der Absicht, primär etwas über das Verhältnis von Varianten und diasystematischer Information auszusagen, sondern stattdessen mit dem vorrangigen Ziel, die (gewissermaßen ‚markierungsinterne‘) Frage zu beleuchten, ob es tiefere Zusammenhänge zwischen verschiedenen **diasystematischen Dimensionen der Variantendifferenzierung** gibt.

Zu diesem Zweck wird der vorherige Analyserahmen noch einmal erweitert und für die 29 (bzw. 26) ausgewählten Verben (siehe Tabelle 46) alle Fälle betrachtet, in denen Korpus-texte bezüglich irgendeiner Paradigmenposition des flexionsmorphologischen Kernbereichs (konkret also: 2./3. Person Singular Präsens, Imperativ Singular, Präteritum, Konjunktiv II oder Partizip II) mehr als eine Formvariante aus dem Spektrum vw vs. vk anbieten. Im Fokus stehen damit alle flexionsmorphologischen vw/vk-Zweifelsfälle dieser Lexeme, nicht allein Probleme ihrer Präteritalbildung. Die entsprechenden Textausschnitte wurden anschließend dahingehend kategorisiert, welche Informationen zur Disambiguierung der Flexionsvarianten sie anbieten. Aus Umfangsgründen werden die Auswertungen hierbei – in Anlehnung an Kleins (2018: 203–205) Überlegungen – auf Daten aus den Bereichen der semantischen Subdifferenzierung sowie der diatopischen und diachronischen Markierung beschränkt.⁴¹⁵

⁴¹⁵ Vgl. Klein (2018: 205–206): „Die Entscheidung, die in diesen Zweifelsfällen [der bezüglich ihrer Flexionsklasse schwankenden Verben; S.St.] ansteht, bezieht sich also erst einmal auf alt oder neu. Die starken Verbformen sind in der Regel alt, die schwachen neu. [...] Wenn man zweifelt, ob ein bestimmtes Verb stark oder schwach zu flektieren ist, gibt es außer der Differenz alt vs. neu manchmal noch weitere Faktoren, die bei der Entscheidung zwischen den Varianten zu berücksichtigen sind. Sie beziehen sich vor allem auf die semantischen und diatopischen Eigenschaften der Wörter. Auf diesen Ebenen können sich Bedeutungsunterschiede und regionale Gebrauchsunterschiede bei der Nutzung der beiden Varianten einstellen.“

Tabelle 48: Zahl an Texten und Auflagenfolgen im Korpus, die zur Differenzierung der aufgeführten Verben auf semantische, diatopische oder diachronische Metainformationen zurückgreifen. Berücksichtigt sind nur Publikationen, die mindestens eine flexionsmorphologische Opposition aus den Paradigmen der aufgeführten Verben thematisieren. Vergebene Farben spiegeln die eingeklammerten Prozentwerte: 0%  100%.

Lexem	Semantische Differenz		Diatopische Differenz		Diachronische Differenz	
	ET	AF	ET	AF	ET	AF
<i>backen</i>	28% (17 von 61)	27% (9 von 33)	5% (3 von 61)	9% (3 von 33)	51% (31 von 61)	42% (14 von 33)
<i>dreschen</i>	0% (0 von 12)	0% (0 von 5)	0% (0 von 12)	0% (0 von 5)	83% (10 von 12)	60% (3 von 5)
<i>dünken</i>	0% (0 von 23)	0% (0 von 12)	0% (0 von 23)	0% (0 von 12)	61% (14 von 23)	58% (7 von 12)
<i>erbleichen</i>	39% (7 von 18)	30% (3 von 10)	0% (0 von 18)	0% (0 von 10)	50% (9 von 18)	30% (3 von 10)
<i>erküren</i>	0% (0 von 10)	0% (0 von 3)	0% (0 von 10)	0% (0 von 3)	30% (3 von 10)	100% (3 von 3)
<i>fechten</i>	0% (0 von 3)	0% (0 von 2)	0% (0 von 3)	0% (0 von 2)	100% (3 von 3)	100% (2 von 2)
<i>flechten</i>	0% (0 von 4)	0% (0 von 3)	0% (0 von 4)	0% (0 von 3)	100% (4 von 4)	100% (3 von 3)
<i>fragen</i>	0% (0 von 23)	0% (0 von 10)	74% (17 von 23)	60% (6 von 10)	48% (11 von 23)	70% (7 von 10)
<i>gären</i>	75% (27 von 36)	75% (12 von 16)	0% (0 von 36)	0% (0 von 16)	39% (14 von 36)	44% (7 von 16)
<i>glimmen</i>	6% (2 von 31)	15% (2 von 13)	0% (0 von 31)	0% (0 von 13)	68% (21 von 31)	62% (8 von 13)
<i>hängen</i>	0% (0 von 4)	0% (0 von 2)	0% (0 von 4)	0% (0 von 2)	0% (0 von 4)	0% (0 von 2)
<i>hauen</i>	46% (17 von 37)	44% (8 von 18)	24% (9 von 37)	17% (3 von 18)	22% (8 von 37)	22% (4 von 18)
<i>klimmen</i>	0% (0 von 27)	0% (0 von 13)	0% (0 von 27)	0% (0 von 13)	59% (16 von 27)	46% (6 von 13)
<i>melken</i>	2% (1 von 43)	5% (1 von 22)	0% (0 von 43)	0% (0 von 22)	49% (21 von 43)	45% (10 von 22)
<i>saugen</i>	5% (2 von 39)	6% (1 von 18)	0% (0 von 39)	0% (0 von 18)	36% (14 von 39)	28% (5 von 18)
<i>schaffen</i>	98% (52 von 53)	96% (27 von 28)	11% (6 von 53)	11% (3 von 28)	4% (2 von 53)	4% (1 von 28)
<i>schallen</i>	4% (1 von 24)	8% (1 von 12)	0% (0 von 24)	0% (0 von 12)	54% (13 von 24)	67% (8 von 12)
<i>scheren</i>	68% (19 von 28)	50% (7 von 14)	0% (0 von 28)	0% (0 von 14)	29% (8 von 28)	36% (5 von 14)
<i>schinden</i>	0% (0 von 14)	0% (0 von 6)	7% (1 von 14)	17% (1 von 6)	64% (9 von 14)	50% (3 von 6)
<i>schwören</i>	3% (1 von 39)	6% (1 von 18)	3% (1 von 39)	6% (1 von 18)	51% (20 von 39)	44% (8 von 18)
<i>senden</i>	74% (51 von 69)	66% (25 von 38)	0% (0 von 69)	0% (0 von 38)	3% (2 von 69)	5% (2 von 38)
<i>sieden</i>	18% (6 von 34)	29% (5 von 17)	18% (4 von 34)	6% (1 von 17)	44% (15 von 34)	47% (8 von 17)
<i>stecken</i>	54% (19 von 35)	53% (9 von 17)	0% (0 von 35)	0% (0 von 17)	29% (10 von 35)	29% (5 von 17)
<i>triefen</i>	0% (0 von 28)	0% (0 von 12)	0% (0 von 28)	0% (0 von 12)	71% (20 von 28)	75% (9 von 12)
<i>weben</i>	49% (18 von 37)	56% (9 von 16)	0% (0 von 37)	0% (0 von 16)	24% (9 von 37)	38% (6 von 16)
<i>wenden</i>	54% (34 von 63)	49% (17 von 35)	0% (0 von 63)	0% (0 von 35)	6% (4 von 63)	9% (3 von 35)

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie bereits die Analyseresultate der zwei unmittelbar vorangehenden Kapitel erahnen lassen, nehmen **diachronische Differenzierungsverfahren** im Verhandlungsraum der Texte eine exponierte Stellung ein (Tabelle 48): Bis auf vier Ausnahmen (*hängen, schaffen, senden, wenden*), in denen Zeitmarker nur von weniger als 10% der Korpus-texte herangezogen werden, sind diachronische Zuordnungen in den Darstellungen der 26 untersuchten vw-/vk-Verben stark präsent und können somit als typisches Mittel zur Disambiguierung entsprechender flexionsmorphologischer Varianten gelten. Dabei sind sie für 15 bis 17⁴¹⁶ dieser Verben sogar der am häufigsten genannte Typus unter den drei betrachteten Gruppen von Metainformationen (Diachronie, Diatopie, semantische Subdifferenzierung). **Dia-topische Informationen** treten hingegen, insgesamt gesehen, nur im Zusammenhang mit sechs Verben der Liste auf und erschienen nur in einem dieser Fälle (*fragen*) als (gemäß Einzeltextzählung) dominante Kategorie. **Semantische Subdifferenzierungen** schließlich werden in Hinblick auf 16 der angeführten vw-/vk-Verben vorgenommen, hiervon sieben-bis achtmal als meistgenutzte der drei Differenzierungsgrundlagen.

Ins Auge fällt beim Blick auf die Ergebnisse vor allem aber, dass sich die verschiedenen Markerkategorien in gewissem Umfang auch gegenseitig zu bedingen scheinen: So gehen hohe Häufigkeitswerte bei diachronischen Aussagen für dasselbe Verb gemeinhin mit niedrigeren Häufigkeitswerten bei diatopischen und semantischen Markierungen einher, höhere Werte bei diatopischen oder semantischen Zuordnungen werden umgekehrt meist von reduzierten Werten seitens diachronischer Angaben begleitet. Extreme prozentuale Ausschläge auf mehreren Ebenen sind hingegen selten zu beobachten, obgleich prinzipiell nichts dagegen spräche, dass dasselbe Verb beispielsweise von einem hohen Anteil der Texte unter Zuhilfenahme diachronischer Informationen verhandelt und zugleich von einem ähnlich großen Prozentsatz an Werken auf Grundlage diatopischer oder deskriptiv-semantischer Merkmale besprochen wird. Meist kommt es einzeltextübergreifend zur relativ eindeutigen Priorisierung einer der drei untersuchten Dimensionen. Beispiele wie *backen, gären, glimmen* u.a., bei denen die ‚unterlegenen‘ Kategorien Häufigkeitswerte größer als 0% aufweisen, legen außerdem Zeugnis dafür ab, dass oftmals durchaus auch eine Differenzierung auf Basis der seltener vertretenen Markierungen denkbar wäre, diese aber von einem Großteil der Texte jeweils nicht berücksichtigt werden. Die zu beobachtende Tendenz, eine Unterscheidungsebene zu favorisieren, ist somit in vielen Fällen nicht gegenstandsinhärent, sondern **metasprachliche Selektionsentscheidung** der Grammatiken. Zu betonen ist noch einmal, dass nicht alle Markierungsebenen in die Untersuchung eingeschlossen werden konnten; an den Relationen der wiedergegebenen Dimensionen und den daraus folgenden Implikationen ändert dies jedoch nichts.

So legt die sich andeutende **Komplementarität** der drei betrachteten Ebenen den Schluss nahe, dass es den Texten bei der Bearbeitung flexionsmorphologischer Konkurrenzen generell betrachtet weniger um die möglichst erschöpfende Darstellung der sozio-expressiven bzw. deskriptiven Möglichkeiten verschiedener Formen geht, sondern primär um die Bewältigung potenzieller Synonymie, d.h. die Überwindung des Umstandes, dass zwei Ausdrucksformen dieselbe paradigmatische Leerstelle zu besetzen drohen. Zur Auflösung solcher Konstellationen ist es nicht notwendig, für jede Opposition einen multi-

⁴¹⁶ Je nach Referenzgröße (Einzeltext oder Auflagenfolge) erweisen sich für die Verben *erleben* und *fragen* verschiedene Informationskategorien als meistvergebene Zuordnungen.

perspektivisch ausgerichteten Katalog an diasystematischen Unterscheidungskriterien zu entwerfen, sondern es reicht im Grunde aus, den Einträgen eine einzige sozio-expressive oder deskriptiv-semantische Zusatzinformation zur Seite zu stellen, so dass die semantische Nicht-Identität der Flexionsalternativen sichergestellt ist.

Die Analysen diachronischer, diatopischer und semantischer Markierungen helfen auf diese Weise auch, allgemeinere Betrachtungen des Umgangs der Werke mit metasprachlichen Zusatzinformationen zu konkretisieren, insbesondere die Beobachtung, dass in hohem Grade variationsaffine Grammatiken mehr als jede zweite Variante mit diasystematischen Zuordnungen versehen (siehe Kapitel 5.1.3.1): Hier wie dort scheint sich ein elementarer Einfluss des Principle of Contrast bzw. des Principles of No Synonymy auf die Darstellungsentscheidungen abzuzeichnen, wobei die Texte Kontrast bzw. inhaltlichen Abstand – zumindest in Hinblick auf die untersuchten Verben – eher in Richtung monodimensionaler Oppositionen als in Richtung multidimensionaler Differenz zu modellieren scheinen.

5.3.4 Zwischenfazit

Die Konzentration auf flexionsmorphologische Detailfragen wurde somit für eine mehrfache Erweiterung des Analysefokus genutzt:

Statt Probleme der intertextuellen Vernetzung, die bis dahin für eine Mehrheit der Untersuchungskomponenten erkenntnisleitend waren, traten einerseits Beziehungen der Grammatiken zum Extratextuellen, d.h. ihr Verhältnis zu den raumzeitlichen Bedingungen und Veränderungen des Sprachgebrauchs⁴¹⁷, in den Vordergrund. Hier zeigte sich im Kontext flexionsmorphologischer Varianten des Verbs *backen*, dass sich die Korpus-texte für unterschiedliche Stellen desselben Verbparadigmas in verschiedene Relation zu den zeitlichen Etappen von Sprachwandelprozessen setzen lassen. Sie können konservativer sein, zeitgenössischen Entwicklungsstadien weitestgehend entsprechen oder antizipierend agieren und sind so in ihrer Gesamtheit (d.h. auch: als Kodex der deutschen Sprache) vor allem autonomes System bzw. ‚Gleichzeitiges im Ungleichzeitigen‘ (vgl. Kapitel 5.2.2) und nicht konsistentes Abbild einer historischen Sprachrealität. Analoges gilt für ihren Umgang mit den räumlichen Gegebenheiten des Usus, auch hier selektieren die untersuchten Texte wohl flexibel und vereinen auf diese Weise mitunter verschiedene extratextuelle Bezugssysteme. Gerade die mögliche Entkopplung von der Zeitachse des Sprachgebrauchs macht Grammatiken, nebenbei bemerkt, potenziell zu äußerst unzuverlässigen Quellen, wenn es um Ususfragen geht – dies gälte es immer dann zu bedenken, wenn sie als Gewährstexte zur Analyse eines bestimmten Sprachstandes herangezogen werden sollen.

⁴¹⁷ Genauer gesagt, handelt es sich bei den hinzugezogenen, zeitungsspracheorientierten Sprachgebrauchsdaten sicherlich nur um einen Bruchteil der Idealgröße ‚tatsächlicher Usus‘. Ob sich die Beobachtungen vor dem Hintergrund diamedial-diatonisch anders gelagerter Referenzdaten replizieren lassen, wäre in weiteren Erhebungen zu klären. Zu bedenken ist beispielsweise, dass die englischsprachigen Publikationen ihre Zielvarietäten diamedial breiter anlegen (vgl. Kapitel 5.1.3.1) und damit Entwicklungen des mündlichen Sprachgebrauchs eventuell stärkere Effekte auf ihre Darstellungen haben könnten.

Dazu passt, dass sich die untersuchten Grammatiken nicht nur in Vergleich zu externen korpuslinguistischen Erhebungen einer eindeutigen Zuordnung zwischen Konservatismus und Progressivität entziehen, sondern auch aus dem Blickwinkel ihrer texteigenen diafrequenten und diachronischen Koordinatensysteme zwischen den beiden Polen schwanken. So sind Urteile zu Alter oder Frequenz ausgewählter Präteritalformen keine hinreichenden Bedingungen, um das Selektionsverhalten der Grammatiken vollumfänglich zu erklären, auch wenn gemeinhin als älter wahrgenommene Elemente bessere Chancen zu besitzen scheinen, als einzige Varianten in exkludierenden Texten aufzutreten. Auch in den (seltener zu findenden) theoretischen Bemerkungen, die Fragen der Formenselektion adressieren, finden sich dementsprechend sowohl Hinweise auf sprachwandelskeptische als auch auf sprachwandelfreundliche Haltungen.

Zur richtigen Einordnung der Analyseergebnisse ist in diesem Zusammenhang wichtig, Selektionsverhalten, das auf Basis (a) textexterner (Kapitel 5.3.1) oder (b) textinterner Referenzdaten (Kapitel 5.3.2) bewertet wurde, nicht für dieselben Phänomene misszuverstehen oder auch uneingeschränkt mit der Frage nach Präskriptivität oder Deskriptivität der Texte im Allgemeinen gleichzusetzen. Die vorgestellten Gegenüberstellungen mit Informationen textexterner Art (a) beschränken sich auf die Ebene der Datendimension der Werke (siehe Kapitel 3.2.3.3). Konstatiert werden Zeitrelationen, die sich aus Anwesenheit und Abwesenheit von Varianten im Schnittfeld der Bezugsräume Text und Usus ergeben. Damit sind zugehörige Aussagen nicht gebunden an die präskriptiven oder deskriptiven Zuschreibungen der Text-, Autor- oder Rezipientendimension, bei denen es um Fragen deontischer Prädikationen geht.⁴¹⁸ Entsprechend können auch datendimensional konservativ selegierende Publikationen sich in Text-, Autor- oder Rezipientendimension als deskriptiv präsentieren oder datendimensional progressiv selegierende Publikationen aus Sicht der anderen Dimensionen präskriptiv agieren. In Bezug auf das Untersuchungskorpus lässt sich beispielsweise feststellen, dass die Kategorie des Präskriptiven mit Ausnahme des Dudens keine größere Rolle in der autordimensionalen Konzeption der Texte spielt (vgl. Kapitel 4.1.4.1) – ungeachtet dessen, dass Selektionsverhalten punktuell auch in anderen Grammatiken zwischen Konservativität und Progressivität schwanken kann.

Anders sind wiederum Konstellationen einzuschätzen, in denen Selektionsdaten mit textinternen Metadaten in Beziehung gesetzt werden (b), der Blickwinkel der Arbeit demzufolge vom Textexternen auf das Intrakategoriale, d.h. die Beziehungen zwischen den Untersuchungsebenen, gelenkt wird: Hier werden die Texte gewissermaßen an den eigenen (autor- und textdimensionalen) Maßstäben gemessen, die Variantenauswahl also dahingehend überprüft, ob sie konsistent anhand der Kategorien vorgenommen wird, die als deontisch relevant gekennzeichnet werden. Von dieser Warte aus betrachtet sind Konservatismus und Progressivität dann nicht, wie in Fall (a), Eigenschaften des Textes in Bezug auf eine textexterne Welt, sondern Eigenschaften des Textes in Bezug auf eine Textwelt bzw.

⁴¹⁸ Wie Klein (2004: 391) bezüglich der Datendimension bemerkt, liegen „präskriptive Gehalte hier [...] im Vergleich zur Autor-, Rezipienten und Textdimension kategoriell auf einer anderen Ebene. Während nämlich in den Dimensionen 1 bis 3 präskriptiv-bewertende Muster sozusagen an der Oberfläche liegen und relativ einfach identifiziert werden können, sind sie in der Datendimension meistens nur vermittelt gegenwärtig.“

(wenn die entsprechenden Aussagen aus anderen Texten stammen) eine Diskurswelt⁴¹⁹. Sie speisen sich nur aus der Textoberfläche – oder besser: aus dem Dialog der Textelemente miteinander. Konservatismus und Progressivität in Bezug auf textexterne Referenzgrößen sind damit etwas anderes als Konservatismus und Progressivität in Bezug auf textinterne Referenzgrößen, auch wenn die Analyseergebnisse darauf hindeuten, dass die Grammatiken des Untersuchungskorpus in Hinblick auf beide Bezugssysteme zwischen den Polen changieren.

Ergänzt wurden die interkategorial angelegten Überlegungen des Weiteren durch die Gegenüberstellung der Rollen dreier einschlägiger Markierungskategorien im Bereich verbaler Flexionsalternativen (Kapitel 5.3.3). Hierbei lässt sich aus dem Auszeichnungsverhalten der Grammatiken eine Tendenz der Texte ableiten, konkurrierende Flexionsformen nur hinsichtlich einer der untersuchten Ebenen (Diachronie, Diatopie oder deskriptiv-semantische Subdifferenzierung) zu kennzeichnen und die Markierungsarten komplementär zu gebrauchen. Ziel der Grammatiken scheint es angesichts dessen weniger zu sein, ein möglichst diverses Bild des Bedeutungspotenzials von Formen zu zeichnen, als eine möglichst klare Trennlinie zu definieren, die einem offenkundigen Unbehagen an der semantischen Äquivalenz flexionsmorphologischer Varianten entgegenwirkt.

Im Prinzip liegt in diesen letzten Beobachtungen vielleicht sogar ein Schlüssel zum Verständnis der gesamten vorgefundenen Korpusstruktur, liefern sie doch einen Anhaltspunkt dafür, dass die zuvor so häufig getrennten Gruppen der variationsaffineren und weniger variationsaffinen Grammatiken Produkte ähnlicher Vorstellungen von Sprache sind: Denn während variationsaffine Texte semantischen Identitäten scheinbar mit Hilfe von möglichst binären Markierungsstrukturen ausweichen, könnte auch die verstärkte Variantenexklusion in weniger variationsaffinen Texten schlussendlich als Strategie zur konsequenten Synonymievermeidung betrachtet werden. So gesehen sind die Grammatiken des Korpus letztlich nicht nur „Nachschlagewerke“ (Barkowski 2010: 107) oder „wissenschaftlich linguistische Beschreibung des der Sprache innewohnenden Regelsystems“ (Helbig 1992: 135), sondern in der Variationsfrage vor allem auch sehr effektive Disambiguierungsmaschinen, denen – mehr als bisher vielleicht bekannt – an einer klaren semantischen Struktur (oder Architektur) der Sprache gelegen ist.

⁴¹⁹ Zum Konzept der Textwelt siehe Vaters Überlegungen zur Kohärenz (2001: 38): „Kohärenz in einem Text baut auf der Sinnkontinuität der zugrunde liegenden Textwelt auf. Sinn ist die im Textzusammenhang aktualisierte tatsächliche Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks. Die Textwelt ist die Gesamtheit der einem Text zugrunde liegenden Sinnbeziehungen; sie muss mit der realen Welt nicht unbedingt übereinstimmen, sondern wird vom Sprecher, von seinem Wissen und seinen Intentionen zugrundegelegt.“ Eine analoge Übertragung des Begriffes auf die Maßstäbe des Diskurses findet sich u.a. bei Beaugrande/Dressler (1981: 5 bzw. 60).

6 Zusammenschau der Ergebnisse

Die Perspektive der flexionsmorphologischen Einzelphänomene kommt damit, wie alle anderen Untersuchungskomponenten, nicht um den archimedischen Punkt der gesamten Argumentation, das kritische Verhältnis von Variante und semantischen Identitätsurteilen, herum. Drohende Brüche innerhalb der 1:1-Zuordnung von Inhalt und Form stellen dabei nicht nur für die Analysen, sondern vor allem auch für die Grammatiken eine immense Herausforderung dar und der Versuch, die entsprechenden Spannungen zu reduzieren, hinterlässt deutliche Spuren auf allen vorgestellten Textebenen. Auf welche Weise sich die Resultate der präsentierten Studien auf Makro-, Meso- und Mikroniveau über diese Beobachtungen hinaus ergänzen, lässt sich abschließend systematisch in Rückgriff auf die zu Beginn der Ausführungen formulierten Kernfragen beleuchten (Kapitel 2), die deshalb an dieser Stelle noch einmal aufgegriffen und – soweit im Rahmen der gesammelten Erkenntnisse möglich – beantwortet werden sollen:⁴²⁰

Dimension A – Problemfeld flexionsmorphologische Variation:

(A1) In welchem Umfang wird flexionsmorphologische Variation in den Grammatiken thematisiert?

Verstanden als sprachliche „Variabilität bezüglich mehrerer grammatischer Phänomene“ (Bubenhofer et al. 2014: 33) ist Variation – und damit auch deren Unterkategorie der *flexionsmorphologischen* Variation – empirischer Forschung über den Umweg verschiedener Quantifikationsverfahren zugänglich. Grundsätzlich sind zu diesem Zweck Ordnungssysteme sehr unterschiedlicher Granularität möglich, die von der Zählweise nach Varianten, über zweifels- und varianzfallbasierte Verfahren bis hin zur Gliederung nach variationslinguistischen Domänen reichen. Hinzu kommen weite methodische Spielräume, wenn es um die Zusammenfassung von Phänomenen nach Wortformen, Wortformengruppen oder Lexemen geht. Eine annähernd befriedigende Antwort auf die unspezifische Frage nach dem ‚Umfang thematisierter Variation im Allgemeinen‘ kann demnach nur in Form methodisch diversifizierter Analysen gegeben werden, in deren Zuge verschiedene Blickwinkel angeboten sowie ihre jeweiligen Stärken und Schwächen offengelegt werden.

Zur Beurteilung der Variationsaffinität der Korpustexte wurden deshalb primär drei alternative Maßstäbe (Varianten, Zweifelsfälle und Varianzfälle) herangezogen und die entsprechenden Analysen miteinander verglichen. Wenig überraschend kam es dabei je nach Abstraktionsniveau zu Stauchungen und Streckungen der Verhältnisse, wobei in kleinschrittigeren Verfahren (d.h. Varianten- und Zweifelsfallanalysen) der exzeptionelle Charakter einzelner Werke stärker hervortrat, während gröbere Untersuchungsraster (Va-

⁴²⁰ Mit diesem Question&Answer-Verfahren lehne ich mich im Übrigen ein weiteres Mal an den Ausführungen Banholds (2015) an und hoffe, so auch über strukturelle Parallelen eine Art Tradition der variationslinguistisch orientierten Grammatikforschung zu etablieren. Zumindest sollte die ähnliche Darstellungsweise allen Interessierten dabei helfen, trotz des Umfangs der beiden Erhebungen schnell Anknüpfungspunkte für weiterführende Vergleiche zu finden.

rianzfälle) das Korpus einheitlicher erscheinen ließen. Als robust gegenüber diesen Verzerrungen erwies sich jedoch eine grobe Staffelung des Feldes, auf deren Grundlage die Unterscheidung von vier Intensitätsgraden der Variationsaffinität vorgeschlagen wurde:

Die Grammatiken von Duden und Curme, deren Zahl an thematisierten Flexionsalternativen maßstabübergreifend mit großem Abstand oberhalb aller anderen untersuchten Publikationen liegt, wurden der Klasse der maximal variationsaffinen Grammatiken zugeordnet. Sehr hohe (wenn auch nicht an Duden und Curme heranreichende) Werte erreichen daneben auch drei englischsprachige Veröffentlichungen (Hammer/Durrell, Jørgensen und Stopp), die sich entsprechend als Gruppe der in hohem Maße variationsaffinen Texte bezeichnen lassen. Gemeinsam ist den beiden Affinitätsstufen bis zu diesem Punkt, dass sie formale Oppositionen typischerweise nicht durch Selektionsverfahren außerhalb der Textoberfläche auflösen, sondern Flexionskonkurrenzen mit großer Konsequenz in die eigenen Darstellungen integrieren. Ihr Kompilationsprinzip wurde deshalb als akkumulierend und nicht exkludierend bezeichnet und die zugehörigen Texte und Auflagenfolgen unter einem eigenen Typus von Grammatik, der variationslinguistischen Problemgrammatik, zusammengefasst (zu weiteren Eigenschaften und Implikationen dieses Texttypus siehe auch die Kernfragen B1 und C5).

An die genannten Bereiche des Korpus schließt sich mit etwas Abstand ein dichter besetztes Feld aus deutsch- und englischsprachigen Grammatiken an (darunter einschlägige Veröffentlichungen wie Erben, Engel, Lederer), deren Grundwerte an Varianten etc. sich auf etwa halbem bis gedritteltem Niveau der maximal variationsaffinen Texte bewegen. Bezeichnet wurde dieser Bereich unterhalb der variationslinguistischen Problemgrammatiken als Korridor der verstärkt variationsaffinen Texte, da Variation auch hier noch verhältnismäßig viel Platz innerhalb der Darstellungen eingeräumt wird. Zugleich aber bleiben viele Schwankungsphänomene, die Curme, Duden, Hammer/Durrell, Jørgensen und Stopp eingehend beschäftigen, entweder unerwähnt oder sie werden durch die Beschränkung der Texte auf nur eine Variante aufgelöst.

Allen bisher genannten Textgruppen stehen wiederum solche Werke gegenüber, in deren flexionsmorphologische Konkurrenzformen nur äußerst selten auftauchen (je nach Zählverfahren liegt die Zahl thematisierter Variationselemente in ihnen um rund eine Zehnerpotenz niedriger als in den maximal variationsaffinen Publikationen). Die offene Verhandlung von Flexionsalternativen wird hier vermieden, vermittelt wird ein weitestgehend entproblematisiertes (und damit semantisch-eindeutiges, vgl. Kapitel 3.1.2) Bild der deutschen Sprache. Diesem Textmodell entsprechen etwas mehr als die Hälfte aller untersuchten Grammatiken, wobei es sich bei ihnen nahezu ausschließlich um englischsprachige Veröffentlichungen nach 1980 handelt (siehe dazu die Orientierungsfragen A7 und A8).

Prinzipiell wäre als echter Gegenpol zu maximal und in hohem Maße variationsaffinen Publikationen noch die Kategorie der konsequent variationsaversen Werke denkbar. Texte dieser Art sind im Untersuchungskorpus jedoch nicht vertreten. Jede untersuchte Publikation setzt sich mit mindestens einem Varianz- oder Zweifelsfall aus dem Bereich der deutschen Flexionsmorphologie auseinander. Ungeachtet aller genannten quantitativen Unterschiede, die eine pauschale Antwort auf Frage A1 erschweren, bleibt deshalb festzuhalten: Die zumindest rudimentäre Offenlegung variationsbedingter Problemstellen (also

eine Art ‚Minimal-Umfang‘ an Variation) gehört für die Textsorte Grammatik scheinbar notwendigerweise zur adäquaten Abbildung des deutschen Flexionssystems dazu.

(A2) Welche Arten von Varianten werden in den einzelnen Grammatiken verhandelt?

(A3) Welche Arten von Varianten werden gerade *nicht* verhandelt?

Zielt man mit diesen Fragen auf das Gewicht einzelner Wortklassen im Variantendiskurs der Grammatiken ab, ist Vorsicht geboten. Wie eben erwähnt, stehen für Untersuchungen verschiedene Quantifikationsverfahren zur Verfügung, die an dieser Stelle zu sehr unterschiedlichen Antworten führen können. Artefakte der Methodik und tatsächliche Tendenzen der Texte trennscharf zu unterscheiden, ist dabei schwer, da beide Kräfte jeweils in dieselben Richtungen wirken:

So lassen varianzfallbasierte Verfahren verbale Fragestellungen statistisch stärker in den Fokus treten, da das Verbpardigma eine vergleichsweise große Zahl an Einzelpositionen aufweist (grammatikographie-externer Faktor). Zugleich ist es aber nicht selbstverständlich, dass Grammatiken nachweislich auch nahezu alle Stellen des Verbpardigmas mit Variationsmöglichkeiten verbinden, den zugehörigen Argumentationen also viel Raum in ihren Darstellungen einräumen. Die Methodik führt hier zwar zu Verzerrungen in Richtung des verbalen Bereichs – dass dieses Angebot an Gegenständen von den Texten genutzt wird, ist aber durchaus ein relevanter Befund.

An Varianten orientierte Verfahren begünstigen auf der anderen Seite substantivische Flexionsprobleme, insofern die Textgesamtheit pro abstrakter substantivischer Strukturposition auf ein breites (bzw. im Vergleich zu Verben: breiteres) Repertoire konkreter Wortbeispiele zurückgreift. In Verbindung bringen mag man dies mit einem allgemeinen Ungleichgewicht der Wortklassen im Lexikon (wiederum ein grammatikographie-externer Faktor), in gewisser Weise spiegelt sich aber in der größeren Zahl an substantivischen Varianten und Zweifelsfällen auch eine klare Bereitschaft der Texte, bei Substantiven lexikalisch-differenzierter vorzugehen als bei Verben. Kurz gefasst bedeutet das: Grammatiken treten Leserinnen und Lesern im verbalen Bereich als varianzfallreicher, im substantivischen Bereich als lexemreicher gegenüber – die strukturellen Voraussetzungen beider Felder wirken aber auch auf genau diese Akzentverschiebungen hin.

Ähnlich problematisch stellt sich das Bild hinsichtlich adjektivischer Flexionsfragen dar: Wie präsent diese überhaupt in Untersuchungen erschienen, hängt in großen Teilen davon ab, wo (und ob) Grenzen zwischen Syntax und Morphologie gezogen werden. Die vorliegenden Analysen gehen hier sehr restriktiv vor, was die untersuchungsrelevanten Phänomene erst einmal stark begrenzt und die Wortklasse Adjektiv gemessen an ihrem absoluten ‚Zweifelpotenzial‘ unterrepräsentiert. Gegenüber Substantiv und Verb gerät sie auf diese Weise leicht ins Hintertreffen. Nichtsdestotrotz bleibt auffällig, wie selten die *berücksichtigten* adjektivischen Flexionsfragen zu Umlautung, Apokopierung und Synkopierung in den Grammatiken erscheinen. Auch hier scheinen sich methodisch bedingte Verzerrungen und die Themenwahl der Texte gegenseitig zu verstärken.

Am ehesten wird man den Grammatiken des Korpus somit wohl gerecht, wenn man die Frage nach Wortklassen-Schwerpunkten nicht überbewertet, sondern sie mit alternativen Gewichtungen auf Basis von kleinschrittigeren Gruppierungen ergänzt. Hilfreich kann hier

die Perspektive der variationslinguistischen Domänen sein. So weisen verbale Flexionsprobleme aus den Domänen der Präterital-, Imperativ-, Partizipial- und Konjunktivbildung die größte Verbreitung innerhalb des Korpus auf, dicht gefolgt von substantivischen Fragekomplexen der Genitivbeugung und Genuszuordnung (samt Nennformbildung).

Differenziert man die thematisierten Phänomene auf der Suche nach präferierten ‚Arten von Varianten‘ weiter, etwa nach Varianzfällen, sind es für die Verbalflexion Apokopierungsprobleme des Imperativs (*_e* vs. *_Ø*) sowie einzelne strukturelle Alternativen der Präterital- (*_(e)te* vs. *_a_te*; *_(e)te* vs. *_u:_*) und Partizip II-Flexion (*_(e)t* vs. *_a_t*; *_(e)n* vs. *_(e)t*), die besonders häufig in den Grammatiken erscheinen. Ähnlich hohe Dispersionswerte erreichen im substantivischen Bereich Apokopierungsphänomene des Dativs (*_e* vs. *_Ø*), Synkopierungsfragen des Genitivs (*_es* vs. *_s*) und Genusoppositionen des Typs *das _* vs. *der _*. Die genannten Konkurrenzstrukturen sind dabei in mehr als der Hälfte aller untersuchten Publikationen präsent, was vor allem angesichts der Menge an nur bedingt variationsaffinen Texten im Korpus (siehe Kernfrage A1) ein bemerkenswertes Ergebnis ist. Hinzu kommen analoge Schwerpunktbildungen auf Lexemebene, die im Kontext der Kernfragen A5 und A6 noch besprochen werden.

Weitaus heikler ist die Frage nach den nicht verhandelten Arten von Varianten, die im Sinne kritischer Empirie eher auf die Frage nach den am seltensten registrierten Gegenständen reduziert werden muss. Variationsdomänen, die sich auf die Infinitivflexion oder auf lautliche Alternanzen des verbalen Gesamtparadigmas beziehen, werden beispielsweise nur von weniger als 20% der analysierten Werke diskutiert. Auch adjektivische Domänen (Apokopen, Synkopen, Umlautung in der Komparation) spielen, wie oben erwähnt, eine vergleichsweise untergeordnete Rolle.

Zusätzlich gilt: Je weiter man von Domänen- in Richtung Variantenperspektive vordringt, desto größer wird auch der Prozentsatz der seltenen Phänomene. Die Grammatiken sind in Hinblick auf ihre Darstellung von Variation demzufolge eher themenhomogen als struktur- oder beispielhomogen. Entsprechend erscheinen ganze 61% aller im Korpus vorgefundenen Varianzfälle nur in einer einzigen Auflagenfolge (sind für diese also idiosynkratisch). Trotz bemerkenswerter textueller Konvergenzen darf die Homogenität des Korpus deshalb nicht über- und die Autonomie der Texte nicht unterschätzt werden.

(A4) Zeigen sich mit der Zeit Veränderungen, was das Verhalten der Grammatiken gegenüber flexionsmorphologischer Variation angeht?

Die größte zeitabhängige Veränderung innerhalb der Untersuchungsperiode stellt das Aufkommen der breiten Masse an nur bedingt variationsaffinen englischsprachigen Publikationen um 1980 dar. Von dieser Akzentverschiebung abgesehen (→ Kernfragen A7 und A8), erweisen sich Texte, die wie Cochran/Conant, Erben, Helbig/Buscha u.a. im Korpus in verschiedenen Auflagen vorliegen, jedoch in der Regel als äußerst konstant, was den Umfang der von ihnen besprochenen Variationsphänomene betrifft. So sind es im Allgemeinen neu aufkommende Veröffentlichungen und nicht die Neuauflagen älterer Texte, die für Verschiebungen des Gesamtfeldes sorgen. Diesbezüglich zu den wenigen Ausnahmen gehören die Ausgaben der Duden-Grammatik, deren variationslinguistisch relevante Inhalte über die Textversionen hinweg (wenn auch auf hohem Grundniveau) verhältnismäßig stark fluktuieren. Angesichts der Einschlägigkeit des Werkes sowie des Umstands, dass es

als einzige Veröffentlichung des Korpus beinahe den gesamten Untersuchungszeitraum abzudecken vermag, wurde seine Entwicklung deshalb im Rahmen von Detailstudien einer näheren Betrachtung unterzogen.

Dabei war einerseits festzustellen, dass sich die untersuchten Duden-Auflagen einen stabilen Kern variationslinguistischer Gegenstände teilen, der etwa die Hälfte aller von ihnen präsentierten Zweifelsfälle und zwei Drittel der Varianzfälle umfasst. Mit den tradierten Phänomenen werden zudem teils auch größere Textfragmente von Auflage zu Auflage weitergegeben und sorgen über Dekaden für bemerkenswerte Konstanz einzelner Passagen. Abseits dieses revisions-resistenten Fundaments zeugen die erhobenen Variationsdaten andererseits aber auch von Diskontinuitäten in der Genese der Grammatik, die sich in drei Etappen untergliedern lässt:

So verhalten sich die ersten drei Auflagen (1959 bis 1973) variationsexpansiv, insofern sie sich (zuerst stark, dann schwächer) darum bemühen, das Repertoire an Variationsphänomenen zu erweitern. Eine deutliche Netto-reduktion von Zweifelsfällen im Rahmen der Überarbeitung von 1984 markiert daraufhin das Ende dieses Trends. Es folgt ein Zeitraum der Konsolidierung, in dessen Verlauf trotz zweier Neuauflagen nahezu keine Änderungen am Katalog der thematisierten Flexionskonkurrenzen vorgenommen werden. Erst in Auflage sieben (2005) werden diese festgefügt Strukturen wieder großflächig aufgebrochen und viele variationslinguistische Gegenstände ausgetauscht, wobei die Neujustierungen dieser Phase die umfangreichste Transformation in der Textgeschichte der Duden-Grammatik darstellen.

Deuten lassen sich die verschiedenen Entwicklungsschübe unter anderem als Versuch des Textes, die eigene Position im Spannungsfeld von Normativität und Deskriptivität neu auszuhandeln: Während die frühen Auflagen für eine Renaissance deskriptiver Impulse in der Nachkriegsgrammatikographie stehen, könnte der vorsichtiger Umgang mit Variation in der Mitte des Untersuchungszeitraums eine Strategie sein, die eigene Ausnahmeposition auch im Angesicht eines wachsenden Angebots didaktisierter (d.h. nicht zuletzt: reduzierter) Grammatiken zu behaupten. Der jüngste Umbruch um die Jahrtausendwende wird schließlich mitbedingt von den deskriptiven Möglichkeiten einer erstarkenden Korpuslinguistik. So betrachtet, besitzt gerade die Duden-Grammatik als Schlüsselwerk des Kodex (→ Kernfrage C5) neben textkonservativen Tendenzen auch eine relativ große Bereitschaft, sich an die wechselnden Bedürfnisse des sie umgebenden ‚Grammatikenmarktes‘ anzupassen und Teile ihrer Inhalte im Sinne neuer methodisch-theoretischer Einflüsse beständig zu reformieren.

(A5) Weisen verschiedene Grammatiken bezüglich der Variationsphänomene, denen sie Aufmerksamkeit schenken, ähnliche Muster auf? (Die Frage berührt sich mit C2, an dieser Stelle werden deshalb nur die Aspekte behandelt, die sich nicht unmittelbar auf die Konstruktion intertextueller Ähnlichkeitswerte beziehen.)

(A6) Welche Phänomene bilden vor dem Hintergrund einzelwerkübergreifender Analysen also so etwas wie den Kern des in Grammatiken des Deutschen verhandelten Varianteninventars?

Wie im Kontext der Fragen A2 und A3 erwähnt, werden beinahe zwei Drittel der Varianzfälle von jeweils nur einer einzigen Auflagenfolge behandelt, kommen also von vornherein

nicht als textübergreifende Thematisierungsmuster infrage. Ähnliches ist in Bezug auf behandelte Lexeme zu beobachten, wo 56% der im Kontext flexionsmorphologischer Variation besprochenen Elemente idiosynkratisch für einzelne Grammatiken sind. Nichtsdestotrotz lässt sich aus den Daten jedoch ein schmales Repertoire von Gegenständen abstrahieren, das in mehr als der Hälfte aller Veröffentlichungen erscheint und aufgrund dessen als ‚Kern des in Grammatiken des Deutschen verhandelten Varianteninventars‘ bzw. eine Art Kanon der variationslinguistischen Gegenstände deutscher Grammatikographie bezeichnet werden könnte.

Hierzu gehören aus Sicht des Gesamtkorpus acht Varianzfälle (→ Kernfrage A2) – darunter fünf, die auch unter statistischer Beschränkung auf nur bedingt variationsaffine Publikationen noch in mehr als der Hälfte der Werke präsent bleiben (Imperativ Singular: *_e* vs. *_Ø*; Genitiv Singular: *_es* vs. *_s*; Partizip II: *_(e)t* vs. *_a_t*; Präteritum: *_(e)te* vs. *_a_te* und *_(e)te* vs. *_u:_*). Sie sind demnach fest etablierte Komponenten, wenn es um die Beschreibung des deutschen Flexionssystems in Grammatiken geht. Aus Lexemperspektive entsprechen den gleichen Kriterien fünf Lexeme (*senden*, *wenden*, *backen*, *sein* und *schaffen*), die stark mit den kanonischen Varianzfällen interferieren. Der Status der zu *senden*, *wenden*, *backen* und *schaffen* gehörenden Flexionskonkurrenzen als Variationsphänomene im engeren Sinne bleibt dabei aber strittig, da sie von den Texten bisweilen auch semantisch subdifferenziert werden.

(A7) Unterscheiden sich DaM- und DaF-Werke darin, in welchem Umfang Variation thematisiert wird?

(A8) Unterscheiden sie sich darin, welche Phänomene besprochen werden?

Folgt man den Aussagen der Grammatiken zu ihren eigenen konzeptionellen Grundlagen, handelt es sich bei DaM- und DaF-Orientierung nicht um zwei einander ausschließende Textcharakteristika. Während die englischsprachigen Texte aufgrund der Wahl ihrer Metasprache zwar klar im Fremdsprachenkontext verankert sind, bemühen sich vor allem die untersuchten deutschsprachigen Publikationen darum, DaM- und DaF-Perspektive zu kombinieren. Entsprechend adressieren deutschsprachige Texte in den meisten Fällen ausdrücklich sowohl ein muttersprachliches als auch ein fremdsprachliches Publikum, wobei der von ihnen gesetzte Schwerpunkt (etwa in der prominenten Grammatik von Helbig/Buscha) durchaus auch im DaF-Bereich liegen kann. Vor diesem Hintergrund wurde bei den vorgestellten Analysen auf die schwer operationalisierbare Trennung in DaM- und DaF-Werke verzichtet und stattdessen schlicht nach metasprachlich deutschen und metasprachlich englischen Publikationen unterschieden.

Die auf dieser Basis gebildeten Teilkorpora weisen, wie bereits unter Kernfrage A1 angesprochen, hinsichtlich ihrer Variationsaffinität sehr unterschiedliche Zusammensetzungen auf. Ein Großteil der Beiträge im englischsprachigen Korpuspart gehört als nur bedingt variationsaffine Texte einem Grammatiktypus an, der innerhalb der untersuchten deutschsprachigen Grammatiken keine Rolle spielt. Die Zunahme derartiger Projekte ab Mitte der 1980er Jahre steht dabei vermutlich in Zusammenhang mit einem Didaktisierungsschub der Fremdsprachengrammatikographie, der Bedürfnisse verschiedener Kompetenzstufen stärker in den Fokus der Texte rückt und enzyklopädisch ausgerichtete Werke gegenüber Lernergrammatiken ins Hintertreffen geraten lässt. Begegnen sich deutsch- und

englischsprachige Veröffentlichungen zu Beginn des Untersuchungszeitraums noch auf Augenhöhe, was den Umfang thematisierter Variationsphänomene anbetrifft, zeichnet sich in den Daten ein Rückzug der englischsprachigen Publikationen aus den variationsaffineren Bereichen ab, die auf diese Weise in jüngerer Zeit nahezu ausschließlich den deutschsprachigen Grammatiken vorbehalten bleiben.

Die englischsprachigen Texte thematisieren deshalb im Mittel letztlich zwar sehr viel weniger Variationsphänomene als die deutschsprachigen, zugleich ist jedoch relativierend zu bemerken, dass es auch in den Reihen der englischsprachigen Publikationen Beiträge gibt, die als variationslinguistische Problemgrammatiken gelten können und mitunter deutliche Spuren im intertextuellen Raum hinterlassen haben (→ Kernfrage C5). Gesteigerte Variationsaffinität ist kein Alleinstellungsmerkmal des deutschsprachigen Diskurses.

Abhängig von der Menge an bedingt variationsaffinen Texten stellt sich darüber hinaus auch das Repertoire an kanonischen Variationsphänomenen (→ Kernfragen A5 und A6) in den englischsprachigen Grammatiken weitaus schmaler dar als in den deutschsprachigen. Für die Letztgenannten kommen hierfür 30% aller thematisierten Varianzfälle und 9% aller thematisierten Lexeme infrage; aus Sicht der englischsprachigen Werke reduzieren sich diese Werte auf gerade einmal 3% bzw. 0,5%. Die Unterschiede sind dabei rein quantitativer, nicht qualitativer Art: Der schmale englischsprachige Kanon ist im deutschsprachigen vollständig enthalten bzw. entspricht dessen Spitze höchstfrequenter Phänomene. Die weniger variationsaffinen Grammatiken beschränken sich diesbezüglich also nur auf einen fest etablierten Ausschnitt, treffen aber keine grundsätzlich anderen Entscheidungen. Und auch was die gesamte Bandbreite behandelter Gegenstände angeht, stehen sich englischsprachige und deutschsprachige Texte recht nahe: Wie gezeigt werden konnte, lassen sich rund drei Viertel bzw. vier Fünftel der verhandelten Varianzfälle in beiden Grammatiksammlungen nachweisen, auch wenn der englischsprachige Korpuspart als Gesamtheit etwas mehr Strukturoppositionen kennt als der deutschsprachige (der jedoch weitaus weniger Veröffentlichungen umfasst). Geringer fallen die Überschneidungswerte auf lexematischer Ebene aus, wo sich die Teilkorpora nur rund drei Fünftel der Elemente teilen und die wenigen deutschsprachigen Grammatiken sogar über ein größeres Repertoire an schwankenden Einzelwörtern verfügen als die Masse der Werke in englischer Metasprache. Dort, wo sie sich die beiden Textgruppen nicht überschneiden, sind die Unterschiede hinsichtlich thematisierter Beispiele demnach größer als im Hinblick auf thematisierte Strukturen.

Dimension B – Problemfeld Metasprache:

(B1) Wie häufig werden metasprachliche Urteile (Markierungen) zur Differenzierung von Formen herangezogen?

Eine pauschale Antwort zu finden, gestaltet sich auch bezüglich dieser Frage schwierig. Die Texte des Korpus unterscheiden sich gravierend darin, wie häufig sie auf Markierungen zur Disambiguierung von Flexionsalternativen zurückgreifen. Insgesamt betrachtet, versehen die untersuchten Einzeltexte im Durchschnitt zwar rund 17,5% der von ihnen thematisierten Varianten mit diasystematischen Informationen, die Daten weisen aber für das Gesamtkorpus eine extreme Streuung auf. Grammatiken, die komplett auf Markierungsstrukturen verzichten (beispielsweise Willshaw oder Kars et al.), finden sich dort ebenso wie solche, die

mehr als die Hälfte aller besprochenen Varianten diasystematisch verorten (so z.B. Curme, Hammer/Durrell oder Duden).

Dabei gibt es jedoch einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Variationsaffinität und Markierung-Variante-Quotienten: Texte, die mehr konkurrierende Variationsphänomene thematisieren, legen auch eine höhere Bereitschaft an den Tag, diese mit Hilfe zusätzlicher metasprachlicher Mittel zu differenzieren. Die Vertreter des Sondertypus der variationslinguistischen Problemgrammatik heben sich folglich sowohl in ihrem quantitativen als auch in ihrem qualitativen Umgang mit Variation entscheidend vom Rest der betrachteten Veröffentlichungen ab, was ihrer zentralen Position im intertextuellen Netzwerk Vorschub leisten könnte (→ Kernfrage C5). Dieser enge Konnex von Variations- und Markierungsaffinität ist bis zu einem gewissen Grade sicherlich erwartbar, da nur bedingt variationsaffine Werke bezüglich potenzieller Schwankungsfälle häufig entweder nur eine Variante inkludieren oder flexionsmorphologische Problemstellen gänzlich aussparen und somit auf der Textoberfläche im Prinzip kaum Flexionskonkurrenzen aufzulösen haben. Umgedreht lässt sich aus diesen Verhältnissen aber auch ableiten, dass Grammatiken *aller* Affinitätsniveaus offensichtlich zu vermeiden versuchen, Zweifel- und Varianzfälle aufzunehmen, ohne deren Varianten systematisch zu disambiguieren. Die Exklusion ganzer Flexionskonkurrenzen, einseitige Selektionsverfahren sowie der verstärkte Gebrauch von Markierungen könnten, so gesehen, Effekte derselben defensiven Grundhaltung gegenüber semantischen Identitäten sein.

(B2) Welche Markierungstypen und Einzelmarkierungen werden von den Grammatiken verstärkt genutzt?

(B3) Welche Oppositionen werden etabliert, um konkurrierende Varianten zu differenzieren?

Die mit Abstand größte Bedeutung bei der metasprachlichen Beschreibung von Flexionsalternativen kommt diafrequenten Markierungen zu: Mehr als vier Fünftel aller Auflagenfolgen im Korpus nutzen entsprechende Begriffe aus dem Spektrum der Häufigkeit, Üblichkeit sowie Möglichkeit und versehen mit ihnen rund jede elfte aller in diesen Werken thematisierten Varianten (die hier anklingende Trennung zwischen textinterner Häufigkeit und korpusglobaler Dispersion gilt es im Kontext von Markierungsanalysen unbedingt zu beachten). Die drei Marker *HÄUFIG/OFT*, *KANN (STEHEN)* und *SELTEN/MANCHMAL* bzw. englisch *FREQUENT/OFTEN*, *CAN/MAY (BE)* und *RARELY/SOMETIMES* zählen zudem sowohl für die englischsprachigen als auch die deutschsprachigen Texte zu den vier am weitesten verbreiteten Einzelmarkern der Untersuchung, insofern sie von der größten Zahl an Auflagenreihen mindestens einmal aufgerufen werden. Im Unterschied zu Informationspaketen der Diachronie, Diatopie, Diatonie u.Ä. handelt es sich bei diafrequenten Zuordnungen jedoch streng genommen nicht um diasystematisch-kontextualisierende Markierungen im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr um modifizierende Angaben zur textinhärenten Basisvarietät, deren Charakter von den Texten oftmals vage gehalten wird.

Des Weiteren verwenden etwa zwei Drittel der Auflagenfolgen des Korpus diaevaluative Markierungsstrukturen, beziehen diese zugleich aber jeweils nur auf eine geringe Anzahl von Variationsphänomenen. Gerade bei den gebräuchlicheren Markern aus diesem Bereich, so z.B. im Falle der diaevaluativ-diachronischen Mischkategorien *ALTERNATIVE* und *ALTERNATIVE*

bzw. *ARCHAIC*, handelt es sich um Hybridkonzepte aus Bewertungen und Kontextualisierungen, eine genuin normative Verortung von Flexionsalternativen auf einer Falschrichtig-Skala hat für die untersuchten Texte dagegen kaum Bedeutung. Sollten die Grammatikschriten doch einmal auf sie zurückgreifen, geschieht dies zumeist unter dem Vorwand einer deskriptiven Darstellung usueller präskriptiver Urteile. Der weitestgehende Verzicht auf ungebrochen normative Markierungsstrukturen kann dabei, nebenbei bemerkt, als Nachwirkung einer „gebrauchsorientierten Wende“ im frühen 20. Jahrhundert betrachtet werden, wie sie Banhold (2015: 217) im Kontext von Schulgrammatiken nachweist.

Nur selten mit Varianten verbunden werden in den Untersuchungstexten darüber hinaus die Markierungsdimensionen des Diatextuellen, des Diatechnischen, der explizit genannten Einzelpersonen und der festen Redewendungen, auch wenn die beiden erstgenannten Kategorien mit einer Präsenz in 40% der Auflagenfolgen noch relativ hohe globale Dispersionswerte erreichen. Urteile zur Standardsprachlichkeit verhalten sich hierzu genau konträr, indem sie nur in wenigen Publikationen (darunter in einschlägigen Werken wie Duden und Hammer/Durrell) erscheinen, dort aber verhältnismäßig oft zur Disambiguierung von Flexionsalternativen genutzt werden. Prinzipiell können die Texte dabei sowohl mit positiven (z.B. *STANDARDSPRACHE* bzw. *STANDARD*) als auch mit negativen Attribuierungen (z.B. *NICHT STANDARDSPRACHLICH* bzw. *NON-STANDARD*) arbeiten, in diesem Zusammenhang lassen sich aber auffällige Unterschiede zwischen deutsch- und englischsprachigen Korpustexten registrieren (→ Kernfragen B4 und B5).

Die im variationslinguistischen Forschungsdiskurs fest etablierten diasystematischen Ebenen der Diachronie, der Diatopie, der Diamedialität und der Diatonie gehören demgegenüber aus Sicht beider konkurrierender Zählverfahren (absolute Markierung-Variante-Quotienten vs. Zahl der markernutzenden Auflagenfolgen) zum Mittelfeld der mäßig frequenten metasprachlichen Attribuierungen. In Hinblick auf zeitliche Zuordnungen sind statische Konzepte mit den Polen *HEUTE* und *ALT* bzw. *NOW* und *OLD* etwas prominenter als dynamische Modelle wie *ZUNEHMEND* vs. *ABNEHMEND* bzw. *INCREASING* vs. *DECREASING*. Hinzu kommt eine Neigung der Texte, zunehmende Auftretenswahrscheinlichkeit häufiger zu markieren als abnehmende, was für eine Art selektiven Filtermechanismus spricht: Der Fokus der Grammatiken liegt hier scheinbar etwas stärker auf solchen Phänomenen, die die bestehenden Verhältnisse durch steigende Frequenz herausfordern, als auf der analogen Re-Evaluation des bereits etablierten Formenbestands. Dass sich in diesem Verhalten gewissermaßen konservative mit progressiven Zügen mischen, scheint indes symptomatisch für den Umgang der Grammatiken mit der Zeitlichkeit ihrer flexionsmorphologischen Gegenstände zu sein. So zeugen (im Rahmen ihrer begrenzten diagnostischen Reichweite) auch die vorgestellten Einzelanalysen zum Selektionsverhalten der Texte davon, dass Konservatismus und Progressivität für das Grammatikkorpus als Ganzes keine einander vollends ausschließenden Haltungen darstellen, sondern Gestaltungsoptionen, deren Gewichtung sogar je nach Variationsphänomen schwanken kann. In diesem Zusammenhang konnte zudem gezeigt werden, dass es zeitliche Verschiebungen zwischen korpusexternen Ususdaten und der Abbildung der Phänomene in den Texten gibt, wobei sich wiederum sowohl retardierende als auch antizipierende Relationen finden. Dies wurde als Nachweis dafür

gewertet, dass die Grammatiken als Diskursgemeinschaft eine textweltliche Eigenzeit ausbilden, die nur bedingt in Kontakt mit der ‚Gebrauchsrealität‘ außerhalb der Werke steht.

Sprachgeographisch sind für die Korpus­texte vor allem die binäre Unterscheidung eines südlichen und eines nördlichen Sprachraums sowie unspezifische Markierungen des Typs *DIALEKTAL/MUNDARTLICH* oder *REGIONALSPRACHLICH* von Belang. Der Stellenwert der diatopischen Markierungsebene scheint dabei sowohl gemessen an der Verteilung sprachgeographisch argumentierender Texte über den Untersuchungszeitraum als auch beurteilt nach Marker-Prozentsätzen der Duden-Auflagen nicht zu steigen, auch wenn dies in Hinblick auf pluriareale Impulse der jüngeren Forschung naheliegender wäre. Zu erinnern bleibt an dieser Stelle aber daran, dass die Untersuchungen sich ausschließlich auf flexionsmorphologische Passagen der Grammatiken beziehen und so beispielsweise phonetische Betrachtungen, in denen Arealität als Argumentationsbestandteil sehr salient sein könnte, nicht in die Datengrundlage einfließen.

Eine klare zeitliche Staffelung zeigen die Analysedaten hingegen für gesprochensprachliche Markierungen: Während es zu Anfang der Untersuchungsperiode beinahe ausschließlich englischsprachige Texte sind, die flexionsmorphologische Varianten der Sphäre der Mündlichkeit zuordnen, steigt das Interesse an diesem Bereich ab 1980 auch außerhalb der englischsprachigen Korpus­komponenten spürbar an. Schriftsprache-Marker werden im Kontrast dazu schon ab Beginn des Erhebungszeitraums in beiden Korpus­teilen regelmäßig herangezogen. Die deutschsprachigen Texte entdecken die Opposition Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit demnach etwas später für sich als die englischsprachlichen Texte, denen zum einen traditionell viel an der Vermittlung einer breit gefächerten ‚contemporary everyday language‘ abseits des Schriftsprachlich-Formalen gelegen ist und deren Standardkonzept zum anderen keine so starken diamedialen Implikationen aufzuweisen scheint wie das Standardkonzept einschlägiger deutschsprachiger Publikationen (siehe die zugehörigen Duden-Analysen). Unmittelbare Auswirkungen hat dies auch auf den Umgang der Werke mit den diatonischen Markierungen *UMGANGSSPRACHE* bzw. *COLLOQUIAL*, die für die Grammatiken aus beiden Korpus­parts zu den maßgeblichen sozio-expressiven Kategorien gehören (→ Kernfrage B5).

Ein abschließender Abgleich der Verteilung dreier Typen metasprachlicher Bausteine (diatopische Markierungen, diachronische Markierungen, semantische Subdifferenzierungen), lieferte darüber hinaus Hinweise darauf, dass die Auszeichnungspraxis der Texte weniger vom Motiv geleitet sein könnte, jede formale Konkurrenz mit Hilfe eines möglichst breiten Spektrum an Oppositionen zu beschreiben, sondern Disambiguierung stattdessen zumeist wohl eher durch eindimensionale Gegenüberstellungen erreicht wird. Für einen Großteil der Texte ist es also vor allem wichtig, eine semantische Grenze zwischen Flexionsalternativen zu ziehen, und nicht, die Position der Formen im komplexen Grenzen-Geflecht des Varietätenkontinuums darzustellen. Hinter Entscheidungen dieser Art stehen gewiss nicht zuletzt textökonomische Faktoren, zugleich machen sie aber auch deutlich, welchen Stellenwert Semantik als distinktives Strukturprinzip flexionsmorphologischer Beschreibung in Grammatiken genießt.

(B4) Welche Unterschiede gibt es im englischsprachigen Markierungsrepertoire im Vergleich zu den deutschsprachigen Publikationen?
(B5) Welche Schlüsse lassen sich daraus auf das Bild verschiedener Varietäten in den Grammatiken ziehen?

Die größten Markierungsdifferenzen zwischen englischsprachigem und deutschsprachigem Korpuspart ergeben sich aus dem Umstand, dass sich im englischsprachigen Textset eine große Zahl nur bedingt variationsaffiner Grammatiken findet, die zugleich auch dazu tendieren, mit wenigen metasprachlichen Zusatzinformationen zu arbeiten. Unter den ausgewählten deutschsprachigen Texten ist dieser Grammatiktypus, wie bereits kommentiert, nicht von Belang; insgesamt betrachtet erscheinen die Grammatiken mit deutscher Metasprache deshalb als weitaus markierungsfreundlicher. Wie zuvor in Bezug auf die Anzahl thematisierter Phänomene darf dies aber nicht den Blick darauf versperren, dass gerade im Bereich der Spitzenwerte kaum Unterschiede zwischen deutsch- und englischsprachigen Werken bestehen: Mit Curme und Hammer/Durrell sind es zwei englischsprachige Publikationen, die neben den Duden-Auflagen zu den drei Werken gehören, die die höchsten Markierung-Variante-Quotienten erreichen. Auch hinsichtlich dieser Kennzahl können die Grammatiken sich über die Grenze englischer oder deutscher Metasprache hinweg ähnlicher sein als Texte desselben Teilkorpus.

Abseits dieser primär quantitativen Betrachtungen setzen insbesondere die variationsaffineren englischsprachigen Veröffentlichungen aber in Hinblick auf mindestens zwei qualitative Aspekte etwas andere Akzente als ihre deutschsprachigen Entsprechungen:

Zum einen streuen diese Grammatiken für ein englischsprachiges Publikum ihr Interesse an Varietäten stärker vertikal, d.h. sie sehen in Substandarderscheinungen nicht primär eine Kontrastfolie zur Ex-negativo-Bestimmung der eigentlichen Zielvarietät, sondern eine zentrale Komponente ihres Vermittlungsauftrags. Unter diesen Vorzeichen wird beispielsweise die Markierung *SUBSTANDARD* für die englischsprachigen Texte, die auf sie zurückgreifen, zur mit großem Abstand meistvergebenen sozio-expressiven Kategorie. Zudem wird dieselbe Markierung im Falle der Reihung mehrerer Varianten weit häufiger mit der erstgenannten Variante verknüpft als Nicht-Standard-Marker in deutschsprachigen Werken. Serielle Hierarchien zuungunsten des Nicht-Standards sind in den entsprechenden deutschsprachigen Grammatiken sehr viel ausgeprägter, was sich analog auch am Umgang dieser Texte mit umgangssprachlichen Markierungen belegen lässt.

Zum anderen erscheinen die englischen Konzepte von *standard language* und *colloquial language* gemessen an den zugehörigen Ko- und Kontramarkierungen sehr stark darauf angewiesen zu sein, zusätzlich explizit diamedial spezifiziert zu werden. Typisch für variationsaffinere Werke des englischsprachigen Teilkorpus sind deshalb zweiteilige metasprachliche Fügungen wie ‚colloquial spoken language‘ oder (analog dazu und seltener) ‚standard written language‘, wobei komplementär auch ‚colloquial written language‘ und ‚standard spoken language‘ nicht ausgeschlossen sind. Demgegenüber kommen die deutschsprachigen Texte weitaus häufiger ohne eine derartige Differenzierung der Begriffe des Umgangssprachlichen oder Standardsprachlichen aus, was auch mit der engen geschichtlichen Verquickung der Kategorien Schriftsprache und Standardsprache in der deutschsprachigen Grammatikographie zu tun haben mag. Wie im Rahmen der Textgenese der Duden-Grammatik nachgewiesen werden konnte, entsteht der dortige Standard-

sprachebegriff durch einen doppelten Substitutionsprozess direkt aus einem zwar polyvalenten, aber trotzdem diamedial determinierten Begriff der Schriftsprachlichkeit und erbt damit auch dessen Begriffsextension. Erst im Fahrwasser jüngerer, korpusgeleiteter Herangehensweisen scheinen diese Strukturen im Duden aufzubrechen und der deutschen Grammatikographie den Blick auf die Sphäre der gesprochenen Sprache zu erleichtern.

Dimension C – Problemfeld Kodex:

(C1) Welche Texte beinhalten direkte oder indirekte Verweise auf andere Texte im Korpus?

Eine große Mehrzahl der untersuchten Texte lässt sich über explizite (direkte) oder implizite (indirekte) Verweisstrukturen mit anderen Texten des Korpus in Verbindung bringen, steht also zumindest rudimentär im Dialog mit einem bis mehreren Werken des Feldes. Grammatiken, für die sich keine entsprechenden inhaltlichen Konvergenzen mit anderen Publikationen detektieren lassen, sind hingegen (zumindest innerhalb des betrachteten Ausschnitts des Diskurses) äußerst selten. Hierbei bilden offen artikuliert und präzisiert Bezüge nur die schmale Spitze der textuellen Verflechtungen ab, Textvergleiche auf Basis von N-Gramm-Analysen deuten auf ein weitaus komplexeres Netz jenseits markierter Referenzrelationen hin. Die eindrucklichsten (da mit Abstand weitreichendsten) mutuellen impliziten Konvergenzen legen in diesem Zusammenhang die Werke von Curme und Duden an den Tag, was insofern für die Geschichte der deutschen Grammatikographie von Belang ist, als es auf einen essenziellen – aber bisher beinahe gänzlich unkommentierten – Einfluss der englischsprachigen Germanistik an neuralgischer Stelle des Kodex hinzuweisen scheint (→ Kernfragen C5 und C6).

Die im Rahmen von Textkontakten wirkenden Mechanismen treten in ihrem assimilierenden Charakter darüber hinaus besonders in Vergleichen mehrerer miteinander interagierender Auflagen derselben Grammatiken (etwa Duden und Hammer/Durrell) hervor: Der Umgang mit Zitationsstrukturen in der Genese von Einzeltexten lässt sich dabei als ein unidirektional gerichteter Prozess verstehen, in dessen Zuge versucht wird, Mittelbarkeitssignale im Kontext objektsprachlicher Beispiele sukzessive zu tilgen. Anders gesagt: Viele Grammatiken weisen offenbar eine Aversion gegenüber allzu minutiöser Provenienzkennzeichnung von sprachlichem Primärmaterial auf. Hinter solchen Transformationen könnten wiederum vor allem textökonomische Motive stehen, wie sie auch an anderer Stelle (so bei der komplementären Vergabe von Markierungen, → Kernfrage B3) in die Gestaltung der Grammatiken einzugreifen scheinen.

Folglich tritt uns Grammatikschreibung vor dem Hintergrund der untersuchten Publikationen einerseits als ein in hohem Maße intertextuell geprägtes Unterfangen entgegen. Für die Texte scheint diese enge Vernetzung andererseits zumindest aus darstellungstechnischer Perspektive jedoch auch ein Problem darzustellen, an dem sie sich im wahrsten Sinne des Wortes ‚abarbeiten‘ müssen.

(C2) Welche Texte sind sich in Bezug auf die verhandelten Varianten ähnlich?**(C3) Welche übergeordnete Struktur weist das Gesamtkorpus auf?****(C4) Sind die Texte stark oder lose miteinander verknüpft?**

In Ergänzung zur gerade umrissenen Suche nach expliziten und impliziten Verweisstrukturen wurde im Laufe der Analysen vorgeschlagen, als Kenndaten textueller Nähe auch Ähnlichkeitskoeffizienten aus miteinander geteilten und idiosynkratischen Zweifelsfällen (→ Kernfrage A3) heranzuziehen. Da es sich hierbei um zweifelsfallbasierte Werte handelt, flossen also alle Varianten in die Berechnungen ein, denen von den untersuchten Texten tatsächlich Konkurrenzvarianten gegenübergestellt werden.

In diesem Zusammenhang finden sich – Publikationen derselben Autoren außer Acht gelassen – besonders große Überschneidungen des Zweifelsfallrepertoires bei einigen nur schwach variationsaffinen Grammatiken (etwa in den Gegenüberstellungen Schenke/Purcell ↔ Willshaw, Graves ↔ Reimann und Meech/Mitchell/Hepworth et al. ↔ Paxton). Zu bedenken gilt, dass hier angesichts geringer Zweifelsfallinventare der Texte bereits die Anwesenheit weniger korpusweit hochfrequenter Variationsphänomene (→ Kernfrage A6) für hohe Nähewerte sorgen kann, was den entsprechenden Textrelationen womöglich einen kontingenteren Charakter gibt als großflächigen Konvergenzen zwischen variationsaffineren Texten. Die genutzten Ähnlichkeitskoeffizienten sind, in anderen Worten, nicht für alle Textkonstellationen von gleicher Aussagekraft.

Auch innerhalb der Gruppe von nur bedingt variationsaffinen Grammatiken kommt es jedoch zu massiven Überschneidungen, zu nennen sind beispielsweise starke Verwandtschaften zwischen Jørgensen und Curme, Helbig/Buscha und Lederer oder Duden und Curme, die jeweils weitaus mehr als die wenigen kanonischen Gegenstände miteinander teilen. Verhältnismäßig isoliert, d.h. in der Wahl ihrer Gegenstände idiosynkratischer, erscheinen hingegen Werke wie Lockwood, Cochran/Conant, Eisenberg oder Erben. Gerade die Grammatik Erbens zeigt dabei, dass es durchaus zu Diskrepanzen zwischen der Position im Geflecht der Verweisstrukturen (hier liegt Erben sehr zentral) und der Eingebundenheit in Ähnlichkeitsrelationen (hier liegt Erben eher separiert) kommen kann. Die Frage danach, wie sehr sich die variationslinguistischen Gegenstände in Texten entsprechen, ist damit keine bloße Umformulierung der Frage, welche Grammatiken häufig als Referenztexte genannt werden, sondern ergänzt Letztere um eine wichtige weitere Komponente (→ Kernfrage C5).

Transformiert in eine graphische Darstellung ergibt sich aus der Gesamtheit von Ähnlichkeitskoeffizienten ein weitverzweigtes Grammatiknetz, das sich (abseits von wenigen relativ autarken Texten und Text-Kleingruppen) aus zwei enger verbundenen Subsystemen zusammensetzt. Eines dieser dichten Gebilde ist vornehmlich in der Sphäre der bedingt variationsaffinen Werke zu verorten, beschränkt sich ausschließlich auf englischsprachige Publikationen und steht im Grunde für einen variationslinguistischen Minimalkonsens. Die zweite auffällige Struktur bildet sich demgegenüber im Feld der variationsaffineren Werke aus und vereint sowohl englischsprachige als auch deutschsprachige Publikationen, darunter hoch prestigeträchtige Veröffentlichungen wie die Duden-Grammatik, die *Deutsche Grammatik* von Helbig/Buscha oder *Hammer's German Grammar and Usage* von Hammer/Durrell (→ Kernfrage C6).

(C5) Welche Grammatiken stehen also im ‚Zentrum‘, welche in der ‚Peripherie‘ des Kodex?

Im Grunde ließe sich diese Frage auch als Zusammenschau der Fragengruppe C1 bis C4 verstehen, die sich letztendlich mit drei relationalen Texteigenschaften beschäftigen:

- 1) Referenztext-Status auf Basis expliziter Verweise,
- 2) Referenztext-Status auf Basis impliziter Verweise und
- 3) Mutuelle Ähnlichkeit des präsentierten Variantenrepertoires.

Die Punkte 2) und 3) unterscheiden sich dabei unter anderem in ihrem Verhältnis zur Serialität der grammatikographischen Darstellung: Während implizite Verweise auf linearen Übereinstimmungen von Zeichenketten beruhen, sind die unter 3) gefassten Konvergenzen kategoriale Urteile, wobei die genaue Abfolge der Bestandteile in den Texten im Prinzip keine Rolle für die Detektion von Ähnlichkeit spielt.

Wie gezeigt wurde, können alle drei Faktoren einen Beitrag dazu leisten, sich dem (intertextuell reformulierten) Konzept Kodex anzunähern und dieses empirisch greifbar zu machen. Entsprechend lassen sich die Texte gemäß unterschiedlicher Merkmale in ein Zentrum und eine Peripherie ordnen, eine adäquate Antwort auf Frage C5 hat demnach mindestens drei Bestandteile.

Aus der Perspektive expliziter Text-zu-Text-Verweisstrukturen ist es die Duden-Grammatik, die sich am eindeutigsten dem Zentrum bzw. Kern des Kodex ‚einschreibt‘, insofern sie von den übrigen (englisch- wie deutschsprachigen) Texten am häufigsten namentlich als Referenzwerk genannt wird. Eine ähnliche Präsenz in den untersuchten deutschsprachigen Publikationen erreichen darüber hinaus noch die Auflagen von Erbens *Abriss*, die jedoch innerhalb der englischsprachigen Grammatiken nicht an die Verbreitungswerte des Duden-textes heranreichen. Daneben gibt es einige weitere Werke (darunter Curme, Hammer/Durrell und Schulz/Griesbach), auf die zumindest einige englisch- wie deutschsprachige Grammatiken explizit Bezug nehmen und die deshalb in Hinblick auf das Gesamtkorpus zwischen Kern- und Parakodex positioniert werden können.

Von der Warte impliziter Verweise aus betrachtet, lassen sich die Texte von Hammer/Durrell und Duden als am engmaschigsten vernetzte Dreh- und Angelpunkte des Grammatikraumes beschreiben, wobei die Ausgaben von *Hammer's Grammar* offenbar mit einer noch größeren Anzahl der übrigen Texte in Verbindung stehen als die Ausgaben der Duden-Grammatik. Als besonders eng mit den anderen Publikationen verwoben erscheinen außerdem die Grammatiken von Jørgensen, Lederer, Curme und Helbig/Buscha, die (nebst Duden, Hammer/Durrell und weiteren deutsch- wie englischsprachigen Veröffentlichungen) einem in hohem Maße interdependenten Diskurszentrum zugerechnet werden können. Einige Textsysteme kleineren Umfangs, die nur geringe Berührungspunkte mit dieser grammatikographischen Kernstruktur aufweisen, legen Zeugnis dafür ab, dass die Bildung von relativ autonomen Subkodizes in der Peripherie des Wirkungsbereichs von Duden, Hammer/Durrell, Helbig/Buscha u.a. wohl durchaus möglich wäre, für viele Texte aber nicht infrage zu kommen scheint.

Auf Basis der ermittelten Ähnlichkeitskoeffizienten schließlich ergibt sich das bereits beschriebene Bild eines im Großen und Ganzen zweigeteilten Grammatikfeldes (→ Kernfragen C2 bis C4). Insgesamt präsentiert sich das Korpus hier – insbesondere in Hinblick

auf den Bereich um Duden, Hammer/Durrell usw. – aber um einiges fragmentierter als vor dem Hintergrund von Verweisstrukturen, was eine einfache Trennung von Kern und Peripherie unterbindet und das Korpus im Grunde zu einem komplexeren Raster von Klein- und Kleinstsystemen auflöst. Aufgrund ihrer hohen Granularität schärfen die dargestellten Analysen von S-Koeffizienten noch einmal den Blick auf einzelne Text-Text-Relationen, indem sie beispielsweise die inhaltliche Nähe zwischen Duden, Hammer/Durrell und Curme unterstreichen, Erben verhältnismäßig isoliert darstellen oder die beiden einschlägigen DaF-Publikationen von Helbig/Buscha und Schulz/Griesbach nahe zueinander positionieren.

Welche Texte stehen also tatsächlich im Mittelpunkt des untersuchten Ausschnitts deutschsprachiger Grammatikschreibung? Versucht man sich trotz aller Disparitäten, die verschiedene Analyseansätze mit sich bringen, und trotz der Gefahr von entsprechenden Verkürzungen und Verzerrungen an einer Art Resümee, lassen sich am ehesten die Grammatiken von Duden und Hammer/Durrell sowie in geringerem Maße Curme, Helbig/Buscha, Jørgensen, Schulz/Griesbach und Lederer (mit Abstrichen auch Erben) als Werke des Kernkodex identifizieren, um die herum sich die breite Masse der Phänotexte und Trabantentexte anlagert und die die markantesten Spuren in den übrigen Texten des Korpus hinterlassen zu haben scheinen. Zugleich gehören diese Beiträge zu den variations- und markierungsaffinsten Texten des Korpus, was darauf hindeutet, dass sie für nachfolgende Grammatikschriften gerade aufgrund ihres Orientierungsangebots im Kontext flexionsmorphologischer Unsicherheiten von besonderer Attraktivität sind.

(C6) Welcher Zusammenhang besteht zwischen DaM- und DaF-Werken?

Sicherlich hat es wenig Neuigkeitswert, die Duden-Grammatik den absoluten Kernbeiträgen der deutschen Grammatikographie zuzurechnen. Wie an verschiedenen Stellen dieser Ausführungen geschildert, besitzt die Dudenreihe (auch weit über den engeren Kontext der sprachwissenschaftlichen Disziplin hinaus) ein enormes Prestige, so dass es kaum verwundert, wenn ihre Vertreter nach einer Reihe von Analysen im Mittelpunkt des Kodex erscheinen. Ähnliches kann – mit kleineren Abstrichen – im englischsprachigen Kontext für *Hammer's German Grammar and Usage* gelten. Diesbezüglich liegt das originelle Moment der vorgetragenen Untersuchungen vor allen Dingen darin, Wege für eine empiriegestützte Annäherung an den Kodexbegriff auszuleuchten und so die oftmals beschworene Strahlkraft eminenten Texte anhand von Datensammlungen nachvollziehbar zu machen.

Weniger erwartbar war jedoch der außerordentlich hohe Grad der Vernetzung zwischen muttersprachlich und fremdsprachlich geführter Grammatikdiskussion – insbesondere im Cluster stark variationsaffiner Publikationen. So spricht beispielsweise einiges dafür, dass die Duden-Grammatik im Rahmen ihres Neustarts in den 50er Jahren enorm von der objektsprachlichen Bandbreite der Curme'schen Grammatik profitiert und dieser initiale Kontakt trotz aller textuellen Revisionen bis heute Spuren im Beispielrepertoire ihrer Ausgaben hinterlassen hat. Zwar sorgt der auffällige Rückzug der englischsprachigen Werke aus dem Bereich hochgradig variationsaffiner Grammatikschriften spätestens nach dem zweiten Grammatikboom für eine wachsende Distanz zwischen deutschsprachigen und englischsprachigen Veröffentlichungen, die wechselseitige Durchdringung der älteren Texte des Kernkodex (greifbar in Form von expliziten und impliziten Verweisen sowie

korrespondierenden Selektionsentscheidungen) stellt sich bis zu diesem Zeitpunkt aber als so weitreichend dar, dass es legitim erscheint, die deutsch- und englischsprachige Tradition variationslinguistischer Problemgrammatiken nicht als zwei separate Verhandlungsräume von Grammatikinhalten zu betrachten, sondern als eng verflochtene Teile einer einzigen internationalen ‚discourse community‘ – um ein letztes Mal Watts (1999) Begriff zu bemühen.

Die gesichteten Texte legen somit schlussendlich auch beredtes Zeugnis für das ab, was Redder (2003) die „transnationale Dimension“ der Germanistik nennt und in Rückgriff auf postnationale Entgrenzungspostulate Ehlichs (2000)⁴²¹ als notwendige nächste Stufe in der historischen Entwicklung des Faches beschreibt. Während Redder (2003: 278) die Frage, wie sich ein Wissenstransfer zwischen Auslands- und Inlandsperspektive fest etablieren ließe, als noch zu bewältigende Aufgabe für die Zukunft formuliert, liefern die hier vorgestellten Ergebnisse allerdings gewichtige Indizien dafür, dass mit der Grammatikographie ausgerechnet ein ausgewiesener Schlüsselbereich der germanistischen Forschung in fundamentaler Weise durch Transnationalität mitgestaltet wurde. Für eine etwaige Fusion von ‚Außensicht‘ und ‚Innensicht‘ (vgl. Stickel 2003) wäre so gesehen also eigentlich nur eine Besinnung der Disziplin auf die eigene Geschichte vonnöten, die bereits eindruckliche Beispiele für entsprechende Synergieeffekte bereithält.

Eine strikte Trennung der deutschen Grammatikographie in eine Inlands- und Auslandssparte entspricht demnach nicht den Verhältnissen, wie sie uns im Kern des Sprachkodex entgegentreten. Was wir stattdessen beobachten können, ist eine elementare Verschränkung der prestigeträchtigen deutsch- und englischsprachigen Beiträge, die viel weiter reicht, als die Textoberflächen auf den ersten Blick verraten. Variationsphänomene und zugehörige Beispiele scheinen die Grenzen von Sprachen und Einzelwerken relativ mühelos zu überschreiten und so in wechselnden Trägermedien über Dekaden die Diskussion bestimmter flexionsmorphologischer Themenfelder zu prägen. In Zeiten, in denen die Affixe des Post- und Transnationalen schon wieder ins Wanken zu geraten drohen, kann es deshalb mitunter hilfreich sein, sich einmal mehr zu vergegenwärtigen, dass das vermeintlich Fremde nicht nur im Jenseits des eigenen Wirkungsraumes gefunden werden kann, sondern bisweilen tief im eigenen Sein verwurzelt ist.

⁴²¹ Vgl. Ehlich (2000: 193–194): „[S]ie [die Germanistik; S.St.] verdankt ihre eigene Entstehung und ihre Kontinuität [...] genau diesem Projekt der Nationwerdung im beginnenden 19. Jahrhundert [...]. Die Selbstverständlichkeit der Existenz der deutschen Sprache und der Notwendigkeit ihrer Erforschung also ist den nationalen Grenzen verpflichtet (wobei selbstverständlich die Problematik ‚deutsch‘ – ‚deutschsprachig‘ eigener Beachtung und eigenen Nachdenkens bedarf). Wenn die Germanistik versuchen soll und will, sich in den europäischen Kontext einzubringen, dann wird es, denke ich, erforderlich, über ihre Entgrenzung ernsthaft nachzudenken, und dafür kommt meinem unmittelbaren Arbeitsbereich, dem *Deutschen als Fremdsprache*, möglicherweise auch für die wissenssoziologische Struktur eine gewisse Bedeutung, ein eigener Stellenwert zu, den unser Fach, so scheint mir, bisher noch nicht recht ernst genommen hat, der aber andererseits wohl auch von der Germanistik her auf einige Abwehr stoßen würde“ (Hervorhebung im Original).

7 Grammatikforschung als Provenienzforschung? – Vom Einstürzen und Neubauen

Dass die Historizität von Grammatikographie zum Gegenstand von Untersuchungen erhoben wird, ist kein Alleinstellungsmerkmal dieser Arbeit. Zahlreiche gewichtige Beiträge – gedacht sei beispielsweise an die Darstellungen von Jellinek (1913), Götz (1992) oder Moulin-Fankhänel (2000) – haben sich auch lange zuvor schon eingehend mit Traditionen und Diskontinuitäten in der Genese der deutschen Grammatikschreibung auseinandergesetzt. Bisher scheinen in der Diskussion um wegweisende Einflüsse auf die Entwicklung der deutschen Grammatiken aber vor allem die Übernahme oder Zurückweisung *theoretischer Systeme* von Belang gewesen zu sein, wenn es etwa um die Strahlkraft einzelner syntaktischer Positionen und deren Weitergabe an nachfolgende Autorinnen und Autoren geht. Ohne Zweifel sind hieraus ermittelte textuelle Verwandtschaftsbeziehungen unerlässlich sowohl für das Verständnis der Textsorte Grammatik als auch für die gesamte Sprachwissenschaft, bestimmen verschiedene Denktraditionen doch entscheidend, was in entsprechenden Texten überhaupt beschrieben und kritisch hinterfragt werden kann. Für die untersuchte Zeitspanne wären diesbezüglich unter anderem Kontroversen zwischen Hypothesen des klassischen Strukturalismus und inhaltsbezogenen Standpunkten Weisberger'scher Prägung von Bedeutung, auf die im Rahmen der Beschreibungen nicht eingegangen wurde.

Was die vorgestellten Ausführungen neben einer Ausdehnung des Forschungsinteresses auf Gegenstände der unmittelbaren Vergangenheit demgegenüber jedoch zu leisten vermögen, ist vor allen Dingen eine Erweiterung des Fokus disziplingeschichtlicher Arbeiten um den Faktor des *Objektsprachlichen* und der *Ausdrucksseitigkeit* (man könnte auch sagen: der Materialität) der Texte: Die meisten Analyseverfahren, die im Rahmen dieser Darstellungen bemüht wurden, nähern sich ihren Untersuchungsgegenständen auf Ebene der an der Textoberfläche gegebenen Zeichenfolgen, ohne für diesen ersten Schritt auf theoretische Rahmenbedingungen zu rekurrieren, und stellen ihnen die Zeichenfolgen anderer Grammatiktexte gegenüber. Aus der einfachen Erkenntnisfigur des Wiederfindens von Strukturen konnte auf diese Weise ein Netz von textuellen Interrelationen abgeleitet werden, das überraschende Brücken zwischen bisher kaum in Verbindung gebrachten Diskurselementen schlägt.

So verstanden wird Grammatikforschung durch eine Art intertextueller Provenienzforschung ergänzt, deren Anwendbarkeit auf andere Perioden der deutschen Grammatikgeschichte ebenso wie auf weitere Textgruppen nicht-deutscher Metasprache zu prüfen sein wird. Lohnenswert könnte etwa der Blick auf die Grammatiken im Umfeld der „raticiani-schen Reformtradition“ (Moulin-Fankhänel 2000: 1904), d.h. auf Wechselercheinungen zwischen deutsch- und lateinischsprachigen Texten sein. Gibt es objektsprachliche Elemente, über die die Veröffentlichungen in Verbindung zueinander treten oder wird hier ein harter Bruch vollzogen? Interessant wäre außerdem, die reiche deutsche Schulbuchtradition systematisch auf Intertextualitätsphänomene zu untersuchen, wie es Banhold (2015: 100–102) in einer Passage kurz andeutet. Welche Veröffentlichungen formen den zugrundeliegenden, zeitgenössischen Kodex dieser didaktischen Grammatikschriften? Gleichzeitig

müssen Untersuchungsvorhaben nicht bei grammatischen Texten im engeren Sinne stehen bleiben, sondern könnten sich auch anderer wissenschaftlicher wie laienlinguistischer Publikationen (Zeitschriftenartikel, Forenbeiträge) annehmen und nach den Quellen angeführten Sprachmaterials fragen. Hält man hierfür weiterhin variationslinguistische Gegenstände, die sich aufgrund ihres Selektionspotenzials besonders zur Analyse von Textverwandtschaften anbieten, im Brennpunkt der Betrachtung, werden neue Einblicke in das Textgeflecht der Sprachbeschreibung zugleich stets wichtige Einsichten in die Rolle von Sprachwandel und Usus in verschiedenen historischen Kontexten gewähren.

Es gilt zusammenfassend also eigentlich nur, Bemerkungen wie die mehrfach zitierte Aussage Gottscheds (1749: 4v) ernst zu nehmen, die das Kerngeschäft der Grammatikschreibung darin sehen, „zu lesen, zu prüfen, und [...] zu vergleichen“, „alles Gute [...] zusammen [zu] nehmen“, „alles in gute Verbindung und Ordnung [zu] bringen“, und „auch manche Lücken, die unsere lieben Alten noch übrig gelassen, [zu] ergänzen“. Grammatikographie und mit ihr der Kodex der deutschen Sprache werden, in der Metapher der Architektur gesprochen, eben nicht von Einzelpersonen an einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte aus monolithischen Felsblöcken geschlagen. Die Arbeit an ihnen ist vielmehr mit all jenen Bauten zu vergleichen, die sich der Fragmente früherer Zeiten und der Einfälle der vorangehenden Baumeisterinnen und Baumeister bedienen, um dem Älteren mit viel Aufwand und Kunstfertigkeit einen passenden Platz in der Gegenwart einer neuen architektonischen Einheit zuzuweisen. Denn, so Gottsched (1749: 4v): „Dieses, dieses fordern unsre heutigen kritischen Zeiten: und ich überlasse einem jeden das Urtheil, ob es so leicht ist, solche Forderungen zu erfüllen“.

8 Anhang

8.1 Verzeichnis der für Auflagenfolgen verwendeten Kürzel

KÜRZEL	EINZELWERKE
ASF	Ashworth-Fiedler 1999 Ashworth-Fiedler 2003
BRA	Barrack/Rabura 1992
BON	Borgert/Nyhan 1991
BER	Berlitz 1992
BUC	Buck 1999
COC	Cochran 1963 Conant 1974
CUR	Curme 1964
DEM	DeMeritt 1994
DIW	Dippmann/Watzinger-Tharp 2002
DKL	Durrell et al. 2002 Durrell et al. 2015
DON	Donaldson 2007
DRS	Dreyer/Schmitt 1994 Dreyer/Schmitt 2004 Dreyer/Schmitt 2010
DUD	Duden 1959 Duden 1966 Duden 1973 Duden 1984 Duden 1995 Duden 1998 Duden 2005 Duden 2009
EBK	Eckhard-Black/Whittle 1992 Dodd et al. 1996 Dodd et al. 2003 Whittle et al. 2011
ENG	Engel 1988 Engel 1996 Engel 2009
ERB	Erben 1958 Erben 1966 Erben 1972 Erben 1980

KÜRZEL	EINZELWERKE
ESB	Eisenberg 1986 Eisenberg 1994 Eisenberg 2006/2006
FEH	Fehringer 2002 Fehringer 2014
GBd	Griesbach 1986
GBe	Griesbach 1990
GHF	Gschossmann 1975 Gschossmann-Hendershot 1983 Gschossmann-Hendershot/Feuerle 1997 Gschossmann-Hendershot/Feuerle 2010 Gschossmann-Hendershot/Feuerle 2014
GRA	Graves 1987 Graves 1990 Graves/Strutz 1995
HBU	Helbig/Buscha 1975 Helbig/Buscha 2001
HDU	Hammer 1971 Hammer/Durrell 1991 Durrell 1996 Durrell 2002 Durrell 2011
HND	Hammond 1981
JHN	Johnson 1971
JRG	Jørgensen 1959/1963/1966
KAR	Kars et al. 1993
LED	Lederer 1969
LOK	Lockwood 1987
LUS	Luscher/Schäpers 1976
MCS	MacLean/Sinclair 1985 MacLean/Sinclair-Knight 1995 Clari 2005 Airlie 2007 Amiot-Cadey 2011
MIS	Miell/Schenke 2006
MMH	Meech/Mitchell 1988 Meech/Mitchell 2003 Hepworth et al. 2009

KÜRZEL	EINZELWERKE
OMA	Otto/Mattis 1990
PAX	Paxton 1986
PRS	Price/Semple 1998
REI	Reimann 2001
ROW	Rowlinson 1993
RUS	Russ 2010
SCP	Schenke/Purcell 2012
SCS	Schenke/Seago 2004
SGR	Schulz/Griesbach 1960 Schulz/Griesbach 1965 Schulz/Griesbach 1980
STC	Stocker 2012
STP	Stopp 1960
STS	Stief/Stang 2002 Stief/Stang 2013
SWC	Swick 2012a
SWD	Swick 2012b
SWI	Swick 2013
TEB	Tebbutt 2001
TEN	Tenberg/Rings 1996 Tenberg/Rings 2005
WEH	Weimar/Hoffmeister 1963 Weimar/Hoffmeister 1970
WIG	Wightwick 1993
WIS	Willshaw 1983

8.2 Verzeichnis der registrierten Varianzfälle und Metazweifelsfälle

Legende:

_	beliebige Wortkörper(teile) vor (_e) und hinter (ä_) relevanten Elementen	[_sch]	Wortkörper endet auf bestimmten Laut (hier: sch)
∅	Null-Endung	()	optional
<	Tilgung vorangehender Laute	A	Wortkörper ist Adjektiv
K	beliebiger Konsonant	S	Wortkörper ist Substantiv
F	beliebiger Frikativ	Vb	Wortkörper ist Verb
V	beliebiger Vokal		

Flexionsmorph. Ordnungseinheit	Varianzfall	Beispielzweifelsfall; blau: Meta-Zweifelsfälle
--------------------------------	-------------	--

PHONETIK: VERB		
Imp Sg	_e vs. _∅	<i>tue vs. tu</i> <i>wandere vs. wander</i> <i>Vbe vs. Vb∅ (träume vs. träum)</i>
	_e vs. _<Ke	<i>handele vs. handle</i> (wenn in Grammatik zwar als abstrakte Struktur aufgeführt, jedoch nicht mit einem Beispiellehem verbunden ggf. Vergabe des Metazweifelsfalls <i>Vb[_r]e vs. Vb[_<r]e</i>)
	_∅ vs. _<Ke	<i>handel vs. handle</i>
Imp Pl	_et vs. _t	<i>Vbet vs. Vbt (lachtet vs. lacht)</i>
Imp (Sie)	_en vs. _n	<i>Vben vs. Vbn (schauen vs. schaun)</i>
Präs 1.Ps Sg	_e vs. _∅	<i>angele vs. angel</i> <i>tue vs. tu</i> <i>Vbe vs. Vb∅ (mache vs. mach)</i>
	_e vs. _<Ke	<i>angele vs. angle</i>
	_∅ vs. _<Ke	<i>angel vs. angle</i>
Präs 2.Ps Sg	_est vs. _et	<i>Vb[_F]est vs. Vb[_F]et (reisest vs. reiset)</i> <i>Vb[_sch]est vs. Vb[_sch]et (wäschest vs. wäschet)</i>
	_est vs. _st	<i>bummelest vs. bummelst</i> <i>tatest vs. tatst</i> <i>Vbest vs. Vbst (trinkest vs. trinkst)</i> <i>Vb[_cht]est vs. Vb[_cht]st (fichtest vs. fichtst)</i> <i>Vb[_d/t]est vs. Vb[_d/t]st (antwortest vs. antwortst)</i> <i>Vb[_F]est vs. Vb[_F]st (tanzest vs. tanzst)</i> <i>Vb[_sch]est vs. Vb[_sch]st (wäschest vs. wäschst)</i>
	_est vs. _t	<i>Vb[_F]est vs. Vb[_F]t (tanzest vs. tanzt)</i> <i>Vb[_sch]est vs. Vb[_sch]t (wäschest vs. wäscht)</i>
	_est vs. _<st	<i>Vb[_cht]est vs. Vb[_ch]st (flichtest vs. flichst)</i>
	_est vs. _<Kest	<i>bummelest vs. bummlest</i>
	_et vs. _st	<i>Vb[_F]et vs. Vb[_F]st (tanzet vs. tanzst)</i> <i>Vb[_sch]et vs. Vb[_sch]st (wäschet vs. wäschst)</i>

	_et vs. _t	Vb[_F]et vs. Vb[_F]t (<i>tanzet vs. tanzt</i>) Vb[_sch]et vs. Vb[_sch]t (<i>wäschet vs. wäscht</i>)
	_st vs. _t	Vb[_F]st vs. Vb[_F]t (<i>tanzst vs. tanzt</i>) Vb[_sch]st vs. Vb[_sch]t (<i>wäschst vs. wäscht</i>)
	_st vs. <st	Vb[_cht]st vs. Vb[_ch]st (<i>fichtst vs. fichtst</i>)
	_st vs. <Kest	<i>bummelst vs. bummlest</i>
Präs 3.Ps Sg	_et vs. _t	Vbet vs. Vbt (<i>lebet vs. lebt</i>) Vb[_F]et vs. Vb[_F]t (<i>beweiset vs. beweist</i>) Vb[_sch]et vs. Vb[_sch]t (<i>wäschet vs. wäscht</i>)
	_et vs. _Ø	Vbt vs. VbØ (<i>lebet vs. leb</i>)
	_t vs. _Ø	<i>braucht vs. brauch</i> <i>is vs. ist</i> Vbt vs. VbØ (<i>lebt vs. leb</i>)
Präs 1.Ps Pl	_e vs. _en	Vbe vs. Vben (<i>kaufe vs. kaufen</i>)
	_e vs. _m	Vbe vs. Vbm (<i>kaufe vs. kaufm</i>)
	_e vs. _n	Vbe vs. Vbn (<i>kaufe vs. kaufn</i>)
	_e vs. _ng	Vbe vs. Vbng (<i>danke vs. dankng</i>)
	_en vs. _m	Vben vs. Vbm (<i>haben vs. habm</i>)
	_en vs. _n	<i>wandern vs. wandern</i> <i>tuen vs. tun</i> Vben vs. Vbn (<i>haben vs. habn</i>) Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (<i>gehen vs. gehn</i>)
	_en vs. _ng	Vben vs. Vbng (<i>fragen vs. fragng</i>)
	_en vs. <Ken	<i>wandern vs. wandren</i>
	_m vs. _n	Vbm vs. Vbn (<i>gebm vs. gebn</i>)
	_m vs. _ng	(virtuell, Artefakt der Zählmethode)
	_n vs. _ng	Vbn vs. Vbng (<i>fragn vs. fragng</i>)
	_n vs. <Ken	<i>wandern vs. wandren</i>
	<i>sin vs. sind</i>	<i>sin vs. sind</i>
Präs 2.Ps Pl	_et vs. _t	<i>bedaueret vs. bedauert</i> <i>tuet vs. tut</i> Vbet vs. Vbt (<i>kommet vs. kommt</i>) Vb[_F]et vs. Vb[_F]t (<i>esset vs. esst</i>) Vb[_sch]et vs. Vb[_sch]t (<i>fischet vs. fischt</i>)
	_et vs. _ts	Vet vs. Vts (<i>kommet vs. kommts</i>)
	_et vs. <Ket	<i>bedaueret vs. bedauret</i>
	_t vs. _ts	Vbt vs. Vbts (<i>kommt vs. kommts</i>)
	_t vs. <Ket	<i>bedauert vs. bedauret</i>
Präs 3.Ps Pl	_e vs. _en	Vbe vs. Vben (<i>kaufe vs. kaufen</i>)
	_e vs. _m	Vbe vs. Vbm (<i>kaufe vs. kaufm</i>)
	_e vs. _n	Vbe vs. Vbn (<i>kaufe vs. kaufn</i>)
	_e vs. _ng	Vbe vs. Vbng (<i>danke vs. dankng</i>)
	_en vs. _m	Vben vs. Vbm (<i>haben vs. habm</i>)
	_en vs. _n	<i>tuen vs. tun</i> <i>wandern vs. wandern</i> Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (<i>gehen vs. gehn</i>)

	<u>_en vs. _ng</u>	<i>Vben vs. Vbng (fragen vs. fragng)</i>
	<u>_en vs. _<Ken</u>	<i>wandern vs. wandren</i>
	<u>_m vs. _n</u>	<i>Vbm vs. Vbn (gebm vs. gebn)</i>
	<u>_m vs. _ng</u>	(virtuell, Artefakt der Zählmethode)
	<u>_n vs. _ng</u>	<i>Vbn vs. Vbng (fragn vs. fragng)</i>
	<u>_n vs. _<Ken</u>	<i>wandern vs. wandren</i>
	<i>sin vs. sind</i>	<i>sin vs. sind</i>
Prät 1.Ps Sg	<u>_e vs. _Ø</u>	<i>Vbe vs. VbØ (suchte vs. sucht)</i>
Prät 2.Ps Sg	<u>_est vs. _st</u>	<i>Vbest vs. Vbst (trankest vs. trankst)</i> <i>Vb[_d/t]est vs. Vb[_d/t]st (fandest vs. fandst)</i> <i>Vb[_F]est vs. Vb[_F]st (hiebest vs. hiebst)</i> <i>Vb[_sch]est vs. Vb[_sch]st (wuschest vs. wuschst)</i>
	<u>_est vs. _t</u>	<i>Vb[_F]est vs. Vb[_F]t (hiebest vs. hiebt)</i> <i>Vb[_sch]est vs. Vb[_sch]t (wuschest vs. wuscht)</i>
	<u>_st vs. _t</u>	<i>Vb[_F]st vs. Vb[_F]t (hiebst vs. hiebt)</i> <i>Vb[_sch]st vs. Vb[_sch]t (wuschst vs. wuscht)</i>
Prät 3.Ps Sg	<u>_e vs. _Ø</u>	<i>Vbe vs. VbØ (legte vs. legt)</i>
Prät 1.Ps Pl	<u>_e vs. _en</u>	<i>Vbe vs. Vben (bote vs. boten)</i>
	<u>_e vs. _n</u>	<i>Vbe vs. Vbn (bote vs. botn)</i>
	<u>_en vs. _n</u>	<i>Vben vs. Vbn (boten vs. botn)</i> <i>Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (flohen vs. flohn)</i>
Prät 2.Ps Pl	<u>_et vs. _t</u>	<i>waret vs. wart</i> <i>Vbet vs. Vbt (gabest vs. gabt)</i> <i>Vb[_F]et vs. Vb[_F]t (hiebest vs. hiebt)</i> <i>Vb[_sch]et vs. Vb[_sch]t (wuschest vs. wuscht)</i>
Prät 3.Ps Pl	<u>_e vs. _en</u>	<i>Vbe vs. Vben (kaufte vs. kauften)</i>
	<u>_e vs. _n</u>	<i>Vbe vs. Vbn (bote vs. botn)</i>
	<u>_en vs. _n</u>	<i>Vben vs. Vbn (kauften vs. kauften)</i> <i>Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (flohen vs. flohn)</i>
Konj I 1.Ps Sg	<u>_e vs. _Ø</u>	<i>wandere vs. wander</i> <i>Vbe vs. VbØ (gehe vs. geh)</i>
	<u>_e vs. _<Ke</u>	<i>wandere vs. wandre (ggf. Vb[_r]e vs. Vb[_<r]e)</i>
	<u>Ø vs. _<Ke</u>	<i>wander vs. wandre</i>
Konj I 2.Ps Sg	<u>_est vs. _st</u>	<i>entwickelest vs. entwickelst</i> <i>seiest vs. seist</i> <i>Vbest vs. Vbt (liebest vs. liebste)</i>
	<u>_est vs. _<Kest</u>	<i>wandere vs. wandre (ggf. Vb[_r]est vs. Vb[_<r]est)</i>
	<u>_st vs. _<Kest</u>	<i>entwickelst vs. entwickle</i>
Konj I 3.Ps Sg	<u>_e vs. _Ø</u>	<i>Vbe vs. VbØ (behüte vs. behüt)</i>
	<u>_e vs. _<Ke</u>	<i>flüstere vs. flüstre (ggf. Vb[_r]e vs. Vb[_<r]e)</i>
Konj I 1.Ps Pl	<u>_en vs. _n</u>	<i>Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (flehen vs. flehn)</i>
	<u>_en vs. _<Ken</u>	<i>wandern vs. wandren (ggf. Vb[_r]en vs. Vb[_<r]en)</i>
Konj I 2.Ps Pl	<u>_et vs. _t</u>	<i>sammelet vs. sammelt</i> <i>seiet vs. seit</i> <i>Vbet vs. Vbt (fahret vs. fahrt)</i>
	<u>_et vs. _<Ket</u>	<i>ruderet vs. rudret (ggf. Vb[_r]et vs. Vb[_<r]et)</i>

	_t vs. <Ket	sammelt vs. sammlet
Konj I 3.Ps Pl	_en vs. _n	Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (freuen vs. freun)
	_en vs. <Ken	wandern vs. wandren (ggf. Vb[_r]en vs. Vb[_<r]en)
Konj II 1.Ps Sg	_e vs. _Ø	Vbe vs. VbØ (gäbe vs. gäb)
Konj II 2.Ps Sg	_est vs. _st	wärest vs. wärst Vbest vs. Vbst (sängest vs. sängst)
	_e vs. _Ø	Vbe vs. VbØ (ginge vs. ging)
Konj II 1.Ps Pl	_en vs. _n	Vben vs. Vbn (riefen vs. riefn) Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (flöhen vs. flöhn)
	_et vs. _t	wäret vs. wärt Vbet vs. Vbt (gäbet vs. gäbt)
Konj II 3.Ps Pl	_en vs. _n	Vben vs. Vbn (riefen vs. riefn) Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (flöhen vs. flöhn)
	_e vs. _en	Vbe vs. Vben (getrete vs. getreten)
Part II	_e vs. _n	Vbe vs. Vbn (getrete vs. getretn)
	_en vs. _n	Vben vs. Vbn (getreten vs. getretn) Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (gesehen vs. gesehn)
	_en vs. _m	Vben vs. Vbm (geben vs. gebm)
Inf	_en vs. _n	Vben vs. Vbn (geben vs. gebn) Vb[_V]en vs. Vb[_V]n (schauen vs. schaun) tuen vs. tun
	_en vs. _ng	Vben vs. Vbng (danken vs. dankng)
	_m vs. _n	Vbm vs. Vbn (gebm vs. gebn)
	_m vs. _ng	(virtuell, Artefakt der Zählmethode)
	_n vs. _ng	Vbn vs. Vbng (dankn vs. dankng)

PHONETIK: ADJEKTIV		
ΣPos auf -e/-er/-es	_K(e/er/es) vs. <K(e/er/es)	eben(e/er/es) vs. ebn(e/er/es) (ggf. A[_n](e/er/es) vs. A[_<n](e/er/es)) finster(e/er/es) vs. finstr(e/er/es) (ggf. A[_r](e/er/es) vs. A[_<r](e/er/es))
ΣPos auf -em	_Kem vs. _Km	bitterem vs. bitterm (ggf. A[_r]em vs. A[_r]m)
	_Kem vs. <Kem	bitterem vs. bittrem (ggf. A[_r]em vs. A[_<r]em) offenem vs. offnem (ggf. A[_n]em vs. A[_<n]em)
	_Km vs. <Km	bitterm vs. bittrem (ggf. A[_r]m vs. A[_<r]m)
ΣPos auf -en	_Ken vs. _Kn	heiteren vs. heitern (ggf. A[_r]en vs. A[_r]n)
	_Ken vs. <Ken	eigenen vs. eignen (ggf. A[_n]en vs. A[_<n]en) heiteren vs. heitren (ggf. A[_r]en vs. A[_<r]en)
	_Ken vs. <Kn	eigenen vs. eign'n
	_Kn vs. <Ken	heitern vs. heitren (ggf. A[_r]n vs. A[_<r]n)
	<Ken vs. <Kn	eignen vs. eign'n
ΣKomp auf -e/-er/-es	_(K)er(e/er/es) vs. <Ker(e/er/es)	lockerer(e/er/es) vs. lockrer(e/er/es) (ggf. A[_r]er(e/er/es) vs. A[_<r]er(e/er/es)) offener(e/er/es) vs. offner(e/er/es) (ggf. A[_n]er(e/er/es) vs. A[_<n]er(e/er/es))

	_(K)er(e/er/es) vs. _<r(e/er/es)	wärmer(e/er/es) vs. wärmr(e/er/es)
ΣKomp auf -em	_(K)erem vs. _(K)erm	eitelerm vs. eitelerm
	_(K)erem vs. _<Kerem	muntererem vs. muntrere(m) (ggf. A[<r]erem vs. A[<r]erem) offenerem vs. offnerem (ggf. A[<n]erem vs. A[<n]erem)
	_(K)erem vs. _<rem	kürzere(m) vs. kürzre(m)
	_(K)erm vs. _<Kerem	eitelerm vs. eitlere(m)
	_(K)erm vs. _<rem	kürzerm vs. kürzre(m)
ΣKomp auf -en	_(K)eren vs. _(K)ern	penibeleren vs. penibelern
	_(K)eren vs. _<Keren	sichereren vs. sichreren (ggf. A[<r]eren vs. A[<r]eren) ebeneren vs. ebneren (ggf. A[<n]eren vs. A[<n]eren)
	_(K)eren vs. _<ren	netteren vs. nettren
	_(K)ern vs. _<Keren	penibelern vs. penibleren
	_(K)ern vs. _<ren	nettern vs. nettren
ΣSup	_est vs. _st_	frischest_ vs. frischst_
	_est vs. _t_	frischest_ vs. frischst_
	st vs. _t_	frischst_ vs. frischst_
ΣPos Präd	_e vs. _Ø	feige vs. feig
ΣKomp Präd	_Ker vs. _<Ker	bescheidener vs. bescheidner (ggf. A[<n]er vs. A[<n]er) teurer vs. teurer (ggf. A[<r]er vs. A[<r]er)

PHONETIK: SUBSTANTIV

Dat	_e vs. _Ø	Se vs. SØ (Grase vs. Gras)
Gen	_es vs. _s	Ses vs. Ss (Baumes vs. Baums)

KERNBEREICH: ADJEKTIV

ΣKomp/Sup	_V_ vs. _ä_	blasse(r_/st_) vs. blässe(r_/st_)
	V vs. _ä:_	schmale(r_/st_) vs. schmäle(r_/st_)
	V vs. _ö_	fromme(r_/st_) vs. frömm(e)r_/st_)
	V vs. _ö:_	rote(r_/st_) vs. röte(r_/st_)
	V vs. _ü_	gesunde(r_/st_) vs. gesunde(r_/st_)

KERNBEREICH: SUBSTANTIV

Gen Sg	_(e)n vs. (e)s	Affen vs. Affes
	_(e)n vs. _Ø	Erden vs. Erde
	_(e)(n) vs. _(e)s	Felsen vs. Felses
	_(e)(n) vs. _(e)(n)s	Felsen vs. Felsens
	_(e)(n) vs. _Ø	Felsen vs. Fels
	_(e)(n)s vs. _(e)s	Felsens vs. Felses
	_(e)(n)s vs. _Ø	Felsens vs. Fels

	_(e)s vs. _Ø	<i>Festivals vs. Festival</i>
	_(e)s vs. _<nten	<i>Atlases vs. Atlanten</i>
	_Ø vs. _<nten	<i>Atlas vs. Atlanten</i>
ΣAkk/Dat Sg	_(e)n vs. _Ø	<i>Prinzen vs. Prinz</i>
ΣPI	_ä_e vs. _ä_er	<i>Bälge vs. Bälger</i>
	_ä_e vs. _e	<i>Erlässe vs. Erlasse</i>
	_ä_e vs. _en	<i>Stränge vs. Strangen</i>
	_ä_e vs. _es	<i>Bypässe vs. Bypasses</i>
	_ä_e vs. _s	<i>Fräcke vs. Fracks</i>
	_ä_e vs. _Ø	<i>Zwiebäcke vs Zwieback</i>
	_ä_er vs. _e	<i>Länder vs. Lande</i>
	_ä_er vs. _en	<i>Männer vs. Mannen</i>
	_ä_er vs. _Ø	<i>Männer vs. Mann</i>
	_ä_Ø vs. _Ø	<i>Hämmel vs. Hammel</i>
	_ä:_e vs. _e	<i>Admiräle vs. Admirale</i>
	_ä:_e vs. _en	<i>Hähne vs. Hahnen</i>
	_ä:_er vs. _e	<i>Denkmäler vs. Denkmale</i>
	_ä:_Ø vs. _e	<i>Wägen vs. Wagene</i>
	_ä:_Ø vs. _Ø	<i>Läden vs. Laden</i>
	_äu_e vs. _äu_er	<i>Sträuche vs. Sträucher</i>
	_äu_e vs. _e	<i>Stäube vs. Staube</i>
	_äu_e vs. _en	<i>Säue vs. Sauen</i>
	_äu_er vs. _e	<i>Däuser vs. Dause</i>
	_den vs. _e	<i>Zubehörden vs. Zubehöre</i>
	_den vs. _en	<i>Zubehörden vs. Zubehören</i>
	_e vs. _en	<i>Stare vs. Staren</i>
	_e vs. _er	<i>Beine vs. Beiner</i>
	_e vs. _es	<i>Matche vs. Matches</i>
	_e vs. _ien	<i>Glossare vs. Glossarien</i>
	_e vs. _n	<i>Augure vs. Augurn</i>
	_e vs. _ö_e	<i>Torfe vs. Törfe</i>
	_e vs. _ö_er	<i>Orte vs. Örter</i>
	_e vs. _ö:_e	<i>Boote vs. Böte</i>
	_e vs. _ö:_er	<i>Brote vs. Bröter</i>
	_e vs. _s	<i>Salone vs. Salons</i>
	_e vs. _ü_e	<i>Trumme vs. Trümme</i>
	_e vs. _ü_er	<i>Trumme vs. Trümmer</i>
	_e vs. _ü_ern	<i>Trumme vs. Trümmern</i>
	_e vs. _Ø	<i>Lebewohle vs. Lebewohl</i>
	_e vs. _<en	<i>Diskusse vs. Disken</i>
	_e vs. _<i	<i>Bonusse vs. Boni</i>
	_e vs. _<izes	<i>Kodexe vs. Kodizes</i>
	_e vs. _<nten	<i>Atlasse vs. Atlanten</i>
	_e vs. _<ten	<i>Primasse vs. Primaten</i>

<i>_e vs. <zes</i>	<i>Appendixe vs. Appendizes</i>
<i>_en vs. _er</i>	<i>Betten vs. Better</i>
<i>_en vs. _ien</i>	<i>Ingredienzen vs. Ingredienzien</i>
<i>_en vs. _n</i>	<i>Auguren vs. Augurn</i>
<i>_en vs. _ö_e</i>	<i>Dornen vs. Dörne</i>
<i>_en vs. _ö_er</i>	<i>Dornen vs. Dörner</i>
<i>_en vs. _ö:_e</i>	<i>Pastoren vs. Pastöre</i>
<i>_en vs. _s</i>	<i>Doktoren vs. Doktors</i>
<i>_en vs. _ü_e</i>	<i>Schluchten vs. Schlüchte</i>
<i>_en vs. _ü_er</i>	<i>Vormunden vs. Vormünder</i>
<i>_en vs. _ü:_e</i>	<i>Schnüre vs. Schnuren</i>
<i>_en vs. _Ø</i>	<i>Mannen vs. Mann</i>
<i>_en vs. <en</i>	<i>Spornen vs. Sporen</i>
<i>_er vs. _s</i>	<i>Skier vs. Skis</i>
<i>_er vs. _Ø</i>	<i>Skier vs. Ski</i>
<i>_es vs. _s</i>	<i>Matches vs. Matchs</i>
<i>_ia vs. _ien</i>	<i>Adverbia vs. Adverbien</i>
<i>_ien vs. _s</i>	<i>Kollegien vs. Kollegs</i>
<i>_n vs. _ns</i>	<i>Tanten vs. Tantens</i>
<i>_n vs. _s</i>	<i>Mädeln vs. Mädels</i>
<i>_n vs. _Ø</i>	<i>Ziegeln vs. Ziegel</i>
<i>_n vs. <s</i>	<i>Jungen vs. Jungs</i>
<i>_nen vs. _s</i>	<i>Embryonen vs. Embryos</i>
<i>_ns vs. <s</i>	<i>Jungens vs. Jungs</i>
<i>_ö_e vs. _ö_er</i>	<i>Klötze vs. Klötzer</i>
<i>_ö_e vs. _s</i>	<i>Blöcke vs. Blocks</i>
<i>_ö:_e vs. _ö:_er</i>	<i>Bröte vs. Bröter</i>
<i>_ö:_Ø vs. _Ø</i>	<i>Böden vs. Boden</i>
<i>_s vs. _ta</i>	<i>Aromas vs. Aromata</i>
<i>_s vs. _tas</i>	<i>Aromas vs. Aromatas</i>
<i>_s vs. _te</i>	<i>Klimas vs. Klimate</i>
<i>_s vs. _ten</i>	<i>Klimas vs. Klimaten</i>
<i>_s vs. _Ø</i>	<i>Onkels vs. Onkel</i>
<i>_s vs. <a</i>	<i>Pensums vs. Pensa</i>
<i>_s vs. <as</i>	<i>Lexikons vs. Lexikas</i>
<i>_s vs. <e</i>	<i>Pizzas vs. Pizze</i>
<i>_s vs. <en</i>	<i>Albums vs. Alben</i>
<i>_s vs. <ia</i>	<i>Faksimiles vs. Faksimilia</i>
<i>_s vs. <i</i>	<i>Cellos vs. Celli</i>
<i>_s vs. <is</i>	<i>Kontos vs. Kontis</i>
<i>_ta vs. _tas</i>	<i>Aromata vs. Aromatas</i>
<i>_ta vs. _te</i>	<i>Klimata vs. Klimate</i>
<i>_ta vs. _ten</i>	<i>Klimata vs. Klimaten</i>
<i>_ta vs. _Ø</i>	<i>Themata vs. Thema</i>

	<u>ta vs. <en</u>	<i>Schemata vs. Schemen</i>
	<u>tas vs. <te</u>	<i>Klimatas vs. Klimate</i>
	<u>tas vs. <ten</u>	<i>Klimatas vs. Klimaten</i>
	<u>tas vs. Ø</u>	<i>Thematas vs. Thema</i>
	<u>tas vs. <en</u>	<i>Aromatas vs. Aromen</i>
	<u>te vs. <ten</u>	<i>Klimate vs. Klimaten</i>
	<u>te vs. <en</u>	<i>Klimate vs. Klimen</i>
	<u>ten vs. <en</u>	<i>Klimaten vs. Klimen</i>
	<u>ü_e vs. <ü_er</u>	<i>Münde vs. Mänder</i>
	<u>ü_e vs. <ü_ern</u>	<i>Trümme vs. Trümmern</i>
	<u>ü_er vs. <ü_ern</u>	<i>Trümmer vs. Trümmern</i>
	<u>Ø vs. <a</u>	<i>Paradoxon vs. Paradoxa</i>
	<u>Ø vs. <e</u>	<i>Paradoxon vs. Paradoxe</i>
	<u>Ø vs. <en</u>	<i>Album vs. Alben</i>
	<u>Ø vs. <i</u>	<i>Konto vs. Konti</i>
	<u>Ø vs. <ina</u>	<i>Examen vs. Examina</i>
	<u>Ø vs. <inas</u>	<i>Examen vs. Examinas</i>
	<u>Ø vs. <is</u>	<i>Konto vs. Kontis</i>
	<u>Ø vs. <ten</u>	<i>Primas vs. Primaten</i>
	<u><a vs. <as</u>	<i>Antibiotika vs. Antibiotikas</i>
	<u><a vs. <e</u>	<i>Paradoxa vs. Paradoxe</i>
	<u><a vs. <en</u>	<i>Disticha vs. Distichen</i>
	<u><as vs. <en</u>	<i>Visas vs. Visen</i>
	<u><e vs. <en</u>	<i>Pizze vs. Pizzen</i>
	<u><en vs. <i</u>	<i>Anonymen vs. Anonymi</i>
	<u><en vs. <is</u>	<i>Konten vs. Kontis</i>
	<u><i vs. <is</u>	<i>Konti vs. Kontis</i>
	<u><ina vs. <inas</u>	<i>Examina vs. Examinas</i>
	<u><zes vs. <zen</u>	<i>Matrizes vs. Matrizen</i>

Kernbereich: Verb		
ΣPräs 2./3.Ps Sg	<u>V vs. <ä</u>	<i>backst vs. bäckst</i>
	<u>V vs. <ä:</u>	<i>fragst vs. frägst</i>
	<u>V vs. <äu</u>	<i>saufst vs. säufst</i>
	<u>V vs. <i</u>	<i>melkst vs. milkst</i>
	<u>V vs. <ie</u>	<i>gebärst vs. gebierst</i>
	<u>V vs. <ö</u>	<i>kommst vs. kömmst</i>
	<u>V vs. <ö:</u>	<i>stoßt vs. stößt</i>
	<u>ä vs. <ie</u>	<i>hältst vs. hielt[!]</i>
	<u>ie vs. <ö:</u>	<i>stießt vs. stößt</i>
	<u>V vs. <V_te</u>	<i>backst vs. backte[!]</i>
	<u>V_te vs. <ä</u>	<i>backte[!] vs. bäckst</i>
	<u>V vs. <auch</u>	<i>dünnst vs. dauchst</i>
	<u>V vs. <euch</u>	<i>dünnst vs. deuchst</i>

	<u>_V_ vs. <u>_euchte_</u></u>	<i>düнкst vs. deuchtest</i>
	<u>_auch_ vs. <u>_euch_</u></u>	<i>dauchst vs. deuchst</i>
	<u>_auch_ vs. <u>_euchte_</u></u>	<i>dauchst vs. deuchtest</i>
	<u>_euch_ vs. <u>_euchte_</u></u>	<i>deuchst vs. deuchtest</i>
ΣImp Sg	<u>_V_ vs. <u>_i_</u></u>	<i>breche vs. brich</i>
	<u>_V_ vs. <u>_ie_</u></u>	<i>lese vs. lies</i>
ΣPrät	<u>_a_ vs. <u>_a:_</u></u>	<i>drasch vs. dra[:]sch</i>
	<u>_a_ vs. <u>_o_</u></u>	<i>schall vs. scholl</i>
	<u>_a_ vs. <u>_u_</u></u>	<i>barst vs. burst</i>
	<u>_and_ vs. <u>_und_</u></u>	<i>stand(en) vs. stund(en)</i>
	<u>_a_ vs. <u>_u_e</u></u>	<i>ward vs. wurde</i>
	<u>_a:_ vs. <u>_o_</u></u>	<i>dra[:]sch vs. drosch</i>
	<u>_a:_ vs. <u>_o:_</u></u>	<i>pflag vs. pflog</i>
	<u>_a:_ vs. <u>_u:_</u></u>	<i>wag vs. wug</i>
	<u>_a:t_ vs. <u>_ä:te</u></u>	<i>tat vs. täte</i>
	<u>_o_ vs. <u>_u_</u></u>	<i>borst vs. burst</i>
	<u>_o:_ vs. <u>_u:_</u></u>	<i>wog vs. wug</i>
	<u>_u:_ vs. <u>_u:ch</u></u>	<i>buk vs. buch</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_a_</u></u>	<i>bedingte vs. bedang</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_a:_</u></u>	<i>steckte vs. stak</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_a_te</u></u>	<i>brennte vs. brannte</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_auchte</u></u>	<i>düнкte vs. dauchte</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_äuchte</u></u>	<i>düнкte vs. däuchte</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_euchtete</u></u>	<i>düнкte vs. deuchtete</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_i_</u></u>	<i>hängte vs. hing</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_ie_</u></u>	<i>spaltete vs. spielt</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_ieb</u></u>	<i>haute vs. hieb</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_o_</u></u>	<i>erlöschte vs. erlosch</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_o:_</u></u>	<i>schraubte vs. schrob</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_u_</u></u>	<i>schindete vs. schund</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_u:ch</u></u>	<i>backte vs. buch</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_u_te</u></u>	<i>düнкte vs. dunkte</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_u:_</u></u>	<i>fragte vs. frug</i>
	<u>_auchte_ vs. <u>_äuchte</u></u>	<i>dauchte vs. däuchte</i>
	<u>_auchte_ vs. <u>_euchtete</u></u>	<i>dauchte vs. deuchtete</i>
	<u>_auchte_ vs. <u>_u_te</u></u>	<i>dauchte vs. dunkte</i>
	<u>_äuchte_ vs. <u>_euchtete</u></u>	<i>däuchte vs. deuchtete</i>
	<u>_äuchte_ vs. <u>_u_te</u></u>	<i>däuchte vs. dunkte</i>
	<u>_euchtete_ vs. <u>_u_te</u></u>	<i>deuchtete vs. dunkte</i>
	<u>_(e)te_ vs. <u>_ieste</u></u>	<i>erkürte vs. erkieste</i>

	<i>_ieste vs. _o:_</i>	<i>erkieste vs. erkor</i>
	<i>_(e)te vs. _e</i>	<i>gleitete vs. gleite[!]</i>
	<i>_i vs. _e</i>	<i>glitt vs. gleite[!]</i>
	<i>_(e)te vs. _t</i>	<i>glimmte vs. glimmt[!]</i>
	<i>_o vs. _t</i>	<i>glomm vs. glimmt[!]</i>
	<i>_a vs. ge_u_en</i>	<i>schand vs. geschunden[!]</i>
	<i>_(e)te vs. ge_u_en</i>	<i>schindete vs. geschunden[!]</i>
	<i>_u vs. ge_u_en</i>	<i>schund vs. geschunden[!]</i>
ΣKonj II	<i>_ä vs. _ö_</i>	<i>ränne vs. rönne</i>
	<i>_ä: vs. _ö:_</i>	<i>befähle vs. beföhle</i>
	<i>_ä vs. _ü_</i>	<i>hälfe vs. hülfe</i>
	<i>_änd vs. _ünd_</i>	<i>stände vs. stünde</i>
	<i>_ü: vs. _ö:_</i>	<i>hübe vs. höbe</i>
	<i>_te vs. _ä_</i>	<i>dingte vs. dänge</i>
	<i>_te vs. _ä:_</i>	<i>berstete vs. bärste</i>
	<i>_te vs. _i_</i>	<i>gleitete vs. glitte</i>
	<i>_te vs. _ie_</i>	<i>speiste vs. spiese</i>
	<i>_te vs. _ieb_</i>	<i>haute vs. hiebe</i>
	<i>_te vs. _ö_</i>	<i>schalte vs. schölle</i>
	<i>_te vs. _ö_te</i>	<i>melkte vs. mölkte</i>
	<i>_ö_te vs. _ö_</i>	<i>mölkte vs. mölke</i>
	<i>_te vs. _ö:_</i>	<i>saugte vs. söge</i>
	<i>_te vs. _ü_</i>	<i>schindete vs. schünde</i>
	<i>_te vs. _ü:_</i>	<i>schaffte vs. schüfe</i>
	<i>_te vs. _e</i>	<i>brauchte vs. brauche[!]</i>
	<i>_te vs. _äu_te</i>	<i>brauchte vs. bräuchte</i>
	<i>_te vs. _äuchte</i>	<i>dünkte vs. däuchte</i>
	<i>_äu_te vs. _e</i>	<i>bräuchte vs. brauche[!]</i>
<i>_te vs. _ieste</i>	<i>erkürte vs. erkieste</i>	
<i>_ieste vs. _ö:_</i>	<i>erkieste vs. erkor</i>	
<i>_te vs. _ä_t</i>	<i>backte vs. bäckt[!]</i>	
<i>_ä_t vs. _ü:_</i>	<i>bäckt[!] vs. büke</i>	
ΣPart II	<i>_(e)t vs. _(e)n</i>	<i>gefaltet vs. gefalten</i>
	<i>_(e)t vs. _a_t</i>	<i>entwendet vs. entwandt</i>
	<i>_(e)t vs. _u_t</i>	<i>gedünkt vs. gedunkt</i>
	<i>_(e)t vs. _a_(e)n</i>	<i>gehängt vs. gehangen</i>
	<i>_(e)t vs. _i_(e)n</i>	<i>gegleißt vs. geglissen</i>
	<i>_(e)t vs. _ie_(e)n</i>	<i>gescheint vs. geschienen</i>
	<i>_(e)t vs. _o_(e)n</i>	<i>gebellt vs. gebollen</i>
	<i>_(e)t vs. _o:_(e)n</i>	<i>geschwört vs. geschworen</i>
	<i>_(e)t vs. _u_(e)n</i>	<i>gewinkt vs. gewunken</i>
	<i>_u_t vs. _aucht</i>	<i>gedunkt vs. gedaucht</i>
	<i>_u_t vs. _eucht</i>	<i>gedunkt vs. gedeucht</i>
	<i>_aucht vs. _eucht</i>	<i>gedaucht vs. gedeucht</i>

	<i>_aucht vs. _(e)t</i>	<i>gedaucht vs. gedünkt</i>
	<i>_eucht vs. _(e)t</i>	<i>gedeucht vs. gedünkt</i>
	<i>_chen vs. _(e)t</i>	<i>gebachen vs. gebacken</i>
	<i>_chen vs. _(e)n</i>	<i>gebachen vs. gebackt</i>
	<i>_iest vs. _(e)t</i>	<i>gekiest vs. gekürt</i>
	<i>_iest vs. _o:_(e)n</i>	<i>gekiest vs. gekoren</i>
	<i>_o: vs. _iest_</i>	<i>gekor[!] vs. gekiest</i>
	<i>_o: vs. _(e)t</i>	<i>gekor[!] vs. gekürt</i>
	<i>_o: vs. _o:_(e)n</i>	<i>gekor[!] vs. gekoren</i>
	<i>_ei_(e)n vs. _ie_(e)n</i>	<i>geheißen vs. gehießen</i>

LEXIK: SUBSTANTIV		
Gesamtlexem	<i>das_ vs. das_e</i>	<i>das Herz vs. das Herze</i>
	<i>das_ vs. das_en</i>	<i>das Gelüst vs. das Gelüsten</i>
	<i>das_ vs. der_</i>	<i>das Begehr vs. der Begehr</i>
	<i>das_ vs. der_en</i>	<i>das Pack vs. der Packen</i>
	<i>das_ vs. die_</i>	<i>das Geschwulst vs. die Geschwulst</i>
	<i>das_ vs. die_e</i>	<i>das Eck vs. die Ecke</i>
	<i>das_ vs. die_ö_e</i>	<i>das Backrohr vs. die Backröhre</i>
	<i>das_ vs. die_<e</i>	<i>das Taxi vs. die Taxe</i>
	<i>das_e vs. das_en</i>	<i>das Gelüste vs. das Gelüsten</i>
	<i>der_ vs. der_e</i>	<i>der Bursch vs. der Bursche</i>
	<i>der_ vs. der_en</i>	<i>der Fleck vs. der Flecken</i>
	<i>der_ vs. der_ü_e</i>	<i>der Jud vs. der Jüde</i>
	<i>der_ vs. der_<nt</i>	<i>der Atlas vs. der Atlant</i>
	<i>der_ vs. die_</i>	<i>der Semmel vs. die Semmel</i>
	<i>der_ vs. die_e</i>	<i>der Spalt vs. die Spalte</i>
	<i>der_ vs. die_ü_e</i>	<i>der Lug vs. die Lüge</i>
	<i>der_ vs. die_<e</i>	<i>der Taxi vs. die Taxe</i>
	<i>der_e vs. der_en</i>	<i>der Barre vs. der Barren</i>
	<i>der_e vs. der_ü_e</i>	<i>der Jude vs. der Jüde</i>
	<i>der_en vs. die_e</i>	<i>der Backen vs. die Backe</i>
	<i>der_en vs. die_en</i>	<i>der Striemen vs. die Striemen</i>
	<i>die_ vs. die_e</i>	<i>die Alp vs. die Alpe</i>
	<i>die_e vs. die_en</i>	<i>die Strieme vs. die Striemen</i>

LEXIK: VERB		
Gesamtlexem	<i>_a vs. _ä_</i>	<i>hang- vs. häng-</i>
	<i>_p vs. _f_</i>	<i>kneip- vs. kneif-</i>
	<i>_ür vs. _ies_</i>	<i>kür- vs. kies-</i>

8.3 Übersicht: Anzahl thematisierter flexionsmorphologischer Variationsphänomene in Einzeltexten

Text	Varianten gesamt	Zweifelsfälle gesamt	ZF mit Diff.	ZF ohne Diff.	Varianzfälle gesamt
ASF 1999	86	6	0	6	1
ASF 2003	85	6	0	6	1
BER 1992	91	2	0	2	2
BON 1991	645	188	17	171	76
BRA 1992	300	24	2	22	14
BUC 1999	388	87	21	66	44
COC 1963	427	85	4	81	44
COC 1974	391	74	4	70	39
CUR 1964	1457	570	42	528	203
DEM 1994	265	18	0	18	13
DIW 2002	241	31	0	31	22
DKL 2002	271	34	4	30	32
DKL 2015	272	35	6	29	30
DON 2007	260	20	0	20	11
DRS 1994	318	26	7	19	21
DRS 2004	315	24	7	17	19
DRS 2010	333	29	6	23	19
DUD 1959	1840	788	51	737	189
DUD 1966	2037	875	68	807	206
DUD 1973	2103	902	71	831	205
DUD 1984	1944	829	67	762	192
DUD 1995	1978	835	67	768	195
DUD 1998	1979	834	67	767	194
DUD 2005	1901	770	27	743	211
DUD 2009	1971	821	24	797	210
EBK 1992	220	22	2	20	14
EBK 1996	127	11	0	11	9
EBK 2003	139	12	0	12	9
EBK 2011	177	27	0	27	14
ENG 1988	540	169	14	155	70
ENG 1996	542	170	14	156	69
ENG 2009	447	118	17	101	72
ERB 1958	299	87	4	83	48
ERB 1966	396	115	4	111	63
ERB 1972	428	125	4	121	69
ERB 1980	429	128	4	124	69
ESB 1986	210	70	3	67	55
ESB 1994	240	81	3	78	22
ESB 2006	584	199	7	192	21

FEH 2002	213	43	2	41	23
FEH 2014	209	43	2	41	23
GBd 1986	506	124	21	103	64
GBe 1990	184	6	0	6	5
GHF 1975	157	11	0	11	4
GHF 1983	157	10	0	10	3
GHF 1997	171	11	0	11	8
GHF 2010	176	13	0	13	9
GHF 2014	176	13	0	13	10
GRA 1987	140	10	0	10	8
GRA 1990	135	10	0	10	8
GRA 1995	144	10	0	10	8
HBU 1975	735	210	21	189	69
HBU 2001	760	221	20	201	74
HDU 1971	881	231	24	207	108
HDU 1991	967	338	26	312	116
HDU 1996	1095	401	24	377	128
HDU 2002	1100	404	23	381	138
HDU 2011	1115	416	22	394	132
HND 1981	233	46	0	46	27
JHN 1971	550	141	12	129	65
JRG 1959	1311	442	19	423	133
KAR 1993	154	11	0	11	7
LED 1969	635	178	20	158	85
LOK 1987	930	239	30	209	84
LUS 1976	122	9	4	5	10
MCS 1985	289	31	5	26	22
MCS 1995	283	28	3	25	22
MCS 2005	268	46	0	46	18
MCS 2007	267	45	0	45	18
MCS 2011	266	46	0	46	18
MIS 2006	99	5	0	5	5
MMH 1988	245	36	7	29	25
MMH 2003	244	35	7	28	25
MMH 2009	240	33	6	27	24
OMA 1990	249	26	0	26	15
PAX 1986	197	20	1	19	10
PRS 1998	142	15	0	15	13
REI 2001	113	6	4	2	4
ROW 1993	355	82	5	77	57
RUS 2010	110	8	0	8	10
SCP 2012	170	39	0	39	13
SCS 2004	42	1	0	1	1
SGR 1960	512	140	15	125	65

SGR 1965	564	159	17	142	77
SGR 1978	569	157	18	139	74
STC 2012	364	54	8	46	30
STP 1960	999	328	54	274	132
STS 2002	107	9	0	9	9
STS 2013	107	9	0	9	9
SWC 2012	298	61	1	60	30
SWD 2012	87	4	0	4	3
SWI 2013	295	56	1	55	29
TEB 2001	160	3	0	3	3
TEN 1996	192	23	5	18	10
TEN 2005	192	23	5	18	10
WEH 1963	175	20	3	17	15
WEH 1970	167	19	3	16	15
WIG 1993	318	60	8	52	21
WIS 1983	40	1	0	1	1

9 Primärliteratur (Korpustexte)

- Airlie, Maree (Hrsg.) (2007): *Collins German Grammar*. Glasgow: HarperCollins.
- Amiot-Cadey, Gaëlle (Hrsg.) (2011): *Collins German Grammar*. Glasgow: HarperCollins.
- Ashworth-Fiedler, Susan (1999): *Beginner's German grammar*. London: Hodder and Stoughton.
- Ashworth-Fiedler, Susan (2003): *Quick fix German Grammar*. London: Hodder Headline.
- Barrack, Charles Michael/Rabura, Horst M. (1992): *Mosaik. Deutsche Grammatik. Intermediate German*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Berlitz Publishing (1992): *Essential German*. Princeton u.a.: Berlitz.
- Borgert, Udo H. G./Nyhan, Charles A. (1991): *A German reference grammar*. Sydney u.a.: Harcourt Brace Jovanovich.
- Buck, Timothy (1999): *A Concise German Grammar*. Oxford: Oxford University Press.
- Clari, Michela (Hrsg.) (2005): *Collins German Grammar*. Glasgow: HarperCollins.
- Cochran, Emory E. (1963): *A Practical German Review Grammar*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall.
- Conant, Jonathan B./Cochran, Emory E. (1974): *Cochran's German Review Grammar*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall.
- Curme, George O. (1922/1964): *A Grammar of the German Language*. New York: Ungar.
- DeMeritt, Linda C. (1994): *German grammar*. New York, NY: HarperPerennial.
- Dippmann, Gerda/Watzinger-Tharp, Johanna (2002): *A practical review of German grammar*. Upper Saddle River, New Jersey: Prentice Hall.
- Dodd, Bill et al. (1996): *Modern German Grammar. A practical guide*. London/New York: Routledge.
- Dodd, Bill et al. (2003): *Modern German grammar. A practical guide*. London/New York: Routledge.
- Donaldson, Bruce C. (2007): *German. An Essential Grammar*. London/New York: Routledge.
- Dreyer, Hilke/Schmitt, Richard (1994): *Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik. A Practice Grammar of German*. Ismaning: Verlag für Deutsch.

- Dreyer, Hilke/Schmitt, Richard (2004): *Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik. A Practice Grammar of German*. Ismaning: Hueber.
- Dreyer, Hilke/Schmitt, Richard (2010): *A Practice Grammar of German aktuell. Die Gelbe aktuell*. Ismaning: Hueber.
- Duden (1959): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. Phil. Habil. Paul Grebe unter Mitwirkung namhafter Fachgelehrter. Mannheim: Dudenverlag (= *Der Große Duden* Bd. 4).
- Duden (1966): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Bearbeitet von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. Mannheim: Dudenverlag (= *Der Große Duden* Bd. 4).
- Duden (1973): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Bearbeitet von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag (= *Der Duden in 10 Bänden* Bd. 4).
- Duden (1984): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Gerhard Augst, Hermann Gelhaus, Helmut Gipper, Max Mangold, Horst Sitta, Hans Wellmann und Christian Winkler. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag (= *Der Duden in 10 Bänden* Bd. 4).
- Duden (1995): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus (= *Der Duden* Bd. 4).
- Duden (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Bearbeitet von Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. Mannheim u.a.: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 4).
- Duden (2005): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim u.a.: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 4).
- Duden (2009): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 4).
- Durrell, Martin (1996): *Hammer's German Grammar and Usage*. London/Sydney/Auckland: Arnold.
- Durrell, Martin (2002): *Hammer's German Grammar and Usage*. London: Hodder Arnold.
- Durrell, Martin (2011): *Hammer's German Grammar and Usage*. London/New York: Routledge.
- Durrell, Martin et al. (2015): *Essential German Grammar*. Abingdon/New York: Routledge.

- Durrell, Martin/Kohl, Katrin/Loftus, Gudrun (2002): *Essential German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Eckhard-Black, Christine/Whittle, Ruth (1992): *Cassell's Contemporary German. A Handbook of Grammar, Current Usage, and Word Power*. New York: Macmillan.
- Eisenberg, Peter (1986): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Stuttgart: Metzler.
- Eisenberg, Peter (1994): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter (2006a): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter (2006b): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg/Tokyo: Groos; Sansyusya.
- Engel, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.
- Engel, Ulrich (2009): *Deutsche Grammatik*. München: Iudicium.
- Erben, Johannes (1958): *Abriss der deutschen Grammatik*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Erben, Johannes (1966): *Abriss der deutschen Grammatik*. München: Hueber.
- Erben, Johannes (1972): *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*. München: Hueber.
- Erben, Johannes (1980): *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*. München: Hueber.
- Fehringer, Carol (2002): *German Grammar in Context. Analysis and Practice*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Fehringer, Carol (2014): *German Grammar in Context. Analysis and Practice*. London/New York: Routledge Taylor & Francis.
- Graves, Paul G. (1987): *Master the Basics: German*. New York u.a.: Barron's Educational Series.
- Graves, Paul G. (1990): *German Grammar*. New York: Barron's.
- Graves, Paul G./Strutz, Henry (1995): *Master the Basics: German*. New York: Barron's.
- Griesbach, Heinz (1986): *Neue deutsche Grammatik*. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Griesbach, Heinz (1990): *German Grammar. Short and Sweet*. München: Klett.
- Gschossmann-Hendershot, Elke (1975): *Schaum's Outline of German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.

- Gschossmann-Hendershot, Elke (1983): *Schaum's Outline of German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Gschossmann-Hendershot, Elke/Feuerle, Lois (1997): *Schaum's Outline of German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Gschossmann-Hendershot, Elke/Feuerle, Lois (2010): *German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Gschossmann-Hendershot, Elke/Feuerle, Lois M. (2014): *German Grammar*. New York: McGraw-Hill.
- Hammer, Alfred Edward (1971): *German Grammar and Usage*. London: Arnold.
- Hammer, Alfred Edward/Durrell, Martin (1991): *Hammer's German Grammar and Usage*. London u.a.: Arnold.
- Hammond, Robin (1981): *A German Reference Grammar*. Oxford u.a.: Oxford University Press.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1975): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Hepworth, Alex/Nicholson, Kate/Bleck, Helen (2009): *Harrap's German Pocket Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Johnson, Charles (1971): *Harrap's New German Grammar*. London: Harrap.
- Jørgensen, Peter (1959/1963): *German Grammar I*. New York: New York University Press.
- Jørgensen, Peter (1963): *German Grammar II. Number and Case*. London/Melbourne/Toronto: Heinemann.
- Jørgensen, Peter (1966): *German Grammar III*. New York: New York University Press.
- Kars, Jürgen et al. (1993): *German Elementary Grammar*. Frankfurt a. M.: Diesterweg.
- Lederer, Herbert (1969): *Reference Grammar of the German Language*. New York: Charles Scribener's Sons.
- Lockwood, William (1987): *German Today. The Advanced Learner's Guide*. Oxford: Clarendon Press.
- Luscher, Renate et al. (1976): *Deutsch 2000. A Grammar of Contemporary German*. München: Hueber.
- MacLean, Ilse/Sinclair, Lorna (1985): *German Grammar*. London/Glasgow: Collins.

- MacLean, Ilse/Sinclair-Knight, Lorna (1995): *Collins Gem German Grammar*. Glasgow: HarperCollins.
- Meech, Peter/Mitchell, Michael (1988): *Harrap's German Grammar*. London: Harrap.
- Meech, Peter/Mitchell, Michael (2003): *Harrap's Study Aid German Grammar*. Edinburgh: Harrap.
- Miell, Anna/Schenke, Heiner (2006): *Intermediate German: A Grammar and Workbook*. Abingdon/New York: Routledge.
- Otto, Emil/Mattis, Friedrich (1990): *Elementary German Grammar*. Heidelberg: Groos.
- Paxton, Norman (1986): *German Grammar*. London: Hodder and Stoughton.
- Price, Linette/Semple, Marjorie (1998): *Help yourself to essential German grammar. A grammar reference and workbook. GCSE/Standard Grade*. Harlow: Longman.
- Reimann, Monika (2001): *Essential Grammar of German. With Exercises*. Ismaning: Hueber.
- Rowlinson, William (1993): *German Grammar*. Oxford: Oxford University Press.
- Russ, Jenny (2010): *Essential German Grammar*. London: Hodder.
- Schenke, Heiner/Purcell, Sue (2012): *German Grammar*. Harlow: BBC Active.
- Schenke, Heiner/Seago, Karen (2004): *Basic German: A Grammar and Workbook*. London/New York: Routledge.
- Schulz, Dora/Griesbach, Heinz (1960): *Grammatik der deutschen Sprache*. München: Hueber.
- Schulz, Dora/Griesbach, Heinz (1965): *Grammatik der deutschen Sprache*. München: Hueber (= *Vollständiger Lehrgang der deutschen Sprache 4*).
- Schulz, Dora/Griesbach, Heinz (1980): *Grammatik der deutschen Sprache*. München: Hueber.
- Stief, Christine/Stang, Christian (2002): *German Grammar in a Nutshell. Deutsche Grammatik – kurz und schmerzlos*. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Stief, Christine/Stang, Christian (2013): *German Grammar in a Nutshell*. München/Wien: Langenscheidt.
- Stocker, Paul (2012): *A Student Grammar of German*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Stopp, Frederick (1960): *A Manual of Modern German*. London: University Tutorial Press.
- Swick, Ed (2012a): *Complete German grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.

- Swick, Ed (2012b): *German Grammar Drills*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Swick, Ed (2013): *Intermediate German Grammar*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Tebbutt, Susan (2001): *Klaro! A Practical Guide to German Grammar*. London: Hodder.
- Tenberg, Reinhard/Rings, Guido (1996): *German grammar*. London: BBC Worldwide.
- Tenberg, Reinhard/Rings, Guido (2005): *German grammar*. London: BBC Worldwide.
- Weimar, Karl/Hoffmeister, Werner (1963): *Practice and Progress. A German Grammar for Review and Reference*. Boston u.a.: Ginn and Company.
- Weimar, Karl/Hoffmeister, Werner (1970): *Practice and Progress. A German Grammar for Review and Reference*. Lexington/Toronto: Xerox College.
- Whittle, Ruth et al. (2011): *Modern German Grammar. A Practical Guide*. London/New York: Routledge.
- Wightwick, Christopher (1993): *German grammar handbook*. Princeton u.a.: Berlitz.
- Willshaw, Isabel (1983): *Companion German Grammar*. London/Sydney: Pan Books.

10 Sekundärliteratur

- Adamska-Salaciak, Arleta (2013): Equivalence, Synonymy, and Sameness of Meaning in a Bilingual Dictionary. In: *International Journal of Lexicography* 3/26, 329–345.
- Adamzik, Kirsten (2016): *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton.
- Adelung, Johann Christoph (1782a): *Deutsche Sprachlehre*. Wien: von Trattner.
- Adelung, Johann Christoph (1782b): *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen*. Leipzig: Breitkopf.
- Ágel, Vilmos (1997): Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt. In: Dürscheid, Christa/Ramers, Karl-Heinz/Schwarz, Monika (Hrsg.): *Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer, 147–187.
- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: *Info DaF* 1/35, 64–84.
- Aichinger, Carl Friedrich (1754): *Versuch einer teutschen Sprachlehre. Anfänglich nur zu eigenem Gebrauche unternommen, endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Licht gestellt*. Wien: Kraus.
- Albrecht, Jörn (1997): Position und Status der „Norm“ im Varietätengefüge des Deutschen und des Französischen. Mit Ausblicken auf weitere europäische Sprachen. In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Norm und Variation*. Frankfurt a. M.: Lang (= *forum Angewandte Linguistik* 32), 11–25.
- Aldenhoff, Jules (1961): Doppelformen im Verbalsystem der heutigen deutschen Schrift- und Umgangssprache. In: *Revue des langues vivantes/Tijdschrift voor levende talen* 6/27, 501–543.
- Allen, Graham (2011): *Intertextuality*. London: Routledge.
- Ammon, Ulrich (1986): Explikation der Begriffe ‚Standardvarietät‘ und ‚Standardsprache‘ auf normtheoretischer Grundlage. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrsg.): *Sprachlicher Substandard*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 36), 1–63.
- Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (1996): Gibt es eine österreichische Sprache? In: *Die Unterrichtspraxis* 2/29, 131–136.

- Ammon, Ulrich (1998): Plurinationalität oder Pluriarealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen – mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hrsg.): *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag*. Wien: Edition Praesens, 313–322.
- Ammon, Ulrich (2003a): Dialektchwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt – Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: Androutsopoulos, Jannis/Ziegler, Evelyn (Hrsg.): „*Standardfragen*“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, 163–171.
- Ammon, Ulrich (2003b): On the Social Forces that Determine what is Standard in a Language and on Conditions of Successful Implementation. In: *Sociolinguistica* 17, 1–10.
- Ammon, Ulrich (2003c): Sprachenpolitik in Europa – unter dem vorrangigen Aspekt von Deutsch als Fremdsprache (I). In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, 195–209.
- Ammon, Ulrich (2004): Standard Variety/Standardvarietät. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 273–283.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 28–40.
- Ammon, Ulrich (2006): Nationale Standardvarietäten in deutschsprachigen Ländern. Mit einem Bericht über das Variantenwörterbuch des Deutschen. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 97–110.
- Ammon, Ulrich (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin/München/Boston: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (2016a): Kodifizierung. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 340.
- Ammon, Ulrich (2016b): Sprachnorm. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 648–649.
- Ammon, Ulrich (2016c): Sprachplanung. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 651.
- Ammon, Ulrich (2016d): Standardsprache. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 669.

- Ammon, Ulrich (2016e): Variationslinguistik. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 746–747.
- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hrsg.) (2016): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Anderwald, Lieselotte (2014): Measuring the success of prescriptivism: quantitative grammaticography, corpus linguistics and the progressive passive. In: *English Language and Linguistics* 1/18, 1–21.
- Anderwald, Lieselotte (2016): *Language Between Description and Prescription. Verbs and Verb Categories in Nineteenth-Century Grammars of English*. New York: Oxford University Press.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* 19, 22–47.
- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hrsg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *VarioLingua* 1), 129–161.
- Bachtin, Michail M. (1971): *Probleme der Poetik Dostoevskijs*. München: Hanser.
- Banhold, Dominik (2015): *Sprachnorm, Sprachbewertung, Sprachlehre. Zum Umgang mit flexionsmorphologischer Varianz in deutschen Schulgrammatiken (1801-1932)*. Hamburg: Kovač (= *Philologia* 204).
- Banhold, Dominik (2016): Ignorieren, Markieren, Hierarchisieren. Normative Handlungen in deutschen Kodexschriften. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *Wespa. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 162–176.
- Barbour, Stephen (2005): Standardvariation im Deutschen und im Englischen: Auswirkungen auf die Kommunikation zwischen Sprechern beider Sprachen. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 324–333.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1990): *Variation in German. A critical approach to German sociolinguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin: de Gruyter.
- Barkowski, Hans (2010): Grammatik. In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen: Francke, 106–107.

- Barsch, Achim (2013): Rezeptionsforschung, empirische. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart: Metzler, 652–654.
- Barthes, Roland (1978): *Über mich selbst*. München: Matthes und Seitz.
- Bartsch, Renate (1987): *Sprachnormen. Theorie und Praxis*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 38).
- Basler, Otto (1935): *Der große Duden. Grammatik. Eine Anleitung zum Verständnis des Aufbaus unserer Muttersprache*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Bassarak, Armin (1985): Zur Abgrenzung zwischen Flexion und Derivation (anhand türkischer Verbformen). In: Wurzel, Wolfgang Ullrich (Hrsg.): *Studien zur Morphologie und Phonologie I*. Oberlungwitz: VEB Kongreß- und Werbedruck (= *Linguistische Studien. Reihe A: Arbeitsberichte* 126), 1–50.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut (2001a): Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. In: *Linguistik online* 2.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut (2001b): Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache (I). In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, 205–213.
- Bauer, Friedrich (1868): *Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten. Ausgabe für protestantische Schulen*. Nördlingen: Beck.
- Bauer, Gerhard (1996): Übergangsformen zwischen Eigennamen und Gattungsnamen. In: Eichler, Ernst et al. (Hrsg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 11.2), 1616–1621.
- Bauer, Laurie/Trudgill, Peter (Hrsg.) (1998): *Language Myths*. London: Penguin.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (2020): *Lernmittel*. <https://www.km.bayern.de/lehrer/unterricht-und-schulleben/lernmittel.html> (15.08.2020).
- Beaugrande, Robert-Alain De/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 28).
- Beck, Götz (2003): Über Sprachkritik und Sprachpflege. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hrsg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer (= *Germanistische Linguistik* 245), 451–467.
- Behaghel, Otto (1924): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band II: Die Wortklassen und Wortformen. B. Adverbium. C. Verbum*. Heidelberg: Winter (= *Germanische Bibliothek I. Reihe: Grammatiken* 10).

- Behrens, Leila (2002): Structuring of word meaning II: Aspects of polysemy. In: Cruse, David A. (Hrsg.): *Lexikologie/Lexicology. 1. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter; de Gruyter Mouton (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 21/1), 319–337.
- Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 143–170.
- Berg, Kristian (2016): Graphematische Variation. In: Mesch, Birgit/Noack, Christina (Hrsg.): *System, Norm und Gebrauch – drei Seiten einer Medaille? Orthographische Kompetenz und Performanz im Spannungsfeld zwischen System Norm und Empirie*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren (= *Thema Sprache - Wissenschaft für den Unterricht* Band 22), 9–23.
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2007ff.): *Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache*. <http://www.deutschestextarchiv.de/> (14.02.2020).
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2003ff.): *DWDS - Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <http://www.dwds.de/> (12.06.2020).
- Berndt, Frauke/Tonger-Erk, Lily (2013): *Intertextualität. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt (= *Grundlagen der Germanistik* 53).
- Berner, Elisabeth (2009): Einleitung II – linguistische Perspektiven. In: Siehr, Karl-Heinz/Berner, Elisabeth (Hrsg.): *Sprachwandel und Entwicklungstendenzen als Themen im Deutschunterricht: fachliche Grundlagen – Unterrichts Anregungen – Unterrichtsmaterialien*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 15–24.
- Bernhard, Gerald (2018): Varietäten- und Soziolinguistik – Variationen einer Sprache. In: Dipper, Stefanie/Klabunde, Ralf/Mihatsch, Wiltrud (Hrsg.): *Linguistik. Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten*. Berlin: Springer, 155–168.
- Berruto, Gaetano (2004): Sprachvarietät – Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache). Linguistic Variety – Language (Whole Language, Historical Language). In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 188–195.
- Besch, Werner (2003): Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Teilband 3*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.3), 2252–2287.

- Beuge, Patrick (2016): Präsorption durch Deskription? Zur normativen Kraft der Kodizes. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 138–148.
- Biber, Douglas/Finegan, Edward (1994): Introduction. Situating Register in Sociolinguistics. In: Biber, Douglas/Finegan, Edward (Hrsg.): *Sociolinguistic perspectives on register*. New York: Oxford University Press, 3–12.
- Bickes, Hans/Pauli, Ute (2009): *Erst- und Zweitspracherwerb*. Paderborn: Fink.
- Bidese, Ermenegildo/Cognola, Federica/Moroni, Manuela Caterina (2016): *Theoretical Approaches to Linguistic Variation*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Linguistik Aktuell/Linguistics Today* 234).
- Birken-Bertsch, Hanno/Markner, Reinhard (2004): *Rechtschreibreform und Nationalsozialismus. Ein Kapitel aus der politischen Geschichte der deutschen Sprache*. Göttingen: Wallstein.
- Bittner, Andreas (1996): *Starke ‚schwache‘ Verben – schwache ‚starke‘ Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit*. Tübingen: Stauffenburg (= *Studien zur deutschen Grammatik* 51).
- Bittner, Andreas/Dressler, Wolfgang Ulrich (2000): Wandeljahre. In: Bittner, Andreas/Bittner, Dagmar/Köpcke, Klaus-Michael (Hrsg.): *Angemessene Strukturen. Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax*. Hildesheim: Olms, 1–16.
- Bittner, Dagmar (2003): *Von starken Feminina und schwachen Maskulina. Die neuhochdeutsche Substantivflexion – Eine Systemanalyse im Rahmen der natürlichen Morphologie*. urn:nbn:de:hebis:30:3-306728 (11.06.2018).
- Blommaert, Jan (2005): *Discourse. A Critical Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bloom, Harold (2011): *Eine Topographie des Fehlesens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bolinger, Dwight (1977): *Meaning and form*. London: Longman (= *English Language series* 11).
- Bortz, Jürgen/Schuster, Christof (2010): *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Brandt, Patrick/Fuß, Eric (2014): Most questionable pronouns: Variation between *das-* vs. *was-* relatives in German. In: *Linguistische Berichte* 239, 297–329.
- Breindl, Eva (2009): Fehler mit System und Fehler im System. Topologische Varianten bei Konnektoren. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Deutsche Grammatik –*

- Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2008), 274–306.
- Broich, Ulrich (1985a): Formen der Markierung von Intertextualität. In: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35), 31–47.
- Broich, Ulrich (1985b): Zur Einzeltexreferenz. In: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35), 48–52.
- Brown, Dunstan/Hippisley, Andrew (2012): *Network Morphology. A Defaults-based Theory of Word Structure*. Cambridge: Cambridge University Press (= *Cambridge studies in linguistics* 133).
- Bubenhof, Noah/Konopka, Marek/Schneider, Roman (2014): *Präliminarien einer Korpusgrammatik*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache* 4).
- Bühler, Karl (1926): Die Krise der Psychologie. In: *Kant-Studien* 1–3/31, 455–526.
- Burkhardt, Armin (2014): Sprachpflege aus sprachwissenschaftlicher Sicht: Die Position der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Niehr, Thomas (Hrsg.): *Sprachwissenschaft und Sprachkritik – Perspektiven ihrer Vermittlung*. Bremen: Hempen (= *Greifswalder Beiträge zur Linguistik* 8), 39–61.
- Buscha, Joachim (1998): *Grammatik in Feldern. Ein Lehr- und Übungsbuch für Fortgeschrittene*. Ismaning: Verlag für Deutsch.
- Busse, Beatrix/Gather, Kirsten/Kleiber, Ingo (2018): Assessing the Connections between English Grammarians of the Nineteenth Century – A Corpus-Based Network Analysis. In: Fuß, Eric et al. (Hrsg.): *Grammar and corpora 2016*. Heidelberg: Heidelberg University Publishing, 435–442.
- Busse, Dietrich (2009): *Semantik*. Paderborn: Fink.
- Bußmann, Hadumod (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Carstensen, Broder (1989): Die Markierung von Entlehnungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 668–672.
- Catford, John Cunnison (1965): *A Linguistic Theory of Translation. An Essay in Applied Linguistics*. Oxford/London/Glasgow: Oxford University Press.
- Chambers, J. K. (1994): Acquisition of Lexical and Pronunciation Variants. In: Viereck, Wolfgang (Hrsg.): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses*.

- Bamberg, 29. 7. – 4. 8. 1990. Stuttgart: Steiner (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte* 76), 3–19.
- Charitonova, Irina (1989): Zur Unterscheidung von lexikalischer und grammatischer Bedeutung. In: Buscha, Joachim/Schröder, Jochen (Hrsg.): *Linguistische und didaktische Grammatik. Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Prof. Dr. sc. phil. Dr. h.c. phil. Gerhard Helbig zum 60. Geburtstag gewidmet*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie (= *Linguistische Studien*), 48–56.
- Cherubim, Dieter (1973): Grammatikographie. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, 579–590.
- Cherubim, Dieter (1975): Einleitung. In: Cherubim, Dieter (Hrsg.): *Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Grundlagen der Kommunikation und Kognition / Foundations of Communication and Cognition*), 1–61.
- Cherubim, Dieter (1980): Grammatikographie. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, 768–778.
- Cherubim, Dieter (2015): Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in der deutschen Sprache. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Sprache der Generationen*. Frankfurt a. M.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 17), 251–275.
- Chomsky, Noam (1975): Knowledge of Language. In: Gunderson, Keith (Hrsg.): *Language, Mind, and Knowledge*. Minneapolis: University of Minnesota Press (= *Minnesota Studies in the Philosophy of Science* 7), 299–320.
- Church, Kenneth Ward et al. (1994): Lexical Substitutability. In: Atkins, Beryl/Zampolli, Antonio (Hrsg.): *Computational Approaches to the Lexicon*. New York: Oxford University Press, 153–177.
- Ci, Jiwei (1987): Synonymy and polysemy. In: *Lingua* 72, 315–331.
- Cillia, Rudolf de/Fink, Ilona E./Ransmayr, Jutta (2017): Varietäten des Deutschen an österreichischen Schulen. Ergebnisse des Forschungsprojekts „Österreichisches Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache“. In: Davies, Winifred V. et al. (Hrsg.): *Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 99), 207–234.
- Clark, Eve (1987): The Principle of Contrast: A Constraint on Language Acquisition. In: MacWhinney, Brian (Hrsg.): *Mechanisms of language acquisition*. Hillsdale, NJ/London: Lawrence Erlbaum Associates, 1–33.
- Clyne, Michael G. (1984): *Language and society in the German-speaking countries*.

- Clyne, Michael G. (Hrsg.) (1992): *Pluricentric languages. Differing norms in different nations*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (= *Contributions to the Sociology of Language* 62).
- Clyne, Michael G. (2001): Englisch zwischen plurizentrischer Nationalsprache und internationaler Sprache. In: Ehlich, Konrad/Ossner, Jakob/Stammerjohann, H. (Hrsg.): *Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft. Akten zweier Tagungen in München, 2./3. Dezember 1998, und Bad Homburg v.d.H., 18.–20. November 1999*. Freiburg: Fillibach, 283–299.
- Clyne, Michael G. (2004): Pluricentric Language/Plurizentrische Sprache. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 296–300.
- Colliander, Peter (2006): Lernerprobleme bei grammatischer Variation im Deutschen. Exemplarische Überlegungen aus dänischer Sicht. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 431–443.
- Cooper, Robert L. (1989): *Language planning and social change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Corr, Andreas (2014): Über die konservative Traditionslinie populärer Sprach- und Stilratgeber. In: Niehr, Thomas (Hrsg.): *Sprachwissenschaft und Sprachkritik – Perspektiven ihrer Vermittlung*. Bremen: Hempen (= *Greifswalder Beiträge zur Linguistik* 8), 89–100.
- Coseriu, Eugenio (1972): Semantik und Grammatik. In: Erben, Johannes/Eggers, Hans/Moser, Hugo (Hrsg.): *Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann (= *Sprache der Gegenwart* Bd. 20), 77–89.
- Coseriu, Eugenio (1976): Die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Probleme der Lexikologie und Lexikographie*. Düsseldorf: Schwann (= *IDS-Jahrbuch* 1975), 7–25.
- Coseriu, Eugenio (1979): System, Norm und Rede. In: Petersen, Uwe (Hrsg.): *Sprache. Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft*. Tübingen (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 2), 45–59.
- Coseriu, Eugenio (1988a): Die Begriffe „Dialekt“, „Niveau“ und „Sprachstil“ und der eigentliche Sinn der Dialektologie. In: Albrecht, Jörn (Hrsg.): *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*. Tübingen: Narr (= *Energieia und Ergon* 1), 15–43.
- Coseriu, Eugenio (1988b): Die Sozio- und die Ethnolinguistik. Ihre Grundlagen und Aufgaben. In: Albrecht, Jörn (Hrsg.): *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*. Tübingen: Narr (= *Energieia und Ergon* 1), 63–79.

- Coseriu, Eugenio (1988c): „Historische Sprache“ und „Dialekt“. In: Albrecht, Jörn (Hrsg.): *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*. Tübingen: Narr (= *Energeia und Ergon* 1), 45–61.
- Coulmas, Florian (2017): Prescriptivism and Writing Systems. In: Tiekens-Boon van Ostade, Ingrid/Percy, Carol (Hrsg.): *Prescription and Tradition in Language. Establishing Standards across Time and Space*. Bristol/Blue Ridge Summit: Multilingual Matters (= *Multilingual matters* 165), 39–56.
- Crookes, Graham (1997): What Influences What and How Second and Foreign Language Teachers Teach? In: *The Modern Language Journal* 1/81, 67–79.
- Cruse, David A. (1986): *Lexical semantics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cruse, David A. (2000): *Meaning in language. An Introduction to Semantics and Pragmatics*. Oxford: Oxford University Press.
- Cruse, David A. (2002): Paradigmatic relations of inclusion and identity III: Synonymy. In: Cruse, David A. (Hrsg.): *Lexikologie/Lexicology. 1. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter; de Gruyter Mouton (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 21/1), 485–497.
- Cruse, David A. (2017): The Lexicon. In: Aronoff, Mark/Rees-Miller, Janie (Hrsg.): *The handbook of linguistics*. Hoboken, NJ: Wiley-Blackwell (= *Blackwell handbooks in linguistics*), 235–254.
- Crystal, David (2006): *Language and the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Curme, George O. (1922/1964): *A grammar of the German language*. New York: Ungar.
- Dammel, Antje (2011): *Konjugationsklassenwandel. Prinzipien des Ab-, Um- und Ausbaus verbalflexivischer Allomorphie in germanischen Sprachen*. Berlin: de Gruyter (= *Studia Linguistica Germanica* 103).
- Dammel, Antje (2014): Die schönen alten Formen ... Grammatischer Wandel der deutschen Verbalflexion – Verfall oder Reorganisation? In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin, Boston: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2013), 51–70.
- Dammel, Antje/Gillmann, Melitta (2014): Relevanzgesteuerter Umbau der Substantivflexion im Deutschen. Spiegelt Diachronie Typologie? In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)* 2/136.
- Dammers, Ulf/Hoffmann, Walter/Solms, Hans-Joachim (1988): *Grammatik des Frühneuhochdeutschen. 4. Bd.: Flexion der starken und schwachen Verben*. Heidelberg: Winter (= *Germanische Bibliothek I. Reihe: Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher* 6).

- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic Norms at School: A Survey of Secondary-School Teachers in a Central German Dialect Area. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 2/67, 129–147.
- Davies, Winifred V. (2001): Standardisation and the school: norm tolerance in the educational domain. In: *Linguistische Berichte* 188, 393–414.
- Davies, Winifred V. (2006): Normbewusstsein, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 483–491.
- Davies, Winifred V. (2010): Die Rolle (laien-)linguistischer Mythen bei der Reproduktion (sozio-)linguistischer Normen. In: Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hrsg.): *Perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin: de Gruyter (= *Linguistik - Impulse & Tendenzen* 38), 385–408.
- Davies, Winifred V. (2017): Gymnasiallehrkräfte in Nordrhein-Westfalen als Sprachnormvermittlerinnen und Sprachnormautoritäten. In: Davies, Winifred V. et al. (Hrsg.): *Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 99), 123–146.
- Davies, Winifred V. et al. (Hrsg.) (2017): *Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 99).
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Davies, Winifred V./Ziegler, Evelyn (2015): Language Planning and Microlinguistics: Introduction. In: Davies, Winifred V./Ziegler, Evelyn (Hrsg.): *Language Planning and Microlinguistics. From Policy to Interaction and Vice Versa*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan, 1–12.
- Deinzer, Stefan (2005): *Deutsch 2000 - a new teaching method establishes itself*. In: Hueber Verlag (Hrsg.): *50 Jahre Hueber Deutsch als Fremdsprache - Sprachen überwinden Grenzen*. Ismaning: Hueber. <https://www.hueber.de/sixcms/media.php/36/hueber-50-jahre-daf-chronik.pdf> (28.07.2019), 15–16.
- Dengscherz, Sabine (2010): Kontrastive Linguistik. In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen: Francke, 168–169.
- Dengscherz, Sabine/Businger, Martin/Taraskina, Jaroslava (Hrsg.) (2014): *Grammatikunterricht zwischen Linguistik und Didaktik. DaF/DaZ lernen und lehren im*

- Spannungsfeld von Sprachwissenschaft, empirischer Unterrichtsforschung und Vermittlungskonzepten*. Tübingen: Narr.
- Department for Education and Skills (2002): *14–19: Extending opportunities, raising standards. Consultation document*.
- Diewald, Gabriele (2017): Auf- und Abbau linguistischer Komplexität in Grammatikalisierungsprozessen. In: Hennig, Mathilde (Hrsg.): *Linguistische Komplexität – ein Phantom?* Tübingen: Stauffenburg (= *Stauffenburg Linguistik* 94), 223–252.
- Dittmar, Norbert (1997): *Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 57).
- Dittmar, Norbert (2004): Register/Register. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 216–226.
- Donalies, Elke (2009): *Basiswissen Deutsche Phraseologie*. Tübingen: Francke.
- Donalies, Elke (2011): *Basiswissen Deutsche Wortbildung*. Tübingen/Basel: Francke.
- Dorner, Andrea (2010): Deutsch als Muttersprache (DaM). In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen: Francke, 48–49.
- Dovalil, Vít (2011): Sprachnormen im Schulunterricht: Eine Untersuchung aus soziolinguistischer Perspektive. In: Lejsková, Alena/Valdrová, Jana (Hrsg.): *Die Grammatik, Semantik und Pragmatik des Wortes. Ihre Erforschung und Vermittlung. Literaturangaben*. Augsburg: Wißner (= *Budweiser Arbeiten zur Germanistik in Unterricht und Forschung* 1), 66–88.
- Dovalil, Vít (2013): Zur Auffassung der Standardvarietät als Prozess und Produkt vom Sprachmanagement. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg (= *Stauffenburg Linguistik* 73), 163–176.
- Dovalil, Vít (2016): Konzeptualisierung der Demotisierung und Destandardisierung auf der Grundlage der Sprachmanagementtheorie. In: Rössler, Paul (Hrsg.): *Standardisierungsprozesse und Variation. Beiträge zur Einführung von Standardsprachenforschung und Variationslinguistik*. Frankfurt a. M.: Lang (= *Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft* 99), 135–160.
- Dovalil, Vít/Šichová, Kateřina (2017): *Sprach(en)politik, Sprachplanung und Sprachmanagement*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter (= *Literaturhinweise zur Linguistik* 6).

- Duden (1959): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. Phil. Habil. Paul Grebe unter Mitwirkung namhafter Fachgelehrter. Mannheim: Dudenverlag (= *Der Große Duden* Bd. 4).
- Duden (2005): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim u.a.: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 4).
- Duden (2009): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 4).
- Duden (2010): *Das Synonymwörterbuch. Ein Wörterbuch sinnverwandter Wörter*. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 8).
- Duden (2015): *Das Aussprachewörterbuch*. Bearbeitet von Stefan Kleiner und Ralf Knöbl in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Berlin: Dudenverlag (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 6).
- Duden (2016): *Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Richtiges und gutes Deutsch*. Herausgegeben von Mathilde Hennig. Berlin: Bibliographisches Institut (= *Der Duden in 12 Bänden* Bd. 9).
- Durrell, Martin (1995): Sprachliche Variation als Kommunikationsbarriere. In: Popp, Heidrun (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*. München: Iudicium, 417–428.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 3/27, 285–308.
- Durrell, Martin (2004): Linguistic Variable – Linguistic Variant. Sprachvariable – Sprachvariante. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 195–200.
- Durrell, Martin (2007): Zum gegenwärtigen Stand des Deutschunterrichts und der Germanistik in Großbritannien. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 2/39, 37–50.
- Durrell, Martin (2008): Zur (De-)Standardisierung des gesprochenen Deutsch. In: Valentin, Jean-Marie (Hrsg.): *Akten des 11. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 „Germanistik im Konflikt der Kulturen“*. Bern: Lang, 169–173.
- Dürscheid, Christa (2010): *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne (2018f.): *Variantengrammatik des Standarddeutschen. Ein Online-Nachschlagewerk*. <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Hauptseite> (03.06.2018).
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne (2011): Grammatische Variabilität im Gebrauchsstandard: das Projekt „Variantengrammatik des Standarddeutschen“. In: Konopka, Marek et al. (Hrsg.): *Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 1)*, 123–140.
- Eber, Franziska/Rössler, Paul (2016): Modalisierte Assertionen in Kodizes. Zu Formulierungsstrategien im Duden-Band 9 „Richtiges und gutes Deutsch“. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *Wespa. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 149–161.
- Eckardt, Michael (2005): Das Fach Deutsch/Germanistik in Südafrika im Spiegel seiner Hochschulschriften 1922–2001: eine bibliographische Dokumentation. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 1/37, 169–185.
- Ecke, Peter (2010): Deutsch in den USA. In: Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. 2. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 35.2), 1833–1839.
- Ecke, Peter (2011): The State of German in the United States: A Statistical Portrait and a Call for Teachers. In: *German as a Foreign Language (GFL-online)* 2, 55–83.
- Eckhard-Black, Christine/Whittle, Ruth (1992): *Cassell's Contemporary German. A Handbook of Grammar, Current Usage, and Word Power*. New York: Macmillan.
- Eco, Umberto (1985): „Casablanca“: Cult Movies and Intertextual Collage. In: *SubStance* 2/14, 3–12.
- Eco, Umberto (2006): Borges und meine Angst vor dem Einfluß. In: *Die Bücher und das Paradies. Über Literatur*. München: dtv, 127–145.
- Edmonds, Philip/Hirst, Graeme (2002): Near-Synonymy and Lexical Choice. In: *Computational Linguistics* 2/28, 105–144.
- Ehlich, Konrad (2000): Europäische Sprachen im Zeitalter der Postnationalität. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 2-3/47, 186–195.
- Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (2005): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004).
- Eins, Wieland (2016): Flexiv. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 202.
- Eisenberg, Peter (1986): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Stuttgart: Metzler.

- Eisenberg, Peter (1994): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter (2000): Das vierte Genus? Über die natürliche Kategorisation der deutschen Substantive. In: Bittner, Andreas/Bittner, Dagmar/Köpcke, Klaus-Michael (Hrsg.): *Angemessene Strukturen. Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax*. Hildesheim: Olms, 91–105.
- Eisenberg, Peter (2006a): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter (2006b): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Elsen, Hilke (2014): *Linguistische Theorien*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Elspaß, Stephan (2005a): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter (= *Germanistische Linguistik* 263).
- Elspaß, Stephan (2005b): Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 63–99.
- Elspaß, Stephan/Dürscheid, Christa (2017): Areale grammatische Variation in den Gebrauchsstandards des Deutschen. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 85–104.
- Elspaß, Stephan/Möller, Robert (2003ff.): *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*. <http://www.atlas-alltagssprache.de/> (11.06.2018).
- Eng, Svein (2000): Fusion of Descriptive and Normative Propositions. The Concept of ‘Descriptive Proposition’ and ‘Normative Proposition’ as Concepts of Degree. In: *Ratio Juris* 3/13, 236–260.
- Erben, Johannes (1966): *Abriss der deutschen Grammatik*. München: Hueber.
- Erdmann, Karl Otto (1900): *Die Bedeutung des Wortes*. Leipzig: Avenarius.
- Eroms, Hans-Werner (1986): *Funktionale Satzperspektive. Includes bibliographical references*. Berlin: de Gruyter (= *Germanistische Arbeitshefte* 31).
- Expertengruppe Europäische Sprachenzertifikate (1999): *Zertifikat Deutsch. Lernziele und Testformat*.
- Fanselow, Gisbert (2017): Syntaktische Variation: Unterspezifikation und Skalen. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 145–160.

- Faulstich, Katja (2008): *Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter (= *Studia Linguistica Germanica* 91).
- Faust, Manfred (1980): Morphologische Regularisierung in Sprachwandel und Spracherwerb. In: *Folia linguistica* 3–4/14, 387–411.
- Feistauer, Renate (2010): audiolingual/Audiolinguale Methode, die (ALM). In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen: Francke, 16.
- Felder, Ekkehard (2016): *Einführung in die Varietätenlinguistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG).
- Fischer, Christian (2005): Variation und Korrelation im Mittelniederdeutschen. Möglichkeiten und Grenzen der Variablenlinguistik. In: Berner, Elisabeth/Böhm, Manuela/Voeste, Anja (Hrsg.): *Ein gross vnnd narhafft haffen. Festschrift für Joachim Gessinger*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 149–162.
- Fisseni, Bernhard/Schröder, Bernhard (2013): Von Inseln und Kernen: Gebrauchsbasierte Standard-Begriffe. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg (= *Stauffenburg Linguistik* 73), 61–73.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: de Gruyter.
- Flydal, Leiv (1952): Remarques sur certains rapports entre le style et l'état de langue. In: *Norsk tidsskrift for sprogvidenskap* 16, 241–258.
- Foucault, Michel (1988): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freudenberg-Findeisen, Renate (1999): »Grammatik in Feldern«: Ein inhaltlich orientiertes Lehr- und Übungsbuch für Fortgeschrittene stellt sich vor. In: *Info DaF* 6/26, 572–581.
- Fritz, Gerd (2006): *Historische Semantik*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Fuß, Eric (2014): *Eigennamenähnliche Ausdrücke*. <https://grammis.ids-mannheim.de/korpusgrammatik/5071> (26.07.2018).
- Fuß, Eric et al. (Hrsg.) (2018): *Grammar and corpora 2016*. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
- Fuß, Eric/Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (2017): Perspektiven auf syntaktische Variation. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 228–254.
- Fuß, Eric/Wöllstein, Angelika (Hrsg.) (2018): *Grammatiktheorie und Grammatikographie*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Studien zur deutschen Sprache* 76).

- Gauger, Hans-Martin (1972): *Zum Problem der Synonyme*. Tübingen (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 9).
- Genette, Gérard (1993): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gilles, Peter/Scharloth, Joachim/Ziegler, Evelyn (Hrsg.) (2010a): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag*. Frankfurt a. M.: Lang (= *VarioLingua* 37).
- Gilles, Peter/Scharloth, Joachim/Ziegler, Evelyn (2010b): Variatio delectat? In: Gilles, Peter/Scharloth, Joachim/Ziegler, Evelyn (Hrsg.): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag*. Frankfurt a. M.: Lang (= *VarioLingua* 37), 1–5.
- Gippert, Jost (2016): Kontrastive Linguistik. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 365.
- Glatigny, Michel (1989): Les commentaires normatifs dans le dictionnaire monolingue. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 700–704.
- Glinz, Hans (1965): *Deutsche Syntax*. Stuttgart: Metzler.
- Gloy, Klaus (1975): *Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen*. Stuttgart: Frommann-Holzboog (= *problemata* 46).
- Gloy, Klaus (2004): Norm/Norm. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 392–399.
- Gloy, Klaus/Presch, Gunter (Hrsg.) (1976): *Sprachnormen III. Kommunikationsorientierte Linguistik – Sprachdidaktik*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog (= *problemata* 48).
- Glück, Helmut (2004): DaF – Ein Fach mit Vergangenheit. In: *Info DaF* 6/31, 583.
- Glück, Helmut (2016a): Lexikographie. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 401.
- Glück, Helmut (2016b): Sprachwandel. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 658–659.
- Glück, Helmut (2016c): Standardisierung. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 669.

- Glück, Helmut (2016d): Variante. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 746.
- Glück, Helmut (2016e): Wörterbuchforschung. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 773.
- Glück, Helmut/Knobloch, Clemens (2016): Grammatik. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 249–250.
- Goldberg, Adele E. (1995): *Constructions. A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Goltz, Reinhard (2019): backen. In: *Die Welt Hamburg* 198, 30.
- Görlach, Manfred (1988): Sprachliche Standardisierungsprozesse im englischsprachigen Bereich. In: *Sociolinguistica* 1/2, 131–185.
- Gottsched, Johann Christoph (1749): *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst*. Leipzig: Breitkopf.
- Götz, Ursula (1992): *Die Anfänge der Grammatikschreibung des Deutschen in Formularbüchern des frühen 16. Jahrhunderts. Fabian Frangk – Schryfftspiegel – Johann Elias Meichßner*. Heidelberg: Winter.
- Götze, Lutz (2001): Normen – Sprachnormen – Normtoleranz. In: *Deutsch als Fremdsprache* 3, 131–133.
- Gramley, Stephan (2012): General Non-Standard English: The Covert ENL Norm. In: Schröder, Anne/Busse, Ulrich/Schneider, Ralf (Hrsg.): *Codification, Canons and Curricula. Description and Prescription in Language and Literature*. Bielefeld: Aisthesis (= *Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft* 26), 211–232.
- Greimas, Algirdas Julien/Courtés, Joseph (1979): *Sémiotique. Dictionnaire raisonné de la théorie du langage*. Paris: Hachette.
- Grimm, Jacob (1819): *Deutsche Grammatik. Erster Theil*. Göttingen: Dieterich.
- Grimm, Jacob (1826): *Deutsche Grammatik. Zweiter Theil*. Göttingen: Dieterich.
- Grimm, Jacob (1831): *Deutsche Grammatik. Dritter Theil*. Göttingen: Dieterich.
- Grimm, Jacob (1837): *Deutsche Grammatik. Vierter Theil*. Göttingen: Dieterich.
- Grin, Françoise (2005): *Language Policy Evaluation and the European Charter for Regional or Minority Languages in Europe*. Basingstoke: Palgrave.
- Gumperz, John Joseph (1962): Types of Linguistic Communities. In: *Anthropological Linguistics* 1/4, 28–40.

- Gumperz, John Joseph (1982a): *Discourse strategies*. Cambridge: Cambridge University Press (= *Studies in interactional sociolinguistics* 1).
- Gumperz, John Joseph (Hrsg.) (1982b): *Language and social identity*. Cambridge: Cambridge University Press (= *Studies in interactional sociolinguistics* 2).
- Günthner, Susanne (2012): Die Schriftsprache als Leitvarietät – die gesprochene Sprache als Abweichung? „Normwidrige“ wenn-Sätze im Gebrauch. In: Günthner, Susanne et al. (Hrsg.): *Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm*. Berlin: de Gruyter (= *Reihe Germanistische Linguistik* 296), 61–84.
- Habermann, Mechthild (1997): Das sogenannte ‚Lutherische e‘. Zum Streit um einen armen Buchstaben. In: *Sprachwissenschaft* 22, 435–477.
- Haenicke, Diether (1977): Campus Politics and Foreign Languages: Some Pragmatic Proposals. In: *Monatshefte* 3/69, 251–255.
- Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (2013): Pragmatischer Standard – Eine Annäherung. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg (= *Stauffenburg Linguistik* 73), 1–13.
- Hajduk, Stefan (2004): Sprache als Fremde. Deutschlernen gestern und heute am Beispiel Indiens. In: *Info DaF* 4/31, 444–454.
- Halliday, Michael (1978): *Language as social semiotic. The social interpretation of language and meaning*. London: Arnold.
- Hammer, Svenja (2007): Rezension zu: Sick, Bastian: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. In: *Info DaF* 2/3/34, 306–307.
- Handwerker, Brigitte (1995): Zur Relevanz eines typologischen Fragenkatalogs für Lerner- und Lehrergrammatiken. In: Handwerker, Brigitte (Hrsg.): *Fremde Sprache Deutsch. Grammatische Beschreibung – Erwerbsverläufe – Lehrmethodik*. Tübingen: Narr (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 409), 203–224.
- Harm, Volker (2015): *Einführung in die Lexikologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG).
- Harnisch, Rüdiger (2004): Morphologie/Morphology. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 522–530.
- Harras, Gisela (2001): Synonymie und Synonymik. In: Harras, Gisela (Hrsg.): *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. Tübingen: Narr (= *Studien zur deutschen Sprache* 24), 131–193.

- Hartmann, Christian/Beyer, Jürgen (2017): *Zahlen und Fakten: Globalisierung*. <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/> (28.08.2019).
- Harweg, Roland (1969): Bemerkungen zum sogenannten Identitätspronomen *Derselbe*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 3/36, 269–303.
- Haspelmath, Martin (2006): Against markedness (and what to replace it with). In: *Journal of Linguistics* 1/42, 25–70.
- Haugen, Einar (1959): Planning for a Standard Language in Modern Norway. In: *Anthropological Linguistics* 3/1, 8–21.
- Haugen, Einar (1966): *Language Conflict and Language Planning. The Case of Modern Norwegian*. Cambridge: Harvard University Press.
- Haugen, Einar (1987): *Blessings of Babel. Bilingualism and Language Planning. Problems and Pleasures*. Berlin/New York/Amsterdam: Mouton de Gruyter (= *Contributions to the Sociology of Language* 46).
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2008): *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= *Linguistik fürs Examen* 5).
- Hausmann, Franz Josef (1989): Die Markierung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch: eine Übersicht. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 649–657.
- Hazen, Kirk (2017): Language Variation. Sociolinguistic Variationist Analyses. In: Aronoff, Mark/Rees-Miller, Janie (Hrsg.): *The handbook of linguistics*. Hoboken, NJ: Wiley-Blackwell (= *Blackwell handbooks in linguistics*), 519–539.
- Heinemann, Wolfgang (1997): Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Klein, Josef/Fix, Ulla (Hrsg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg, 21–37.
- Helbig, Gerhard (1973): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Unter dem besonderen Aspekt der Grammatik-Theorie*. Leipzig: Hueber.
- Helbig, Gerhard (1990): *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Helbig, Gerhard (1992): Grammatiken und ihre Benutzer. In: Ágel, Vilmos/Hessky, Regina (Hrsg.): *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik*. Tübingen: Niemeyer (= *Reihe Germanistische Linguistik* 128), 135–150.
- Helbig, Gerhard et al. (Hrsg.) (2001): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 19.2).

- Helbig, Gerhard (2004): Arten und Typen von Grammatik. In: Sitta, Horst et al. (Hrsg.): *Kleinere Schriften zur Grammatik*. München: Iudicium, 1018–1039.
- Heller, Otto (1916): A Retrospective View of an Important German Grammar. In: *Modern Language Notes* 3/31, 147–157.
- Henderson, Ingeborg (1992): Review of: Durrell, Martin (1991): *Hammer's German Grammar and Usage*. London: Arnold. In: *The Modern Language Journal* 3/76, 418–419.
- Hennig, Mathilde (2001): Grammatik der gesprochenen Sprache im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Nubert, Roxana (Hrsg.): *Temeswarer Beiträge zur Germanistik*. Timișoara: Mirton, 309–321.
- Hennig, Mathilde (Hrsg.) (2009a): *Wie normal ist die Norm? Sprachliche Normen im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft Sprachöffentlichkeit und Sprachdidaktik*. Kassel: Kassel University Press.
- Hennig, Mathilde (2009b): Wie viel Varianz verträgt die Norm? Grammatische Zweifelsfälle als Prüfstein für Fragen der Normenbildung. In: Hennig, Mathilde (Hrsg.): *Wie normal ist die Norm? Sprachliche Normen im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft Sprachöffentlichkeit und Sprachdidaktik*. Kassel: Kassel University Press, 14–38.
- Hennig, Mathilde (2010): Plädoyer für eine Grammatikbenutzungsforschung: Anliegen, Daten, Perspektiven. In: *Deutsche Sprache* 1/38, 19–42.
- Hennig, Mathilde (2017): Grammatik und Variation im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft und öffentlicher Sprachreflexion. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 23–45.
- Hennig, Mathilde (2018): Grammatik und Variation in Grammatikforschung und Grammatikschreibung. In: Fuß, Eric/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatiktheorie und Grammatikographie*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Studien zur deutschen Sprache* 76), 233–265.
- Hennig, Mathilde/Hennig, Carsten (2001): *Welche Grammatik braucht der Mensch? Grammatikführer für Deutsch als Fremdsprache*. München: Iudicium.
- Hennig, Mathilde/Hochscheid, Thomas/Löber, Melanie (2012): Sind Varianzausdrücke ein geeignetes Mittel zur Bewältigung des Normativitätsdilemmas? In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 95–120.
- Hennig, Mathilde/Koch, Dennis (2016): Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung. Das Beispiel www.grammatikfragen.de. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 70–84.

- Hennig, Mathilde/Löber, Melanie (2010): *Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken*. In: Bons, Iris et al. (Hrsg.): *Fest-Platte für Gerd Fritz*. http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig_loeber_2010_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf (04.06.2018).
- Hennig, Mathilde/Lotzow, Stephanie (2016): Über welche grammatischen Konzepte verfügen wir? Ein empirischer Beitrag zur Grammatikbenutzungsforschung und Transferwissenschaft. In: *Deutsche Sprache* 44, 1–22.
- Hens, Gregor (1997): Review of: Durrell, Martin (1991): *Hammer's German Grammar and Usage*. London: Arnold. In: *The Modern Language Journal* 3/81, 425–426.
- Hensel, Sonja (2000): Welches Deutsch sollen wir lehren? Über den Umgang mit einer pluzentrischen Sprache im DaF-Unterricht. In: *Zielsprache Deutsch* 1/31, 31–39.
- Hentschel, Elke (2010a): Adverb. In: Hentschel, Elke (Hrsg.): *Deutsche Grammatik*. Berlin: de Gruyter, 13.
- Hentschel, Elke (2010b): Numerale. In: Hentschel, Elke (Hrsg.): *Deutsche Grammatik*. Berlin: de Gruyter, 202–203.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (2013): *Handbuch der deutschen Grammatik*. Berlin: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz (2002): Dimensionen der Bedeutung I: Ein Überblick. In: Cruse, David A. (Hrsg.): *Lexikologie/Lexicology. 1. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter; de Gruyter Mouton (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 21/1), 343–350.
- Hickey, Raymond (Hrsg.) (2012): *Standards of English. Codified Varieties Around the World*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hilty, Gerold (1999): System – Diasystem – Variation. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.): *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag*. Tübingen/Basel: Francke (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 80), 27–34.
- Hjelmslev, Louis (1974a): Die morphologische Struktur. In: Barth, Erhard (Hrsg.): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett, 20–43.
- Hjelmslev, Louis (1974b): Für eine strukturelle Semantik. In: Barth, Erhard (Hrsg.): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett, 105–119.
- Hjelmslev, Louis (1974c): Langue und parole. In: Barth, Erhard (Hrsg.): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett, 44–55.
- Hjelmslev, Louis/Uldall, Hans Jørgen (1974): Synoptischer Abriß der Glossematik. In: Barth, Erhard (Hrsg.): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett, 1–6.

- Hock, Hans Henrich (1991): *Principles of Historical Linguistics*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* 34).
- Hoelter, Martin (2018): Phonetik und Phonologie – Sprachlaute und Lautstrukturen. In: Dipper, Stefanie/Klabunde, Ralf/Mihatsch, Wiltrud (Hrsg.): *Linguistik. Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten*. Berlin: Springer, 23–70.
- Hofer, Lorenz (2006): Normen und nationale Varianten beim Erwerb der Standardsprache in der diglossischen deutschsprachigen Schweiz. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 123–134.
- Hoinkes, Ulrich (1997): Varietät und Standard im Sprachkontakt. Überlegungen zu einem neuen Konzept sprachlicher Standardisierung. In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Norm und Variation*. Frankfurt a. M.: Lang (= *forum Angewandte Linguistik* 32), 37–52.
- Holthuis, Susanne (1993): *Intertextualität*. Tübingen, Stauffenburg, Zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 1992.
- Holz, Guido (1956a): Es kracht im Gebälk. Eine Betrachtung über deutsche Grammatik. In: *Muttersprache*, 269–279.
- Holz, Guido (1956b): Rezension zu: Wustmann, Gustav: *Sprachdummheiten*. Erneuerte dreizehnte Auflage von Werner Schulze. In: *Muttersprache*, 328.
- Hornberger, Nancy H. (1997): *Indigenous Literacies in the Americas. Language Planning from the Bottom up*. Berlin: de Gruyter (= *Contributions to the Sociology of Language* 75).
- Hudson, Richard (2012 [1980]): *Sociolinguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hymes, Dell (1977/2001): *Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach*. London: Routledge.
- Iturrioz Leza, José Luis/Skopeteas, Stavros (2000): Variation und Invarianz. In: Booij, Geert/Lehmann, Christian/Mugdan, Joachim (Hrsg.): *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 1. Halbband*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 17.1), 234–247.
- Jacobs, Joachim (2007): Vom (Un-)Sinn der Schreibvarianten. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 26, 43–80.
- Jäger, Andreas/Jasny, Sabine (2007): Zur Lage der Germanistik in Australien 2007. In: *Info DaF* 5/34, 472–486.
- Jakob, Karlheinz (1999): Die Sprachnormierungen Johann Christoph Gottscheds und ihre Durchsetzung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 24, 1–46.

- Jakobson, Roman (1979): Linguistik und Poetik. In: Holenstein, Elmar/Schelbert, Tarcisius (Hrsg.): *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 83–121.
- James, Charles/Tschirner, Erwin (2001): Deutschunterricht und Germanistikstudium in den USA. In: Helbig, Gerhard et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 19.2), 1424–1430.
- Janich, Nina (2008): Intertextualität und Text(sorten)vernetzung. In: Janich, Nina (Hrsg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen: Narr, 177–196.
- Jellinek, Max Herrmann (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. Heidelberg: Winter (= *Germanische Bibliothek Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte* 7).
- Jernudd, Björn H./Neustupný, Jiří (1987): Language planning: for whom? In: Laforge, Lorne (Hrsg.): *Proceedings of the International Colloquium on Language Planning*. Quebec: Les Presses de L'Université Laval, 71–84.
- Joeres, Rolf (1996): Der Friede oder der Frieden. Ein Normproblem der Substantivflexion. In: *Sprachwissenschaft* 3/21, 301–336.
- Jones, Roger (1993): Survey of German at A-level. In: Tenberg, Reinhard/Jones, Roger (Hrsg.): *German studies in the United Kingdom*. Cambridge: European Business Associates, 43–80.
- Jørgensen, Peter (1959/1963): *German Grammar I*. New York: New York University Press.
- Kachru, Braj (1985): Standards, codification and sociolinguistic realism: the English language in the outer circle. In: Quirk, Randolph/Widdowson, Henry (Hrsg.): *English in the world. Teaching and learning the language and literatures. Papers of an international conference entitled 'Progress in English Studies' held in London, 17–21 September 1984 to celebrate the Fiftieth Anniversary of The British Council and its contribution to the field of English Studies over fifty years*. Cambridge: Cambridge University Press, 11–30.
- Karstien, Carl (1939): *Historische deutsche Grammatik. 1. Band. Geschichtliche Einleitung. Lautlehre*. Heidelberg: Winter.
- Keller, Rudi (2003): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke.
- Keller, Rudi (2009): Konventionen, Regeln, Normen. Zum ontologischen Status natürlicher Sprachen. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2008), 9–22.

- Kellermeier-Rehbein, Birte (2014): *Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt.
- Klabunde, Ralf (2018a): Morphologie – die Form und Struktur von Wörtern. In: Dipper, Stefanie/Klabunde, Ralf/Mihatsch, Wiltrud (Hrsg.): *Linguistik. Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten*. Berlin: Springer, 87–103.
- Klabunde, Ralf (2018b): Semantik – die Bedeutung von Wörtern und Sätzen. In: Dipper, Stefanie/Klabunde, Ralf/Mihatsch, Wiltrud (Hrsg.): *Linguistik. Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten*. Berlin: Springer, 105–126.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: *Linguistik online* 4/16, 5–33.
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft!? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32, 376–405.
- Klein, Wolf Peter (2006): Vergebens oder vergeblich? Ein Analysemodell zur Untersuchung sprachlicher Zweifelsfälle. In: Breindl, Eva/Gunkel, Lutz/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr (= *Studien zur deutschen Sprache* 36), 581–599.
- Klein, Wolf Peter (2007): Reflektierte Motivation. Überlegungen zu ihrer Rolle in Sprachgeschichte und Sprachwandel. In: Gallmann, Peter/Lehmann, Christian/Lühr, Rosemarie (Hrsg.): *Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen: Narr (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 502), 81–103.
- Klein, Wolf Peter (2009): Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung(en) für Sprachwissenschaft und Sprachnormierung. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2008), 141–165.
- Klein, Wolf Peter (2010): Grammatik zwischen Deskription und Präskription. In: Habermann, Mechthild (Hrsg.): *Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule*. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Thema Deutsch* 11), 97–111.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin, Boston: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2013), 219–242.
- Klein, Wolf Peter (2016): Einleitung: Perspektiven der Sprachkodexforschung nach Würzburg. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 3–8.

- Klein, Wolf Peter (2018): *Sprachliche Zweifelsfälle im Deutschen. Theorie, Praxis, Geschichte*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.) (2016): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17).
- Kleineidam, Hartmut/Schlör, Wolfgang (1989): Standard und Non-Standard in der spanischen Grammatikographie. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrsg.): *Sprachlicher Substandard II. Standard und Substandard in der Sprachgeschichte und in der Grammatik*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 44), 131–168.
- Kleiner, Stefan (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardausssprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin, Boston: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2013), 273–298.
- Kloss, Heinz (1967): ‘Abstand Languages’ and ‘Ausbau Languages’. In: *Anthropological Linguistics* 7/9, 29–41.
- Kloss, Heinz (1969): *Research possibilities on group bilingualism. A report*. Quebec: Centre International de Recherches sur le Bilinguisme.
- Kloss, Heinz (1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann (= *Sprache der Gegenwart* 37).
- Klotzsche, Felix/Reich, Philip (2016): Einstellungen zu Variationen in der Orthografie. Eine Umfrage zu Einflüssen von Orthografievariation. In: Rössler, Paul (Hrsg.): *Standardisierungsprozesse und Variation. Beiträge zur Einführung von Standardsprachenforschung und Variationslinguistik*. Frankfurt a. M.: Lang (= *Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft* 99), 21–53.
- Knoop, Ulrich (1988): Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung: Der ‚Dialekt‘ als Sprache des ‚gemeinen Mannes‘ und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert. In: Munske, Horst Haider et al. (Hrsg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*. Berlin/New York: de Gruyter, 336–350.
- Kolde, Gottfried (2007): Zur Sprachkritik und Sprachpflege von 1945 bis 1968. Neuorientierung, Restauration und unerbetene Einmischung von Sprachwissenschaftlern. In: Burkhardt, Armin (Hrsg.): *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. Mannheim: Dudenverlag (= *Thema Deutsch* 8), 47–63.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.) (2017): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*.

- Köpcke, Klaus-Michael (1999): Prototypisch starke und schwache Verben der deutschen Gegenwartssprache. In: Butt, Matthias/Fuhrhop, Nanna (Hrsg.): *Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Untersuchungen zu Entwicklung, Erwerb und Varietäten des Deutschen und anderer Sprachen*. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 45–60.
- Koselleck, Reinhart (2004): Einleitung. In: Brunner, Otto/Koselleck, Reinhart/Conze, Werner (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta, XIII–XXVII.
- Köster, Ingrid (2006): Sprachvariation als Gegenstand der (außer-universitären) Sprachvermittlung im Ausland. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 493–504.
- Krashen, Stephen (1982/2009): *Principles and Practice in Second Language Acquisition*. http://www.sdkrashen.com/content/books/principles_and_practice.pdf (20.08.2019).
- Krause, Wolf-Dieter (2000): Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung. In: Krause, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Textsorten. Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - System und Tätigkeit* 33), 34–67.
- Krech, Eva-Maria et al. (2009): *Deutsches Aussprachewörterbuch*. Berlin: de Gruyter.
- Kristeva, Julia (1984): *Revolution in Poetic Language*. New York: Columbia University Press.
- Krumm, Hans-Jürgen (2006): Normen, Varietäten und Fehler – welches Deutsch soll der Deutsch als Fremdsprache-Unterricht lehren? In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 459–468.
- Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.) (2010): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. 2. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 35.2).
- Kubczak, Jacqueline (2016): *Backte* oder *buk*, *haute* oder *hieb*? – schwache oder starke Flexion. In: *Sprachreport* 4/32.
- Kwakernaak, Erik Jan (1996): *Grammatik im Fremdsprachenunterricht: Geschichte und Innovationsmöglichkeiten am Beispiel Deutsch als Fremdsprache in den Niederlanden*. Groningen, Rijksuniversiteit Groningen, Dissertation.
- Labov, William (1963/2015): The Social Motivation of a Sound Change. In: *WORD* 19.3, 273–309.
- Labov, William (1966/2006): *The Social Stratification of English in New York City*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Labov, William (2004): Quantitative Analysis of Linguistic Variation. Quantitative Analyse sprachlicher Variation. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.1), 6–21.
- Lachmann, Renate (1984): Ebenen des Intertextualitätsbegriffs. In: Stierle, Karlheinz/Warning, Rainer (Hrsg.): *Das Gespräch*. München: Fink (= *Poetik und Hermeneutik* 11), 133–138.
- Langacker, Ronald (1988): An Overview of Cognitive Grammar. In: Rudzka-Ostyn, Brygida (Hrsg.): *Topics in Cognitive Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Current Issues in Linguistic Theory* 50), 3–47.
- Langner, Helmut (2013): Einführung. In: Schmidt, Wilhelm et al. (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*. Stuttgart: Hirzel, 1–23.
- Laurien, Ingrid (2006): Das Fach Deutsch an Universitäten im „Neuen Südafrika“ – Eine „Laborsituation“ für Europa? In: *Info DaF* 5/33, 438–445.
- Lavandera, Beatriz (1978): Where does the sociolinguistic variable stop? In: *Language in Society* 2/7, 171–182.
- Lay, Tristan (2015): Die deutsche Sprache in Australien: eine aktuelle Bestandsaufnahme. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 2/47, 85–108.
- Lazerson, Marvin (1998): The Disappointments of Success: Higher Education After World War II. In: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 559, 64–76.
- Lederer, Herbert (1969): *Reference Grammar of the German language*. New York: Charles Scribener's Sons.
- Leech, Geoffrey (1974): *Semantics. The study of meaning*. Harmondsworth: Penguin.
- Leech, Geoffrey (1983): *Principles of Pragmatics*. London: Routledge.
- Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft Würzburg (2011ff.): *Datenbank sprachlicher Zweifelsfälle (ZweiDat)*. <http://kallimachos.de/zweidat/index.php/Hauptseite>.
- Lemnitzer, Lothar/Zinsmeister, Heike (2010): *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Lenz, Alexandra/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (2005): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (= *VarioLingua* 23).
- Lenz, Alexandra/Patocka, Franz (Hrsg.) (2016): *Syntaktische Variation. Areallinguistische Perspektiven*. Göttingen: V&R unipress (= *Wiener Arbeiten zur Linguistik* Band 2).

- Lerchner, Gotthard (2003): Konsonantische Lautentwicklungen in der Geschichte des Deutschen. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Teilband 3*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.3), 2425–2438.
- Leuker, Tobias (1997): „Zwerg auf den Schultern von Riesen“ – Zur Entstehung des berühmten Vergleichs. In: *Mittellateinisches Jahrbuch* 1/32, 71–76.
- Leuschner, Torsten/Mortelmans, Tanja/Groodt, Sarah de (Hrsg.) (2005): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 9).
- Löbner, Sebastian (2013): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter Mouton.
- Locher, Miriam A. (2008): The rise of prescriptive grammars on English in the 18th century. In: Locher, Miriam A./Strässler, Jürg (Hrsg.): *Standards and Norms in the English Language*. Berlin: Mouton de Gruyter (= *Contributions to the Sociology of Language* 95), 127–147.
- Löffler, Heinrich (2005): Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 7–27.
- Löffler, Heinrich (2016): *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin: Erich Schmidt (= *Grundlagen der Germanistik* 28).
- Lötscher, Andreas (1990): Rezension zu: Ulrich Engel: *Deutsche Grammatik*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1/57, 63–66.
- Lotzow, Stephanie (2016): Rezeptionsorientierter Umgang mit Varianzausdrücken bei grammatischen Zweifelsfällen. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *Wespa. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 110–137.
- Lowth, Robert (1775): *A short introduction to English grammar: With critical notes*. London: Dodsley; Cadell.
- Lüdeling, Anke (2017): Variationistische Korpusstudien. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 129–144.
- Lüdtke, Jens/Mattheier, Klaus J. (2005): Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege für die Forschung. In: Lenz, Alexandra/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (= *VarioLingua* 23), 13–38.

- Ludwig, Klaus-Dieter (1991): *Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen. Ein Beitrag zur Metalexikographie*. Tübingen: Niemeyer (= *Lexicographica. Series Maior* 38).
- Ludwig, Klaus-Dieter (2002): Wörterbücher – normativ und/oder deskriptiv? In: Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“*. Bern u.a.: Lang (= *Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte* 53), 221–228.
- Ludwig, Klaus-Dieter (2009): Stilistische Phänomene der Lexik. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. 2. Halbband*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 31.2), 1575–1594.
- Lyons, John (1980): *Semantik. Band I*. München: Beck.
- Lyons, John (1995): *Linguistic semantics. An introduction*. Cambridge: Univ. Press.
- Macha, Jürgen (2006): Dynamik des Varietätengefüges im Deutschen. In: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Sprache - Kommunikation - Kultur* 4), 149–160.
- Maercker, Patrizia (2006): Das Sprachverfallsdenken und seine Institutionalisierung. In: *Aptum* 3/2, 206–237.
- Maitz, Péter (2010): Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik. In: *Aptum* 1/6, 1–19.
- Maitz, Péter (2015): Sprachvariation, sprachliche Ideologien und Schule. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 2/82, 206–227.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info DaF* 5/34, 515–526.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2009): Sprache, Sprachwissenschaft und soziale Verantwortung - wi(e)der Sick. In: *Info DaF* 1/36, 53–75.
- Marten, Heiko F. (2016): *Sprach(en)politik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Mattheier, Klaus J. (1987): Variabilität zwischen Dialekt und Standardsprache. In: *Zeitschrift für Germanistik* 5/8, 544–558.
- Mattheier, Klaus J. (1990): Überlegungen zum Substandard im Zwischenbereich von Dialekt und Standardsprache. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrsg.): *Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 45), 1–16.

- Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (1997a): *Norm und Variation*. Frankfurt a. M.: Lang (= *forum Angewandte Linguistik* 32).
- Mattheier, Klaus J. (1997b): Norm und Variation. Einige Vorbemerkungen zum Thema. In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Norm und Variation*. Frankfurt a. M.: Lang (= *forum Angewandte Linguistik* 32), 7–10.
- Mattheier, Klaus J. (1997c): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hrsg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *VarioLingua* 1), 1–9.
- Matthews, Peter H. (1991): *Morphology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- McGuiness-King, Kristina (2004): Die Situation von Deutsch als Fremdsprache und Germanistik in Neuseeland: Ein Fach unter Druck. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 1/36, 23–38.
- McLelland, Nicola (2001): Albertus (1573) and Ölinger (1574). Creating the first grammars of German. In: *Historiographia linguistica* 1/2/28, 7–38.
- McLelland, Nicola (2009): Understanding German Grammar Takes Centuries ... In: Horan, Geraldine/Langer, Nils/Watts, Sheila (Hrsg.): *Landmarks in the History of the German Language*. Oxford u.a.: Lang (= *Britische und irische Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 52), 57–84.
- McLelland, Nicola (2010): Justus Georgius Schottelius (1612–1676) and European Linguistic Thought. In: *Historiographia linguistica* 1/2/37, 1–30.
- McLelland, Nicola (2012): Rules for the Neighbours: Prescriptions of the German Language for British Learners. In: Percy, Carol/Davidson, Mary Catherine (Hrsg.): *The Languages of Nation. Attitudes and Norms*. Bristol/Buffalo, Toronto: Multilingual Matters (= *Multilingual matters* 148), 245–270.
- McLelland, Nicola (2013): J. G. Schottelius's "Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache" (1663) and its place in early modern European vernacular language study. Chichester, West Sussex: Wiley-Blackwell (= *Publications of the Philological Society* 44).
- McLelland, Nicola (2015): *German through English eyes. A history of language teaching and learning in Britain 1500–2000*. Wiesbaden: Harrassowitz (= *Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart* 15).
- McLelland, Nicola/Linn, Andrew (2002): Introduction. In: Linn, Andrew R./McLelland, Nicola (Hrsg.): *Standardization. Studies from the Germanic Languages*. Amsterdam: Benjamins (= *Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science* 235), vii–xii.

- Mečiarová, Martina (2015): *Semantische Remotivierung als Produkt laienhafter Reflexion über Sprache. Begründungen von Wortwahlen als Form sprachlicher Verstärkung*. Hamburg: Buske (= *Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft* 23).
- Meder, Gregor (1991): „Vermittlung zur Wissenschaft und Praxis“. Heinrich Bauer und seine „Vollständige Grammatik der neuhochdeutschen Sprache“. In: Bergenholtz, Henning et al. (Hrsg.): *Wegweiser durch die Grammatik von Heinrich Bauer. Verzeichnisse und Erläuterungen*. Berlin/New York: de Gruyter, 91–115.
- Meier, Georg F. (1964): Semantische Analyse und Noematik. In: *STUF – Language Typology and Universals* 1–6/17, 581–596.
- Meinunger, André (2014): Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachpflege – Der Versuch einer positiven Sicht. In: Niehr, Thomas (Hrsg.): *Sprachwissenschaft und Sprachkritik – Perspektiven ihrer Vermittlung*. Bremen: Hempen (= *Greifswalder Beiträge zur Linguistik* 8), 63–88.
- Menzel, Wolfgang (1975): *Die deutsche Schulgrammatik. Kritik und Ansätze zur Neukonzeption*. Paderborn: Schöningh.
- Milroy, Lesley (1987): *Language and Social Networks*. Oxford: Blackwell (= *Language in society* 2).
- Model, Benedikt (2010): *Syntagmatik im zweisprachigen Wörterbuch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Lexicographica. Series Maior* 137).
- Moser, Hugo (1961): „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 4/27, 215–232.
- Moulin-Fankhänel, Claudine (2000): Deutsche Grammatikschreibung vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.2), 1903–1911.
- Muhr, Rudolf (1996): Das Deutsche als plurizentrische Sprache: Zur Sprachrealität der deutschsprachigen Länder und zum Normbegriff im DaF-Unterricht. In: *Die Unterrichtspraxis* 2/29, 137–146.
- Müller, Senya (1994): *Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus. Die ideologische Beeinflussung von Duden, Sprach-Brockhaus und anderen Nachschlagewerken während des „Dritten Reichs“*. Stuttgart, M & P, Zugl.: Siegen, Univ., Diss., 1993.
- Müller-Hartmann, Andreas (2006): Grundlagen und Bezüge einer Fachdidaktik Englisch. In: Haß, Frank (Hrsg.): *Fachdidaktik Englisch. Tradition, Innovation, Praxis*. Stuttgart: Klett, 9–24.

- Münzberg, Franziska (2011): Korpusrecherche in der Dudenredaktion: Ein Werkstattbericht. In: Konopka, Marek et al. (Hrsg.): *Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 1)*, 181–197.
- Murphy, M. Lynne (2004): *Semantic Relations and the Lexicon. Antonymy, Synonymy, and Other Paradigms*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Murray, Lindley (1805): *English Grammar, adapted to the different classes of learners. With an appendix, containing rules and observations, for Assisting the more advanced students to write with perspicuity and accuracy*. New York: Collins.
- Muthmann, Gustav (1994): *Doppelformen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Studie zu den Varianten in Aussprache, Schreibung, Wortbildung und Flexion*. Tübingen: Niemeyer (= *Germanistische Linguistik* 145).
- Nabrings, Kirsten (1981): *Sprachliche Varietäten*. Tübingen: Narr (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 147).
- Nadolska-Gurzyńska, Marcelina (2018): *Die Evolution der Duden-Grammatik 1935–2009. Etappen und theoretische Voraussetzungen*. Breslau: Wydawnictwo Wyższej Szkoły Filologicznej we Wrocławiu.
- Naumann, Bernd (1986): *Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856. Die Kategorien der deutschen Grammatik in der Tradition von Johann Werner Meiner und Johann Christoph Adelung*. Berlin: Schmidt (= *Philologische Studien und Quellen* 114).
- Nekvapil, Jiří (2011): The History and Theory of Language Planning. In: Hinkel, Eli (Hrsg.): *Handbook of research in second language teaching and learning. Volume 2*. New York: Routledge, 870–887.
- Neustupný, Jiří/Nekvapil, Jiří (2003): Language Management in the Czech Republic. In: *Current Issues in Language Planning* 3–4/4, 181–366.
- Niehaus, Konstantin (2017): Die Begrenztheit plurizentrischer Grenzen: Grammatische Variation in der pluriarealen Sprache Deutsch. In: Davies, Winifred V. et al. (Hrsg.): *Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 99), 61–88.
- Noack, Christina/Ossner, Jakob (Hrsg.) (2011): *Grammatikunterricht und Grammatikterminologie*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr (= *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 79).
- Nowak, Jessica (2013): spinnen – sponn? – gesponnen: Die Alternanz x-o-o als Alternative zum „Schwachwerden“. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 4, 170–185.

- Nübling, Damaris (2007): Verben als Grenzgänger. Grenzziehungen, Grenzauflösungen und Grenzüberschreitungen. In: Behschnitt, Wolfgang/Herrmann, Elisabeth (Hrsg.): *Über Grenzen: Grenzgänge der Skandinavistik. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinrich Anz*. Würzburg: Ergon (= *Identitäten und Alteritäten* 26), 335–347.
- Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen: Narr.
- Ogden, Charles Kay/Richards, Ivor Armstrong (1923): *The Meaning of Meaning. A Study of The Influence of Language upon Thought and of The Science of Symbolism*. London: Kegan Paul.
- Omdal, Helge (2006): Language Planning: Standardization. Sprachplanung: Standardisierung. In: Ammon, Ulrich et al. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Volume 3*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 3.3), 2384–2394.
- Ortmanns, Karl Peter (1993): *Deutsch in Großbritannien. Die Entwicklung von Deutsch als Fremdsprache von den Anfängen bis 1985*. Stuttgart: Steiner (= *Deutsche Sprache in Europa und Übersee* 15).
- Pabst, Christiane/Eybl, Magdalena (2018): *Österreichisches Wörterbuch*.
- Pafel, Jürgen/Reich, Ingo (2016): *Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien*. Stuttgart: Metzler.
- Paul, Hermann (1880): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1916): *Deutsche Grammatik. Band I*. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1917): *Deutsche Grammatik. Band II*. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1919): *Deutsche Grammatik. Band III*. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1920a): *Deutsche Grammatik. Band IV*. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1920b): *Deutsche Grammatik. Band V*. Halle: Niemeyer.
- Paxton, Norman (1986): *German Grammar*. London: Hodder and Stoughton.
- Peschel, Corinna (Hrsg.) (2002): *Grammatik und Grammatikvermittlung*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Petig, William (1993): Review of: Durrell, Martin (1991): *Hammer's German Grammar and Usage*. London: Arnold. In: *Die Unterrichtspraxis* 1/26, 115–116.
- Peyer, Ann et al. (1996): Norm, Moral, Didaktik – Die Linguistik und ihre Schmuttkinder. In: Peyer, Ann/Portmann, Paul R. (Hrsg.): *Norm, Moral und Didaktik – Die*

- Linguistik und ihre Schmuddelkinder. Eine Aufforderung zur Diskussion.* Tübingen: Niemeyer, 9–46.
- Pfeifer, Wolfgang (1993): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache.* <https://www.dwds.de/wb/> (11.11.2019).
- Pfister, Manfred (1985a): Konzepte der Intertextualität. In: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien.* Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35), 1–30.
- Pfister, Manfred (1985b): Zur Systemreferenz. In: Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien.* Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35), 52–58.
- Pittner, Karin (2016): *Einführung in die germanistische Linguistik.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG).
- Pittner, Karin/Berman, Judith (2015): *Deutsche Syntax. Ein Arbeitsbuch.* Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Plank, Frans (1981): *Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie.* Tübingen: Narr (= *Studien zur deutschen Grammatik* 13).
- Pohl, Heinz Dieter (1997): Gedanken zum Österreichischen Deutsch (als Teil der „pluriarealen“ deutschen Sprache). In: Muhr, Rudolf/Schrodt, Richard (Hrsg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen.* Wien: Hölder-Pichler-Tempsky (= *Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache* 3), 67–87.
- Polenz, Peter von (1995): Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien.* Tübingen: Niemeyer (= *Reihe Germanistische Linguistik* 156), 39–67.
- Prechtel, Peter (2008): Logik, deontische. In: Prechtel, Peter/Burkard, Franz-Peter (Hrsg.): *Metzler Lexikon Philosophie. Begriffe und Definitionen.* Stuttgart: Metzler, 343–344.
- Presch, Gunter/Gloy, Klaus (Hrsg.) (1976): *Sprachnormen II. Theoretische Begründungen – außerschulische Sprachnormenpraxis.* Stuttgart: Frommann-Holzboog (= *problemata* 47).
- Pring, Richard (2005): Labour government policy 14–19. In: *Oxford Review of Education* 1/31, 71–85.

- Projektteam Korpusgrammatik (2016ff.): *Korpusgrammatik – grammatische Variation im standardsprachlichen und standardnahen Deutsch [Projektbeschreibung]*. <https://www.ids-mannheim.de/gra/projekte/korpusgrammatik> (14.04.2019).
- Prokop, Manfred (2005): Deutsch als Fremdsprache (DaF) an kanadischen Schulen und Hochschulen. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 1/37, 63–82.
- Püschel, Ulrich (1989): Evaluative Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 693–699.
- Quirk, Randolph (1985): The English language in a global context. In: Quirk, Randolph/Widdowson, Henry (Hrsg.): *English in the world. Teaching and learning the language and literatures. Papers of an international conference entitled 'Progress in English Studies' held in London, 17–21 September 1984 to celebrate the Fiftieth Anniversary of The British Council and its contribution to the field of English Studies over fifty years*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–6.
- Quirk, Randolph/Widdowson, Henry (Hrsg.) (1985): *English in the world. Teaching and learning the language and literatures. Papers of an international conference entitled 'Progress in English Studies' held in London, 17–21 September 1984 to celebrate the Fiftieth Anniversary of The British Council and its contribution to the field of English Studies over fifty years*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Radtke, Ingulf (1973): Die Umgangssprache. Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft. In: *Muttersprache* 3/83, 161–171.
- Raith, Joachim (2016): Sprachgemeinschaft. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 642–643.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2018): *Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis*. <https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung> (27.08.2019).
- Redder, Angelika (2003): Transnationale Germanistik. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Deutsch von außen*. Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2002), 274–291.
- Reershemius, Gertrud (2010): Deutsch in Großbritannien. In: Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. 2. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 35.2), 1674–1680.
- Rehbock, Helmut (2016a): Heteronymie. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 266.
- Rehbock, Helmut (2016b): Polysemie. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart: Metzler, 523.

- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Variantenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider et al. (Hrsg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*. Berlin/New York: de Gruyter, 151–180.
- Reuschel, Heidi (2014): *Tradition oder Plagiat? Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die ‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich*. Bamberg: University of Bamberg Press (= *Bamberger Beiträge zur Linguistik* 9).
- Riegel, Mareike (2007): *Sprachberatung im Kontext von Sprachpflege und im Verhältnis zu Nachschlagewerken. Unter besonderer Beachtung der Sprachberatungsstelle des Wissen Media Verlages*. Freiburg i. Br., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., Inaugural-Dissertation.
- Ripfel, Martha (1989): Die normative Wirkung deskriptiver Wörterbücher. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 189–207.
- Roggasch, Werner (2007): Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion. In: *Info DaF* 5/34, 527–530.
- Roggasch, Werner (2009): Repliken reizen. Neuerliche Entgegnung auf Péter Maitz und Stephan Elspaß. In: *Info DaF* 1/36, 76–82.
- Romaine, Suzanne (1981): *On the Problem of Syntactic Variation: A Reply to Beatriz Lavandera and William Labov*. Austin, Texas: Southwest Educational Development Laboratory (= *Sociolinguistic Working Paper* 82).
- Rosenberger, Sebastian (2016): Kodifikation des deutschen Wortschatzes im 17. Jahrhundert. Die Wörterbuchpläne der Fruchtbringenden Gesellschaft. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *Wespa. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 9–25.
- Rösler, Dietmar (2001): Deutschunterricht und Germanistikstudium in Großbritannien. In: Helbig, Gerhard et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 19.2), 1464–1471.
- Rösler, Dietmar (2012): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Roth, Klaus-Hinrich (1998): Positionen der Sprachpflege in historischer Sicht. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 1. Teilband*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.1), 383–396.

- Rubin, Joan (1986): City planning and language planning. In: Annamalai, E./Jernudd, Björn H./Rubin, Joan (Hrsg.): *Language planning. Proceedings of an institute*. Honolulu: Central Institute of Indian Languages, 105–122.
- Rues, Beate (2005): Varietäten und Variation in der deutschen Aussprache. In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, 232–237.
- Salewski, Kerstin (1998): Intrasituative Sprachvariation bei Bergleuten im Ruhrgebiet. In: Henn-Memmesheimer, Beate (Hrsg.): *Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl*. Berlin: de Gruyter (= *Reihe Germanistische Linguistik* 198), 125–134.
- Saussure, Ferdinand de (2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schaeder, Burkhard (1989): Diafrequente Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 5.1), 688–693.
- Scheuermann, Ulrich (2000): Die Diagliederung des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.2), 1283–1288.
- Scheuringer, Hermann (1996): Das Deutsche als pluriareale Sprache: Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. In: *Die Unterrichtspraxis* 2/29, 147–153.
- Schiewe, Jürgen (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Normsetzung, Normreflexion und Normverzicht. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hrsg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer (= *Germanistische Linguistik* 245), 401–416.
- Schiewe, Jürgen (2007): Angemessenheit, Prägnanz, Variation. Anmerkungen zum guten Deutsch aus sprachkritischer Sicht. In: Burkhardt, Armin (Hrsg.): *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. Mannheim: Dudenverlag (= *Thema Deutsch* 8), 369–380.
- Schmidlin, Regula (2011): *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Studia Linguistica Germanica* 106).
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: Schmidt (= *Grundlagen der Germanistik* 49).

- Schmieder, Falko (2017): Gleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. In: *Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie* 1–2/4, 325–363.
- Schneider, Jan Georg (2011): Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand. In: Arendt, Birte/Kiesendahl, Jana (Hrsg.): *Sprachkritik in der Schule. Theoretische Grundlagen und ihre praktische Relevanz*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 73–89.
- Schnörch, Ulrich (2008): Nicht ‚gehoben‘, ‚verhüllend‘, ‚fachsprachlich‘: Ein neues Konzept zur lexikographischen Beschreibung von Kultur- und Diskursabhängigkeit des Wortgebrauchs in lexiko. In: Valentin, Jean-Marie (Hrsg.): *Akten des 11. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 „Germanistik im Konflikt der Kulturen“*. Bern: Lang, 337–344.
- Schröder, Anne/Busse, Ulrich/Schneider, Ralf (Hrsg.) (2012a): *Codification, Canons and Curricula. Description and Prescription in Language and Literature*. Bielefeld: Aisthesis (= *Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft* 26).
- Schröder, Anne/Schneider, Ralf/Busse, Ulrich (2012b): Description and Prescription in Language and Literature: Introductory Remarks. In: Schröder, Anne/Busse, Ulrich/Schneider, Ralf (Hrsg.): *Codification, Canons and Curricula. Description and Prescription in Language and Literature*. Bielefeld: Aisthesis (= *Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft* 26), 9–18.
- Schröder, Konrad (2010): Grammatik und Grammatikographie in den angelsächsischen Ländern – und ihr Reflex im Bereich des Englischlernens und Englischunterrichts in Deutschland. In: Habermann, Mechthild (Hrsg.): *Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule*. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Thema Deutsch* 11), 371–390.
- Schrodt, Richard (1995): *Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen*. Wien: Passagen.
- Schulz, Matthias (2011): Funktionen von Bedeutungsangaben in der Geschichte der Rechtschreibwörterbücher. In: *Sprachwissenschaft* 36, 249–273.
- Schuster, Saskia (2016): *Variation und Wandel. Zur Konkurrenz morphologischer und syntaktischer A+N-Verbindungen im Deutschen und Niederländischen seit 1700*. Berlin, Boston: de Gruyter (= *Konvergenz und Divergenz* 4).
- Schwarz, Egon (1993): Zur ‚Krise‘ und den Aussichten der Germanistik in den Vereinigten Staaten. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 90/91, 235–239.
- Schwarz-Friesel, Monika (2006): Kohärenz vs. Textsinn: Didaktische Facetten einer linguistischen Theorie der textuellen Kontinuität. In: Scherner, Maximilian/Ziegler, Arne (Hrsg.): *Angewandte Textlinguistik. Perspektiven für den Deutsch- und Fremdsprachenunterricht*. Tübingen: Narr (= *Europäische Studien zur Textlinguistik* 2), 63–75.

- Schwarz-Friesel, Monika/Chur, Jeannette (2014): *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Searle, John (1969/2011): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. New York: Cambridge University Press.
- Seifert, Jan (2015): Sprachmeister und Sprachbeobachter. Anmerkungen zur Kodifikation der deutschen Aussprache im 19. Jahrhundert. In: *Aptum* 3/11, 209–229.
- Selinker, Larry (1972): Interlanguage. In: *IRAL – International Review of Applied Linguistics in Language Teaching* 3/10, 209–231.
- Selkirk, Elisabeth (1986): *The Syntax of Words*. Cambridge, Mass.: The MIT Press (= *Linguistic inquiry monographs* 7).
- Silverstein, Michael (1993): Metapragmatic discourse and metapragmatic function. In: Lucy, John A. (Hrsg.): *Reflexive language. Reported speech and metapragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press, 33–58.
- Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: *Language & Communication* 3–4/23, 193–229.
- Sinner, Carsten (2014): *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Spencer, Andrew (2016): Two Morphologies or One? Inflection versus Word-formation. In: Hippius, Andrew/Stump, Gregory T. (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of morphology*. Cambridge: Cambridge University Press (= *Cambridge handbooks in language and linguistics*), 27–49.
- Spiekermann, Helmut (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2004), 100–125.
- Spiekermann, Helmut (2006): Standardsprache als regionale Varietät – Regionale Standardvarietäten. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hrsg.): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Duisburg: Redaktion OBST (= *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 71), 81–99.
- Spiekermann, Helmut (2007): Standardsprache im DaF-Unterricht: Normstandard – nationale Standardvarietäten – regionale Standardvarietäten. In: *Linguistik online* 32, 119–137.
- Spiekermann, Helmut (2008): *Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards*. Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten* 526).
- Spiekermann, Helmut (2010): Variation in der deutschen Sprache. In: Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. 1. Halbband*. Berlin/Boston:

- de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 35.1), 343–359.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung. Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 3/1, 263–287.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin: de Gruyter.
- Spolsky, Bernard (2004): *Language Policy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Spolsky, Bernhard (2009): *Language management*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stalnaker, Robert (2002): Common ground. In: *Linguistics and Philosophy* 25, 701–721.
- Stark, Sebastian (2016): Grammatik als Palimpsest. Zur Ableitung des Kodex aus intertextuellen und metatextuellen Verweisstrukturen. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 177–193.
- Stark, Sebastian (2019): Varianz, Äquivalenz und Superposition. Was es bedeuten kann, wenn man von Zweifelsfällen spricht. In: Szczepaniak, Renata/Schmitt, Eleonore/Vieregge, Annika (Hrsg.): *Zweifelsfälle. Definition, Erforschung, Implementierung*. Hildesheim: Olms, 19–43.
- Stehl, Thomas (1990): Ansätze einer strukturalistischen Beschreibung der Variation im Französischen und Italienischen. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrsg.): *Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 45), 172–210.
- Stellmacher, Dieter (2001): Die deutsche Sprache in Norddeutschland. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hrsg.): *Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern*. Budapest-Pécs: Dialóg Campus Kiadó, 18–40.
- Stemper, Kathryn D./King, Kendall A. (2017): Language Planning and Policy. In: Aronoff, Mark/Rees-Miller, Janie (Hrsg.): *The handbook of linguistics*. Hoboken, NJ: Wiley-Blackwell (= *Blackwell handbooks in linguistics*), 655–673.
- Stephany, Ursula (1982): Inflectional and Lexical Morphology – a Linguistic Continuum. In: *Glossologia* 1, 27–55.
- Stern, Guy (1977): German: In the Poorhouse with the Other Humanities – And How to Get Out. In: *Monatshefte* 3/69, 245–250.
- Stewart, William A. (1968): A sociolinguistic typology for describing national multilingualism. In: Fishman, Joshua A. (Hrsg.): *Readings in the Sociology of Language*. Berlin: de Gruyter, 531–545.

- Steyer, Kathrin (1997): Irgendwie hängt alles mit allem zusammen – Grenzen und Möglichkeiten einer linguistischen Kategorie ‚Intertextualität‘. In: Klein, Josef/Fix, Ulla (Hrsg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg, 83–106.
- Stickel, Gerhard (2003): Zur deutschen Sprache: die Innensicht der Außensicht. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Deutsch von außen*. Berlin: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2002), 1–14.
- Stöckinger, Franziska (2015): Zum Info DaF-Diskurs um Bastian Sick aus der Perspektive des sozialen Kräftefeldes. In: Šichová, Kateřina et al. (Hrsg.): *Standardvarietät des Deutschen. Fallbeispiele aus der sozialen Praxis*. Berlin: Logos, 33–45.
- Stoetzel, Georg/Rickes, Joachim (1987): Die Duden-Grammatik von 1959 bis 1984: Ihre Rezeption in Rezensionen. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 1/18, 60–68.
- Stolte, Heinz/Paul, Hermann (1951): *Kurze deutsche Grammatik auf Grund der fünfbandigen deutschen Grammatik von Hermann Paul*: Niemeyer.
- Stopp, Frederick (1960): *A Manual of Modern German*. London: University Tutorial Press.
- Strauß, Sabine (2016): Niederländische Aussprachewörterbücher 1970–2000. Variation sowie Konzepte und Begriffe für die enthaltene Varietät. In: Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Würzburg: Universitätsbibliothek Würzburg (= *WespA. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten* 17), 251–271.
- Studer, Thomas (2002): Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber ... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz. In: *Linguistik online* 10, 113–131.
- Studer, Thomas (2003): Varietäten des Deutschen verstehen lernen. Überlegungen und Beobachtungen zum universitären DaF-Unterricht. In: Häcki Buhofer, Annelies/Hofer, Lorenz (Hrsg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Tübingen: Francke (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 83), 105–119.
- Stump, Gregory T. (2001): Inflection. In: Spencer, Andrew/Zwicky, Arnold M. (Hrsg.): *The Handbook of Morphology*. Hoboken, NJ: Wiley & Sons, 13–43.
- Stutterheim, Christiane von (2017): „Das ist nicht falsch, klingt aber irgendwie komisch“. Prinzipien der Sprachverwendung als Teil unseres Sprachwissens – Studien zum Sprachvergleich und zu fortgeschrittenen Lernervarietäten. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 47–64.
- Sutter, Patrizia (2017): *Diatopische Variation im Wörterbuch. Theorie und Praxis*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Studia Linguistica Germanica* 127).

- Szczepaniak, Renata (2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Teuber, Oliver (2005): *Analytische Verbformen im Deutschen. Syntax – Semantik – Grammatikalisierung*. Hildesheim: Olms (= *Germanistische Linguistik Monographien* 18).
- The Nuffield Foundation (2000): *Languages: the next generation. The final report and recommendations of The Nuffield Languages Inquiry*. London: The Nuffield Foundation.
- Thelen, Udo (1999): *Sprachliche Variation und ihre Beschreibung. Zur Markierungspraxis in der französischen Sprachlehre und Grammatikographie zwischen Maas und Rhein vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer (= *Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 294).
- Thieroff, Rolf/Vogel, Petra M. (2012): *Flexion*. Heidelberg: Winter (= *Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik* 7).
- Uhlendorf, Bernard (1926): Rezension zu: Curme, George O.: *A Grammar of the German Language*. In: *The Journal of English and Germanic Philology* 1/25, 140–142.
- Uhrig, Peter (2015): Why the Principle of No Synonymy is Overrated. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 3/63, 323–337.
- Unterstöger, Hermann (2019): Vergänglich und reflexiv. In: *Süddeutsche Zeitung*.
- van Cleve, John (1996): Reform or Retreat: Whither American Germanics? The Language of Reform. In: McCarthy, John/Schneider, Katrin (Hrsg.): *The Future of Germanistik in the USA. Changing Our Prospects*. Nashville: Vanderbilt University Press, 14–18.
- Vater, Heinz (2001): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten*. München: Fink.
- Vater, Heinz (2003): Valency and Diathesis. In: Cuyckens, Hubert et al. (Hrsg.): *Motivation in language. Studies in honor of Günter Radden*. Amsterdam: Benjamins (= *Current Issues in Linguistic Theory* 243), 99–122.
- Voeste, Anja (1999): *Varianz und Vertikalisierung. Zur Normierung der Adjektivdeklinaton in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Amsterdam: Rodopi.
- Walter, Maik/Grommes, Patrick (2008): Die Entdeckung des fortgeschrittenen Lerners in der Varietätenlinguistik. In: Walter, Maik/Grommes, Patrick (Hrsg.): *Fortgeschrittene Lernervarietäten. Korpuslinguistik und Zweitspracherwerbsforschung*. Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten* 520), 3–27.
- Warnke, Ingo (2007): Leitideen der funktional-pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. In: Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.): *Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Dokumentation germanistischer Forschung* 7), 341–365.

- Warren, Beatrice (1988): Semantics: Word meaning. In: Johannesson, Nils-Lennart (Hrsg.): *The dress of thought*. Lund: Studentlitteratur, 61–95.
- Watt, Dominic (2007): Variation and the variable. In: Llamas, Carmen/Mullany, Louise/Stockwell, Peter (Hrsg.): *The Routledge Companion to Sociolinguistics*. London/New York: Routledge (= *Routledge Companions*), 3–11.
- Watts, Richard J. (1999): The social construction of Standard English: Grammar writers as a ‚discourse community‘. In: Bex, Tony/Watts, Richard J. (Hrsg.): *Standard English. The widening debate*. London: Routledge, 40–68.
- Wegener, Heide (2010): Morphologie: Flexion. In: Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. 1. Halbband*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 35.1), 206–216.
- Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.) (2007): *Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang (= *Dokumentation germanistischer Forschung* 7).
- Weinreich, Uriel (1954): Is a Structural Dialectology Possible? In: *Word* 2–3/10, 388–400.
- Weinrich, Harald (1976): Die Wahrheit der Wörterbücher. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Probleme der Lexikologie und Lexikographie*. Düsseldorf: Schwann (= *IDS-Jahrbuch* 1975), 347–371.
- Weisgerber, Leo (1950/51): Grammatik im Kreuzfeuer. In: *Wirkendes Wort* 3/1, 129–139.
- Weisgerber, Leo (1960): Das Wagnis der Grammatik. In: *Wirkendes Wort* 6/10, 321–334.
- Wells, John (1982): *Accents of English I. An Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wesch, Andreas (1998): *Zum französischen Varietätenraum in Europa – ein Querschnitt durch sein spezifisches Profil im Vergleich zum Spanischen*. Freiburg i. Br., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., Habilitationsschrift.
- Wiegand, Herbert Ernst (1986): Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. In: Henne, Helmut et al. (Hrsg.): *Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden*. Berlin/New York: de Gruyter, 72–101.
- Wiegand, Herbert Ernst (2007): Von den Grenzen linguistischer Aufklärung mit dem und über das Wörterbuch. Ein Plädoyer für Metalexikographie. In: Feilke, Helmut/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hrsg.): *Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren (= *Wissenschaftskommunikation* 1), 119–128.
- Wierzbicka, Anna (1988): *The semantics of grammar*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Studies in language companion series* 18).

- Wilmanns, Wilhelm (1893): *Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Erste Abteilung: Lautlehre*. Straßburg: Trübner.
- Wilmanns, Wilhelm (1896): *Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Zweite Abteilung: Wortbildung*. Straßburg: Trübner.
- Wilmanns, Wilhelm (1906): *Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Dritte Abteilung: Flexion. 1. Hälfte: Verbum*. Straßburg: Trübner.
- Wilmanns, Wilhelm (1909): *Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Dritte Abteilung: Flexion. 2. Hälfte: Nomen und Pronomen*. Straßburg: Trübner.
- Wolf, Norbert Richard (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. Aus Anlaß des Erscheinens von: Wolfgang Pollak: Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 1/61, 66–76.
- Wright, Georg Henrik von (1979): *Norm und Handlung. Eine logische Untersuchung*. Königstein/Ts.: Scriptor (= *Monographien Wissenschaftstheorie und Grundlagenforschung* 10).
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (2001): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*. Berlin: Akademie-Verlag (= *studia grammatica* 21).
- Wyss, Eva L. (2017): Sprachnormurteile im Dilemma. Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer an Deutschschweizer Gymnasien beurteilen Sprachkompetenzen, Sprachgebrauch und Zweifelsfälle. In: Davies, Winifred V. et al. (Hrsg.): *Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke*. Tübingen: Narr Francke Attempto (= *Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 99), 147–188.
- Zabrocki, Ludwik (1970): Grundfragen der konfrontativen Grammatik. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Probleme der kontrastiven Grammatik*. Düsseldorf: Schwann (= *IDS-Jahrbuch* 1969), 31–52.
- Ziegler, Arne (2010): Grammatik und Neue Medien – ein pragmatischer Zugang. In: Habermann, Mechthild (Hrsg.): *Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule*. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (= *Thema Deutsch* 11), 150–172.
- Zifonun, Gisela (1987): Postgenerative Grammatik oder zurück zur Oberflächensyntax? Rezension zu: Eisenberg, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 1/15, 37–45.

- Zifonun, Gisela (2009): Zum Sprachverständnis der Grammatikographie: System, Norm und Korpusbezug. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *IDS-Jahrbuch* 2008), 333–354.
- Zifonun, Gisela (2017): Pronomina. In: Gunkel, Lutz et al. (Hrsg.): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Nominal. Teilband 1: Funktionale Domänen, Wort und Wortklassen*. Berlin/Boston: de Gruyter (= *Schriften des Instituts für Deutsche Sprache* 14.1), 519–799.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997a): *Grammatik der deutschen Sprache. Band 1*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Schriften des Instituts für Deutsche Sprache* 7.1).
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997b): *Grammatik der deutschen Sprache. Band 3*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Schriften des Instituts für Deutsche Sprache* 7.3).
- Zlobinska-Görtz, Marta (2018): „Die innere Form des Deutschen“ von Hans Glinz: Rezeption, Wirkung und sprachtheoretische Zuordnung. Düsseldorf, Heinrich-Heine-Universität, Inaugural-Dissertation.

Der Umstand, dass Grammatikschriften miteinander in mannigfaltigen Beziehungen stehen und durch die Auseinandersetzung mit vorangegangenen sprachbeschreibenden Werken wirkmächtige Traditionslinien ausbilden, gehört seit Jahrhunderten zu den von Verfasserinnen und Verfassern solcher Texte gerne aufgegriffenen Gemeinplätzen. Während Wechselbeziehungen auf theoretischer Ebene (etwa im Zuge der Frage nach der Evolution verschiedener Grammatikmodelle) regelmäßig zum Gegenstand meta-grammatikographisch angelegter germanistischer Forschung werden, wurde das breite Feld der in den Texten herangezogenen Sprachbeispiele sowie des zugehörigen Bewertungsvokabulars bisher nur selten dafür verwendet, die Tiefe der Verflechtungen zwischen einzelnen Grammatiktexten auszuloten und die materielle Gestalt entsprechender Traditionen zu eruieren. Noch seltener gerieten dabei Impulse aus dem Bereich des Deutschen als Fremdsprache in den Fokus. Die vorliegende Arbeit, deren Fundament ein umfangreiches Korpus einschlägiger deutsch- sowie englischsprachiger Grammatiktexte der deutschen Sprache bildet, hat vor diesem Hintergrund ein zweifaches Erkenntnisinteresse: Zum einen macht sie sich – im Sinne variationslinguistischer Grundlagenforschung – zur Aufgabe, den Umgang mit Varianten in der germanistischen Grammatikographie zwischen 1958 und 2015 mit den Mitteln computergestützter qualitativer Datenanalyse zu skizzieren. Zum anderen wird versucht, anhand dieser Wissensbestände intertextuelle Verweisstrukturen zu rekonstruieren, um so einen tieferen Einblick in die historische Genese dessen zu gewinnen, was als deutscher Grammatikodex bezeichnet werden könnte. Dabei deutet sich nicht zuletzt an, dass einzelne englischsprachige Publikationen stark am grammatikographischen Diskurs partizipieren und das engmaschige Textnetz gerade zu Beginn des Untersuchungszeitraums von prägnanten Impulsen aus dem fremdsprachlichen Raum profitiert.

Würzburg University Press

ISBN 978-3-95826-188-4



9 783958 261884